This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

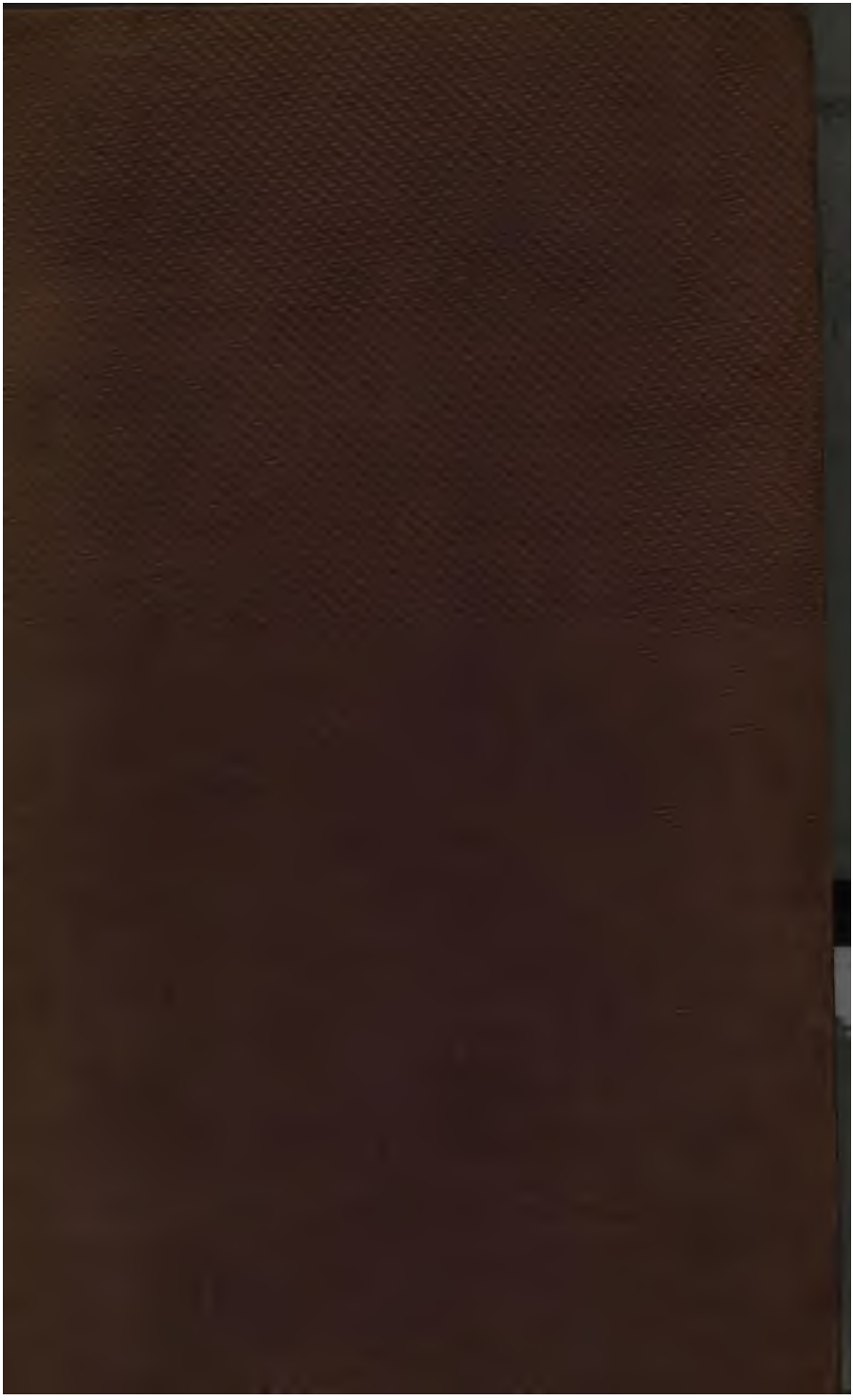
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



Given to the
German Seminar Library, Taylor Institution,
in memory of
Henry Tresawna Gerrans
Curator of the Taylor Institution
1908—1921
By his Wife

175 e. 27

GERMAN SEMINAR LIBRARY
TAYLOR INSTITUTION
OXFORD

Stoff

zu

Ausarbeitungen,

Besprechungen, freien Vorträgen und Reden,

in einer Menge

wissenschaftlich geordneter

Aufgaben, Dispositionen und Stylproben.

Ein Ideen-Magazin für Lehrer,

von

D. Theodor Heinsius,

ordentl. Professor am Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster,
Ehrenmitgliede der Deutschen Gesellschaft zu Leipzig ꝛc. ꝛc.,
Ritter des rothen Adlerordens vierter Klasse.

Scribere scribendo, dicendo dicere discs.

Fünfte, sehr vermehrte und verbesserte Ausgabe.

Berlin,
bei Duncker und Humblot.
1840.

Teut,

oder

theoretisch-praktisches

Lehrbuch

der gesammten

Deutschen Sprachwissenschaft.

Von

D. Theodor Heinsius,

ordentl. Professor am Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster,
Ehrenmitgliede der Deutschen Gesellschaft zu Leipzig ꝛc. ꝛc.,
Ritter des rothen Adlerordens vierter Klasse.

Fünfter Theil.

Fünfte, sehr vermehrte und verbesserte Ausgabe.

Berlin,
bei Duncker und Humblot.
1840.

L 1 11 4

GE,

GERMAN SEMINAR LIBRARY
TAYLOR
INSTITUTION
OXFORD

Gegenwärtiges sehr vermehrtes und verbessertes Werk ist nun wieder vollständig erschienen und umfaßt folgende Abtheilungen:

Band 1. Sprachlehre der Deutschen. 5te verb. Ausg.

Band 2. Vorschule der Sprach- und Redekunst. 5te verb. Ausg.

Band 3. Der Redner und Dichter; oder Anleitung zur Rede- und Dichtkunst. 6te verb. Ausg.

Band 4. Geschichte der Deutschen Literatur; oder der Sprach-, Dicht- und Redekunst der Deutschen. 5te verb. Ausg.

Band 5. Stoff zu Ausarbeitungen, Besprechungen, freien Vorträgen und Reden, in einer Menge wissenschaftlich geordneter Aufgaben, Dispositionen und Stylproben. 5te verb. Ausg.

Band 6. Lehrbuch des Deutschen Geschäftsstyls für angehende Geschäftsmänner. 2te verb. Ausg.

Jeder Band macht, unter den hier angezeigten Nebentiteln, ein für sich bestehendes Ganzes aus, und wird, nach den Bedürfnissen der Lehrer und Lernenden, einzeln abgelassen. Die Anschaffung des Ganzen gibt Anspruch auf einen geringern Preis, als den der einzelnen Abtheilungen.

GERMAN SEMINAR LIBRARY
TAYLOR
INSTITUTION
OXFORD

Vorrede

zur vierten Ausgabe.

Wenn Büffon ſagt: le Style c'est l'homme, ſo hat er in kurzen Worten eine Wahrheit hingeſtellt, die ſich an ſeiner gepriesenen Schreibart zunächſt, aber auch überall da bewährt, wo der Schreibende in ſeinem eigenen Charakter frei und ungezwungen handeln darf. In dieſem Falle (und er iſt der gewöhnliche für den Schriftſteller) gibt ſich der Menſch nach ſeiner ganzen wiſſenſchaftlichen und ſittlichen Bildung, nach der Eigenthümlichkeit ſeiner Anlagen und Kräfte, ſeiner Denk- und Sinnesart, ſo wie beſonders nach ſeiner Kenntniß in der Sprache, die er ſchreibt, nach ſeiner erlangten Sicherheit in der logiſchen

Anordnung der Gedanken, und nach der geschickten Handhabung in der Anwendung der rhetorischen Gesetze zu erkennen. Hieraus leuchtet ein, daß man vollkommen berechtiget ist, von dem Styl auf den Stylisten, von dem Werk auf den Schöpfer desselben zurück zu gehen, und seine Gesammtbildung nach dem Werth seiner Arbeit zu beurtheilen.

Diese Ansicht war es auch wohl, welche das Königl. Preuß. Schul-Collegium der Provinz Brandenburg bestimmte, in seinem Rescript, d. d. Berlin den 21. August 1829, sämmtlichen Directoren und Rectoren der Gelehrtenschulen anzuempfehlen, bei den Abiturienten-Prüfungen und den Deliberationen über dieselben mehr Rücksicht zu nehmen auf den Deutschen Aufsatz, „als diejenige Arbeit des Abiturienten, in welcher sich das Maß seiner Bildung am klarsten darlegen kann;“ und in den rhetorischen Lehrstunden „die Deutschen Aufsätze und die Anleitung zu eigenen freien mündlichen Vorträgen zu einem besondern Gegenstande der Aufmerksamkeit zu machen.“

Man wird diese Anordnung um so preiswürdiger nennen müssen, wenn man weiß, wie sehr

der Unterricht in der Deutschen Sprache auf vielen Gelehrtenschulen vernachlässigt, oder wie verkehrt und planlos er getrieben, und wie vornehm-verächtlich er nicht selten gegen andere Gegenstände des Schulunterrichts zurückgedrängt wird. Daraus erklären sich die Erfahrungen und Klagen älterer Geschäftsmänner, daß die ihnen zugeordneten Untergebenen weder schreiben noch sprechen könnten, und daß selbst diejenigen die einfachsten Gedanken nicht deutlich zu formen verständen, die von ihren Schulen ein rühmliches Zeugniß ihrer Griechischen, Lateinischen und mathematischen Kenntniß aufzuweisen hätten. Fremde Wortformen und Zahlen allein (so nöthig sie auch sind) geben nicht jene geistige Biegsamkeit und Kraft, die der Stylist und denkende Geschäftsmann braucht, um einen Stoff zu durchdenken, Begriffe und Ideen in sich zu wecken, und frei die Sprache nach vernünftigen Zwecken zu beherrschen. Dies erlernt sich nur in solchen Stunden, welche eigens dazu bestimmt sind, in den Geist und die Eigenthümlichkeiten der Muttersprache einzudringen, in ihr Begriffe, Urtheile und Schlüsse zu bilden, in ihr wissenschaftliche

Ideen in den zweckmäßigsten Formen aufzufassen und wiederzugeben, und in ihr große Musterbilder zur Nachahmung und zum Studium anzuschauen. Und diesen Unterricht geben zunächst oder allein die Deutschen Stunden, wenn man darunter nicht, nach der gemeinen Ansicht, ein dürftiges Einüben grammatischer Formen unsrer Muttersprache versteht, sondern ein vielseitiges methodisches Anregen des Geistes, Deutsch zu denken, Deutsch zu sprechen und Deutsch zu schreiben, durch alle die Mittel, welche Grammatik, Wörterbuch, Logik, Rhetorik und Philosophie der Sprache in Verbindung mit den höchsten Musterbildern der Prosa und Poesie so reichlich darbieten. Wo dieser Sinn und Geist auf Schulen waltet, da werden auch Denker, Sprecher und Stylisten gebildet; und aus dem Streben der Schüler nach größerer Klarheit und Gewandtheit, das Angeeignete auf eine zusagende Weise durch das lebendige Wort mitzutheilen, werden (um mit den Worten jenes Reskripts zu reden) auch für das praktische Leben gute Früchte hervorgehen.

Einen Theil des Stoffs zu diesem Unterricht darzubieten, ist die Bestimmung dieses Handbuchs.

welches, als der fünfte Theil des Teut, hier in seiner vierten Ausgabe erscheint. Der erste Abdruck desselben fällt in das Jahr 1812; wiederholt und mit Zusätzen ausgestattet wurde es 1818, und zum dritten Male durchgesehen und verbessert 1822. In allen diesen Ausgaben betrug das Buch 16½ Bogen. Jetzt ist es durchweg in allen seinen Abschnitten verbessert, theilweise umgearbeitet, und in den Aufgaben und Stylproben beträchtlich vermehrt worden, so daß die Zahl der Aufgaben auf 1428, und die Zahl der Stylproben auf 40 angewachsen ist. In dieser veredelten und erweiterten Gestalt wird es allen wissenschaftlichen Lehranstalten, für welche Art des Berufs sie auch ihre Zöglinge bilden mögen, zweckmäßigen und hinreichenden Stoff zu regelmäßigen Stylübungen, nicht nur für häusliche Beschäftigung, sondern auch für sogenannte Extemporalien und Besprechungen darbieten, worüber sich die Einleitung umständlicher erklärt. Wo aber eine große Auswahl des Leichten und Schweren gegeben ist, wird der Lehrer auch mehr Befriedigung für das Bedürfniß jeder Klasse finden, und in die Uebungen selbst eine größere Mannichfaltigkeit

bringen können. So darf der Verfasser hoffen, daß dieses Handbuch noch fernerhin dem nützlichen Schulzweck, den es verfolgt, zusagen werde.

Berlin im December 1829.

Th. Heinsius.

Vorrede

zur fünften Ausgabe.

Die fünfte Ausgabe dieses Ideen-Magazins für diejenigen Lehrer, welche den Unterricht in Deutscher, aber auch in einer fremden Sprache zu ertheilen haben, hat in allen ihren Theilen eine veränderte Gestalt gewonnen. Einige Aufgaben sind gestrichen, andere abgeändert oder mit einzelnen Winken über den darin liegenden Stoff begleitet worden; neu hinzugekommen sind 130, so daß sich ihre Gesammtzahl jetzt auf 1558 beläuft. Die Dispositionen haben ihre Stelle unmittelbar nach den Aufgaben erhalten. Die Stylproben sind an Zahl um einige vermindert; an die Stelle der weggenommenen aber sind drei andere getreten, die durch innern Gehalt und

Zweckmäßigkeit für Schulen hinreichend entschädigen werden.

Die Leitung des Deutschen Unterrichts, besonders der Ausarbeitungen und Vorträge auf unsern Gymnasien, hat eigenthümliche Schwierigkeiten, die nur derjenige recht zu bekämpfen versteht, der die Wichtigkeit dieses Objects nach Zweck und Mitteln wohl erkannt hat. Viel Gutes darüber ist schon gesagt; das Beste der neuern Zeit findet sich in Fr. Traugott Friedemann's Paränesen ꝛc. von J. H. Deinhardt (4ter Bd. 1839, S. 182 bis 187), dessen Abhandlung die sorgfältige Beachtung aller denkenden Lehrer verdient.

Möge dies Buch auch in seiner verbesserten Form noch fernerhin zur Förderung des guten Zwecks mitwirken!

Berlin im September 1840.

Th. Heinsius.

Inhaltsanzeige.

Einleitung. Ueber Deutsche Stylübungen auf Schulen Seite 1

I.

Aufgaben zu Deutschen Stylübungen.

Untere Bildungsstufe . . . . . S. 11
Mittlere Bildungsstufe . . . . . — 12
1. Kleine vorbereitende Fragen zur Weckung des Nachdenkens S. 13
2. Grammatische Fragen . . . . . — 15
3. Beschreibungen . . . . . — 17
4. Erzählungen . . . . . — 19
5. Sprichwörter und Denksprüche . . . . — 21
6. Kleine Briefe, Gespräche und Geschäftsaufsätze . — 25
7. Vermischte Aufgaben, meist für die Reifern der mittlern Bildungsstufe . . . . . S. 31
Höhere Bildungsstufe . . . . . — 39
A. Stoff zu Besprechungen . . . . . — 40
B. Aufgaben nach den Schul-Wissenschaften geordnet — 42
1. Grammatische und rhetorische Aufgaben . . . — 42
2. Synonymische . . . . . — 44
3. Aus der Sittenlehre, Religion und Religionsgeschichte — 46
4. Aus der politischen Geschichte und bürgerlichen Gesetzgebung S. 51
5. Aus der Philologie . . . . . — 57
6. Aus der Mythologie . . . . . — 58
7. Aus den Alterthümern . . . . . — 59
8. Aus der Archäologie und Kunstgeschichte . . — 61

9. Aus der Poetik . . . . . S. 62
10. Aus der Literaturgeschichte der Deutschen . . — 64
11. Aus der empirischen Psychologie, Anthropologie und Logik S. 66
12. Aus der Geschichte der Philosophie der Griechen und Römer S. 68
C.*) Aufgaben nach den verschiedenen Stylarten und Redeformen.
1. Der historische Styl . . . . . S. 69
2. Lehrstyl . . . . . — 71
3. Versuche im bildlichen Styl . . . . . — 73
4. Versuche im affektvollen Vortrag . . . . — 75
5. im komischen und scherzhaft-satir. Styl . . — 77
6. Dialogen, Briefe, Reden ꝛc. . . . . — 77
7. Nachlese. Vermischte Aufgaben, einem großen Theile nach aus inhaltreichen Spruchreden und Parallel-Stellen mustergiltiger Schriftsteller bestehend, und mit Winken über den darin liegenden Stoff begleitet . . . . . S. 81
D.**) Lesearten aus Klopstock, Ramler und Schiller — 104

II.

Dispositionen und Ideen zu Deutschen Aufsätzen.

1. Woraus läßt sich das Recht des Menschen über das Leben der Thiere beweisen? . . . . . S. 118
2. Welchen Veränderungen ist eine lebende Sprache unterworfen? S. 120
3. Ueber die Wahl unsrer Lectüre, mit besonderer Hinsicht auf den Studirenden . . . . . S. 121
4. Ueber den Nationalhaß . . . . . — 122
5. Ueber Originalität . . . . . — 123
6. Ueber die beste Art, sittliche Größe zu ehren . — 125
7. Ueber die Hindernisse eines zweckmäßigen Studirens — 125
8. Welche Vortheile gewährt uns das Uebersetzen aus fremden Sprachen? . . . . . S. 126
9. Folgen der Entdeckung Amerika's . . . . — 127
10. Ueber die Naturtriebe der Thiere . . . . — 128
11. Die äußern Uebel in der Welt als Wohlthat betrachtet — 128
12. Ueber die Gewohnheit . . . . . — 128
13. Ueber den Zweikampf (Duell) . . . . . — 129
14. Ueber die Nothlüge . . . . . — 129
15. Ueber die Selbstkenntniß . . . . . — 130

*) Durch einen übersehenen Setzfehler steht im Text B. statt C., und

**) C. statt D.

16. Ueber die Wahl eines Berufs . . . . S. 131
17. Ueber die Einheit in einem Werk der Redekunst — 132
18. Vortheile des Disputirens . . . . . — 133
19. Ueber die Selbstschätzung . . . . . — 134
20. Von den Hauptlehren der Sokratischen Philosophie — 135
21. Hat Christus die Sklaverei gebilligt? . . — 136
22. Ueber den Einfluß der Punischen Kriege auf den Zustand der Römer . . . . . S. 137
23. Ueber die öffentliche Meinung . . . . . — 138
24. Ueber die Anlegung eines literarischen Tagebuchs — 139
25. Ueber die Kunst, die Menschen gut zu finden . — 140
26. Was bewirkte den Verfall der Römischen Sprache bald nach dem Augusteischen Zeitalter? . . . . . S. 141
27. Das goldene Zeitalter, nach den Vorstellnngen der alten Welt S. 143
28. Ueber die Ursachen der Entartung des Römischen Volks in den letzten Jahrhund. der Republik . . . S. 144
29. Blüthen und Hoffnungen. (Ein Gleichniß.) . — 144

III.

Gedankenstoff in verschiedenen Stylproben.

Vorwort . . . . . S. 146
1. Lob der Wissenschaften. Von Garve. . . — 148
2. Ueber den Einfluß einiger besondern Umstände auf die Bildung unserer Sprache und Literatur. Von Garve. S. 157
3. Malerei und Poesie. Von Lessing . . — 173
4. Von dem Virgilischen Laokoon und der Gruppe. Von Lessing S. 176
5. Die Statue des Vatikanischen Apollo. Von Winckelmann. S. 181
6. Wie hat sich der Begriff von Gottheiten in dem frühesten Zeitalter gebildet? Von Wieland . . S. 183
7. Zur Beantwortung der Frage: ob Luxus und Kultur den Völkern wohlthätig sind. Von Sturz. . . S. 188
8. Ueber Revolutionen. Von Heeren. . . . — 190
9. Ueber die Gleichförmigkeit der Kräfte in der sittlichen Welt. Von G. Forster. . . . . S. 194
10. Die Curmethoden. Von Engel. . . . — 198
11. Zwei Gespräche. Von Engel. . . . — 202
12. Dreizehnter Brief. Aus Engel's Mimik . — 211
13. Charakteristik des Marinelli von Engel. . — 216
14. Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den Griechen. Von Herder. . . . . S. 223

15. Ueber die Bildung des Geschmacks. Von Herder. S. 230
16. Wie gelangt man zu einem guten Vortrag seiner Empfindungen? Von Möser. . . . . S. 236
17. Urgestalt des Landes Schweiz. Von Joh. v. Müller. — 240
18. Das Deutsche Mittelalter. Von Arndt. . . . — 242
19. Teutschland. Von Luden. . . . . — 241
20. Darlegung der deutschen Grundzüge in der Geschichte der kirchlichen Reformation. Von Fichte. . . S. 250
21. Betrachtungen über Solon's Gesetzgebung. Aus Barthelemy's Anacharsis. . . . . S. 266
22. Charakteristik des Alcibiades. Aus Barthelemy's Anacharsis. . . . . S. 268
23. Geist der griechischen Poesie. Von Jenisch. . — 272
24. Homer und Virgil. Aus Blair's Vorlesungen ꝛc. — 277
25. Welche Lebensart war der Erfindung der Künste am zuträglichsten? Von Siebenkees. . . . . S. 279
26. Charakter des Christenthums. Von Schleiermacher. S. 282
27. Bestimmung des Begriffs Humanität. Von Ferd. Delbrück. . . . . S. 288
28. Gemälde eines humanen Charakters. Von Ferd. Delbrück. S. 292
29. Ueber den Trost. Von Jean Paul. . . — 293
30. Ueber die traurigen Scenen der Vernichtung in der Kultur. Von v. Göthe. . . . . S. 296
31. Der arme Jakob, der genug hat. Von Benjamin Franklin. . . . . S. 298
32. Ueber den Trieb zur Einsamkeit. Von Zimmermann. S. 304
33. Poesie der Griechen bis auf Sophokles. Von Friedrich Schlegel. . . . . S. 311
34. Ueber das Objective und Subjective in der Poesie, von Ancillon. . . . . S. 322
35. Ueber Göthe und Schiller, von demselben. . — 328

Einleitung.

Ueber Deutsche Stylübungen auf Schulen.

Es ist allgemein angenommen, daß Deutsche Stylübungen auf allen Schulen ein höchst nützliches Mittel zur Sprach- und Verstandesbildung der Jugend sind. Um so mehr wird der Lehrer, dem solche übertragen werden, sich klar machen müssen: wozu und wie sie angestellt werden sollen? Die erste Frage fodert Auskunft über den Zweck, die zweite über die Methode oder die Art dieses Unterrichts.

Stylübungen überhaupt betrachten wir als bildende Versuche, das Gedachte und Empfundene durch den schriftlichen Ausdruck zweckmäßig darzustellen. Es soll also durch sie nicht, wie bei dem wissenschaftlichen Unterricht, zu der Masse von Kenntnissen und Vorstellungen etwas hinzugethan, sondern vielmehr aus derselben das, was die Darstellung fodert, herausgenommen, geordnet, verbunden, und nach dem Gesetze der Einheit zu einem schönen Ganzen gestaltet werden. Kenntnisse, die der angehende Stylist bei der Sammlung seines Stoffes durch Nachlesen oder durch mündliche Belehrung seines Erziehers und Lehrers sich aneignet, werden allerdings manche Lücke in seinem Wissen ausfüllen, manche ihm mangelnde

Erfahrungen ersetzen und anderweitige Vortheile gewähren; doch werden sie hier mehr gelegentlich und zufällig als beabsichtigt und planmäßig gegeben werden. Aber Verstand, Urtheilskraft und Phantasie sollen an diesen Uebungen in Thätigkeit gesetzt, gestärkt, und zu eigenen, immer höheren Schöpfungen hingeführt werden. Hieraus ergibt sich, daß der allgemeine Zweck der Stylübungen kein andrer sein kann, als der: die innern Kräfte zur Selbstthätigkeit zu beleben, und in dem freien Gebrauch derselben eine Fertigkeit und Gewandtheit zu erzielen, durch welche man mit Sicherheit über sie gebieten kann.

Sprechen wir aber von Deutschen Stylübungen, so knüpft sich an den allgemeinen Zweck der besondere an, der aus der Sprache hervorgeht, in welcher diese Uebungen angestellt werden. In so fern wir nämlich aus der Menge der Sprachen gerade diese herausgreifen, geben wir zu erkennen, daß es uns jetzt noch besonders um die Sprache selbst zu thun sei, und daß wir den Zweck haben, uns jene Fertigkeit der schriftlichen Darstellung gerade in dieser Sprache anzueignen, um frei über alle Zeichen und Verbindungen derselben gebieten zu können. Da nun aber weder der allgemeine Zweck ohne den besondern, noch der besondere ohne den allgemeinen erreicht werden kann, indem beide ihrem Wesen nach eng verbunden sind; so sieht man, daß der letzte Zweck aller Stylübungen, also auch der Deutschen, die innigste Verbindung des Geistes mit der Form, des Gedankens mit dem Zeichen der Sache, mit dem Bilde sein muß. Wie hoch stehen also diese Uebungen, da in ihnen der jugendliche Geist seine Schöpferkraft entwickeln und bilden, und am Ende der ganze Mensch sich aussprechen soll!

Fragen wir nun: wie dieser Zweck erreicht werden kann? so erfodert diese Frage eine nähere Entwickelung der Methode selbst, die der Lehrer bei diesen Uebungen,

besonders in zahlreichen Klassen, anzuwenden hat. Im Allgemeinen müssen wir hier feststellen: daß Deutsche Stylübungen, selbst in ihren ersten Anfängen, eine schon anderweitig erlangte Geistesbildung und eine gewisse Masse von anschaulichen Kenntnissen voraussetzen, indem ohne Vorstellungen, und ohne Kraft, dieselben zu verarbeiten, eine sinnliche Darstellung überall nicht möglich ist. Wir begegnen damit nur der schädlichen Meinung, als könne man mit diesen Uebungen nicht früh genug anfangen, — eine Meinung, die gegen alle natürliche und ordnungsmäßige Entwickelung des Geistes streitet, und die nachtheilige Folge hat, daß die noch schwache Kraft, um das Gefoderte zu schaffen, sich an ein seichtes Geschwätz und an einen leeren Wortkram gewöhnt, wodurch das Geschäft der nachfolgenden Bildung aufgehalten und erschwert wird. Im Besondern aber haben wir bei der Methode auf den Stoff, auf die Hilfsmittel und die Verbesserung (Correctur) der Arbeiten zu sehen.

Was zuerst den Stoff betrifft, so stellen wir hier als Grundsatz fest: daß er den Einsichten, Erfahrungen und Kenntnissen des Schreibenden angemessen sei, also in dem Bereich seines Nachdenkens und Wissens liege, und mit andern Unterrichtsgegenständen der Schule so viel als möglich in Verbindung stehe. In dem Geschäft der Geistesbildung muß, wenn sie gedeihen soll, Ordnung herrschen. Diese aber erfodert ein allmähliges Fortschreiten vom Leichten zum Schweren, eine natürliche, aus der Empfänglichkeit dessen, der gebildet werden soll, sich ergebende Stufenfolge, in der, ohne Gefahr der Verbildung und der Ungründlichkeit, nichts überschritten werden darf. Eben dies aber macht es auch nothwendig, den Stoff nur aus dem Kreise zu entlehnen, in welchem der Schreibende sich schon etwas frei zu bewegen vermag. Gefühle, die noch schlummern, und zu denen in der Brust noch nie etwas Aehnliches vorhanden war, Vorstellungen, die sich nicht aus der Masse der vorhandenen durch Nachdenken

bringen können. So darf der Verfasser hoffen, daß dieses Handbuch noch fernerhin dem nützlichen Schulzweck, den es verfolgt, zusagen werde.

Berlin im December 1829.

Th. Heinsius.

Vorrede

zur fünften Ausgabe.

Die fünfte Ausgabe dieses Ideen-Magazins für diejenigen Lehrer, welche den Unterricht in Deutscher, aber auch in einer fremden Sprache zu ertheilen haben, hat in allen ihren Theilen eine veränderte Gestalt gewonnen. Einige Aufgaben sind gestrichen, andere abgeändert oder mit einzelnen Winken über den darin liegenden Stoff begleitet worden; neu hinzugekommen sind 130, so daß sich ihre Gesammtzahl jetzt auf 1558 beläuft. Die Dispositionen haben ihre Stelle unmittelbar nach den Aufgaben erhalten. Die Stylproben sind an Zahl um einige vermindert; an die Stelle der weggenommenen aber sind drei andere getreten, die durch innern Gehalt und

Zweckmäßigkeit für Schulen hinreichend entschädigen werden.

Die Leitung des Deutschen Unterrichts, besonders der Ausarbeitungen und Vorträge auf unsern Gymnasien, hat eigenthümliche Schwierigkeiten, die nur derjenige recht zu bekämpfen versteht, der die Wichtigkeit dieses Objects nach Zweck und Mitteln wohl erkannt hat. Viel Gutes darüber ist schon gesagt; das Beste der neuern Zeit findet sich in Fr. Traugott Friedemann's Paränesen ꝛc. von J. H. Deinhardt (4ter Bd. 1839, S. 182 bis 187), dessen Abhandlung die sorgfältige Beachtung aller denkenden Lehrer verdient.

Möge dies Buch auch in seiner verbesserten Form noch fernerhin zur Förderung des guten Zwecks mitwirken!

Berlin im September 1840.

Th. Heinsius.

Inhaltsanzeige.

Einleitung. Ueber Deutsche Stylübungen auf Schulen Seite 1

I.

Aufgaben zu Deutschen Stylübungen.

Untere Bildungsstufe . . . . . S. 11
Mittlere Bildungsstufe . . . . . — 12
1. Kleine vorbereitende Fragen zur Weckung des Nachdenkens S. 13
2. Grammatische Fragen . . . . . — 15
3. Beschreibungen . . . . . — 17
4. Erzählungen . . . . . — 19
5. Sprichwörter und Denksprüche . . . . — 21
6. Kleine Briefe, Gespräche und Geschäftsaufsätze . — 25
7. Vermischte Aufgaben, meist für die Reifern der mittlern Bildungsstufe . . . . . S. 31
Höhere Bildungsstufe . . . . . — 39
A. Stoff zu Besprechungen . . . . . — 40
B. Aufgaben nach den Schul-Wissenschaften geordnet — 42
1. Grammatische und rhetorische Aufgaben . . — 42
2. Synonymische . . . . . — 44
3. Aus der Sittenlehre, Religion und Religionsgeschichte — 46
4. Aus der politischen Geschichte und bürgerlichen Gesetzgebung S. 51
5. Aus der Philologie . . . . . — 57
6. Aus der Mythologie . . . . . — 58
7. Aus den Alterthümern . . . . . — 59
8. Aus der Archäologie und Kunstgeschichte . . — 61

9. Aus der Poetik . . . . . S. 62
10. Aus der Literaturgeschichte der Deutschen . . . — 64
11. Aus der empirischen Psychologie, Anthropologie und Logik S. 66
12. Aus der Geschichte der Philosophie der Griechen und Römer S. 68
C.*) Aufgaben nach den verschiedenen Stylarten und Redeformen.
1. Der historische Styl . . . . . S. 69
2. Lehrstyl . . . . . — 71
3. Versuche im bildlichen Styl . . . . . — 73
4. Versuche im affektvollen Vortrag . . . . — 75
5. im komischen und scherzhaft-satir. Styl . . — 77
6. Dialogen, Briefe, Reden ꝛc. . . . . — 77
7. Nachlese. Vermischte Aufgaben, einem großen Theile nach aus inhaltreichen Spruchreden und Parallel-Stellen mustergiltiger Schriftsteller bestehend, und mit Winken über den darin liegenden Stoff begleitet . . . . . S. 81
D.**) Lesearten aus Klopstock, Ramler und Schiller — 104

II.

Dispositionen und Ideen zu Deutschen Aufsätzen.

1. Woraus läßt sich das Recht des Menschen über das Leben der Thiere beweisen? . . . . . S. 118
2. Welchen Veränderungen ist eine lebende Sprache unterworfen? S. 120
3. Ueber die Wahl unsrer Lectüre, mit besonderer Hinsicht auf den Studirenden . . . . . S. 121
4. Ueber den Nationalhaß . . . . . — 122
5. Ueber Originalität . . . . . — 123
6. Ueber die beste Art, sittliche Größe zu ehren . — 125
7. Ueber die Hindernisse eines zweckmäßigen Studirens — 125
8. Welche Vortheile gewährt uns das Uebersetzen aus fremden Sprachen? . . . . . S. 126
9. Folgen der Entdeckung Amerika's . . . . — 127
10. Ueber die Naturtriebe der Thiere . . . . — 128
11. Die äußern Uebel in der Welt als Wohlthat betrachtet — 128
12. Ueber die Gewohnheit . . . . . — 128
13. Ueber den Zweikampf (Duell) . . . . . — 129
14. Ueber die Nothlüge . . . . . — 129
15. Ueber die Selbstkenntniß . . . . . — 130

*) Durch einen übersehenen Setzfehler steht im Text B. statt C., und

**) C. statt D.

16. Ueber die Wahl eines Berufs . . . . S. 131
17. Ueber die Einheit in einem Werk der Redekunst — 132
18. Vortheile des Disputirens . . . . . — 133
19. Ueber die Selbstschätzung . . . . . — 134
20. Von den Hauptlehren der Sokratischen Philosophie — 135
21. Hat Christus die Sklaverei gebilligt? . . — 136
22. Ueber den Einfluß der Punischen Kriege auf den Zustand der Römer . . . . . S. 137
23. Ueber die öffentliche Meinung . . . . . — 138
24. Ueber die Anlegung eines literarischen Tagebuchs — 139
25. Ueber die Kunst, die Menschen gut zu finden . — 140
26. Was bewirkte den Verfall der Römischen Sprache bald nach dem Augusteischen Zeitalter? . . . . . S. 141
27. Das goldene Zeitalter, nach den Vorstellungen der alten Welt S. 143
28. Ueber die Ursachen der Entartung des Römischen Volks in den letzten Jahrhund. der Republik . . . S. 144
29. Blüthen und Hoffnungen. (Ein Gleichniß.) . — 144

III.

Gedankenstoff in verschiedenen Stylproben.

Vorwort . . . . . S. 146
1. Lob der Wissenschaften. Von Garve. . . — 148
2. Ueber den Einfluß einiger besondern Umstände auf die Bildung unserer Sprache und Literatur. Von Garve. S. 157
3. Malerei und Poesie. Von Lessing . . — 173
4. Von dem Virgilischen Laokoon und der Gruppe. Von Lessing S. 176
5. Die Statue des Vatikanischen Apollo. Von Winckelmann. S. 181
6. Wie hat sich der Begriff von Gottheiten in dem frühesten Zeitalter gebildet? Von Wieland . . S. 183
7. Zur Beantwortung der Frage: ob Luxus und Kultur den Völkern wohlthätig sind. Von Sturz. . . S. 188
8. Ueber Revolutionen. Von Heeren. . . — 190
9. Ueber die Gleichförmigkeit der Kräfte in der sittlichen Welt. Von G. Forster. . . . . S. 194
10. Die Curmethoden. Von Engel. . . . — 198
11. Zwei Gespräche. Von Engel. . . . — 202
12. Dreizehnter Brief. Aus Engel's Mimik . — 211
13. Charakteristik des Marinelli von Engel. . — 216
14. Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den Griechen. Von Herder. . . . . S. 223

15. Ueber die Bildung des Geschmacks. Von Herder. S. 230
16. Wie gelangt man zu einem guten Vortrag seiner Empfindungen? Von Möser. . . . . S. 236
17. Urgestalt des Landes Schweiz. Von Joh. v. Müller. — 240
18. Das Deutsche Mittelalter. Von Arndt. . . — 242
19. Teutschland. Von Luden. . . . . — 241
20. Darlegung der deutschen Grundzüge in der Geschichte der kirchlichen Reformation. Von Fichte. . . S. 250
21. Betrachtungen über Solon's Gesetzgebung. Aus Barthelemy's Anacharsis. . . . . S. 266
22. Charakteristik des Alcibiades. Aus Barthelemy's Anacharsis. . . . . S. 268
23. Geist der griechischen Poesie. Von Jenisch. . — 272
24. Homer und Virgil. Aus Blair's Vorlesungen ꝛc. — 277
25. Welche Lebensart war der Erfindung der Künste am zuträglichsten? Von Siebenkees. . . . . S. 279
26. Charakter des Christenthums. Von Schleiermacher. S. 282
27. Bestimmung des Begriffs Humanität. Von Ferd. Delbrück. . . . . S. 288
28. Gemälde eines humanen Charakters. Von Ferd. Delbrück. S. 292
29. Ueber den Trost. Von Jean Paul. . . — 293
30. Ueber die traurigen Scenen der Vernichtung in der Kultur. Von v. Göthe. . . . . S. 296
31. Der arme Jakob, der genug hat. Von Benjamin Franklin. . . . . S. 298
32. Ueber den Trieb zur Einsamkeit. Von Zimmermann. S. 304
33. Poesie der Griechen bis auf Sophokles. Von Friedrich Schlegel. . . . . S. 311
34. Ueber das Objective und Subjective in der Poesie, von Ancillon. . . . . S. 322
35. Ueber Göthe und Schiller, von demselben. . — 328

Einleitung.

Ueber Deutsche Stylübungen auf Schulen.

Es ist allgemein angenommen, daß Deutsche Stylübungen auf allen Schulen ein höchst nützliches Mittel zur Sprach- und Verstandesbildung der Jugend sind. Um so mehr wird der Lehrer, dem solche übertragen werden, sich klar machen müssen: wozu und wie sie angestellt werden sollen? Die erste Frage fodert Auskunft über den Zweck, die zweite über die Methode oder die Art dieses Unterrichts.

Stylübungen überhaupt betrachten wir als bildende Versuche, das Gedachte und Empfundene durch den schriftlichen Ausdruck zweckmäßig darzustellen. Es soll also durch sie nicht, wie bei dem wissenschaftlichen Unterricht, zu der Masse von Kenntnissen und Vorstellungen etwas hinzugethan, sondern vielmehr aus derselben das, was die Darstellung fodert, herausgenommen, geordnet, verbunden, und nach dem Gesetze der Einheit zu einem schönen Ganzen gestaltet werden. Kenntnisse, die der angehende Stylist bei der Sammlung seines Stoffes durch Nachlesen oder durch mündliche Belehrung seines Erziehers und Lehrers sich aneignet, werden allerdings manche Lücke in seinem Wissen ausfüllen, manche ihm mangelnde

Erfahrungen ersetzen und anderweitige Vortheile gewähren; doch werden sie hier mehr gelegentlich und zufällig als beabsichtigt und planmäßig gegeben werden. Aber Verstand, Urtheilskraft und Phantasie sollen an diesen Uebungen in Thätigkeit gesetzt, gestärkt, und zu eigenen, immer höheren Schöpfungen hingeführt werden. Hieraus ergibt sich, daß der allgemeine Zweck der Stylübungen kein andrer sein kann, als der: die innern Kräfte zur Selbstthätigkeit zu beleben, und in dem freien Gebrauch derselben eine Fertigkeit und Gewandtheit zu erzielen, durch welche man mit Sicherheit über sie gebieten kann.

Sprechen wir aber von Deutschen Stylübungen, so knüpft sich an den allgemeinen Zweck der besondere an, der aus der Sprache hervorgeht, in welcher diese Uebungen angestellt werden. In so fern wir nämlich aus der Menge der Sprachen gerade diese herausgreifen, geben wir zu erkennen, daß es uns jetzt noch besonders um die Sprache selbst zu thun sei, und daß wir den Zweck haben, uns jene Fertigkeit der schriftlichen Darstellung gerade in dieser Sprache anzueignen, um frei über alle Zeichen und Verbindungen derselben gebieten zu können. Da nun aber weder der allgemeine Zweck ohne den besondern, noch der besondere ohne den allgemeinen erreicht werden kann, indem beide ihrem Wesen nach eng verbunden sind; so sieht man, daß der letzte Zweck aller Stylübungen, also auch der Deutschen, die innigste Verbindung des Geistes mit der Form, des Gedankens mit dem Zeichen der Sache, mit dem Bilde sein muß. Wie hoch stehen also diese Uebungen, da in ihnen der jugendliche Geist seine Schöpferkraft entwickeln und bilden, und am Ende der ganze Mensch sich aussprechen soll!

Fragen wir nun: wie dieser Zweck erreicht werden kann? so erfodert diese Frage eine nähere Entwickelung der Methode selbst, die der Lehrer bei diesen Uebungen,

besonders in zahlreichen Klassen, anzuwenden hat. Im Allgemeinen müssen wir hier feststellen: daß Deutsche Stylübungen, selbst in ihren ersten Anfängen, eine schon anderweitig erlangte Geistesbildung und eine gewisse Masse von anschaulichen Kenntnissen voraussetzen, indem ohne Vorstellungen, und ohne Kraft, dieselben zu verarbeiten, eine sinnliche Darstellung überall nicht möglich ist. Wir begegnen damit nur der schädlichen Meinung, als könne man mit diesen Uebungen nicht früh genug anfangen, — eine Meinung, die gegen alle natürliche und ordnungsmäßige Entwickelung des Geistes streitet, und die nachtheilige Folge hat, daß die noch schwache Kraft, um das Gefoderte zu schaffen, sich an ein seichtes Geschwätz und an einen leeren Wortkram gewöhnt, wodurch das Geschäft der nachfolgenden Bildung aufgehalten und erschwert wird. Im Besondern aber haben wir bei der Methode auf den Stoff, auf die Hilfsmittel und die Verbesserung (Correctur) der Arbeiten zu sehen.

Was zuerst den Stoff betrifft, so stellen wir hier als Grundsatz fest: daß er den Einsichten, Erfahrungen und Kenntnissen des Schreibenden angemessen sei, also in dem Bereich seines Nachdenkens und Wissens liege, und mit andern Unterrichtsgegenständen der Schule so viel als möglich in Verbindung stehe. In dem Geschäft der Geistesbildung muß, wenn sie gedeihen soll, Ordnung herrschen. Diese aber erfodert ein allmähliges Fortschreiten vom Leichten zum Schweren, eine natürliche, aus der Empfänglichkeit dessen, der gebildet werden soll, sich ergebende Stufenfolge, in der, ohne Gefahr der Verbildung und der Ungründlichkeit, nichts überschritten werden darf. Eben dies aber macht es auch nothwendig, den Stoff nur aus dem Kreise zu entlehnen, in welchem der Schreibende sich schon etwas frei zu bewegen vermag. Gefühle, die noch schlummern, und zu denen in der Brust noch nie etwas Aehnliches vorhanden war, Vorstellungen, die sich nicht aus der Masse der vorhandenen durch Nachdenken

entbinden lassen, Kenntnisse, die gar nicht, oder nur unklar und verworren daliegen, haben keine Worte, und können also auch keine Darstellung geben. — Auf der andern Seite aber darf auch der Stoff nicht zu leicht und zu bekannt sein. Wo keine Schwierigkeit zu überwinden ist, wird auch keine Kraft angewandt, und wird diese nicht gebraucht, kann sie auch nicht gestärkt werden. Der Jugend alles leicht machen, ist ein falscher Grundsatz, aus dem in der Geister- wie in der Körperwelt nur Schwäche hervorgehen kann. Die Sammlung und Verarbeitung des Stoffes soll so viel Nachdenken und Anstrengung kosten, als man von der jedesmaligen Kraft des Schülers fodern kann. Auf diese Art bewahrt man den jugendlichen Geist eben so vor Ueberreizung als vor Erschlaffung.

Findet der Lehrer nöthig, seinen Schülern bei der Bearbeitung der Aufgabe zu Hilfe zu kommen, so kann dies auf zweierlei Art geschehen; entweder dadurch, daß er theils selbst die Hauptgedanken der Aufgabe entwickelt, theils fragend durch die Geübtern der Klasse entwickeln läßt, oder dadurch, daß er ihnen das Buch nennt, in welchem sie etwas darüber nachlesen können.

Das erste Hilfsmittel möchte das leichteste und anwendbarste für die unteren Klassen sein, und dem Lehrer zugleich Gelegenheit geben, die bessern Köpfe auf der Stelle zu erproben, die langsamern aber in eine raschere Thätigkeit zu setzen. Das zweite Hilfsmittel gehört für die Geübtern, und kann mit doppeltem Nutzen da angewendet werden, wo sich wissenschaftliche und Sprach-Kenntniß voraussetzen läßt, und der Stoff aus der Zeit des klassischen Alterthums gewählt ist. Ueberall aber werden die Hilfsmittel nur bei schwierigen Aufgaben dargeboten werden dürfen, wo es auf eine umfassendere Sachkenntniß, oder auf Entwickelung von Begriffen ankommt, die einem höhern Gebiet angehören; denn Hilfe auch da geben, wo des Schülers Kraft vollkommen ausreicht, heißt,

ihn fortdauernd am Gängelbande halten, also seine eigne Geistesthätigkeit lähmen.

Eine große Erleichterung in der Auffassung und Behandlung eines Stoffes wird den Schülern dadurch verschafft, daß sie vom Lehrer gewöhnt werden, sich jede Aufgabe unter dem Bilde eines Kreises zu denken. In diesem kann und soll sich der junge Mensch frei bewegen, um alle Theile, welche darin enthalten sind, aufzufinden; nie aber darf er über die Grenzen dieses Kreises hinausgehen, weil er sich dann in ein fremdes Gebiet verliert, von dem er oft den Rückweg nicht wieder zu finden weiß. Das erkannten schon die ältern Rhetoriker, die daher als loci topici die Fragen feststellten *): wer? was? wo? wodurch? (mit welcher Hülfe?) warum? (weshalb?) wie? wann? durch deren Feststellung und Anwendung ein sicherer Leitstern gegeben wird, um Alles zu entdecken, was in dem Kreise der Aufgabe liegt, und jedes an seinen Ort zu stellen. Auch wird es von großem Nutzen sein, das Maß und den Umfang der Arbeit (wenigstens für Ungeübtere) zu bestimmen, da die Erfahrung lehrt, daß junge Leute, besonders von mittelmäßigen Anlagen, gern in die Breite gehen, und sich in Abschweifungen und Wiederholungen gefallen. Eine lange und ausgedehnte Arbeit aber ist nicht bloß eine beschwerliche Last für den Lehrer, der Allen gerecht sein soll, sondern raubt auch dem jungen Stylisten Zeit und Kraft, sein eigenes fehlerhaftes Kunstwerk mit kritischem Auge zu mustern.

Für Reifere werden auch die Aphthonischen Chrien, diese schulgerechten Uebungsarbeiten der Alten, ein treffliches Mittel stylistischer Bildung sein. Denn die Chrie verlangt nicht nur eine Erklärung und Begründung des hingestellten Satzes, sondern sie nimmt

*) Sie sind in dem bekannten Verse enthalten:
Quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando?

auch die Phantasie und Belesenheit des Stylisten in Anspruch, indem sie Gleichniß, Beispiel und Zeugniß fodert, und leitet die Gedankenfolge durch bestimmte Regeln. Es ist hierauf in der Art der Aufgaben, welche die Nachlese enthält, eine besondere Rücksicht genommen worden.

Die Verbesserung der Arbeiten ist der schwierigste Theil für den Lehrer, besonders in zahlreichen Klassen. Wir fragen daher: soll jede einzelne Ausarbeitung, und wie soll sie verbessert werden? Die erste Frage müssen wir aus Gründen bei allen freien schriftlichen Arbeiten unbedingt bejahen; denn erstens ist die Verbesserung gerade das Belehrendste und Bildendste, und zweitens bewirkt die Unterlassung derselben in dem Gemüthe des Schülers, der nun seine Arbeit nicht beachtet glaubt, Unzufriedenheit oder Erkaltung in seinen Pflichten. Aber man kann nicht fodern, daß jede Arbeit mit gleicher Genauigkeit und Strenge durchgebessert werden soll. Der Lehrer, der wöchentlich einige zwanzig, oder wohl gar einige dreißig Stunden zu geben hat, behält nicht Zeit genug, 50 bis 70 Ausarbeitungen wörtlich durchzusehen, ohne frühzeitig stumpf zu werden; denn nichts erlahmt und tödtet den Geist mehr, als das Geschäft der Verbesserung schülerhafter Arbeiten.

Wie also soll verbessert werden? — Der Lehrer kann diese Arbeit mit seinen Schülern theilen. Die Fleißigern und Geübtern bekommen die Arbeiten der Schwächern, schreiben zu Hause ihre Bemerkungen darüber auf, und erstatten in der nächstfolgenden Stunde einen kurzen Bericht, nach welchem der Lehrer die angefochtenen Stellen beurtheilt und anstreicht. Diese Verbesserung wird freilich in den untern Klassen mehr die Form, als die Sache betreffen; allein die grammatische Richtigkeit ist auch für den Anfänger die Hauptsache; über Inhalt und Behandlung des Stoffes wird der Lehrer selbst im Allgemeinen, und bei der Zurückgabe der von ihm durchge-

sehenen Arbeiten sprechen. Aus diesem Verfahren entsteht für ihn eine bedeutende Erleichterung ohne Nachtheil seiner Schüler, die im Gegentheil durch das ihnen übertragene Geschäft an Aufmerksamkeit und nützlicher Thätigkeit gewinnen, und sich dadurch zugleich geehrt und ermuntert fühlen. Mögliche Unordnung und Unsauberkeit, oder gar sittliche Nachtheile, wie Neid, Schadenfreude ꝛc. sind bei gehöriger Achtsamkeit des Lehrers nicht leicht zu fürchten, und im einzelnen Falle leicht zu entdecken. Die Richtigkeit der Correcturen wird der Lehrer, dem in der Stunde nicht Zeit genug dazu bleibt, freilich zu Hause prüfen müssen.

Der Lehrer selbst hat es bei der Verbesserung mit Inhalt und Form zu thun. Ob er mehr und länger bei jenem oder bei dieser verweile, wird die Bildungsstufe seiner Schüler und der bearbeitete Stoff bestimmen. Bei den Anfängern werden besonders orthographische und grammatische Fehler, bei den Geübtern logische und rhetorische zu verbessern sein. Gehörige Anordnung der Stofftheile, Bestimmtheit und Kürze des Ausdrucks, so wie Richtigkeit der Construction und der Gedankenfolge sind die formellen Eigenschaften, die der Lehrer bei den Ausarbeitungen seiner Schüler zu erzielen hat.

Es wäre wünschenswerth, für jede Art des Fehlerhaften besondere Zeichen zu haben. Für orthographische und grammatische Fehler kann man sich solche willkürlich schaffen, für logische und rhetorische wird das bloße Unterstreichen hinreichen, da sie in den meisten Fällen eine mündliche Berichtigung fodern. Falsche oder schiefe Ansichten, unrichtige Angaben, Begriffe, Urtheile und Schlüsse, ungehörige Einmischungen, Auslassungen u. s. w. lassen sich in den meisten Fällen nicht corrigiren, und können vom Lehrer nur in dem allgemeinen Urtheil über die Arbeit gerügt werden. Ueberhaupt ist es besser, dem Schüler das Fehlerhafte nur anzudeuten, und die wirk-

liche Verbesserung desselben am Rande des Papiers als neue Arbeit ihm aufzugeben, weil dadurch die Selbstthätigkeit mehr geweckt, und der Sinn für die Aufsuchung eigner Fehler mehr geschärft wird. Der Lehrer für die Ausarbeitungsstunden ist ja der wahre Quintilius seiner Klasse, von dem Horaz in seiner arte poëtica spricht. Er muß streng darauf halten, daß jede Arbeit des Schülers vor der Ablieferung die Selbstkritik desselben erfahre.

Noch müssen wir hier der Deutschen Extemporalien oder der Stylübungen aus dem Stegreif besonders erwähnen. Im Lateinischen sind diese Uebungen so alt als die Schulen selbst; im Griechischen hat man sie nach verkleinertem Maßstab in der neuern Zeit hier und da mit Erfolg benutzt; im Deutschen aber sind, mit Ausnahme der sogenannten Probeaufsätze, die auf einigen Schulen am Schlusse eines Vierteljahres geschrieben zu werden pflegen, bis jetzt zu wenig oder gar keine Versuche damit gemacht. Das Bedürfniß solcher Uebungen aber wird aus mehr als einem Grunde immer fühlbarer. Denn viele Schulen beschränken den Deutschen Sprachunterricht auf zwei wöchentliche Stunden (nicht gerade aus Geringschätzung des Gegenstandes — eine solche Verkennung seines innern Werthes und seines äußern Bedürfnisses wäre unverzeihliche Unkunde und sträfliche Impietät zugleich — sondern) weil sie gedrängt durch die wachsenden Anfoderungen der alten Sprachen, und durch das Hinzukommen neuer Lehrgegenstände, wie Naturkunde und Philosophie, nicht Raum und Zeit für das Vaterländische gewinnen können. Und doch fodert unsere Zeit mehr als eine bloß grammatische Bildung der Sprache; auch das Rhetorische, Poetische und Geschichtliche derselben soll an die Jugend gebracht, die Bekanntschaft mit den vorzüglichsten Prosaikern und Dichtern jeder Periode durch Lectüre gefördert, und die Kraft des Selbstschaffens durch Anfertigung prosaischer und poetischer Versuche geübt werden. Wie ist dies in zwei Stunden mög-

lich zu machen! Auch fodert das Leben von jedem Gebildeten, der Staat besonders von seinen Beamten, stylistische Fertigkeit, die sich in vielfachen Verhältnissen oft genug auf der Stelle bekunden soll. Unter solchen Umständen erscheint die Einführung Deutscher Extemporalien als ein wirkliches Bedürfniß, das aber nur durch eine planmäßig festgesetzte Stunde Befriedigung finden kann. Denn diese Uebungen bewegen sich in einem weitern Kreise als die Lateinischen, die fast bloß grammatische Richtigkeit und Gewandtheit in gutem Ausdruck erzielen, und daher (vielleicht nur mit Ausnahme der ersten Klasse) bloß in Uebersetzung eines Deutschen Dictats bestehen. Deutsche Extemporalien aber sollen freie Arbeiten sein, die als Denk- und Sprachübungen, Verstand, Phantasie und Gefühl bilden, den ganzen Lebens- und Wissenschaftskreis des jungen Menschen in Anspruch nehmen, und zugleich als Probe seiner Gesammtbildung und des Grades seiner Besonnenheit dienen sollen. Sie können daher aus jedem Gebiet menschlicher Thätigkeit ihren Stoff entlehnen, und alle stylistische Formen annehmen; nur daß dieser Stoff mit Rücksicht auf die ihn zu bearbeitende Kraft und die dazu bestimmte Zeit gewählt werde. Auch darauf ist bei nachstehender reichen Sammlung von Aufgaben besonders Rücksicht genommen worden.

Was nun diese Aufgaben selbst betrifft, so konnte das Princip ihrer Classification auf verschiedenen Wegen gesucht und gefunden werden. Wir fanden es unserm Zweck angemessen, von der Eintheilung der Klassen einer Lehranstalt in untere, mittlere und obere auszugehen, bei diesen aber die Verschiedenheit der Lehrgegenstände, aus denen die Aufgaben genommen sind, strenger zu berücksichtigen. Hienach erhielten wir im Allgemeinen drei Bildungsstufen, die aber, nach der Verschiedenheit der Lehranstalten selbst, wieder verschiedene Uebergänge gestatten, je nachdem wir uns diese Stufen in einer Bürger-,

Real- oder Gelehrten-Schule denken. Mehreren Aufgaben wurden kurze Andeutungen des Stoffes beigefügt, oder eine Hinweisung auf Schriften, die den Gegenstand behandeln. Die große Masse und Mannichfaltigkeit der Themata wird jeder Art von Schulen reichen und geeigneten Stoff zur stylistischen Bildung ihrer Jugend darbieten.

I.

Aufgaben zu Deutschen Stylübungen.

Untere Bildungsstufe.

Stellen wir uns auf der untern Stufe solche Knaben vor, die für Sprach- und wissenschaftlichen Unterricht reif und empfänglich sind, und die Abstractionen des gemeinen Lebens zu fassen vermögen: so würden wir mit ihnen die ersten vorbereitenden Uebungen zur Bildung ihres schriftlichen Ausdrucks anstellen. Dahin rechnen wir in einer großen Lehranstalt die beiden letzten Klassen. Wir übergehen aber hier diese untere Bildungsstufe, da die stylistische Vorbildung mit dem ganzen Elementarunterricht innig zusammenhängt, und auf ihr alle die mannichfachen vorbereitenden Sprech-, Schreib- und Denkübungen anzustellen sind, deren wir im zweiten Theile des Teut ausführlich gedacht haben. Sie hat es also noch wenig oder gar nicht mit Sachen und Begriffen zu thun; Buchstaben, Sylben, Wörter, Schreibzeichen sind die Stoffe, welche als Theile eines Satzes Aug und Kopf des Knaben beschäftigen sollen. Lehrer, die zu diesen Anfängen der Stylübungen (wenn man sie anders so nennen wollte) noch mehr Stoff suchen, werden ihn in vielen ältern und neuern Lehrbüchern finden, unter andern in

Wilmsen, Anleitung zu zweckmäßigen Deutschen Sprachübungen in Beispielen und Aufgaben in Bürgerschulen. Berlin, 1802 bis 1805. 2 Bde. 8.

Vollbeding, praktisches Lehrbuch zur Bildung eines richtigen mündlichen und schriftlichen Ausdrucks der Gedanken. 2te Aufl. Leipzig, 1806. 8.

Kuhn, theoretisch-praktisches Handbuch der Deutschen Sprache mit Aufgaben zur häuslichen Beschäftigung. 2te Aufl. Züllichau und Freistadt, 1816. 8. so wie in den Jugendschriften von Dolz, Löhr, Diesterweg, Bormann ꝛc.

Mittlere Bildungsstufe.

Auf ihr stehen Diejenigen, welche bei einigen historischen und grammatischen Kenntnissen in der Verstandesreife so weit vorgerückt sind, daß sie ohne besondere Hilfe des Lehrers eine Reihe von Vorstellungen zusammenhangend und geordnet mittheilen können. Dahin, bei einer aus 6 bis 7 Klassen bestehenden Lehranstalt, Quinta und Quarta. Hier würden zuerst die allgemeinsten Gesetze der Dispostition an leichten Beispielen entwickelt werden. Man nimmt irgend einen allgemeinen Begriff, als Mensch, Thier, Pflanze, Stein, und läßt ihn in seine einzelnen Theile auflösen. So wird z. B. jeder Schüler dieser Bildungsstufe in dem Umfang des allgemeinen Begriffs Mensch, irgend einen besondern Begriff aufzufinden wissen: weiße, schwarze, Männer, Weiber, Europäer, Amerikaner, Knaben, Greise, Deutsche, Mädchen, Künstler, Afrikaner, Engländer, Riesen, Bürger, Könige, Zwerge, Preußen ꝛc. Der Lehrer läßt nun diese Begriffe ordnen nach Geschlecht, Alter, Größe, Farbe, Aufenthalt, Beschäftigung, Bildung, Stand ꝛc., und diese Eintheilung wieder unter die allgemeinen Begriffe der körperlichen, localen, und sittlichen Verhältnisse bringen ꝛc. — Je öfter und genauer diese Uebungen angestellt werden, um so geregelter wird der junge Mensch bei seinen Ausarbeitungen verfahren, und um so größer seine Fertigkeit in der Zergliederung und Anordnung seiner Vor-

stellungen werden. Auf diese Art erlernt er dasjenige praktisch, was späterhin als allgemeiner Grundsatz ihm gelehrt wird, daß z. B. die Glieder der Eintheilung einander ausschließen müssen, daß keine Glieder einer Unterabtheilung unter die Glieder der Haupteintheilung kommen dürfen ꝛc. Nach diesen Uebungen wird der Lehrer aus nachstehender, vom Leichtern zum Schwereren fortschreitenden Sammlung von Aufgaben seinen Stoff entlehnen können. *)

1. Kleine vorbereitende Fragen

zur Weckung des Nachdenkens.

1) Was ist eine Schule? Warum gehst Du in die Schule, und was lernst Du da?
2) Muß man denn etwas lernen, und warum?
3) Wenn Du nun recht reich wärest, würdest du dann auch etwas lernen wollen?
4) Was nutzt es Dir, schreiben und rechnen zu können?
5) Mußt Du denn auch Deutsch lernen, und warum?
6) Wie unterscheidest Du wol eine Stadt von einem Dorfe?
7) Wozu gebraucht man das Wasser (das Feuer)?
8) Wozu nutzt uns das Eisen?
9) Woraus wird die Leinwand gemacht, und wozu gebrauchen wir sie?
10) Welche Handwerker müssen für Deine Kleidung arbeiten?
11) Welche Handwerker sind beim Bau eines Hauses nöthig?
12) Wie hast Du den letzten Sonntag (Feiertag) zugebracht?

---

*) Sehr viel kommt darauf an, daß der Schüler den Hauptpunkt der Aufgabe richtig auffassen und ihn mit andern Worten erklären lerne.

13) Was braucht ein Schüler in der Schule und bei seinen häuslichen Arbeiten?
14) Welche Eigenschaften muß ein guter Schüler haben?
15) Woran unterscheidest Du ein Schaf von einer Ziege?
16) Wozu nutzt uns die Kuh (das Schwein, die Gans, die Henne, das Schaf, das Kameel ꝛc.)?
17) Welche Thiere nennt man Hausthiere, und warum?
18) Wodurch unterscheiden sich denn die Hausthiere von andern Thieren?
19) Haben die Berge und Wälder auch einen Nutzen, und welchen?
20) Was mag wohl nützlicher sein, Gold oder Eisen?
21) Was machst Du gewöhnlich mit Deinem Taschengelde?
22) Was geschah bei der Feier Deines Geburtstages?
23) Warum liebst Du nächst Gott Deine Eltern am meisten?
24) Sollst Du auch Deine Lehrer lieben, und warum?
25) Welches sind wol die nöthigsten Geräthschaften in Deinem Zimmer; woraus sind sie, und wer hat sie gemacht?
26) Welche Vorzüge hast Du vor dem Thiere?
27) Wozu dienen die Nachtwächter?
28) Was gibt Dir das Pflanzenreich für Deine Nahrung? (für Deine Kleidung? für Deine Wohnung?)
29) Welchen verschiedenen Gebrauch machen wir vom Holze?
30) Welche Arten der Gewürze kennst Du, und welches hältst Du für das unentbehrlichste?
31) Was gibt Dir das Thierreich für Deine Nahrung? (für Deine Bekleidung?)
32) Wozu gebraucht man die Pferdehaare, die Schweineborsten, die Schafwolle?
33) Welche Thiere nennt man Lastthiere?
34) Welche Bäume nennt man Forstbäume, und welche Gartenbäume?
35) Was versteht man unter Treibhäuser, und wozu legt man sie an?

36) Haben die Steine auch Nutzen, und welchen?
37) Wozu willst Du die Ferien benutzen?
38) Kannst Du mir die verschiedenen Abtheilungen eines Hauses (Zimmer, Boden, Keller) nennen, und mir den Gebrauch einer jeden Abtheilung angeben?
39) Aus welchen Stoffen bestehen die verschiedenen Geräthe eines Hauses?
40) Welchen Nutzen und welches Vergnügen gewährt Dir der Küchen- und Blumengarten Deiner Eltern?
41) Welche Fruchtbäume und Sträucher enthält Dein Garten?
42) Welche Naturerzeugnisse gewinnen wir auf unsern Feldern? und welche Vortheile gewähren sie uns?
43) Wozu dienen die Soldaten?
44) Wodurch unterscheidet sich der Kaufmann von dem Handwerker?
45) Wodurch unterscheidet sich der Landmann von dem Städter?
46) Welches von den vier Hauptgewerben gefällt Dir mehr: die Jagd, die Fischerei, der Ackerbau oder der Handel?

2. Grammatische Fragen.

1) Was heißt Alphabet?
2) Wie unterscheidest Du Vocal und Consonant? Was ist ein Diphthong?
3) Wie theilt man die Sylben ein? Nenne mir verschiedene Vor- und Nachsylben.
4) Ableitungen und Zusammensetzungen.
   a) Zeitwörter. Welche Zeitwörter kannst Du bilden aus: gehen (vergehen, angehen, abgehen, ausgehen ꝛc.), laufen, schlagen, sagen, schreiben, reden, fahren, tragen, nehmen, heben, schlafen, stehen, binden, reißen, trocknen, reiben, bringen, ziehen, geben, spielen, rathen, stellen, weisen.

b) Hauptwörter. Welche Hauptwörter kannst Du bilden aus: Lauf (Verlauf, Auflauf, Zeitlauf), Fall, Zeit, Kraft, Gang, Sucht, Rath, Kreis, Trieb, Stock, Uhr, Tuch, Faß, Scheere, Baum, Feder, Kopf, Glas, Haus, Muth, Mann, Stein, Land, Ehre?

c) Eigenschaftswörter. Welche Eigenschaftswörter kannst Du bilden aus: mächtig (allmächtig, ohnmächtig ꝛc.), seelig, reich, los, sichtig, süchtig, voll, sinnig, roth, kalt, schwarz, rund, eckig ꝛc.?

5) Gib mir mehrere ausländische Wörter, und versuche, sie durch Deutsche zu ersetzen.

6) Wie viel Redetheile haben wir, und wie heißen sie?

7) Woran erkennst Du ein Haupt-, Eigenschafts- und Zeitwort? Gib mir von jeder dieser Klassen sechs Wörter.

8) Welche Veränderungen kann man mit den Haupt- und Eigenschaftswörtern vornehmen, und wie nennt man diese Veränderung?

9) Was heißt Steigerung, und wie wird sie bewirkt?

10) Wie theilt man die Zeit ein?

11) Was heißt conjugiren? Conjugire mir loben.

12) Wie unterscheidet sich im Deutschen die regelmäßige Conjugation von der unregelmäßigen?

13) Was nennt man Hilfszeitwort? Wie viele haben wir?

14) Was nennt man thätiges, leidendes und unthätiges Zeitwort?

15) Wie nennt man diejenigen Zeitwörter, die nicht die Wörter ich, du, er ꝛc. vor sich haben? Gib mir zwölf solcher Wörter.

16) Wie viel Artikel haben wir, und wie unterscheidet sich der bestimmende (der, die, das) von dem nicht bestimmenden (ein, eine, ein)?

17) Woran erkennst Du ein Eigenschaftswort, und wie

wie unterscheidet es sich von einem Beschaffenheits- und Umstandsworte?

18) Wie theilst Du die Zahlwörter ein?

19) Was ist Person- oder Fürwort? Wie werden die Personwörter eingetheilt?

20) Was nennst Du ein Vor- oder Verhältnißwort? Nenne mir einige oder alle.

21) Welche Vorwörter regieren den zweiten, welche den dritten, welche den vierten Fall?

22) Welche Vorwörter regieren den dritten und vierten Fall, und wann erfodern sie den dritten, wann den vierten? Gib mir davon sechs Beispiele.

23) Was nennst Du ein Bindewort? Nenne mir sechs Bindewörter.

24) Was gehört nothwendig zu einem Satze? Bilde mir sechs Sätze.

25) Was nennst Du einen eingeschobenen, oder Zwischensatz? Was einen Vorder- und Nachsatz?

26) Was nennt man Wortfolge? Wie viele Arten der Wortfolge kennst Du?

27) Was versteht man unter Construction? Erläutere es mir an einigen Beispielen (die der Lehrer nach den Kräften seiner Schüler aus dem Lesebuch wählen kann).

28) Kannst Du mir die üblichen Schreibzeichen nennen? Wo gebrauchst Du ein Komma, wo ein Fragezeichen, wo einen Punkt?

3. Beschreibungen.

(Was mußt Du thun, wenn Du einen Gegenstand beschreiben willst? — Und wenn Du ihn genau nach allen seinen Theilen betrachtet hast, in welche Ordnung willst Du die einzelnen Theile desselben stellen?) —

1) Beschreibung meines Deutschen Lesebuchs. (Gestalt, Band, Schnitt, Art des Papiers, Bogenzahl, Art des Druckes und der Buchstaben, Sprache, Inhalt).

b) Hauptwörter. Welche Hauptwörter kannst Du bilden aus: Lauf (Verlauf, Auflauf, Zeitlauf), Fall, Zeit, Kraft, Gang, Sucht, Rath, Kreis, Trieb, Stock, Uhr, Tuch, Faß, Scheere, Baum, Feder, Kopf, Glas, Haus, Muth, Mann, Stein, Land, Ehre?

c) Eigenschaftswörter. Welche Eigenschaftswörter kannst Du bilden aus: mächtig (allmächtig, ohnmächtig ꝛc.), seelig, reich, los, sichtig, süchtig, voll, sinnig, roth, kalt, schwarz, rund, eckig ꝛc.?

5) Gib mir mehrere ausländische Wörter, und versuche, sie durch Deutsche zu ersetzen.

6) Wie viel Redetheile haben wir, und wie heißen sie?

7) Woran erkennst Du ein Haupt-, Eigenschafts- und Zeitwort? Gib mir von jeder dieser Klassen sechs Wörter.

8) Welche Veränderungen kann man mit den Haupt- und Eigenschaftswörtern vornehmen, und wie nennt man diese Veränderung?

9) Was heißt Steigerung, und wie wird sie bewirkt?

10) Wie theilt man die Zeit ein?

11) Was heißt conjugiren? Conjugire mir loben.

12) Wie unterscheidet sich im Deutschen die regelmäßige Conjugation von der unregelmäßigen?

13) Was nennt man Hilfszeitwort? Wie viele haben wir?

14) Was nennt man thätiges, leidendes und unthätiges Zeitwort?

15) Wie nennt man diejenigen Zeitwörter, die nicht die Wörter ich, du, er ꝛc. vor sich haben? Gib mir zwölf solcher Wörter.

16) Wie viel Artikel haben wir, und wie unterscheidet sich der bestimmende (der, die, das) von dem nicht bestimmenden (ein, eine, ein)?

17) Woran erkennst Du ein Eigenschaftswort, und wie

wie unterscheidet es sich von einem Beschaffenheits- und Umstandsworte?

18) Wie theilst Du die Zahlwörter ein?

19) Was ist Person- oder Fürwort? Wie werden die Personwörter eingetheilt?

20) Was nennst Du ein Vor- oder Verhältnißwort? Nenne mir einige oder alle.

21) Welche Vorwörter regieren den zweiten, welche den dritten, welche den vierten Fall?

22) Welche Vorwörter regieren den dritten und vierten Fall, und wann erfodern sie den dritten, wann den vierten? Gib mir davon sechs Beispiele.

23) Was nennst Du ein Bindewort? Nenne mir sechs Bindewörter.

24) Was gehört nothwendig zu einem Satze? Bilde mir sechs Sätze.

25) Was nennst Du einen eingeschobenen, oder Zwischensatz? Was einen Vorder- und Nachsatz?

26) Was nennt man Wortfolge? Wie viele Arten der Wortfolge kennst Du?

27) Was versteht man unter Construction? Erläutere es mir an einigen Beispielen (die der Lehrer nach den Kräften seiner Schüler aus dem Lesebuch wählen kann).

28) Kannst Du mir die üblichen Schreibzeichen nennen? Wo gebrauchst Du ein Komma, wo ein Fragezeichen, wo einen Punkt?

3. Beschreibungen.

(Was mußt Du thun, wenn Du einen Gegenstand beschreiben willst? — Und wenn Du ihn genau nach allen seinen Theilen betrachtet hast, in welche Ordnung willst Du die einzelnen Theile desselben stellen?) —

1) Beschreibung meines Deutschen Lesebuchs. (Gestalt, Band, Schnitt, Art des Papiers, Bogenzahl, Art des Druckes und der Buchstaben, Sprache, Inhalt).

2) Beschreibung meiner Hand, (meines Kopfs, meiner Augen, meines Mundes mit seinen Theilen, meiner Arme, meiner Füße).
3) Beschreibung eines Tisches, (Stuhles, Schrankes, eines Ofens, eines Rocks).
4) Beschreibung meiner Wohnstube, (meines Hofes, Gartens, eines Wagens, eines Stadtthors, einer Straße, eines Platzes, einer Landstraße).
5) Beschreibung meines Tagewerkes und meiner Vergnügungen.
6) Beschreibung meines Weges von Hause nach der Schule.
7) Beschreibung der Werkstatt eines Grobschmiedes, (Schlossers, Tischlers, Schneiders).
8) Beschreibung einer (der) Kirche meiner Vaterstadt.
9) Gewöhnliche Beschäftigungen der Menschen am Sonntage.
10) Das Scheibenschießen und der Schützenplatz mit seinen Vergnügungen.
11) Eine Schulprüfung.
12) Die Ernte und das Erntefest.
13) Ein Wald (Arten der Bäume, Wild, Försterwohnung, Köhlerhütte, Theerofen, Schneidemühle).
14) Das Ballspiel.
15) Beschreibung aller mir bekannten Schreibstoffe.
16) Das Papier (Stoff, Arten desselben und Farben, Buch, Rieß, Ballen, Gebrauch).
17) Meine Lebensgeschichte.
18) Beschreibung eines benachbarten Dorfes.
19) Die Jahreszeiten.
a) Der Frühling,
b) der Sommer,
c) der Herbst,
d) der Winter,
} nach ihren Eigenthümlichkeiten, ihrem Nutzen, ihrer Anmuth und Unannehmlichkeit für den Menschen.
20) Beschreibung der Geburtstagsfeier meiner Mutter.
21) Beschreibung der Feier des Weihnachtsfestes im Hause meines Vaters.

22) Beschreibung eines Leichenzuges.
23) Ein froher Winterabend in einer Familie.
24) Eine nächtliche Feuersbrunst in meiner Gegend.
25) Eine Schlittenfahrt.
26) Ein Postwagen, ein Frachtwagen, eine Kutsche, ein Leiterwagen.
27) Ein Cavallerist, ein Infanterist.
28) Ein Gewächshaus.
29) Eine Sanduhr.
30) Ein Kalender.
31) Das Schauspielhaus.
32) Das Opernhaus.
33) Der Thiergarten bei Berlin.
34) Ein schöner Sommermorgen auf dem Lande.
35) Meines Vaters Landhaus.
36) Eine Papiermühle.
37) Der Seidenbau.
38) Beschreibung einer Schmetterlingsklappe, eines papiernen Drachen, einer Armbrust, einer Mausefalle, einer Sonnenuhr, eines einzelnen Thieres, eines ganzen Thiergeschlechts oder einer einzelnen Art desselben.
39) Beschreibung eines Dampfschiffes, Luftschiffes.
40) Ein Bergwerk, oder die unterirdische Reise.

4. Erzählungen.

1) Erzählung eines Streits. (Veranlassung, Schimpfreden, Schläge, Schiedsrichter, Wache).
2) Unerwartete Ankunft eines todt geglaubten Onkels.
3) Eine Spukgeschichte.
4) Trauriges Ereigniß beim Schlittschuhlaufen (bei einer Wasserfahrt).
5) Der dankbare Sohn.
6) Ein Kind wird aus einem brennenden Hause errettet.

7) Die Eichel und der Kürbiß (nach Gleim).
8) Der unverschämte und bestrafte Bettler.
9) Das Kind und die Scheere.
10) Geschwisterliebe.
11) Der bestrafte Lügner.
12) Geschichte von der Treue eines Hundes.
13) Der großmüthige Löwe.
14) Ein Freund will für den andern sterben.
15) Eine Räubergeschichte.
16) Der Geizige und sein Affe (nach Weiße).
17) Der Perser und seine drei Söhne (nach Lichtwer).
18) Der Mann und das Vögelein (nach v. Nicolay).
19) Die Stadtmaus und die Landmaus (nach Michaelis).
20) Die Geschichte vom Hut (nach Gellert).
21) Die seltsamen Menschen (nach Lichtwer).
22) Johann der Seifensieder (nach Hagedorn).
23) Die Tabackspfeife (nach Pfeffel).
24) Der arme Schiffer (nach Gellert).
25) Der Vater und sein Sohn (nach Gellert).
26) Die Milchfrau (nach Gleim).
27) Die Bauern und der Amtmann (nach Gellert).
28) Hans Nord (nach Gellert).
29) Die beiden Bauern (nach Pfeffel).
30) Der kleine Töffel (nach Lichtwer).
31) Der persische Bauer mit den Früchten (nach v. Nicolay).
32) Der Minnesänger (nach v. Nicolay).
33) Joseph in Aegypten.
34) Der verlorene Sohn in der Bibel.
35) Die Rettung des Capitols durch die Wachsamkeit der Gänse.
36) Cäsars Ermordung.
37) Mucius Scävola.
38) Die Horatier und Curiatier.
39) Karl der Große in einer Schule.

40) Sokrates im Gefängniß.
41) Alexander und Diogenes.
42) Der Römische Consul Brutus und seine Söhne.
43) Kodrus stirbt für sein Vaterland.
44) Die Gallier in Rom.
45) Cyrus und sein Großvater Astyages.
46) Krösus auf dem Scheiterhaufen.
47) Das Abenteuer im Walde.
48) Erzählung einer kleinen Ferienreise.
49) Ein Pudel rettet ein Kind aus einem Mühlengraben.

5. Sprichwörter und Denksprüche.

(Erklärung derselben und Anwendung auf einen einzelnen Fall. Mehrere dieser Sprüche werden Stoff zu erläuternden Besprechungen darbieten.)

1) Jung gewohnt alt gethan.
2) Mit der Zeit pflückt man Rosen.
3) Müßiggang ist aller Laster Anfang.
4) Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen.
5) Ordnung ist das halbe Leben.
6) Arbeit macht uns frohe Tage,
   Trägheit wird uns selbst zur Plage.
7) Durch Schaden wird man klug.
8) Wer viel schläft lebt wenig.
9) Die Morgenstunde hat Gold im Munde.
10) Armuth schändet nicht, aber Thorheit und Laster.
11) Nicht mehr thun ist die beste Abbitte.
12) Friede ernährt, Unfriede verzehrt.
13) Was deines Amts nicht ist, da laß deinen Vorwitz.
14) Geschicklichkeit läßt nicht verderben.
15) Gleich und gleich gesellt sich gern.
16) Das Werk lobt den Meister.
17) Ungerechtes Gut gedeihet nicht.
18) Geduld und Zeit macht möglich die Unmöglichkeit.
19) Was man gern thut, wird einem leicht.

20) Wie die Arbeit, so der Lohn.
21) Ueberfluß macht Ueberdruß.
22) Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen.
23) Böse Beispiele verderben gute Sitten.
24) Eine Hand wäscht die andre.
25) Unglück ist die Schule der Weisheit.
26) Mit dem Hut in der Hand kommt man durch's ganze Land.
27) Besser spät als gar nicht.
28) Wer viel anfängt, endet wenig.
29) Der Geiz ist eine Wurzel alles Uebels.
30) Lerne Dich selbst kennen.
31) Eile mit Weile.
32) Traue, schaue wem?
33) Hochmuth kommt vor dem Fall.
34) Aus Pfennigen werden Groschen, und aus Groschen Thaler.
35) Thue Recht, scheue Niemand.
36) Du magst wohl schön und vornehm sein,
Doch bilde dir darauf nichts ein.
37) Man ißt, damit man lebt,
Man lebt nicht, um zu essen.
38) Mache nicht die Rechnung ohne Wirth.
39) Undank ist der Welt Lohn.
40) Gute Bäume tragen zeitig.
41) Genieße, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast:
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last.
42) Bete und arbeite.
43) Jedem das Seine.
44) Rein und ganz, gibt schlechtem Tuche Glanz.
45) Das Kleid macht nicht den Mann.
46) Fröhlich in Ehren, kann Niemand wehren.
47) Ein Arbeiter ist seines Lohnes werth.
48) Wer leicht glaubt, wird leicht betrogen.

49) Ehrlich währt am längsten.
50) Lotterielooſe ſind Eingangszettel in's Armenhaus.
51) Noth lehrt beten.
52) Abgeredet vor der Zeit, gibt nachher keinen Streit.
53) Der Hehler iſt ſo gut wie der Stehler.
54) Wer ſich in Gefahr begibt, kommt leicht um.
55) Der Horcher an der Wand hört ſeine eigne Schand.
56) Wer Andern eine Grube gräbt, fällt endlich ſelbſt darein.
57) Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.
58) Ende gut, Alles gut.
59) Von Verſtorbenen und Abweſenden ſoll man nichts Böſes reden.
60) Wer wenig hat, kann wenig miſſen.
61) Wo nichts iſt, da hat der Kaiſer ſein Recht verloren.
62) Es iſt beſſer allein, als in ſchlechter Geſellſchaft ſein.
63) Wenn die Noth am größten, iſt die Hilfe am nächſten.
64) Sage mir, mit wem du umgeheſt, ſo will ich dir ſagen, wer du biſt.
65) Wer im Sommer nichts ſammelt, wird im Winter nichts zu eſſen haben.
66) Hunger iſt der beſte Koch.
67) Vorgethan und nachbedacht, hat manchen ſchon in Leid gebracht.
68) Was nicht ſauert, das füßt nicht.
69) Wie gewonnen, ſo zerronnen.
70) Kein Meiſter iſt vom Himmel gefallen.
71) Trägheit geht langſam voran, und Armuth folgt ſchnell hinterdrein.
72) Es iſt kein Unglück ſo groß, es iſt wieder ein Glück dabei.
73) Allzuviel iſt ungeſund.
74) Wer nicht hören will, muß fühlen.
75) Ein magerer Vergleich iſt beſſer als ein fetter Prozeß.
76) Luſt und Liebe zum Dinge, macht Hänschen alle Arbeit geringe.
77) Durch Schaden wird man klug.

78) Es ist nichts so klar gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen.
79) Ein Handwerk hat einen goldnen Boden.
80) Schuster, bleib bei deinem Leisten.
81) Besser arm mit Ehren, als reich mit Schande.
82) Durch wiederholte Streiche fällt die größte Eiche.
83) Ein jeder strecke sich nach seiner Decke.
84) Wie das Leben, so der Nachruhm.
85) Der Prophet gilt nirgend weniger als in seinem Vaterlande.
86) Wer Unglück gekostet hat, weiß, wie es einem Andern schmeckt.
87) Neue Besen kehren gut.
88) Versprechen und halten steht fein an Jung und Alten.
89) Der Krug geht so lange zu Wasser bis er bricht.
90) Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus.
91) Eine Schwalbe macht keinen Sommer.
92) Ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann.
93) Borgen macht Sorgen.
94) Es ist nicht alles Gold, was glänzt.
95) Noth bricht Eisen. (s. Nr. 51.)
96) Niemand weiß, wo der Schuh drückt, als wer ihn an hat.
97) Ein Vogel in der Hand ist besser als zwanzig auf dem Dache.
98) Nichts wissen ist keine Schande, aber nichts lernen wollen.
99) Mancher Apfel hat eine schöne Schale, und inwendig steckt ein Wurm.
100) Das Angesicht verräth die That.
101) Des Einen Glück, des Andern Unglück.
102) Das Alter selbst ist eine Krankheit.
103) Wer Kopf hat, der hat ein einträgliches Ehrenamt.
104) Guter Name ist ein reiches Erbtheil.
105) Ein gutes Gewissen ist der Himmel, ein böses die Hölle.
106) Wer eine Leiter hinauf steigen will, muß bei der untersten Sprosse anfangen.

107) Wenn man die Saiten zu hoch spannt, so springen sie.
108) Wer am Wege baut, hat viele Meister.
109) Die Augen sind die Fenster des Gemüths.
110) Friede macht Reichthum.
Reichthum macht Uebermuth,
Uebermuth bringt Krieg,
Krieg bringt Armuth,
Armuth macht Demuth,
Demuth macht wieder Friede (der Weltlauf).

6. Kleine Briefe, Gespräche und Geschäftsaufsätze.

(Was dem Schüler über die innere und äußere Einrichtung der Briefe gesagt werden kann, findet man in Th. II. des Teut. Nur die allgemeinsten Regeln gehören für die Mitglieder der zweiten Bildungsstufe. Je näher der Stoff dem Erfahrungskreise des Knaben liegt, desto besser; je entfernter, desto schlechter. Nach diesem Grundsatz sind die Wohlstandsbriefe, wenn man darunter den schriftlichen Ausdruck des Herkömmlichen und Schicklichen versteht, von dieser Bildungsstufe ganz ausgeschlossen; denn diesen Wohlstand wird der Knabe erst später kennen lernen. Das Titulaturwesen — ohnedies die geistloseste Beschäftigung für Lehrer und Lernende — wird mit einigen allgemeinen Bemerkungen kurz abgefertigt. Hierüber und über die äußere Form des Briefes überhaupt, belehrt das häusliche Leben und die Erfahrung, und es bedarf von Seiten des Lehrers nur einiger Winke; doch wird der Lehrer gut thun, sich zuweilen einen vollständigen, versiegelten Brief vorlegen zu lassen.)

1) Ein junger Mensch auf dem Lande ladet seinen Freund in der Stadt ein, die Sommerferien bei ihm zuzubringen.
2) Ein junger Mensch in der Stadt ladet seinen Freund auf dem Lande ein, ihn in den Weihnachtsferien in der Hauptstadt zu besuchen.

3) Ein Sohn, der in der Hauptstadt studirt, gibt seinem Vater Nachricht von seiner Lage und seinen Studien.
4) Ein junger Mensch zieht einen erfahrnen Freund über die Wahl seiner künftigen Lebensart zu Rathe. Er schwankt zwischen dem Kaufmannsstande und dem eines Gelehrten.
5) Antwort auf dieses Schreiben, und Empfehlung des Kaufmannsstandes.
6) Plan zur Feier des Geburtsfestes einer Mutter, und Einladung eines Freundes zur Theilnahme an demselben.
7) Antwort darauf. Die Einladung wird abgelehnt wegen der Krankheit des Vaters, den der Schreibende zu pflegen hat.
8) Ein junger Mensch, der einige Wochen bei seinem Oheim auf dem Lande zugebracht hat, dankt demselben für das bei ihm genossene Gute.
9) Ein junger Mensch ist von B. mit der Post nach seiner Vaterstadt gefahren, und erzählt nun einem Freunde seine unterweges gehabten Schicksale.
10) Beschreibung einer neuen und bessern Wohnung, die der Schreibende bezogen hat.
11) Einladung zu einer Landpartie, die an einem schönen Sommertage vorgenommen werden soll. (Ein Billet.)
12) Ein junger Mensch hat eine eigene Stube zur bessern Betreibung seiner Studien erhalten. Freude darüber und Beschreibung seiner Geräthschaften.
13) Ein Sohn gibt seinem Vater Rechenschaft von der Anwendung seines Taschengeldes in dem letzten Vierteljahre, und legt eine Rechnung der gehabten Ausgaben für Kleider und Schulbücher bei.
14) Ein junger Studirender dankt seinem Vormund für ein von ihm erhaltenes Geschenk an Büchern, und fügt eine Quittung über richtig erhaltene 25 Thaler bei.
15) Der Vater hat für den nächsten Sommer einen am Wasser gelegenen Garten gemiethet, und dem

Sohn ein Stück Land zur Bepflanzung angewiesen. Freude des Sohnes darüber, und Mittheilung der Entwürfe, welche der Schreibende zur Benutzung seines kleinen Grundstücks gemacht hat.

16) Ein junger Mensch verwendet sich bei seinem reichen Oheim für einen durch eine Feuersbrunst verunglückten Handwerker.

17) Nachricht von der letzten Schulprüfung.

18) Der Schreibende ist durch die Sorglosigkeit seines Stubenburschen bestohlen worden. Nachricht davon an seinen Vater.

19) Ein junger Mensch meldet seinem Bruder, der auf einer hohen Schule ist, was er diesmal zum Weihnachtsgeschenke erhalten hat.

20) Bitte an den Vater um Vermehrung des Taschengeldes.

21) Ein junger Mensch meldet seiner verheiratheten Schwester den Tod des Vaters.

22) Dankschreiben eines abgehenden Schülers an seinen Lehrer für den bisher genossenen Unterricht.

23) Ein junger Mensch bekennt sich freiwillig als Theilnehmer eines in der Klasse verübten Unfugs, um den Verdacht von einem unschuldigen Mitschüler abzuwälzen.

24) Ein junger Mensch bittet seinen Lehrer, daß dieser eine ihm zuerkannte Strafe, wegen eines begangenen Muthwillens, ihm diesmal noch erlassen möge.

25) Ein auf dem Lande lebender junger Mensch bittet seinen Freund in der Stadt, ihm einige Bücher zu kaufen.

26) Ein junger Mensch schreibt im Namen mehrerer seiner Mitschüler an einen benachbarten Freund, und ladet ihn zur Theilnahme an einer kleinen Fußreise ein, die in den Sommerferien unternommen werden soll.

27) Antwort auf Nr. 25. und 26.

28) Ein Sohn bittet seine Mutter um neue Wäsche.
29) Ein junges Mädchen auf dem Lande meldet einem Arzt die plötzlich eingetretene Krankheit ihres Vaters, und bittet ihn, zur Rettung desselben so schleunig als möglich herbeizueilen.
30) Ein junges Mädchen, die ihrer Tante einen Besuch versprochen hat, bedauert, durch Krankheit abgehalten worden zu sein.
31) Ein junges Mädchen bittet ihre Freundin, sie bei dem Lehrer zu entschuldigen, daß sie, ihrer kranken Mutter wegen, die Schule auf einige Tage werde versäumen müssen.
32) Eine Tochter dankt ihrer Mutter für ein, von derselben erhaltenes neues Kleid.
33) Ein Sohn dankt am Schlusse des Jahres seinen Eltern für die empfangenen Wohlthaten, und äußert ihnen seine Wünsche für ihr Glück und die Dauer ihres Lebens.
34) Eine Schwester schickt ihrem Bruder zu seinem Geburtstage einen Geldbeutel, und wünscht ihm Glück.
35) Eine Schwester meldet ihrem Bruder die Krankheit des Vaters, und wünscht, daß er auf einige Tage sich beurlauben möchte, weil der Kranke ihn zu sehen verlangt.
36) Ein junges Mädchen meldet den Tod ihrer Schwester einer theilnehmenden Freundinn.
37) Nachricht von einer großen Feuersbrunst in der Vaterstadt.
38) Ein junger Mensch meldet seinem Freunde, daß der Vater ihn auf eine hohe Schule gebracht habe, und schreibt ihm, was in seiner Klasse gelehrt werde.
39) Glückwunsch eines Sohnes zur Genesung des Vaters.
40) Trostschreiben an eine kranke, ungeduldige Freundin.
41) Ein Freund beruhigt den andern über eine fehlgeschlagene Hoffnung, (eine aufgeschobene Reise, eine nicht erfolgte Versetzung).

42) Ein junges Frauenzimmer empfiehlt ihrer auswärtigen Freundin ein armes Mädchen zur Aufwartung, und schildert ihr die guten Eigenschaften der Empfohlenen.

43) Ein junger Mensch belehrt einen andern, warum er es für nützlich halte, ein musikalisches Instrument zu erlernen.

44) Ein junges Mädchen versichert ihrer ehemaligen Erzieherin, daß sie sich noch oft ihrer zärtlichen Sorgfalt und Pflege erinnere, und übersendet ihr ein kleines Geschenk von ihrer Hand, als einen schwachen Beweis ihrer Erkenntlichkeit.

45) Gründe, warum man seine Muttersprache erlernen soll. Ein Schreiben an einen Freund. (1. Nothwendigkeit ihrer Kenntniß zum bürgerlichen Fortkommen; 2. Trefflichkeit derselben in ihren dichterischen und prosaischen Werken. — Höhere Gründe gehören für diese Bildungsstufe noch nicht).

46) Ein Freund meldet dem andern seine glückliche Ankunft in N — und beschreibt ihm seine Reise dahin, und wie er von seinen Verwandten aufgenommen worden sei.

47) Nachricht von einer patriotischen Feierlichkeit in der Hauptstadt. Schreiben an einen Vater.

48) Ein junger Mensch schreibt seinem Freunde, welche Unterrichtsgegenstände ihm die liebsten sind, und warum; zugleich äußert er dabei Abneigung gegen die Französische Sprache.

49) Antwort darauf, worin gezeigt wird, daß die Kenntniß der Französischen Sprache keineswegs überflüssig sei.

50) Ein junges Mädchen meldet ihrer Tante, daß sie sich jetzt in einer Schulanstalt befinde, wo der wissenschaftliche Unterricht mit dem Unterricht in den Handarbeiten verbunden sei, und äußert darüber ihre Freude.

51) Zwei Schüler, die eine Börse mit zehn Thalern finden, überlegen, was sie damit machen wollen.
52) Drei Geschwister berathen sich über die Geburtstagsfeier ihrer Mutter.
53) Ein Schüler will den andern verleiten, daß dieser ihn in einer Lüge, durch die er sich von einer Schuld losmachen will, unterstützen soll.
54) Gespräch zwischen der Tulpe und dem Vergißmeinnicht auf einem Beete.
55) Gespräch zwischen einem Goldstück und einem Heller.

(Es liegt in der Natur der Sache, daß der Knabe über Gegenstände des Geschäftslebens nicht vollständig belehrt werden kann. Der Lehrer darf daher hier nur andeuten, und aus den vielen Arten der Geschäftsaufsätze nur diejenigen herausheben, die in den Erfahrungskreis seiner Schüler fallen. Eine Bürgerschule, deren Zöglinge meist schon früh dem Schulleben entzogen werden, wird hier freilich wol etwas umständlicher verfahren müssen).

1) Anfertigung einer Rechnung über gelieferte Schreibstoffe.
2) Quittung über richtig empfangenes Geld für gelieferte Waare.
3) Eine Wirthschaftsrechnung betreffend die auf dem Markt eingekauften Waaren.
4) Anzeige einer verlornen Uhr ꝛc.
5) Anzeige eines gefundenen Reißzeuges ꝛc.
6) Ein Miethskontrakt.

Hierher würden auch die Inschriften auf den Handwerksschilden gehören. Da diese noch überall, in Berlin wie in Wien, reichen Stoff zum Spott darbieten, und die Undeutschheit des Volks verrathen: so scheint es eine Volksangelegenheit zu sein, wenn man die Jugend auf die Sprachthorheiten der Väter aufmerksam macht (z. B. seidene Strumpffabrik).

7. Vermischte Aufgaben,

meist für die Reifern der mittlern Bildungsstufe.

1) Was nutzt es unsrer Stadt, daß sie an einem schiffbaren Flusse liegt?
2) Wie unterscheidet sich ein Dorf von einer Stadt?
3) Wozu nutzt es, daß das Meerwasser salzig ist?
4) Wie verfährt der Schleifer bei dem Schleifen eines Messers?
5) Beschreibung eines Bienenstocks.
6) Unterschied zwischen Hügel, Berg, Fels, Klippe, Gebirge.
7) Unterschied zwischen Teich, See, Fluß, Sumpf, Strom, Graben, Kanal.
8) Luther vor dem Concilium zu Worms.
9) Cäsar's Tod.
10) Hannibals Marsch über die Alpen.
11) Coriolan vor Rom.
12) Vertreibung der Römischen Könige.
13) Beschreibung des größten Schiffes, das Jeder gesehen hat.
14) Ein schöner Garten.
15) Das Gewitter, als eine wohlthätige Naturerscheinung betrachtet.
16) Die Winterfreuden.
17) Die Sommerfreuden.
18) Ueber das Glück, jung zu sein.
19) Die Jagd.
20) Die Schifffahrt nach ihrem Anfang (Phönizier), ihrem jetzigen Zustande (Kompaß, Seekarten, Kriegs-, Kauffahrtei-, Dampf-Schiffe), ihren guten Folgen, (Entdeckungen, Verbreitung des Christenthums, Handel, Bereicherung der Wissenschaften), ihren bösen Folgen (Habsucht, Seeräuberei, Sklaverei, Krankheiten, Kriege).

21) Vergleichungen zwischen einem Adler und einem Zaunkönig, — einem Papagei und einer Nachtigall, — einer Taube und einem Habicht, — einem Pferde und einem Esel; — einem Elephanten und einem Kameel, — einem Häring und einem Hecht, — einer Gans und einer Henne, — einer Ameise und einer Biene. — einem Seidenwurme und einer Raupe, — einer Kornblume und einem Weizenhalm, — einer Rose und einer Mohnblume, — einem Silber- und einem Eisenstücke, — einer Sonnen- und einer Taschenuhr, — einem Klavier und einer Orgel, — einem Schiff und einem Hause, — einem Affen und einem Menschen.
22) Nutzen der feuerspeienden Berge.
23) Beschreibung einer Luftfahrt und des dazu gebrauchten Luftschiffes.
24) Ueber Spiele, als Mittel sich zu erholen und zu vergnügen.
25) Was bedarf der Mensch zur Erhaltung und Ausbildung seines Körpers? (Schlaf, Nahrung, Kleidung, Wohnung).
26) Gesundheit und Geschicklichkeit sind besser als Gold.
27) Vergleichung der edlen und unedlen Metalle und Bemerkung über deren Benutzung.
28) Ueber die Furcht vor Gespenstern.
29) Wozu baut man Kirchthürme?
30) Vorzüge des Stadtlebens vor dem Landleben, besonders für den jungen Studirenden.
31) Beleidigungen gehören in die Vergessenheit, Wohlthaten ins Andenken.
32) Wäre es gut, wenn alle Menschen gleich gesinnt wären?
33) Je mehr man einen Schlüssel braucht, desto mehr glättet er sich.
34) Böse Gesellschaft verderbt gute Sitten.
35) Der gerechte Ausspruch. Eine erdichtete Erzählung.

36) Wer durch den Pflug reich werden will, muß ihn selbst anfassen.
37) Der Geizige und der Verschwender; — der Stolze und der Demüthige; — der Wohlthätige und der Hartherzige; — die Selbstliebe und die Eigenliebe; — der Arbeitsame und der Müßiggänger.
38) Der Winter begünstigt die Studien mehr als der Sommer.
39) Auch die Armuth hat ihr Gutes.
40) Warum ist es gut, die Zukunft nicht zu wissen?
41) Seine Fehler nicht verbessern ist so gut, als neue begehen.
42) Ein guter Nachbar ist ein edles Kleinod.
43) Das Marionettenspiel. Eine Beschreibung.
44) Rühmliche Anwendung des Reichthums. Eine Erzählung.
45) Die Sinne sind für den Menschen die Quelle vieler Freuden und Annehmlichkeiten.
46) Wie heißen alle die Ausdrücke, die sich auf die verschiedenen Todesarten der Menschen beziehen, und welche Nebenbegriffe enthält jeder Ausdruck?
47) Ueber die Anlegung eines (literarischen, moralischen) Tagebuchs. (Einrichtung desselben, und Nutzen).
48) Liebst Du dein Leben, so verschleudere die Zeit nicht, denn sie ist das Zeug, woraus das Leben gemacht wird.
49) Der Frühling kommt! sagt 1) der Kranke und der Greis; 2) der Geschäftsmann, der sich nach Erholung sehnt; 3) der Landmann; 4) das junge Mädchen, das die Blumen liebt.
50) So wie das Nothwendige dem Entbehrlichen, so muß das Nützliche dem Angenehmen vorgezogen werden.
51) Der Nähr- Wehr- und Lehrstand sind, wenn auch

verschieden an Bildung und bürgerliche Würde, dem Staate doch gleich nützlich und unentbehrlich.

52) Ueber die mannichfache Benutzung der Gewächse.
53) Warum schlagen wir Tugend höher an als Schönheit, hohe Geburt und Reichthum?
54) Er legt die Worte auf die Goldwage. (Was heißt das?)
55) Woraus erklärst Du Dir die Anhänglichkeit an deinen Geburtsort?
56) Das Gewissen ist eine Fackel, die den guten Menschen erwärmt, den bösen aber verzehrt.
57) Unglück macht weise.
58) Das Vermächtniß. Eine Erzählung.
59) Niemand ist vor seinem Tode glücklich. (Die Geschichte vom Krösus).
60) Ueber die nützlichste Anwendung meiner Erholungsstunden.
61) Auch die Raubthiere haben ihren Nutzen.
62) Wie geht es zu, daß der Mensch die Fehler eines Andern leichter als seine eigenen entdeckt?
63) Vortheile des gesellschaftlichen Lebens.
64) Ueber die Ehrfurcht vor dem Alter. (Beispiele von den Spartanern).
65) Die wohlthätige und zerstörende Kraft des Feuers.
66) Die Verschiedenheit der Neigungen der Menschen ist eine Ursach ihrer Trennung, aber auch ihrer Verbindung.
67) Die drei allgemeinsten Bücher: Bibel, Katechismus und Gesangbuch nach ihrem Werth betrachtet.
68) Wie unterscheiden sich Natur- und Kunstproducte?
69) Das wahre Glück ist an keinen Stand gebunden.
70) Die belohnte Ehrlichkeit. Eine Erzählung.
71) Der Prozeß. Eine Erzählung.
72) Das Forsthaus zu N... Eine Geschichte.
73) Die Kunstreiter.
74) Die Nacht im Walde.

75) Noth und Rettung.
76) Wer viel Unnöthiges kauft, wird bald das Nothwendige verkaufen müssen.
77) Du bist reich, wenn Du wenig Bedürfnisse hast.
78) Worauf sollst Du bei der Wahl deiner Lebensart sehen?
79) Die Glieder, die in der Fabel sich gegen den Magen empören, sind die rebellischen Unterthanen.
80) Welchen Zweck hat eine Schule, eine Kirche, eine Armenanstalt?
81) Wie kommt man auf eine rechtmäßige Art zu Gelde?
82) Wer im Genuß das rechte Maß überschreitet, dem wird auch das Angenehme unangenehm.
83) Nutzen einer deutlichen und leserlichen Handschrift.
84) Ueber die zweckmäßige Benutzung der Sonn- und Festtage.
85) Welche Vortheile gewährt uns die Erfindung der Buchdruckerkunst?
86) Warum ist es nothwendig, sich schon früh an Fleiß und Ordnung zu gewöhnen?
87) Besser, Unrecht leiden als Unrecht thun.
88) Gute Gedanken bringen gute Thaten.
89) Wer wenig schläft, lebt lange.
90) Ueber den Nutzen öffentlicher Schulprüfungen.
91) Ist es wahr, was manche Menschen sagen, daß die Arbeit eine Plage sei?
92) Warum willst Du nicht alle Moden mitmachen?
93) Die Leichtgläubigkeit. Eine Erzählung.
94) Ueber Vorurtheile. Worin bestehen sie? welches sind die gewöhnlichsten? (Geld- Rang- Ahnenstolz, blinde Anhänglichkeit an das Alte oder Neue, Ueberschätzung des Fremden, Verachtung der niedern Stände ꝛc.) wie entstehen sie?
95) Ueber die Wohlthat der Kuhpockenimpfung.

96) Wie können wir uns vor den nachtheiligen Folgen des Gewitters sichern?
97) Ein nützliches Buch ersetzt den Mangel guter Gesellschaft.
98) Wer mehr verzehrt als erwirbt
Bleibt ein Bettler bis er stirbt.
99) Warum sollst Du mehr hören als sprechen?
100) Willst Du allen Bettlern Almosen geben? Welchen nicht?
101) Welche Vortheile gewährt Dir das gesellige Leben?
102) Was ist Gastfreundschaft?
103) In wie fern ist das jugendliche Alter unter allen Lebensaltern das glücklichste?
104) Betrachtungen über ein buntes Blumenbeet.
105) Die Einsamkeit befördert das Nachdenken über Gott, die Natur und uns selbst.
106) Die fünf Sinne, als Mittel aller menschlichen Erkenntniß betrachtet.
107) Viel lernen und Vieles (vielerlei) lernen. Wie unterscheidet sich beides?
108) Warum erregen die Leiden und Unglücksfälle der Fürsten eine höhere Theilnahme als die der Privatpersonen?
109) Der Werth der Wohlthätigkeit wird erhöht durch Schonung und Freundlichkeit, durch anspruchlose Verborgenheit und Uneigennützigkeit.
110) Worin besteht die Achtung für unser Volk?
111) So wie das Gold sich bewährt im Feuer, so bewährt sich die Treue im Unglück.
112) Beispiel des Undanks gegen verdienstvolle Männer. (Aus der Griechischen Geschichte).
113) Alles in der Pflanzen- und Menschenwelt, sobald es den höchsten Blüthepunkt erreicht hat, altert und stirbt.
114) Wozu nutzt das Studium der Botanik?

115) Omnia mea mecum porto, sagte Bias.
116) Ueber die Erleichterungsmittel des Studirens in unserer Zeit.
117) Wie entstand nach der gewöhnlichen Sage die Stadt Rom?
118) Was veranlaßte die Vertreibung der Römischen Könige?
119) Wie wurde Rom von den Galliern befreit?
120) Aus welchen Gründen hältst Du es für erlaubt, daß der Mensch die Thiere tödtet?
121) Was nennt man gymnastische Uebungen, und warum treibst Du sie?
122) Welche Vortheile gewährt es Dir, eine Sprache nach Regeln zu erlernen?
123) Was nennt man Verschwiegenheit, und welches ist der ihr entgegenstehende Fehler?
124) Vergleichung des Menschen und des Thieres, und Vorzüge des erstern vor dem letztern.
125) Einrichtung einer Berlinischen Zeitung.
126) Ueber die verschiedenen Arten der Handarbeiten, und deren Nutzen für das weibliche Geschlecht.
127) Ueber Träume.
128) Wer mich nur lieb hat, so lange mir's wohl gehet, der ist nicht mein Freund.
129) Ein verständiger Bauer ist mehr werth als ein einfältiger Edelmann.
130) Wer viel hat, soll Vielen dienen.
131) Ueber den Naturtrieb (Instinct) der Thiere.
132) Nutzen und Schaden großer Städte.
133) Wozu dienen die Berge?
134) Was nennt man Bedürfniß?
135) Wie ehrt man am besten das Andenken würdiger Männer?
136) Die Gewässer der Erde, nach ihrer vielseitigen Beschaffenheit und ihrem Nutzen betrachtet.
137) Ueber das Wohlgefallen an Blumen.

138) Schneide den Namen in junge Bäume; nie schwinden die Spuren.
Was der Jüngling gelernt, schimmert im Alter noch durch.

139) Der Neugierige und der Wißbegierige.

140) Der Spielplatz.

141) Unverschuldete Leiden sind leichter zu ertragen als verschuldete.

142) Vom Nutzen der bürgerlichen Gesellschaft.

143) Der Wehrstand (Soldatenstand) ist einem Staate unserer Zeit eben so nöthig als der Nährstand.

144) Versprich nicht mehr, als du leisten kannst.

145) Jeder Mensch kann irren, aber nur der Thor beharrt im Irrthum.

146) Einem Guten gefallen ist besser als vielen Bösen.

147) Lebe in Frieden mit den Menschen, in Krieg mit dem Laster.

148) Jeder möchte gern klug und weise sein, aber Wenige wollen sich darum mühen.

149) Gönner erleichtern uns allerdings den Weg des Lebens, doch kann, wer das Seine thut, leichter ihrer entbehren.

150) Wer bald gibt, gibt zweimal. (bis dat qui cito dat.)

151) Vertraue Deiner Kraft, doch nie zu viel!

152) Doppelt unglücklich fühlt sich, wer einmal glücklich gewesen ist.

153) Wodurch unterscheidet sich ein cultivirtes Volk von einem uncultivirten?

154) Die Natur ruft uns zu: willst du ernten, so mußt du auch säen!

155) Die Erde ist kein Himmel, aber auch keine Hölle.

156) Der größte Verlust ist der Verlust der Zeit.

157) Auch unsere Feinde können uns nützlich sein, denn sie lehren uns, unsere Fehler einsehen und über uns wachen.

158) Die Bescheidenheit, nach ihren Quellen, ihren Aeußerungen und Folgen betrachtet.

159) Der Umgang ist nützlich, aber auch schädlich und verderblich.
160) Fürchte nicht zu viel, und hoffe nicht zu viel!
161) Der Mensch ist der Begründer seines Schicksals. (Jeder ist seines Glückes Schmied. Quilibet fortunae suae faber. So wie man's treibt, so geht's).
162) Ueber die Einrichtung meiner Grammatik, meines Wörterbuchs. — Ueber den Inhalt meines deutschen, lateinischen Lesebuchs.

Höhere Bildungsstufe.

Auf dieser Bildungsstufe denken wir uns Jünglinge, welche sich theils für die gebildetern Stände des Oekonomen, Volkslehrers, Künstlers, Geschäftsmannes, theils und besonders für die höheren Studien vorbereiten. Sie beginnt also, auf einer gelehrten Anstalt, in Tertia und schließt mit Prima. Da in diesen Klassen sich mit der Receptivität des Geistes schon eine freie Spontaneität vereinigt: so scheinen hier besonders mündliche Belehrungen und Besprechungen zwischen Lehrer und Schüler an richtiger Stelle, und die beste Vorbereitung zu nachfolgenden schwierigern Aufgaben aus den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft zu sein. Den Stoff dazu bieten Stellen aus Dichtern und Prosaikern (in- und ausländischen) Grundsätze, Distichen, moralische Sentenzen, geschichtliche Urtheile, Erläuterungen dunkler Aussprüche, Hypothesen, philosophische Kunstausdrücke ꝛc. dar, die theils die Erfindungskraft anregen, theils Meditationen veranlassen, theils zu analytischen und synthetischen Entwicklungen dunkler Begriffe hinführen, überhaupt aber zur Berichtigung falscher, und zur Ergänzung lückenhafter Vorstellungen dienen können.

Nachstehende Andeutungen leichter und schwerer Art

werden hinreichen, diese Besprechungen genauer zu charakterisiren; der denkende und belesene Lehrer wird die Zahl derselben nach dem Bedürfniß seiner Schüler aus eigner Kraft leicht vervielfältigen können.

A. Stoff zu Besprechungen.

1) Ueber den Inhalt der Klopstockschen Ode: An Joh. Heinrich Voß (Göschensche Ausg. Bd. 2. S. 77.).
2) Ansicht der Schillerschen Dichtungen: die Götter Griechenlands. Begriff des Ideals nach Schillers Dichtungen: die Ideale, und: Ideal und Leben.
3) Vergangener Schmerz, sagt Lichtenberg (vermischte Schriften von Fr. Kries, Bd. 1.) ist in der Erinnerung angenehm; nur der zukünftige und gegenwärtige quält uns. — Woraus erklärt sich das Angenehme in der Erinnerung?
4) Der Accent, sagt Rousseau (Emile T. 1. p. 96.), ist die Seele der Rede. —
5) Die horazische Regel: nonum prematur in annum veranlaßte Lichtenberg zu der witzigen Frage: ob denn die Gedanken besser würden, wenn sie lange im Pulte lägen. Was würden wir darauf antworten?
6) Mancher unserer sehr mittelmäßigen Gelehrten hätte ein größerer Mann werden können, wenn er nicht so viel gelesen hätte. So sagt Lichtenberg. Meint er multum oder multa? oder kann man an Beides dabei denken?
7) Wie unterscheiden sich die Begriffe subjectiv und objectiv? (Was ist subjective, was objective Wahrheit? kann auch das Subjective objectivirt werden?)
8) Was nennt man materielle, was formelle Wahrheit? Worin besteht das formelle Denken? ꝛc. Wie unterscheidet sich Inhalt und Umfang eines

Begriffs? Was versteht man unter: analytische und synthetische Methode?

9) Was ist absolut und relativ? Gibt es eine absolute Schönheit, Vollkommenheit, Wahrheit? ꝛc. Wie unterscheidet sich die poetische Wahrheit von der historischen?

10) Was nennt man Charakter? Gebraucht man diesen Ausdruck auch von der leblosen Welt?

11) Wie unterscheiden sich: moralische, ästhetische logische, historische Urtheile?

12) Was nennt man gesunden Menschenverstand? (s. Heinrich Schmid Vorlesungen über das Wesen der Philosophie. Stuttgart 1836. S. 94 — 98; ferner: Wilh. Traugott Krug allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften über Gemeinsinn; auch Bulwer's Maltravers Bd. 2.).

13) Ueber die Begriffe Empirismus und Rationalismus.

14) Ueber Mysticismus und Pietismus.

15) Glauben, meinen, wissen.

16) Veritas odium parit. Wo gilt dieser Ausspruch?

17) Ueber die Begriffe classisch und romantisch.

18) Talent und Genie.

19) Poëta non fit, sed nascitur.

20) Zweierlei Genien sind's, die Dich durchs Leben geleiten. Wohl Dir, wenn sie vereint helfend zur Seite Dir stehn. (Epigramm von Schiller, das in seiner Gedichtsammlung die Führer des Lebens heißt, in den Horen aber schön und erhaben überschrieben war. Die beiden Genieen sind das Schöne, das uns das Leben verkürzt, und das Erhabene, das uns am Ende desselben über die tiefe Kluft hinüberträgt. In seiner Abhandlung „über das Erhabene" läßt sich der Dichter umständlich darüber aus.

Die nun folgenden Aufgaben zu schriftlichen Arbeiten nach dem Stufengang der wissenschaftlichen Schulbildung werden zwar auch theilweise zu mündlichen Erörterungen und Discussionen benutzt werden können, doch mehr dazu geeignet sein, theils die erworbene Masse von Kenntnissen zu ordnen, und zur vollen Anschaulichkeit zu bringen, theils aber auch zu höheren Ansichten über Natur, Welt und Menschen hinzuführen, und der Phantasie und dem Gefühl einen freiern und ungebundenern Gang zugestatten. Der Lehrer, der diese Aufgaben wählt, wird dadurch eben so den objectiven Nutzen des wissenschaftlichen Unterrichts unter seinen Schülern fördern, als das subjective Leben derselben erhöhen.

B. Aufgaben nach den Schul-Wissenschaften geordnet.

1. Grammatische und rhetorische Aufgaben.

1) Ueber die Bildung der Sylben und Wörter.
2) Ueber den Wortton (Wortaccent) und seinen Unterschied vom Redeton (Redeaccent).
3) Ueber die verschiedene Bedeutung eines Worts (eigentliche, buchstabliche; uneigentliche, tropische.).
4) Ueber die Ableitungssylben und deren Bedeutsamkeit.
5) Ueber das Deutsche Tempus.
6) Ueber die mit Stock, Stein und Blut zusammengesetzten Adjectiva.
7) Ueber die Bedeutsamkeit des Du, Er, Ihr, Sie in der Anrede.
8) Ueber die Participial-Construction im Deutschen.
9) Ueber die allgemeinen Grundsätze der Deutschen Orthographie.

10) Ueber die Interpunktion (ihr Entstehen, ihren Zweck, ihren Gebrauch)
11) Ueber die Pflicht, seine Muttersprache so rein als möglich zu sprechen und zu schreiben.
12) Was nennt man Hochdeutsch?
13) Welches sind die allgemeinsten Eigenschaften einer guten Schreibart?
14) Was sind veraltete Wörter?
15) Ueber Klarheit und Deutlichkeit in der Schreibart.
16) Ueber die Kürze des Ausdrucks.
17) Ueber den Wohlklang.
18) Ueber die figürliche Sprache (ihr Entstehen, ihren Einfluß auf die Schönheit der Rede).
19) Unterschied zwischen den nothwendigen und den verschönernden Beiwörtern.
20) Was ist Inversion?
21) Ueber Redefiguren: Metapher, Gleichniß und Vergleichung, Metonymie und Synekdoche, Allegorie, Personendichtung, Hyperbel, Ironie.
22) Was ist naiv?
23) Ueber die Einheit in der Schreibart.
24) Ueber den Unterschied der drei Schreibarten: der niedern, mittlern und höhern.
25) Ueber den Geschäftsstyl.
26) Ueber den Briefstyl.
27) Ueber den historischen Styl.
28) Ueber den Lehrstyl.
29) Ueber die bildliche Schreibart.
30) Ueber den Redestyl.
31) Ueber Sentimentalität in der Schreibart.
32) Was heißt Genius der Sprache?
33) Ueber den Begriff eines classischen Schriftstellers
34) Ueber die Entstehung der Sprache.

35) Die Sprache als das höchste Kunstwerk des Menschen betrachtet.
36) Was ist Sprachgebrauch, und wie weit gehen seine Rechte?
37) Ueber Sprichwörter (ihr Entstehen, ihren Charakter, ihren Nutzen).
38) Inniger Zusammenhang zwischen denken und sprechen.
39) Die Beredsamkeit der Alten und der Neuern.
40) Schreibend lernt man schreiben, sprechend lernt man sprechen.

2. Synonymische Aufgaben.

(s. Lent. Th. 2).

1) Was heißt synonym?
2) Genaue Begriffsbestimmung nachfolgender Wörter: kindlich und kindisch, berühmt und berüchtigt, heldenmüthig und tollkühn, geistlich und geistig, klein und kleinlich, einfach und einfältig, gleich und ähnlich, zeitig und zeitlich, fließend und flüssig, verlegen und verlegt, abgelegen und abgelegt, bewogen und bewegt, gemahlen und gemahlt, Kunst und Künstelei, Einheit und Einigkeit, erfinden und entdecken, Empfindsamkeit und Empfindelei.
3) Absicht, Zweck, Endzweck, Augenmerk.
4) Abenteuer, Begebenheit, Vorfall, Zufall.
5) Acker, Feld, Land.
6) Ahnen, Vorfahren, Voreltern.
7) Amt, Bedienung, Dienst, Stelle.
8) Anstifter, Stifter, Urheber.
9) Angesicht, Antlitz, Gesicht.
10) Arbeit, Geschäft, Beschäftigung.

11) Ehre, Ehrliebe, Ehrbegierde, Ehrgeiz, Ehrsucht.
12) Eigenliebe, Selbstliebe.
13) Ersatz, Erstattung, Genugthuung.
14) Fehler, Mangel, Gebrechen.
15) Feld, Gefilde, Flur.
16) Fleiß, Arbeitsamkeit.
17) Gasthof, Gasthaus, Herberge, Wirthshaus.
18) Gebot, Befehl, Gesetz, Verordnung.
19) Gebrauch, Sitte, Gewohnheit, Mode, Ceremonie.
20) Gefährten, Gesellen, Genossen, Gespielen
21) Gerechtigkeit, Billigkeit.
22) Gerücht, Sage, Ueberlieferung.
23) Hader, Streit, Zwist, Wortwechsel, Zank, Strauß.
24) Inschrift, Aufschrift, Ueberschrift.
25) Irrthum, Versehen.
26) Kosten, Unkosten.
27) Lehrling, Schüler, Jünger, Zögling.
28) Nachtheil, Schaden, Verlust.
29) Neugier, Wißbegier.
30) Waffen, Gewehr, Rüstung.
31) Anklagen, verklagen, belangen.
32) Ankommen, anlangen, eintreffen.
33) Anlegen, errichten, stiften.
34) Antreffen, finden.
35) Anwenden, gebrauchen, nutzen.
36) Anzeigen, entdecken, eröffnen, offenbaren.
37) Befehlen, verordnen, gebieten, heißen, vorschreiben.
38) Betrügen, täuschen, hintergehen, belisten, überlisten, berücken.
39) Beifallen, Beifall geben, beipflichten, beistimmen, beitreten.
40) Brauchen, gebrauchen.

41) Denken, glauben, meinen, wähnen, wissen.
42) Empfangen, erhalten, bekommen.
43) Hoffen, fürchten, ahnen.
44) Lehren, unterrichten, unterweisen.
45) Reden, sprechen, sagen.
46) Ueberführen, überweisen, überreden, überzeugen.
47) Zerstören, verheeren, verwüsten, verröden.
48) Alt, bejahrt, abgelebt.
49) Alt, veraltet, altväterisch, alterthümlich.
50) Anständig, schicklich.
51) Eigensinnig, eigenwillig, halsstarrig, starrsinnig, starrköpfig, hartnäckig, störrig, widerspenstig.
52) Gesittet, sittlich.
53) Kostbar, kostspielig (kostspillig).
54) Krank, siech, ungesund, unpaß, kränklich, krankhaft.
55) Kundig, erfahren.
56) Schuldlos, unschuldig; — treulos, ungetreu; — trostlos, untröstlich.
57) Vermögend, bemittelt, wohlhabend, begütert, reich.
58) Unnatürlich, übernatürlich, widernatürlich.
59) Umsonst, vergebens.
60) Gegen, wider.
61) Mit, durch.
62) Nach, zu.
63) Sondern, aber.

3. Aufgaben aus der Sittenlehre, Religion und Religionsgeschichte.

1) Was ist und wozu dient die Sittenlehre (Pflichtenlehre) Moral?

2) Betrachtungen über das Kantische Grundprinzip der Moral: handle so, daß die Maxime deines Willens Maxime der ganzen vernünftigen Natur seyn könne.
3) Was wird in der Sittenlehre unter Glückseligkeit verstanden?
4) Was ist Tugend?
5) Ueber die Freiheit des Willens,
6) Ueber die Perfectibilität (Vervollkommnungsfähigkeit) des Menschen.
7) Ueber den moralischen Sinn.
8) Was nennt man Collision der Pflichten?
9) Ueber das Gewissen.
10) Wie muß eine Handlung beschaffen sein, wenn sie ihrem Urheber zugerechnet werden soll?
11) Was nennt man eine Zwangspflicht?
12) Suum cuique.
13) Worin besteht die Gerechtigkeit?
14) Ueber Unterlassungs- und Begehungssünden.
15) Ueber die erste Sünde des Menschen.
16) Ueber die Verschiedenheit der Sünden in Ansehung der Verschuldung (Nachlässigkeit, Unbedachtsamkeit, Uebereilung, Bosheit, Verbrechen, Missethat, Laster).
17) Ueber das Gebet.
18) Was heißt Gottesdienst?
19) Ueber Verfolgungsgeist.
20) Ueber den Eid (s. Garve Anm. und Abh. über Cicero's Abhandlung von den Pflichten).
21) Unterschied zwischen natürlicher und positiver Religion.
22) Was heißt Selbstkenntniß; warum ist sie so schwer?
23) Selbstliebe und Eigenliebe.
24) Ueber den Werth einer wohlgeordneten Selbstliebe.
25) Ueber die Erscheinung, daß sich der Mensch oft für besser hält, als er ist. (Die Gründe liegen in der Eigenliebe, in den Schmeicheleien Anderer, in der Unaufmerksamkeit auf uns selbst, in falschen Begrif-

fen, die wir uns von der Tugend und Gottesfurcht machen).

26) Ueber den Selbstmord.
27) Ueber die Ehre.
28) Ueber die Menschenliebe.
29) Was ist, und wie erlangt man Menschenkenntniß?
30) Ueber die Schmeichelei.
31) Ueber den Hochmuth.
32) Welche Gründe lassen sich für die Unsterblichkeit der Seele anführen?
33) Gründe der immer allgemeiner werdenden Verbreitung der christlichen Religion.
34) Ueber den wesentlichen Unterschied zwischen der jüdischen und christlichen Religion.
35) Ueber die Entstehung des Mönchwesens.
36) Welches Gute hat die Einrichtung der Klöster gehabt?
37) Ueber den Aberglauben.
38) Hätte Christus, als Stifter einer neuen Lehre, eben so wirksam unter den Griechen oder Römern auftreten können?
39) Huß, der Vorläufer Luthers.
40) Ueber Luthers Reformation.
41) Soll die Lutherische Bibelübersetzung gegen eine neuere vertauscht werden?
42) In wie fern ist die Furcht unserer Tugend schädlich?
43) Welche Rechte kommen dem Menschen über die Thiere zu?
44) Der Mensch denkt, Gott lenkt.
45) Ueber die Unduldsamkeit (Intoleranz).
46) Was ist von der Gewohnheit zu halten, sich bei seinen Fehlern damit zu beruhigen, daß Andere auch Fehler haben?
47) Es ist nützlich, mit sich selbst unzufrieden zu sein.
48) In welchen Fällen müssen wir Andern Nachsicht versagen?

49) Die Religion ist das allgemeinste und höchste Bedürfniß des Menschen.
50) Was ist Nothlüge? Ist sie erlaubt?
51) Ueber die geordnete Liebe zum Leben.
52) Welche Betrachtungen können die Furcht vor dem Tode mildern?
53) Gedanken über das Kartenspiel.
54) Ueber den moralischen Werth schneller Entschließungen. (Wer lange bedenkt, der wählt nicht immer das Beste. S. Göthe's Hermann und Dorothea, 4. Ges.)
55) Ist die Bemerkung, daß es dem Gottlosen oft wohl, und dem Rechtschaffenen übel geht, ein Beweis, daß es keine göttliche Vorsehung gibt?
56) Wie können Krankheiten Beförderungsmittel unserer sittlichen Bildung werden?
57) Welche Vorzüge hat das Christenthum vor den übrigen Religionen?
58) Wie arbeitet man bösen Neigungen entgegen?
59) Wer eine Frevelthat auszuüben sich vornimmt, macht sich der Frevelthat selbst schuldig.
60) Worauf wird es dem Moralisten bei der Würdigung einer sittlichen Handlung ankommen?
61) Das Laster bestraft sich durch sich selbst. (Erwiesen an dem Geizigen, Neidischen, Rachsüchtigen, Ehrgeizigen, Unmäßigen und Verschwender.)
62) Vom Nutzen der Leidenschaften.
63) Ueber die guten und schlimmen Folgen der Kreuzzüge.
64) In wie fern ist es wahr, was jener Dichter sagt: Wer nicht an Tugend glaubt, hat selber keine?
65) Bestimmung des Begriffs: gutes Herz.
66) Warum sind die Menschen oft gegen die Fehler am strengsten, die sie selbst an sich haben?
67) Ueber den Undank.
68) Es ist besser Unrecht leiden als Unrecht thun.

69) Sitten und Staatsgesetze, verglichen nach Zwecken und Mitteln.
70) Ueber Gewissenszwang.
71) Ueber Denkfreiheit.
72) Ist das socios habere malorum ein Trost?
73) De mortuis et absentibus nil nisi bene.
74) Warum wirkt die Religion auf die sittliche Veredelung vieler Menschen noch immer so wenig?
75) Sinnliche Vergnügen mäßig genießen ist erlaubt.
76) Von der Ordnung, und deren Einfluß auf die Gesinnung und das Leben der Menschen.
77) Ueber den Leichtsinn.
78) Wer sich selbst beherrscht, bewahrt sich vor moralischer Knechtschaft.
79) Ueber den Charakter der Demuth.
80) Wir werden nicht mit der Tugend, sondern zur Tugend geboren.
81) Wer viel begehrt, dem fehlt viel, oder: der Habsüchtige hat nie genug.
82) Nur durch Mühe und Anstrengung gelangt der Mensch zur Tugend.
83) Tugend ist nicht Tugend, wenn uns Kraft und Gelegenheit zum Bösen fehlt.
84) Ueber pflichtmäßige Aufopferung des Lebens.
85) Ueber die Wahrheitsliebe.
86) Ueber die Kunst, den Menschen gut zu finden.
87) Ueber das historische Ansehen der Wunder.
88) Was heißt christlicher Sinn?
89) Ueber den Zweikampf in Ehrensachen.
90) Ueber die Moden.
91) Wird es in der Welt besser oder schlimmer?
92) Ueber die Vaterlandsliebe.
93) Ueber die äußern Uebel.
94) Die Unbeständigkeit der irdischen Dinge ist für den Menschen wohlthätig.
95) Wie achten wir uns selbst?

96) Ueber natürliche und willkürliche Belohnungen und Bestrafungen.
97) Ueber die Sorge für den Körper.
98) Ueber die Selbstbeherrschung.
99) Vergleichung der sinnlichen und geistigen Freuden.
100) Leiden (Krankheit, Dürftigkeit, Krieg, Trennung ꝛc.) dienen nicht bloß zu unserer Prüfung, sondern sind selbst wieder eine Quelle von Freuden.
101) Ueber Muhamed und den Einfluß seiner Lehre auf die Völker des Mittelalters.
102) Ueber den Einfluß der Lehre von der Unsterblichkeit auf die Moralität der Menschen.
103) Ueber den Einfluß falscher Begriffe auf unsre Sittlichkeit. Erwiesen an den Wörtern: Bildung, Aufklärung, Religion, Ehre, Glück, Freiheit.
104) Ueber Temperamentstugenden und Temperamentsfehler.
105) Ohne Tugend können wir auch die äußern Glücksgüter nicht ungestört genießen.
106) Woraus erklärt sich der Wahn, daß des Bösen in der Welt mehr als des Guten sei?
107) Ueber den Einfluß positiver Religionen (oder bloß des Christenthums), auf die Bildung des Menschengeschlechts.
108) Das Positive in der Religion ist eine nothwendige Schranke für die Willkür.
109) Der Protestantismus 1) nach seiner geschichtlichen Begründung, 2) nach seinem Einfluß auf die Denkfreiheit überhaupt und 3) nach seinem jetzigen erweiterten Begriff.

4. Aufgaben aus der politischen Geschichte und der bürgerlichen Gesetzgebung.

1) Was heißt und wozu studirt man Geschichte?
2) Welcher Zeitraum in der ältesten Griechischen Geschichte ist der wichtigste?

3) Krösus und Solon. Eine historische Erzählung. (Mit Benutzung des Bürdeschen Gedichts, Krösus, im ersten Theil des Bardenhains.)
4) Sitten der Perser.
5) Ueber den Argonautenzug.
6) Sieg der Griechen über die Perser bei Salamis.
7) Welche Folgen bewirkte die Rückkehr der Herakliden in den Peloponnes?
8) Leonidas stirbt mit seinen Spartanern eines ehrenvollen Todes.
9) Miltiades bei Marathon.
10) Themistokles, der Retter Griechenl.
11) Die olympischen Spiele.
12) Ueber Lykurgs Staatsreform.
13) Ueber Solon und seine Gesetze.
14) Ueber Aristides.
15) Ueber Sokrates.
16) Sitten und häusliches Leben der Athener zur Zeit ihrer höchsten Blüthe.
17) Die Schlacht bei Leuktra.
18) Was erleichterte dem Philipp die Bezwingung Griechenlands?
19) Kurze Uebersicht der Thaten Alexanders.
20) Alexander, von der Nachwelt angeklagt und vertheidigt.
21) Ueber den Kunst-Charakter der Griechen.
22) Eigenthümlichkeit der Spartaner.
23) Die Geschichte der Athener ist anziehender für uns, als die Geschichte der Spartaner
24) Ueber die Römischen Volkstribunen.
25) Geschichte der ersten Römischen Gesetzgebung.
26) Coriolan an der Spitze der Volsker.
27) Die Gallier in Rom.
28) Camillus, Roms Erretter.
29) M. Curtius und Decius Mus opfern sich dem Vaterlande.

30) Pyrrhus und Fabricius.
31) Einleitung zu einer Geschichte der Punischen Kriege.
32) Hannibal's Marsch über die Alpen.
33) Q. Fabius Maximus Cunctator.
34) Die Schlacht bei Cannä.
35) M. Claudius Marcellus erobert Syrakus.
36) Die Schlacht bei Sena.
37) Scipio Africanus der Aeltere.
38) Zerstörung Karthago's.
39) Ueber den Zustand der Künste in Rom.
40) Ueber die Römischen Spiele.
41) Jugurtha.
42) Marius und Sulla.
43) M. Tullius Cicero (1) nach seinem äußern Leben, 2) als Redner und philosoph. Schriftsteller).
44) Ueber die Erziehung eines jungen Römers von Stande.
45) Cn. Pompejus.
46) Charakter des Julius Cäsar.
47) Cäsar's Tod.
48) Antonius und Kleopatra.
49) Die schöne und tugendhafte Octavia.
50) Augustus häusliche Leiden.
51) Ueber den Charakter eines Freistaats.
52) Welche Veränderungen im Zustande der Römer gingen während der Punischen Kriege vor?
53) Ist es als eine Begünstigung des Diebstahls zu betrachten, wenn das Spartanische Gesetz der Jugend erlaubte, fremdes Eigenthum zu entwenden?
54) Welche Zwecke verbindet der Staat mit seinen Strafen und Belohnungen?
55) Beschuldigung des Römischen Volks wegen seiner vielfach begangenen Ungerechtigkeiten.
56) Historische Vergleichungen, und zwar: Solon und Lykurgus; Thrasybulus und Pelopidas; Kodrus und Decius Mus; Luc. Jun. Brutus, der Vertreiber

der Römischen Könige, und M. Jun. Brutus, der Mörder Cäsars; die dreißig Tyrannen der Athenienser und die Römischen Decemvirn.

57) Ist es zu mißbilligen, daß Solon in seiner Gesetzgebung den Müßiggang als ein Verbrechen behandelte und mit Entehrung bestrafen ließ?

58) Warum schickten die Athener ihre verdienstvollsten Feldherren (Aristides, Cimon ꝛc.) ins Exil?

59) Worin liegt es, daß die Spartaner den Gesetzen des Lykurgus anhänglicher waren, als die Athenienser den Gesetzen des Solon?

60) Wenn die Vaterlandsliebe im Alterthume größer war als bei uns, woher kommt dies?

61) Was haben die Griechischen Spiele für die Veredelung des Volks bewirkt?

62) Worin liegt es, daß die Christliche Religion unter den Heiden mehr Eingang fand als unter den Juden?

63) Folgt daraus, weil der Stifter der Christlichen Religion die Sklaverei nicht abgeschafft hat, daß er sie billigte?

64) Ueber die Christenverfolgungen in den ersten Jahrhunderten.

65) Ueber die Enstehung der Mönche und Mönchsorden.

66) Welchen Einfluß haben die Klöster auf die Wissenschaften gehabt?

67) Die Völkerwanderung, die Veranlassung zur Gründung neuer Staaten.

68) Ueber die Veranlassung der Kreuzzüge.

69) Das Zeitalter der Hohenstaufen, als der Glanzpunkt der Deutschen Kaisergeschichte.

70) Ueber die Verdienste des Mittelalters (s. Fr. Ancillon zur Vermittelung der Extreme Bd. I. Berlin 1828).

71) Ueber die Erfindung des Pulvers, und den Einfluß desselben auf die Führung der Kriege.
72) Wohlthätige Folgen der Eroberung Konstantinopels durch die Türken für die Verbreitung der Wissenschaften.
73) Was begründete das Ansehen und die weltliche Macht der Päpste?
74) Hermann, Deutschlands Erretter.
75) Das Lob der Deutschen (s. Germaniae et Germanorum laus von Lauter, Heidelberg 1816). Diese Aufgabe läßt sich in viele einzelne auflösen.
76) Ueber Karl den Großen.
77) Wie entstanden die Städte?
78) Ueber die Deutsche Hansa.
79) Geschichte der Sicilianischen Vesper.
80) Das Mädchen von Orleans.
81) Columbus erste Entdeckungsreise.
82) Ueber die Folgen der Entdeckung von Amerika.
83) Las Casas.
84) Welchen Einfluß hat die Erfindung der Buchdruckerkunst (1440) auf die Wissenschaften gehabt?
85) Luther, auf dem Reichstage zu Worms.
86) Ueber den Einfluß der Lutherischen Kirchenverbesserung auf das Studium der alten Litteratur.
87) Welche Umstände sind als Vorbereitungen zur Lutherischen Kirchenverbesserung zu betrachten? (Sinken der päpstlichen Macht; Unsittlichkeit der Geistlichen und Mönche: Stiftung der Universitäten zu Prag und Leipzig; Buchdruckerkunst; Kenntniß der Bibel, befördert durch Wiclef und Huß).
88) Ueber die vielseitige Entwickelung der Europäischen Kultur im 15ten und 16ten Jahrhundert.
89) Veranlassung des dreißigjährigen Krieges.
90) Gustav Adolph, der kräftigste Beschützer des Protestantismus.

91) Wallensteins Verrätherei.
92) Die Folgen der Aufhebung des Edikts von Nantes.
93) Schicksale der Maria Stuart.
94) Die Verschwörung des Fiesko zu Genua.
95) Der verketzerte Galilei.
96) Die Schlacht bei Pultawa.
97) Peter der Große gibt seinem Reiche die erste Cultur.
98) Die Pariser Bluthochzeit.
99) Nächste Veranlassung der Französischen Revolution (Staatsumwälzung).
100) Ueber die Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft.
101) Verschiedenheit der Regierungsformen.
102) Ueber den Unterschied der Stände und die Ungleichheit des Vermögens.
103) Ueber die Gleichheit der Rechte in einem wohlgeordneten Staat.
104) Uebersicht der Vortheile und Beschwerden der bürgerlichen Gesellschaft.
105) Der Krieg, als ein altes Uebel betrachtet.
106) Der Krieg, nach seinen wohlthätigen Einflüssen auf die physische und moralische Kraft der Menschen.
107) Ueber den Trieb nach Eigenthum.
108) Ueber die Vaterlandsliebe.
109) Ueber den Kosmopolitismus (Weltbürgersinn).
110) Die Staatsumwälzungen von Seiten ihres Einflusses auf den Charakter eines Volks.
111) Die Gesetzgebung, betrachtet aus dem Gesichtspunkt der Volkserziehung.
112) Ueber das Lehnssystem der alten Deutschen.
113) Vergleichung des Zustandes der Sklaven unter den Griechen, Römern und Germanen.
114) Die Kenntniß der Geschichte berichtiget unser Urtheil über die Begebenheiten der Gegenwart.
115) Wodurch machte sich Europa zum ersten Welttheil?

5. Aufgaben aus der Philologie.

1) Bestimmung des Begriffs Philologie.
2) Gründe, warum das Studium der Philologie jedem Studirenden wichtig sein muß.
3) Aus welchem Gesichtspunkt muß man die klassischen Schriften der Griechen und Römer betrachten, um, aller Uebersetzungen ungeachtet, ihren fortdauernden Nutzen zu beweisen?
4) Wie bildete sich der Grieche zum Griechen?
5) Worin liegt es, daß die Athenienser alle übrige Völker Griechenlands an Geistesbildung übertroffen haben?
6) Homer's Iliade und Odyssee.
7) Was kann uns besonders zum Studium der Griechischen Sprache hinziehen?
8) Virgil's Aeneide.
9) Homer und Virgil, als epische Dichter mit einander verglichen.
10) Ueber die dramatischen Dichter der Griechen.
11) Was bestimmte den Plato, daß er in seinem erdichteten Staat den Homer zu lesen verbot?
12) Ueber die Griechischen Idyllendichter.
13) Was macht das Augusteische Zeitalter zu einem goldenen?
14) Wodurch unterscheidet sich die Cultur der Römer von der Cultur der Griechen?
15) Warum hat die dramatische Poesie kein Glück unter den Römern gemacht?
16) Ueber Horaz, als Odendichter.
17) Ueber Roms Idyllendichter.
18) Verdient Livius die unbedingte Glaubwürdigkeit, die ihm von Einigen beigelegt wird?
19) Ueber den Charakter der Ciceronianischen Schreibart.
20) Welche Eigenschaften fodern wir von dem Uebersetzer alter Klassiker?

21) Vergleichung der Deutschen Sprache mit der Lateinischen in Ansehung ihres Formen-Reichthums, ihrer Kürze und ihres Wohllauts.
22) Welches sind die Veränderungen, denen eine lebende Sprache unterworfen ist?
23) Heißt es: er tritt mir oder mich auf den Fuß? Er sieht mir oder mich in's Gesicht? Aber wie ist es mit der Redensart: er sieht mir oder mich in die Karten?
24) Ueber den Gebrauch des unbestimmten Pronomens es.
25) Ueber die Deutschen Endsylben ig, icht und isch.
26) Ueber die Bildsamkeit der Deutschen Sprache.
27) Was begründet den Wortreichthum der Deutschen Sprache? (s. Kolbe über den Wortreichthum der Deutschen und Französischen Sprache).
28) Wie läßt sich der Wortreichthum der Deutschen Sprache gegen den Einwand rechtfertigen, daß der Deutsche doch so viele Fremdwörter aufgenommen?
29) Ueber den Unterschied zwischen: Gebrauch, Sitte, Gewohnheit, Mode, Ceremonie.
30) Unterschied zwischen: Fehler, Schuld, Vergehen, Laster, Verbrechen, Frevel, Sünde.

6. Aufgaben aus der Mythologie.

1) Was ist Mythologie, und aus welchem Gesichtspunkt müssen wir sie betrachten? (hierbei würde zugleich der Unterschied zwischen Mythe, Sage und Fabel zu entwickeln sein).
2) Wodurch unterscheidet sich die Römische Götterlehre von der Griechischen?
3) Ueber das Fatum der Alten.
4) Welche Vorstellungen machte sich der Grieche vom Hades?
5) Tod und Schlaf als Zwillingsbrüder betrachtet.

6) Des Hercules Duldung und Vergötterung.
7) Ueber das Orakelwesen des Alterthums.
8) Ueber die Bacchanalien.
9) Ueber die Laren und Penaten.
10) Woher entstand die Verschiedenheit in der Erzählung gewisser Mythen?
11) Ueber die Aehnlichkeit in den Mythen verschiedener Völker.
12) Ueber die Heroen.
13) Erläuterung der Mythe: Ceres sucht die geraubte Proserpina.
14) Ueber das Götterwesen der alten Deutschen.
15) Wie kamen die Menschen darauf, sich Götzen zu bilden?
16) Das Studium der Griechischen und Römischen Mythologie ist, ungeachtet vieler anstößigen Dichtungen derselben, eines der angenehmsten und brauchbarsten für plastische Kunst und Poesie.
17) Ueber den Gebrauch der nordischen Mythologie in der Deutschen Dichtkunst, mit Bezug auf Klopstocks Ode: der Hügel und der Hain.

7. Aufgaben aus den Alterthümern.

1) Welchen Nutzen gewährt uns das Studium der Griechischen und Römischen Alterthümer?
2) Vor welchen Fehlern hat man sich bei dem Studium der Alterthümer besonders zu hüten?
3) Wie war der Religionszustand der alten Griechen?
4) Welche Umstände vereinigten sich zur schnellen Geistesausbildung der Griechen?
5) Wie war die erste Regierungsform der Griechischen Völkerschaften?
6) Von den Waffen des heroischen Zeitalters.
7) Ueber die Schlachten und Schlachtordnungen im heroischen Zeitalter.

8) Ueber den Charakter der Griechischen Kampfspiele.
9) Ueber den Areopagus zu Athen?
10) Was gehörte zu einem civis romanus?
11) Ueber das Verhältniß des Römischen Patrons und seiner Clienten.
12) Ueber den religiösen Cultus der Römer.
13) Ueber die Verwaltung der Römischen Provinzen.
14) Was machte die Römischen Heere in den frühsten Zeiten der Republik so furchtbar?
15) Wenn wir die Thatkraft der Griechen und Römer bewundern müssen, werden wir ihnen auch ihr bürgerliches Glück beneiden?
16) Ueber den politischen und sittlichen Zustand der Griechen zur Zeit des Macedonischen Königs Philipp.
17) Ueber die Religionsgebräuche der Alten, die mit einer Art von Raserei begangen wurden.
18) Ueber den Charakter der öffentlichen Spiele bei den Römern, verglichen mit dem Charakter der Griechischen.
19) Wie war die gesetzliche Folge in der Erlangung der Römischen Staatswürden?
20) Ueber den Römischen Soldaten zur Zeit der Republik.
21) Ueber den Römischen Sklavenhandel.
22) Oeffentliche Spiele der Alten.
23) Von den wichtigsten Veränderungen der Römischen Staatsverfassung unter den Kaisern.
24) Wodurch erlosch nach und nach der Römische Heldenmuth?
25) Ueber die Pracht in der Lebensweise der vornehmen Römer zur Zeit der Republik.
26) Vergleichung der Ordalien im Mittelalter mit den Auspicien der Römer.

8. Aufgaben aus der Archäologie und Kunstgeschichte.

1) Was ist Archäologie, und welchen Nutzen gewährt uns das Studium derselben?
2) Ueber das Bücherwesen der Alten.
3) Was verstand der Grieche unter Grammatik?
4) Ueber die verschiedenen Lehrarten der Griechischen Weltweisen.
5) Ueber die Griechischen Symposien.
6) Beschreibung einer Griechischen Bibliothek.
7) Ueber Griechische Inschriften und deren Charakter.
8) Ueber die Schreib- und Werkzeugstoffe der Römer.
9) Wie unterscheidet sich die freie Kunst von der mechanischen?
10) Ueber die bildende Kunst und deren Zweck.
11) Ueber den Geschmack.
12) Welche Ursachen hat es, daß es die Griechen in den bildenden Künsten zu einem so hohen Grad der Vollkommenheit gebracht haben?
13) Welche Lebensart war der Erfindung der Künste am zuträglichsten?
14) Waren die zeichnenden oder bildenden Künste die ersten, auf welche der Mensch verfiel?
15) Ueber die verschiedenen Massen, worin die alten Bildhauer arbeiteten.
16) Warum hat sich die bildende Kunst bei den Aegyptern nie zur schönen Kunst erhoben?
17) Ueber das Labyrinth (Herodot, II. c. 148, und Strabo Lib. 17. p. 811. ed. Casaub.)
18) Ueber die Mümien der Aegypter. (Herodot, II. 86 — 88.)
19) Ueber die Griechische Kunst in Rom.
20) Bemerkungen über einige der berühmtesten Griechischen Statuen (Venus, Niobe, Apoll).
21) Ueber die Hermen.

22) Ueber die Reliefs.
23) Ueber Mosaik.
24) Ueber Attribute.
25) Was heißt Ausdruck in der bildenden Kunst?
26) Ueber die Steinschneidekunst der Griechen.
27) Ueber die Stoffe, worauf bei den Griechen gemalt wurde.
28) Ueber den Nutzen der Griechischen und Römischen Münzen für die schöne Kunst.
29) Ueber den Einfluß der Baukunst auf die Versittigung der Menschen.
30) Ueber die Pracht und den Umfang in den Tempeln und Theatern der Alten.
31) Ueber die Säulengänge in der Griechischen und Römischen Baukunst.
32) Charakter der Gothischen Baukunst.
33) Ueber Runen-, Keil- und Lapidarschrift.
34) Wie bildeten die Alten den Tod? (Lessing und Herder).
35) Woraus erklärt es sich, daß der Deutsche bei aller wissenschaftlichen und Sprach-Bildung noch nicht die Höhe der bildenden Kunst des Alterthums erreicht hat?

9. Aufgaben aus der Poetik.

1) Was ist Poesie, und wie unterscheidet sie sich von Prosa?
2) Ueber den Rhythmus.
3) Ueber den Begriff des Schönen.
4) Ueber Stoff, Zweck und Behandlung der Fabel. (s. Lessing.)
5) Ueber das Wesen der lyrischen Poesie?
6) Ueber den Charakter der Wehmuth, als Grundgefühls der elegischen Dichtung.
7) Wie unterscheidet sich die Epistel von dem prosaischen Brief?

8) Ueber das Epos.
9) Wie unterscheidet sich die dramatische Poesie von der epischen?
10) Woraus läßt sich das Vergnügen erklären, das wir an der Tragödie empfinden?
11) Ueber den Chor in den alten Tragikern.
12) Was heißt komisch?
13) Ueber den Charakter des Schauspiels.
14) Ueber den Charakter des Idylls.
15) In wie fern bildet die Satyre den Gegensatz des Idylls?
16) Wodurch wird die didaktische Poesie zur Poesie?
17) Welchen Vortheil gewährt der Gebrauch der Thiere und lebloſen Körper dem Fabeldichter?
18) Ueber das Naive.
19) Was ist ästhetische Täuschung?
20) Ueber die Verwandtschaft des ästhetischen und sittlichen Gefühls.
21) Ueber das Schicksal in dem Griechischen Trauerspiele.
22) Ueber den Contrast.
23) Ueber das Launichte.
24) Ueber das Rührende.
25) Welche Nachtheile hat die Romanen-Lectüre für den Jüngling?
26) Ueber die zweckmäßige Einrichtung der Lectüre für einen Studirenden.
27) Was heißt und wozu nutzt die Declamation?
28) Ueber die Gebehrdensprache.
29) Worin liegt es, daß die Beredsamkeit, das höchste Studium des Alterthums, in neueren Zeiten lau betrieben wird?
30) Warum sind die roheren Zeitalter die eigentlichen Zeiten der Poesie?
31) Warum wollte die Tragödie bei den Römern nicht gedeihen?

32) Warum erbittert uns Widerspruch in Geschmackssachen mehr als in andern Dingen?
33) Welchen Einfluß haben die schönen Künste auf den Charakter eines Volks?
34) Die Phantasie, als Schöpferin und Zerstörerin des menschlichen Glücks betrachtet.
35) Was heißt Genie?
36) Was nennt man Maschinerie in der epischen und dramatischen Poesie?
37) Ueber Originalität.
38) Ueber den engern und weitern Begriff plastisch.

10. Aufgaben aus der Literaturgeschichte der Deutschen.

1) Wie unterscheiden sich Literatur- und Culturgeschichte?
2) Ueber den Bardengesang der alten Deutschen. (Tacitus de situ etc. c. 3; Ammianus Marcellinus, lib. 16. c. 30, und lib. 26. c. 7; Vegetius, lib. 3. c. 18; Diodor, 5. c. 31; Strabo, 4, 197).
3) Ueber Ulphilas und dessen Bibelübersetzung.
4) Karls des Großen Bemühungen um Deutsche Bildung.
5) Ueber Otfried und dessen poetische Uebersetzung der Evangelien.
6) Welche Umstände vereinigten sich, den Minnegesang unter den Schwäbischen Kaisern zu wecken?
7) Ueber die schöne Eigenthümlichkeit der Schwäbischen Dichter.
8) Ueber Inhalt und Charakter des Nibelungen-Liedes.
9) Der Krieg auf der Wartburg.
10) Ueber die Meistersänger.
11) Ueber das episch-satirische Gedicht: Reineke Fuchs.

12) Ueber den Theuerdank.
13) Ueber Luthers wohlthätigen Einfluß auf Deutsche Sprache und Deutsche Prosa.
14) Ueber Ulrich von Hutten.
15) Ueber Hans Sachs.
16) Ueber Opitz Verdienste um die Deutsche Poesie.
17) Ueber das Kirchenlied im 17ten Jahrhundert.
18) Andreas Gryph, Vater der dramatischen Dichtkunst der Deutschen.
19) Ueber die Nachahmungssucht fremder Eigenthümlichkeit um die Mitte des 17ten Jahrh.
20) Gottsched und Bodmer.
21) Ueber Friedrichs II. Einfluß auf die Denkfreiheit und Geistesbildung der Deutschen.
22) Ueber Albrecht von Haller.
23) Gellert, der gelesenste Volksschriftsteller der Deutschen.
24) Ueber Klopstock, als lyrischen und epischen Dichter.
25) Ueber Lessing, als dramatischen Dichter und Kritiker.
26) Ueber Schiller, als lyrischen und dramatischen Dichter.
27) Ueber Joh. Heinr. Voß, als Uebersetzer der Alten.
28) Ueber Göthe's Torquato Tasso.
29) Ueber das Festhalten des ethischen Elements in der Poesie.
30) Aus welchem Gesichtspunkt muß man das Studium der Alt-Deutschen Sprache betrachten, um den Nutzen desselben zu erweisen?
31) Wie läßt es sich erklären, daß die Deutschen das Studium der neuern Sprachen am eifrigsten betreiben?

11. Aufgaben aus der empirischen Psychologie, Anthropologie und Logik.

1) Ueber die Erkenntniß durch die Sinne.
2) Ueber die Gewißheit unsrer Erkenntniß.
3) Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft.
4) Ueber Ideen-Verbindung.
5) Ueber das Abstractions-Vermögen.
6) Ueber Vorstellung und Begriff.
7) Was gehört zu einem Urtheil?
8) Was ist ein limitatives Urtheil?
9) Wie unterscheidet sich ein assertorisches Urtheil von einem apodiktischen?
10) Was ist eine Definition?
11) Was gehört zu einer logischen Division?
12) Was nennt man einen förmlichen Schluß?
13) Was heißt denken.
14) Wie unterscheiden wir zwischen dem formellen und materiellen Denken?
15) Wie unterscheiden sich Gedächtniß und Phantasie?
16) Von den Quellen der Irrthümer.
17) Ueber das Gewissen.
18) Ueber Erfahrungskenntniß.
19) Wie unterscheidet sich die synthetische von der analytischen Lehrart?
20) Vom Gefühlsvermögen.
21) Was heißt Affect? was Leidenschaft?
22) Ueber das Begehrungsvermögen.
22) Wann wird der Trieb nach Eigenthum fehlerhaft?
24) Ueber das Temperament.
25) Ueber den Bau des menschlichen Körpers.
26) Betrachtungen über die Willensfreiheit der Menschen.
27) Ueber Träume und deren Entstehung.

28) Wie schützt man sich vor dem Zerstreutsein?
29) Entwickelung der Begriffe: angenehm, gut, schön.
30) Warum gilt uns der entfernt lebende, berühmte Mann mehr als der, den wir kennen?
31) Ueber die üble Laune.
32) Ueber die Macht der Gewohnheit.
33) Warum wollen wir lieber geachtet als geliebt sein?
34) Wie läßt es sich erklären, daß man sich der Schimpfwörter als Liebkosungen bedient?
35) Ueber die Liebe zum Sonderbaren.
36) Woher kommt der Hang zum Uebertreiben?
37) Was ist stolze Demuth?
38) Warum schmerzt uns ein Blick oder kurzer Verweis mehr als eine Strafpredigt?
39) Warum rührt der niedergeschlagene Schmerz stärker als der laut sich äußernde?
40) Warum verstärkt Widerstand und Hinderniß das Begehren?
41) Warum ist die Erwartung eines Uebels peinlicher als das Uebel selbst?
42) Ueber die Affectation Derer, die in Nebendingen oder gar in Thorheiten groß sein wollen.
43) Woraus läßt sich die, dem Alter eigene Sparsamkeit erklären?
44) Woraus erklärt es sich, daß wir leichter und lebhafter Mitleiden als Mitfreude empfinden?
45) Worin liegt es, daß die Erinnerung überstandener Uebel uns oft Vergnügen macht? (Habet praeteriti doloris secura recordatio delectationem. Cic. Epist. ad divers. v. 12).
46) Wie verschafft man sich Menschenkenntniß?
47) Wie werden wir es anfangen, wenn wir bei den widersprechenden Zeugnissen fremder Erfahrungen die Wahrheit finden wollen?

48) Meinen, glauben, wissen.
49) Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit, Gewißheit.

12. Aufgaben aus der Geschichte der Philosophie der Griechen und Römer.

1) Was ist eine Geschichte der Philosophie, und welche philosophische Secten traten in der ersten Periode auf?
2) Wodurch unterscheiden sich die sogenannten sieben Weisen von den Gesetzgebern Griechenlands?
3) Welches waren die berühmtesten Weltweisen der Jonischen Schule, und welche Lehrsätze wurden durch sie verbreitet?
4) Ueber Pythagoras und dessen Schule.
5) Worin bestand die Philosophie der Sophisten?
6) Was lehrte Sokrates, und worin besteht sein höchstes Verdienst?
7) Wodurch schwächte die Cynische Philosophie die guten Wirkungen ihrer Lehren?
8) Worin besteht das Wesen der Platonischen Philosophie?
9) Ueber Aristoteles und seine Verdienste um die Philosophie.
10) Von der Secte der Stoiker.
11) Von der Epikurischen Philosophie.
12) Von der skeptischen Philosophie.
13) Worin bestand das Studium der Philosophie unter den Römern, und welche Männer brachten dasselbe zu Rom in Aufnahme?

B. Aufgaben nach den verschiedenen Stylarten und Redeformen.

1. Der historische Styl.

Hieher gehören sehr viele, in den vorigen Abtheilungen (besonders in der 4ten) zerstreut liegende Aufgaben, denen wir aber noch folgende hinzufügen:

1) Erzählung einer merkwürdigen Begebenheit, die Jeder erlebt hat.
2) Erzählung irgend einer Begebenheit aus der Französischen Revolution.
3) Verbannung und Zurückberufung des Cicero.
4) Catilina's Verschwörung.
5) Der Tod der Virginia, nach dem Livius, B. 3. S. 44 — 48.
6) Erzählung der Unternehmung der Flotte aus Syrakus gegen die Seeräuber. Cic. Orat. in Verrem I. 5. c. 33 — 38.
7) Cinna und Augustus, nach dem Seneca de clementia, lib. 1. c. 9.
8) Cäsar und der Veteran. Seneca de beneficiis, lib. 5. c. 24.
9) Zustand des Darius, als seine Satrapen sich gegen ihn verschworen; seine Flucht, sein Tod. Curtius, lib. 5. c. 8 — 13.
10) Der sterbende Darius und Alexander. Curtius, lib. 5. c. 13.
11) Historische Entwickelung der Grundzüge in dem Charakter des Römischen Volks.
12) Ueber den Untergang des Römischen Westreichs.
13) Kaiser Heinrich IV. und Papst Gregor VII.
14) Enthauptung Karl's I. in England.

15) Karl's XII. Zug nach Pultawa, die Schlacht und deren nächste Folgen.
16) Die Entdeckung Amerika's durch Columbus.
17) Befreiung der nordamerikanischen Staaten.
18) Beschreibung des Jahrmarkts in einer kleinen Stadt.
19) Der Weihnachtsabend in einer Familie.
20) Beschreibung einer nächtlichen Feuersbrunst, nach Schiller.
21) Beschreibung einer schönen Landschaft.
22) Der Brocken. Beschreibung einer Fußreise dahin.
23) Die Seuche; nach Virgil, Georgica, lib. 3. v. 470 — 566.
24) Verwüstungen eines ausgetretenen Stroms.
25) Der Frühling; nach Thomson.
26) Das Landleben.
27) Der Thiergarten bei Berlin.
28) Der Gesundbrunnen bei Freienwalde.
29) Die Weinlese.
30) Das Erntefest.
31) Beschreibung einer Wassermühle.
32) Beschreibung einer Luftpumpe.
33) Beschreibung einer Elektrisir-Maschine.
34) Die Zeitalter; nach Ovidii Metam. lib. 1. v. 89 — 150.
35) Die Deucalionische Ueberschwemmung, Ovidii Metam. lib. 1. v. 253 — 312.
36) Beschreibung einer Landstadt und ihrer Sitten.
37) Der Schiffbauer-Damm bei Berlin.
38) Zustand eines Volks, das sich zu einem schweren Kriege rüstet.
39) Veranlassung des siebenjährigen Krieges.
40) Veranlassung des dreißigjährigen Krieges.
41) Einleitung zu dem Europäischen Völkerkrieg der Jahre 1813 und 1814.

42) Was begründete das Ansehn und die weltliche Macht der Päpste?

2. Der Lehrstyl.

1) Weisheit ist schätzbarer als Leibesstärke.
2) Bloße Ausbildung des Geistes ist eine einseitige Ausbildung.
3) Der öffentliche Unterricht ist besser als der Privatunterricht.
4) Nur der öffentliche Unterricht gibt eine wahre, volksthümliche Bildung.
5) Die Geschichte der Griechen und Römer studiren, ist zum Verstehen ihrer Schriften nothwendig.
6) Viele Romane lesen, gibt eine einseitige Bildung und schadet dem guten Geschmack.
7) Es ist wünschenswerth, Leiden aus eigner Erfahrung zu kennen.
8) Fleißiger Ackerbau ist eine ergiebige Quelle des Völkerreichthums.
9) Welche Vortheile gewährt es dem Menschengeschlecht, daß die verschiedenen Länder der Erde auch verschiedenen Boden, verschiedenes Klima und verschiedene Erzeugnisse haben?
10) Welche Vortheile entspringen für den Menschen aus dem Mangel verschiedener Vorzüge, welche den Thieren eigen sind?
11) Es ist für den Menschen eine Wohlthat, daß einige Thierarten zu ihrer Ernährung auf das Thierreich selbst angewiesen sind.
12) Die Gesetze sind ein Schutz für die Guten.
13) Feine Sitten sind noch keine gute Sitten.
14) Preßfreiheit ist das kräftigste Schutzmittel gegen religiöse und politische Bedrückung.
15) Ein wahrer Vaterlandsfreund ist auch ein guter Mensch.

16) Wer seinen Körper schwächt, verliert seinen Muth.
17) Lebenssorgen sind nützlich, denn sie erhalten in uns das Gefühl der Abhängigkeit von Gott, befördern die Verbindung der Menschen unter einander und beleben uns zu immer neuer Thätigkeit.
18) Noth ist zu allen Zeiten die wohlthätige Weckerin menschlicher Kräfte gewesen. (Noth lehrt beten.)
19) Widerlegung des Satzes: die Urtheile der Menschen über uns sind gleichgiltig.
20) Widerlegung des Satzes: ein dummer Mensch macht sein Glück besser als ein kluger.
21) Widerlegung der Behauptung: es ist mehr Böses als Gutes in der Welt.
22) Beweis, daß Vorurtheil und Aberglaube nur Böses stiften können.
23) Widerlegung der Behauptung: der Bauer muß dumm bleiben, sonst gehorcht er nicht.
24) Widerlegung der Meinung: man brauche die Sprachen nicht zu erlernen, deren man nicht unmittelbar zu seiner künftigen Lebensart bedarf.
25) Was ist von dem Grundsatz zu halten: man muß es mit keinem Menschen verderben?
26) Haben die Alten unsers Volks recht, wenn sie urtheilen, das jetzige Geschlecht sei weichlicher als die vorigen?
27) Einsicht und Kenntniß schaden da mehr als sie nutzen, wo sie durch keine sittliche Kraft geleitet werden.
28) Nicht wer gut anfängt, sondern wer gut vollendet, verdient Lob.
29) Die Doppel-Natur des Menschen fodert allerdings eben so wohl Freuden der Sinne, als Freuden des Geistes und Herzens; aber nicht alle diese Freuden haben gleichen Werth und gleiche Dauer.
30) Ist das, was schicklich ist, auch allemal gut?
31) Wie unterscheiden sich der Mann von Kopf und der Mann von Kenntnissen?

32) Wie unterscheidet sich der unterrichtete Mann von dem Gelehrten?
33) Aus welchem Gesichtspunkt muß der junge Gelehrte das Sprachstudium betrachten?
34) Was sind Volksfeste? Und welche Begebenheiten unsers Volks könnten dazu benutzt werden?
35) Woher kommt die Sonderbarkeit einiger Menschen, mit einem gewissen Wohlgefallen von ihren Fehlern zu sprechen, oder sich gar welche anzudichten?
36) Wenn sich der National-Charakter einzelner Völker immer mehr und mehr in den allgemeinen Charakter der gebildeten Menschheit verliert: ist dies als ein Fort- oder Rückschritt in der sittlichen Welt zu betrachten?
37) Die Ungleichheit in der Vertheilung der Glücksgüter ist der menschlichen Gesellschaft eben so nützlich, als die Ungleichheit der körperlichen und geistigen Kräfte.

3. Versuche im bildlichen Styl, oder die Symbolik der Rede.

1) Das Leben, ein rinnendes Gewässer; oder, das Leben, eine Reise.
2) Die sanfte Rede, ein Thau.
3) Der Mensch, ein Wanderer.
4) Bücher, eine Gesellschaft.
5) Der Mensch ein Schiff, Leidenschaften treiben die Segel.
6) Der Unglückliche, ein Schiffbrüchiger.
7) Der König, ein Hirt, oder der Vater seines Volks, oder der Steuermann am Ruder.
8) Die Schule, ein Pflanzengarten.
9) Laster, eine Krankheit; oder der böse Mensch, eine Pest der Gesellschaft.
10) Vernunft, das Licht der Seele; Wissenschaft, das Licht der Welt.

11) Das unbenutzte Talent, ein vergrabener Schatz.
12) Ein durch Erziehung und Unterricht veredelter Jüngling, ein durch Impfung veredelter Baum.
13) Ein ungesunder Körper, ein verstimmtes Instrument; die Seele der Tonkünstler.
14) Ein sich selbst überlassener Jüngling, ein Schiff ohne Steuermann auf hoher See.
15) Der Tod, ein erquickender Schlaf.
16) Ein zorniger Mensch, ein loderndes Feuer oder ein brausendes Meer.
17) Der Hausvater, ein Gärtner.
18) Der gute Mensch, ein Fruchtbaum.
19) Der Freund im Unglück, ein Führer bei der Nacht.
20) Der Jugendlehrer, ein Säemann.
21) Ein Wohlthäter der Armen, die erquickende Frühlingssonne oder ein kühlender Regen bei Sonnenhitze, oder ein Thau nach schwülen Tagen.
22) Blüthen und Hoffnungen.
23) Der Fluß und die Freiheit.
24) Das Licht und die Erkenntniß; — die Finsterniß, die Unwissenheit und der Irrthum; — die Nacht, das Bild der Ruhe, des Grabes; auch Bild des Unglücks und der Unwissenheit; — die Sonne, das Bild der Wahrheit, der Freude, der Reinheit, der belebenden Kraft, der Herrlichkeit und Majestät; — das Feuer Bild der Reinheit, des Glanzes, der erwärmenden, aber auch zerstörenden Kraft; — Quell, Bild der Fülle, Güte, der Erquickung, des Anfangs und Ursprungs; — Mond, Bild des stillen Wohlthuns, der Milde, der Erquickung; — Zeder, Bild der Dauer und Festigkeit; — Zipresse, Bild der Trauer; — Lorbeer, Bild des Ruhms, des Sieges, der Unsterblichkeit; — Oelbaum, Bild des Friedens; — Lilie, Bild der Reinheit und Unschuld; — Rose, Bild der Jugend, Liebe und Freude; — Rose mit

ihren Stacheln, Bild der mit Leiden gemischten Lebensfreuden; Veilchen, Bild der Bescheidenheit und Demuth; — roher Diamant, Bild des verborgenen, noch unentwickelten Talents; — Anker, Bild der Hoffnung, des Schutzes; — Zwei junge Eichen, deren Wurzeln sich verschlingen, und deren Stämme in gleicher Höhe zum Himmel emporstreben, das Bild der Freundschaft; — der Tod, ein erquickender Schlaf nach langen Mühen. Pflug, Waffe und Feder — Symbole des Landmanns, des Kriegers und des Gelehrten; — ein Reicher ohne Milde, ein Baum ohne Frucht; — Unternehmung ohne Kraft, ein Flug ohne Flügel.

25) Die Symbolik der evangelischen Dreitugend: Glaube, Liebe und Hoffnung ist; — das Kreuz, die Rose und der Anker; die Hauptfarben sind: die Bläue des Himmels, die Röthe der Rosen und das Grün der Erde.

4. Versuche im affectvollen Vortrag.

1) Unwille gegen die, welche aus Eigennutz das Volk in Dummheit erhalten.
2) Klagen über den Zustand eines Volks, das sich durch bürgerliche Kriege vernichtet.
3) Klagen über den Mangel einer vernünftigen Erziehung in den niedern Ständen.
4) Hoffnungen eines Jünglings, der mit Kenntniß und guten Vorsätzen in's bürgerliche Leben eintritt.
5) Abscheu gegen die kleinen Tyrannen, welche ihre Untergebenen in Druck und Sklaverei erhalten.
6) Wünsche eines Patrioten für sein bedrängtes Vaterland.
7) Freude eines Jünglings, der seinen für todt gehaltenen Freund wieder findet.
8) Abschied aus meiner Vaterstadt.

9) Empfindungen bei dem Anblick eines von Feuer zerstörten Dorfs, gleich nach der Ernte.
10) Freude eines, aus der Fremde zurückkehrenden Jünglings, der seinen Geburtsort in besserem Wohlstande findet.
11) Freude eines Genesenen nach einer schweren Krankheit, an einem schönen Frühlingstage.
12) Unwille gegen die Deutschen, die ihre Muttersprache verachten.
13) Rückkehr eines siegenden Heeres.
14) Empfindungen bei der Nachricht: es wird Krieg.
15) Gebet nie den Muth auf
   a) bei Armuth und äußern Hindernissen;
   b) bei dem Widerstand, den man von ausgebreiteten Vorurtheilen und herrschenden Gewohnheiten zu erwarten hat; und
   c) bei Verfolgungen, seiner Ueberzeugung, oder der Tugend wegen.
16) Rede des Darius, um seiner Soldaten Mitleid zu erregen. Curt. l. 5., c. 8.
17) Vorwürfe die Alexander seinen Soldaten macht. Curt. l. 10., c. 2 und 3.
18) Rede des Scythischen Gesandten an den Alexander. Curt. l. 7., c. 8.
19) Rede des Mithridates gegen die Römer. Justin. l. 38., c. 4 — 7.
20) Rede des Oedipus, aus des Seneca Tragödie, Act 4, Scene 3, V. 868. u. f.
21) Laocoon und seine Söhne. Nach Virgil, Aen. l. 2., v. 200 — 230.
22) Anrede des Hannibal an seine Truppen, vor dem Uebergang über die Alpen.

5. Verſuche im komiſchen und ſcherzhaft-ſatyriſchen Styl.

1) Der eingebildete junge Gelehrte.
2) Der Kleinſtädter in der Reſidenz.
3) Die Politiker.
4) Die Neujahrs-Gratulanten.
5) Der junge Stutzer.
6) Der Renommiſt.
7) Die Reiſe auf dem Poſtwagen.
8) Lob des Eſels.
9) Lob der Unwiſſenheit.
10) Lob der Moden.
11) Das Kleid macht wol den Mann.
12) Der Sprachverderber.

6. Dialogen, Briefe, Reden, Charakterſchilderungen.

1) Geſpräch der Soldaten Alexander's bei deſſen Todtenfeier.
2) Scipio Africanus und Hannibal vor der Schlacht bei Zama.
3) M. Portius Cato und Scipio bei Thapſus überzeugen ſich, daß ſie den Untergang der alten Verfaſſung nicht überleben können.
4) M. Brutus und C. Caſſius berathen ſich, ob ſie an der Verſchwörung gegen den Cäſar Theil nehmen wollen.
5) Alexander und Diogenes (nach Wieland's Dialogen des Diogenes von Sinope).
6) Der Gläubige und der Zweifler. Ein Geſpräch über die Unſterblichkeit der Seele.
7) Die Deutſche Sprache und die Franzöſiſche im Wettſtreit über ihre Vorzüge.

8) Sulpitius Trostschreiben an Cicero, über den Tod seiner Tochter (s. Teut 2.).
9) Cicero macht dem Pompejus über seine Unthätigkeit Vorwürfe.
10) Augustus befeuert den Varus in seinem Feldzuge gegen die Deutschen.
11) Cicero's Bittschreiben an einen seiner Freunde in Rom, die Aufhebung seines Verbannungs-Dekrets zu bewirken.
12) Lobrede auf den Epaminondas.
13) Entwickelung des Charakters und der Verdienste des Themistokles, des Perikles ꝛc. um Athen.
14) Charakter des Sokrates, des Cicero ꝛc.
15) Leichenrede auf den Leonidas bei Thermopylä.
16) Cato reizt den Senat, Karthago zu zerstören.
17) Rede des Antonius an das Volk, den Tod Cäsar's zu rächen. (Shakspeare's Julius Cäsar.)
18) Hannibal's Rede an den Scipio vor der Schlacht bei Zama, nach Liv. B. 30. c. 29. 30.
19) Das Augusteische Zeitalter.
20) Lobrede auf Luther und die Reformatoren seiner Zeit.
21) Welche Vortheile werden wir für unsere wissenschaftliche und moralische Bildung aus der Verschmelzung des Idealen mit dem Wirklichen ziehen?
22) Worauf gründet sich die Vorliebe für das klassische Alterthum, und wodurch rechtfertigt sich das fortgesetzte Studium desselben?
23) Das Forum der Alten, die Presse der Neuern.
24) Die Völkerschlacht bei Leipzig, nach ihren Folgen für Europa.
25) Ueber Preußens Kriegsruhm.
26) Ueber den Fanatismus.
27) Die Athener und Spartaner, eine Parallele.
28) Wie erscheint uns Karl der Große in den Berichten seiner Zeitgenossen?

29) Wallenstein, als Mensch und als Krieger.
30) Der geschäftige Müßiggänger. Ein Gemälde nach dem Leben.
31) Charakter eines Weichlings, Schmeichlers, Geizigen, Faulen ꝛc.
32) Charakteristik eines gebildeten Volks.

Anmerkung.

Seit einigen Jahren hat man auch den Redeübungen auf Schulen eine freiere Wirksamkeit gestattet, und ihnen als nothwendigen Inhalt deutscher Sprachstunden eine Stelle neben den deutschen Ausarbeitungen und der Lectüre angewiesen, wenn gleich in den Lehrplanen noch keine Zeit für eine stehende Redestunde hat gewonnen werden können. Vielleicht würde auch diese Schwierigkeit schon überwunden sein, wenn die Lehrer selbst für eine zweckmäßige und freie Leitung solcher Uebungen mehr Sicherheit und Gewandtheit erlangt hätten. Früherhin beschränkte man sich fast ganz auf Declamationen in den unteren und höchstens noch mittleren Klassen; Vorträge über wissenschaftliche Gegenstände und feierliche Reden gab es nur bei einem öffentlichen Redeactus, und unter hundert Primanern, die ihre Schulstudien beendet hatten, waren gewiß nicht zehn, denen jemals zu einem selbst gearbeiteten Rede-Vortrag Gelegenheit gegeben worden wäre. Jetzt stellt sich, wie ich denke, die Sache anders. Ich habe für meine deutschen Stunden in den oberen Klassen zweier Gymnasien die Einrichtung getroffen, daß jeder Schüler im Laufe eines Vierteljahres wenigstens zweimal vom Katheder herab den Sprecher oder Redner macht. Es ist ihm frei gestellt, ob er ein auswendig gelerntes Stück declamiren oder über einen von ihm selbst erfundenen Stoff einen zu Hause ausgearbeiteten Vortrag mit-

theilen will. Beides geschieht gewöhnlich wechselnd. Nach beendetem Vortrag (zu dem 5 bis 8 Minuten bestimmt sind) spreche ich mein materiell und formell berichtigendes Urtheil, oder fodere auch wohl bei leichten Materien die Mitschüler des Redners dazu auf. Als ich vor etwa zehn Jahren diese Einrichtung mit Ober-Tertia zu machen anfing, gab ich selbst die Themata dazu, die ich aus dem Gebiet der Geschichte, oder der Moral und des Lebens nahm, und dictirte etwa ein Dutzend solcher Aufgaben als Probe, um andere darnach zu bilden, z. B. Folgen der Kreuzzüge; Tilly und Magdeburg; zwiefache Ansicht der Erfindung des Schießpulvers; Lobrede auf Columbus; Getreide- und Weinbau die Anfänge der Cultur; Nutzen großer Städte; bis dat qui cito dat etc. Dasselbe Verfahren übertrug ich, in gesteigerten Graden, auf Unter-Secunda und Ober-Prima. Nach Jahr und Tag waren die Schüler eingeübt, und sie wählten sich nun ihre Aufgaben ohne mein Zuthun selbst aus allen wissenschaftlichen Gebieten, die für Schul-Vorträge und Reden Stoff geben. Nun habe ich seit einigen Jahren in Ober-Prima auch den Versuch gemacht, über frei gewählte (meist historische) Gegenstände extemporiren zu lassen, wozu ich den Schülern in der Stunde selbst einige Minuten Vorbereitung gestatte. Ich habe öfters die Freude einer überraschenden Genugthuung gehabt. Hoffentlich haben andere Gymnasien bei ähnlicher Methode auch ähnliche Erfahrungen gemacht. Ueber den mehrfachen Nutzen solcher Uebungen zu sprechen, gehört nicht hierher; die Erfahrung bestätiget, was dem denkenden Lehrer schon von vorne herein einleuchtet, wenn gleich der Klügler dagegen opponirt, vielleicht nur, weil er dem Geschäft der nützlichen Leitung nicht gewachsen ist.

7. Nachlese.

Gemischte Aufgaben, zum Theil aus inhaltreichen Spruchreden und Parallel-Stellen mustergiltiger Schriftsteller bestehend, und häufig mit Winken über den darin liegenden Stoff begleitet *).

1) In wie fern ist der Ausspruch wahr: wer nicht an Tugend glaubt, hat selber keine?
2) Welche Nachtheile hat es, das Alte in den Gebräuchen und Sitten unserer Vorfahren zu verspotten, und das Neue, weil es neu ist, begierig zu ergreifen?
3) Wie läßt sich der Mißbrauch erklären, den die neuere Zeit von dem Ausdruck: er ist ein guter Mann, gemacht hat?
4) Was versteht man unter Genius einer Sprache?
5) Das prängende Kleid, das nicht wärmt — Kenntniß und Gelehrsamkeit ohne Tugend.
6) Der gestirnte Himmel. Eine Betrachtung.
7) Die Chaldäer lasen aus den Sternen die Zukunft; wir lesen aus ihnen die Größe und Erhabenheit Gottes.
8) Die Gebehrdensprache, verglichen mit der Wortsprache.

---

*) Wenn hin und wieder eine Aufgabe gefunden wird, die in den vorhergehenden Rubriken schon einmal, obwol anders gestellt, vorgekommen ist: so hat damit nur angedeutet werden sollen, daß man oft einen und denselben Stoff, besonders wenn er sehr reichen Inhalts ist, benutzen kann, mehrere Aufgaben daraus zu bilden, da es von der Fassung des Thema abhängt, welchen Standpunkt der Schüler bei der Bearbeitung desselben einnehmen soll. Auch sind durch Verbindung einzelner Stoffe zu einem Ganzen neue Aufgaben zu umfassendern Arbeiten entstanden.

9) Gedanken auf den Trümmern des alten Roms (s. v. Wessenberg's Betrachtungen über den Bildungsgang der Menschheit. Aarau 1836.)
10) Ueber den Charakter der Deutschen Sprache.
11) Wie läßt es sich rechtfertigen, daß man den Sprachgebrauch zum höchsten Gesetzgeber in der Grammatik gemacht hat?
12) Was heißt Geist der Zeit, und wodurch allein läßt sich mit einigem Erfolg auf ihn einwirken?
13) Ueber das Wunderbare im Epos.
14) Was hindert uns noch, unserer Sprache die gewünschte Reinheit zu geben?
15) Ueber die verschiedenen Zwecke, welche man mit dem Lesen älterer und neuerer Schriftsteller verbindet.
16) Ist für die Statuen der Neuern die antike oder moderne Bekleidung zu wählen? Und bei den Inschriften auf öffentlichen Denkmälern die Deutsche oder die Lateinische Sprache?
17) Welchen Einfluß hat der Charakter eines Volks auf dessen Sprache, und umgekehrt, die Sprache auf den Charakter?
18) Worin liegt es, daß die Erinnerung bestandener Leiden mit einem geheimen Vergnügen verknüpft ist?
19) Der Gesang, als Sache der Volksbildung betrachtet.
20) Die Kirchenglocke nach ihrer verschiedenen Bestimmung.
21) Prüfender Rückblick auf mein wissenschaftliches Leben im abgelaufenen Semester.
22) Was verdanke ich in meiner Schulbildung dem Studium der alten Klassiker?
23) Ueber die Selbstbeherrschung.
24) Woraus läßt sich die, dem Alter eigenthümliche Sparsamkeit erklären?
25) Die Raupe und der Schmetterling. Symbol des menschlichen Lebens.

26) Welchen Trost schöpfen wir für die Begebenheiten unserer Zeit aus der Geschichte?
27) Ueber die Auswanderungen in der alten Welt.
28) Parallele zwischen Sokrates und Christus.
29) Drei Dinge sind es, die Quintilian vom Redner verlangt: ut doceat, moveat, delectet.
30) Ueber den Einfluß des Temperaments auf die sittliche Ausbildung.
31) Der gestirnte Himmel.
32) Ueber die Hindernisse eines zweckmäßigen Studirens.
33) Klage über den Tod Gustav Adolph's bei Lützen.
34) Nutzen eines literarischen Tagebuchs für die Beförderung der wissenschaftlichen Selbstbildung.
35) Stofftheile zu einer Anklagrede des Nero.
36) Ueber die Vortheile des Disputirens.
37) Die Nacheiferung (nach ihren Quellen, ihrem sittlichen Werth, ihren guten und verderblichen Wirkungen).
38) Die Erziehung eines jungen Römers von Stande, verglichen mit der unsrigen.
39) Der Eroberer, verglichen mit dem menschenfreundlichen Fürsten (S. Klopstocks Ode: Friedrich V.)
40) Vergleichung der Gottesurtheile (Ordalien) im Mittelalter mit den Auspicien der Römer.
41) Ueber den Einfluß der Dichter auf die Bildung der Menschen.
42) Für und wider die Todesstrafen.
43) Waren Hannibal, Brutus, Kodrus, Decius, Cato Selbstmörder? (Joh. v. Müller sagt in seinen vier und zwanzig Büchern allgem. Geschichten, Bd. 1. S. 316 von Cato: Seine Standhaftigkeit war groß genug, und seine That kann nicht verführen: um so sterben zu dürfen, wird erfordert, wie er zu leben).
44) Die Einsamkeit, nach ihren wohlthätigen und nachtheiligen Folgen.

45) Ueber den Werth der Erfahrung.
46) Die Freuden des Jünglings (Natur, Geselligkeit, Familienleben, Spiele, Vermehrung der Einsicht und Kenntnisse ꝛc.)
47) Ueber die Verfertigung des Papiers.
48) Der Confirmationstag. Eine moralische Betrachtung.
49) Der Kirchhof. Eine Abendbetrachtung.
50) Abfertigung eines prosaischen Menschen, der die Poesie eine brodlose Kunst genannt hatte.
51) Aufforderung an Barbarus, rein Deutsch zu sprechen.
52) Welche Gründe werden den jungen Studirenden bestimmen, das Studium der Deutschen Sprache und Literatur in den Kreis seiner Studien zu ziehen?
53) Welchen vortheilhaften und welchen nachtheiligen Einfluß hat das Studium fremder Sprachen auf unsere Muttersprache und Literatur gehabt?
54) Die Theorie der Mond- und Sonnenfinsternisse.
55) Lob der Tonkunst.
56) Bericht über den Schaden, welchen ein Hagelwetter (ein Gewitter) an dem Orte des Schreibenden angerichtet hat.
57) Vergleichung der drei Quellen menschlicher Erkenntniß: Erfahrung, Unterricht, Nachdenken.
58) Commentar zu den Worten des Malers Conti in Lessings Emilia Galotti: „Oder meinen Sie, Prinz, daß Raphael nicht das größte malerische Genie gewesen wäre, wenn er unglücklicher Weise ohne Hände wäre geboren worden?“ (Erster Aufz., vierter Auftr.).
59) Die Ideale in der Kunst — in der Wissenschaft — im Leben.
60) Ueber Platon's Ideal-Staat.
61) Religion und Gesetzgebung, als Hauptmittel der Menschen- und Völkerbildung.

62) Charakter-Stärke iſt der Fruchtkern eines ſittlichen Lebens.
63) Wie berühren und trennen ſich Moral und Geſetzgebung?
64) Wahre und fehlerhafte Freundſchaft.
65) Würdigung der äußeren Uebel.
66) Welche Vortheile ziehen wir aus dem ſtillen Umgang mit uns ſelbſt?
67) Ein Weiſer kann nie unglücklich ſein, wenn er auch arm und leidend iſt. (Eine Aphthoniſche Chrie.)
68) Der Habſüchtige (der Geld- und Ehrſüchtige, der Eroberer) iſt niemals zufrieden. Multa petentibus desunt multa. — Alexander, Craſſus, Napoleon ꝛc. (Eine Aphthoniſche Chrie.)
69) Nemo ante obitum beatus. —
Irus ſit subito, qui modo Croesus fuit.
Man ſoll den Tag nicht vor dem Abend loben.
Krösus, Craſſus, Pompejus, Jul. Cäſar, Napoleon.
(Eine freie Chrie.)
70) Injuriam inferre, quam accipere, majus est malum. (Exemplum: cum Cicero a Clodio injuria afficiebatur, omnes boni Clodium detestabantur, et ob Ciceronem erat in luctu senatus, squalebat civitas. Denique Ciceroni exilium honori fuit. (Esmarch.)
71) Ueber das Lächerliche.
72) Was läßt ſich zur Beſtreitung der Meinung ſagen, daß es der Deutſchen Sprache an Wohllaut fehle?
73) Ueber die Natur des poetiſchen Stoffes.
74) Iſt die Lutheriſche Bibelüberſetzung, von Seiten ihrer Sprache betrachtet, für den allgemeinen Gebrauch noch hinreichend?
75) Ueber Melanchthons Antheil an der Lutheriſchen Kirchenverbeſſerung.
76) Der Proteſtantismus, als Grund aller Denkfreiheit.
77) Das Sittengeſetz iſt ein unveränderliches, ewiges Geſetz.

78) Religionsstifter und Gesetzgeber als Bildner der Völker.
79) Die Muttersprache als Hauptmittel einer höhern Volksbildung betrachtet.
80) Für und wider den Gebrauch der Deutschen Schriftzeichen zu Deutschen Schrift- und Kunstwerken, in Bezug auf die vorgeschlagene Einführung der Lateinischen.
81) Was ist von Alexanders Streben nach einer Weltherrschaft zu halten?
82) Ist es zu fürchten, daß die Barbarei des Mittelalters je in Europa wiederkehren werde?
83) Woraus läßt sich die Wahrnehmung erklären, daß die Deutschen seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften das Studium der ältern und neuern Sprachen eifriger und umfassender als andere Völker getrieben haben?
84) Die höchste Wohlthat für das ganze Menschengeschlecht besteht in der Erhaltung und Beförderung der Wissenschaften.
85) Gedanke, Wort und Handlung sind die drei Acte menschlicher Thätigkeit.
86) Ne quid nimis! — Inter utrumque tene! In medio tutissimus ibis. (Chrie.)
87) Wer spricht, hat fünf Punkte zu beachten: was, für wen, wie, wo und wann.
88) Die Todten leben fort in ihren Werken:
die Eltern in ihren Kindern;
die Lehrer in ihren Schülern;
die Feldherren in ihren Soldaten;
die Fürsten in ihren Völkern;
die Gelehrten und Künstler in ihren Werken.
89) Die verderblichsten Krankheiten der Seele für den Einzelnen wie für ganze Familien sind: Geldsucht, Herrschsucht und Ruhmsucht, denn sie erzeugen Haß, Trennung, Uneinigkeit, Aufstand und Krieg.

90) So wünschenswerth die Glücksgüter des Lebens sind (Geld, wohlwollende Angehörige und Freunde, Gesundheit, schöne Körperbildung, Kraft, Verstand ꝛc.), so ist es doch noch wünschenswerther, sie gut anzuwenden, sie mit Ruhe zu entbehren und ihren Verlust mit Gleichmuth zu ertragen. (Cic. de oratore L. II. c. 11.)

91) Concordia parvae res crescunt, discordia maximae dilabuntur. (Eine Chrie.)
(Sall. G. B. c. 10.)

92) Vergleichungen: Homer und Virgil als Epiker; Pindor und Horaz als Lyriker; Demosthenes und Cicero als Redner; Thucydides und Livius als Historiker. (Vergl. Quintil. Instit. L. X. c. 1.)

93) Alexander, König von Macedonien, nach seinen Tugenden (Seelenstärke, standhafte Ertragung von Beschwerden, Tapferkeit, Freigebigkeit, Gnade gegen Ueberwundene, Güte gegen Freunde, Wohlwollen gegen seine Soldaten, Pietät gegen seine Eltern, Verachtung des Todes) und Fehlern (Stolz, Zorn, Trunksucht, Schwelgerei, Lob- und Ruhmsucht). Eine Charakteristik.

94) Ueber Ursprung und Zweck des Schauspiels.

95) Schutzrede für die Klöster.

96) Der Moralist und der Satyriker, verglichen in ihren Zwecken und der Wahl ihrer Mittel.

97) Wodurch rechtfertigt sich die Vorliebe für das Alterthum in dem Studienplan eines Jünglings?

98) Die Entdeckung Amerika's nach ihren Folgen für Europa.

99) Der Sklavenhandel verletzt das Recht der Persönlichkeit, weil er den Menschen zur Sache (Waare) macht.

100) Wie erklärt sich die Entartung der Römer in den letzten Jahrhunderten ihrer Republik?

101) Karl der Große, gewürdigt nach seinen politischen Bestrebungen.

102) Ueber Duldung, Gleichgiltigkeit (Indifferentismus) und Verfolgungssucht in Religionssachen. Ein geschichtlich-sittliches Urtheil.

103) Wer sein Glück weniger in der Außenwelt als in sich selbst sucht, ist der Glücklichste.

104) Ueber den Witz.

105) Einleitung und Commentar zu dem Schillerschen Gedicht: Pompeji und Herkulanum.

106) Der Sieg der Natur über die Kunst, zur Erläuterung des Götheschen Gedichts: der Wanderer. Gott segne Dich, junge Frau ꝛc.)

107) Ueber den Charakter der Wehmuth. Nach v. Salis Gedicht: die Wehmuth. (Mit leisen Harfentönen ꝛc.)

108) Zweifel, der Weg zur Wahrheit, aber auch zum Verderben.

109) Bedenke, daß du ein Mensch bist! So ließ Philipp von Macedonien nach der Schlacht bei Chäronea jeden Morgen sich zurufen, um sich vor Uebermuth zu waffnen. Gedenke der Athener! So ließ sich Darius Hystaspis täglich bei der Mahlzeit zurufen, damit das Andenken an die von den Athenern ihm zugefügte Beleidigung nie in ihm erlöschen möchte.

110) Platon verbot in seiner Republik die Lesung des Homer; Cicero (im zweiten Buche der Tuscul. Untersuchungen) stimmt ihm bei; der heilige Augustin eifert gegen das Leben der profanen Dichter, und Campe's Revisionswerk verwirft die Lesung der Alten auf Schulen. Wie werden wir darüber denken?

111) Als Philipp von Macedonien den Aristoteles (den Platon den Verstand seiner Schule zu nennen pflegte) zum Lehrer seines funfzehnjährigen Soh-

nes Alexander berief, schrieb er ihm: „ich habe einen Sohn, und danke den Göttern weniger, daß sie mir ihn gaben, als daß sie ihn zu deiner Zeit geboren werden ließen. Ich hoffe, daß deine Sorgfalt und deine Einsichten ihn meiner und dieses Reichs würdig machen werden.“ — Zu welchen Betrachtungen führt dieses Schreiben?

112) Wer eine Frevelthat auszuüben gedenkt, ist der Frevelthat selbst schuldig.
Nam scelus intra se tacitum qui cogitat ullum
Facti crimen habet. (Juvenal.)

113) Da das Ebenbild Gottes in der menschlichen Vernunft besteht, so ist auch nichts höher als die Vernunft. — Ratione nihil majus. (Scaliger.)

114) Die Lehren der alten Weisen wissen ist gut, aber sie üben ist besser.

115) Der Tod des Sokrates, verglichen mit dem des Seneca (Tac. Ann. l. 15. 60.).

116) Die alte Welt ist für uns eine Schule der Ideen, die uns mit Idealen erfüllt, damit wir hochherziger und freier in unsere eigene Welt eintreten können.

117) Woher kommt die bei den Alten herrschende Hochachtung gegen den Selbstmörder, da doch die Gesetze den Selbstmord nicht gut hießen, und die Moral ihn nicht empfahl? (Cic. de offic. l. 1. c. 31. und Garve's Anmerk. und Abhandl. dazu.)

118) Moralischer Egoismus ist der Gegensatz des Patriotismus.

119) Nicht glücklich kann ich den preisen, dem nie etwas Widerwärtiges begegnet ist. Beweisführung.

120) Durch Armuth soll sich das Talent nicht abschrekken lassen von dem Studium der Wissenschaft und Kunst. Unterstützt durch Gründe der Vernunft und der Erfahrung.

121) Ich bin niemals weniger müßig als wenn ich Muße

habe, und nie weniger allein als wenn ich allein bin (soll ein Ausspruch des P. Scipio Africanus gewesen sein). Zur Besprechung geeignet.

122) Das Recht der Persönlichkeit ist das erste Urrecht. — Suum cuique.

123) Willkürliche Strafen und Belohnungen vereinigen sich in dem Begriff der Vergeltung, denn ihr Hauptzweck ist die Gerechtigkeit selbst. (Suum cuique).

124) Commentar zu der Schiller'schen Romanze: die Kraniche des Ibykus.

125) Was ist wissenschaftliche, was Gelehrten-Bildung?

126) Das Staats-Gesetz will nur, daß der Mensch so handle, ohne sich darum zu bekümmern, wie er sei; die Moral will, daß der Mensch so sei, damit er so handeln könne.

127) Die Kunst der deklamatorischen Darstellung, als ein Gegenstand der höheren Geschmacks-Bildung betrachtet.

128) Der Nachruhm. Eine historisch-moralische Betrachtung, mit Bezug auf Klopstock's Ode: der Nachruhm.

129) Poesie und Geschichte, nach ihrem absoluten Werth betrachtet (s. Garve's vermischte Abhandlungen).

130) Einfluß der Gelehrten-Bildung auf das Leben und die Versittigung der Völker.

131) Vollkommene und unvollkommene Pflichten, betrachtet nach ihrem Namen und Begriff. (Garve's Anm. zu Cic. de offic.)

132) Wenn wir zur Lösung der Frage über die beste Regierungsform die politische Geschichte aller Völker und Zeiten durchgehen: zu welchem Resultat werden wir gelangen?

133) Wann wird die Vorliebe für das Alterthum eine Verachtung des Neuen?

134) Entwickelung der Hindernisse, welche der Ausbil-

dung des Kunstsinnes unter den Römern entgegenstanden.

135) Die Sagengeschichte der Völker ist ein fruchtbarer Stoff für Poesie und plastische Kunst.

136) Lob der menschlichen Sprache. (Klopstock's Ode: die Sprache.)

137) Ueber die Anlagen einer Sprache (besonders der deutschen) zur Poesie.

138) Kritik des Lessingschen Trauerspiels Emilia Galotti, nach Engel (s. dessen Schriften 1ster Band S. 137.).

139) Warum sollen Kunstwerke, deren Werth doch nur in der Liebhaberei besteht (imaginär ist), von dem Kriegsgesetze oder dem Rechte des Siegers ausgenommen sein, welches nach Belieben über das reelle Eigenthum des Besiegten verfügt? (Buch der Richter, c. 18. v. 17 — 24; die Römer in Griechenland; Bonaparte läßt sich als Sieger von dem Herzog von Modena und Parma 1796 zwanzig der auserlesensten Gemälde ausliefern. — Pietät und Achtung für Geisteswerke, Milderung der Kriegsleiden in allen civilisirten Staaten.)

140) Commentar zu Klopstocks Wingolf.

---

141) In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
Still auf gerettetem Boot, treibt in den Hafen der Greis.
(v. Schiller.)

142) Zwei sind der Wege, auf denen der Mensch zur Tugend emporstrebt,
Schließt sich der eine dir zu, thut sich der andre dir auf.
Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend.
Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geführt. (v Schiller.)

143) Niemand schaden, Allen Hülfe leisten,
Jedermann ein heil'ger Altar seyn,
Ist Religion. Und diese Freundinn
Geht mit uns, wenn Alles einst zurückbleibt.
(v. Herder.)

144) „Wer macht sein Schicksal sich wohl besser als es ist?"—
Der, was ihm fehlt, nicht wünscht, und was er hat, genießt! (Kretschmann.)

145) Kleine Freuden laben, wie Hausbrod, immer ohne Ekel; große, wie Zuckerbrod, zeitig mit Ekel.

146) Wandrer, blick auf der Reise durchs Leben bedächtig oft rückwärts,
Daß die Erfahrung dir sey kräftig ein schützender Stab.

147) Klage geziemt nicht dem Starken. Im Kampf mit dem eisernen Schicksal
Siegt nur die rüstige That; Worte sind Beute des Sturms.
(v. Matthisson.)

148) Vieles wünscht sich der Mensch, und doch bedarf er nur wenig;
Denn die Tage sind kurz, und beschränkt der Sterblichen Schicksal. (Voß.)

149) Das Entree-Billet zur Freude ist ein gutes und ruhiges Herz. (Jean Paul.)

150) Rede Deutsch, o du Deutscher! sey kein Künstler
In Gebehrden und Sitten. Deine Worte
Seyn wie Thaten, wie unerschütterliche Felsen der Wahrheit. (v. Herder.)

151) Deutschland, heiliges Land, dir wallt im klopfenden Herzen
Heiß mein Blut; Ich freue mich dein, wie des Sieges der Held sich
Freut; ich liebe, Vaterland, dich, und werde die Braut nicht
Höher lieben, ehrte den Vater nicht mehr und die Mutter!

Viel sind deiner Ehren und tausendjährig und immer
Wieder neu! du Land der rosigen Keuschheit, des alten
Eisernen Muths, der Treue, des freien Sinnes, der Einfalt!
(vergl. Germaniae et Germanorum laus von Lauter. Heidelberg 1836.) (Friedr. Leopold zu Stolberg.)

152) Um deutsch zu denken, muß man deutsch sprechen; und wer die Sprache seines Volks gering schätzt, der bezeugt Verachtung diesem Volke und seinem Geiste.
(Anselm v. Feuerbach.)

153) Die Vernachlässigung der Muttersprache rächt sich immer an dem, der sie ausübt, und kann niemals ein günstiges Vorurtheil für die Art und Allgemeinheit seiner Bildung und Gelehrsamkeit erregen.
(Friedr. v. Schlegel.)

154) Sich selbst bekämpfen ist der schwerste Krieg;
Sich selbst besiegen ist der schönste Sieg.

155) Nicht an die Güter hänge das Herz,
Die das Leben vergänglich zieren.
Wer besitzt, der lerne verlieren;
Wer im Glück ist, lerne den Schmerz. (v. Schiller.)

156) Das Leben gleicht einem gut geschriebenen Buche; man ist eher damit fertig, als man es wünscht; Thoren durchblättern es flüchtig, aber Kluge lesen es mit Bedacht, weil sie wissen, daß sie es nur einmal lesen können.

157) An's Vaterland, an's theure, schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen;
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft,
Dort in der fremden Welt stehst du allein.
(v. Schiller.)

158) Nichts halb zu thun, ist edler Geister Art.
(Wieland.)

159) Ars non habet osorem, nisi ignorantem.

160) — — — Multa petentibus
Desunt multa. Bene est cui deus obtulit
Parca quod satis est manu. (Hor. carm.)

161) Der Terenzische Spruch:
homo sum, humani nihil a me alienum puto
oder, wie Arthur von Nordstern sagt:
Nichts ist mir fremd, was meiner Erdenbrüder
Geweihtes Licht und Recht betrifft
ist das Princip des Humanismus.

162) Wenn euch die Nebel des Trübsinns umgrauen,
Hebt zu den Sternen den sinkenden Muth;
Heget nur männliches, hohes Vertrauen!
Guten ergeht es am Schlusse doch gut. (v. Salis.)

163) Zu deinem Hochmuth sprich: Staub wird, was ist von Erden;
Komm, laß uns werden Staub, eh' wir zum Staube werden. (Rückert.)

164) Jede Gefahr erkennt einen königlichen Gebieter an:
Er heißt Muth. (Ernst Wagner.)

165) Haben und Wissen kann dem Menschen keine Würde geben, aber Thun.

166) — — — ingenuas didicisse fideliter artes
Emollit mores, nec sinit esse feros. (Ovid.)

167) Der Freundschaft Seelenbund hat nichts im Himmel und auf Erden, das ihm gleiche. (Krummacher.)

168) Wo ist die Rose ohne den stechenden Dorn? (Wieland.)

169) Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.
(v. Göthe.)

170) Der Thor blickt nur auf sein Aeußeres, und in seinem Innern empfing er zum Ersatz die täuschende Blüthe der Narrheit, — den Eigendünkel. (Krummacher.)

171) Wohl reizend ist es, hoch im Licht einher zu wandeln;
Vergöttert da zu stehn vor seiner Welt;
Doch leichter ist es, groß, als recht zu handeln.
(Tiedge.)

172) Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu Theil.
(v. Schiller.)

173) Denke auch an den Morgen, wenn du nach Abend siehst, und wenn vor dir eine Sonne untergeht, so wende dich um, und sieh wieder im Morgen einen Mond aufsteigen. Der Mond ist der Bürge der Sonne, wie die Hoffnung die Bürginn der Seligkeit. (Jean Paul.)

174) Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld. (v. Schiller.)

175) Unedle Mittel schänden edlen Zweck. (v. Collin.)

176) Wer hat den Weg durch's wilde Meer gefunden,
Der nie mit Todesstürmen stritt? —
Es ist ein Herz mit seinen Wunden
Mehr werth, als ein's, das niemals litt. (Tiedge.)

177) Das Weib soll sich nicht selber angehören,
An fremdes Schicksal ist sie fest gebunden.
(v. Schiller.)

178) In dem Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule,
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.
(Zur Besprechung geeignet.) (v. Schiller.)

179) Wer muthig für sein Vaterland gefallen,
Der baut sich selbst ein ewig Monument
Im treuen Herzen seiner Landesbrüder,
Und dies Gebäude stürzt kein Sturmwind nieder.
(Körner.)

180) Im selben Maß du willst empfangen, mußt du geben;
Willst du ein ganzes Herz, so gib ein ganzes Leben.
(Rückert.)

181) Der Mensch ist eine Frucht aus seiner eignen Saat. (Tiedge.)

182) Zeit! unschätzbares Gut! Weise nur kennen dich;
Sie geizen nur nach dir. Jeglicher Augenblick
Fließet Weisen Gebrauch. Weisen nur ist bewußt,
Was oft eine Minute lehrt. (Denis.)

183) Ob du der Klügste seyst; daran ist wenig gelegen;
Aber der Biederste sey, so wie bei Rathe, zu Haus.
(v. Göthe.)

184) Kühnes und Großes vermag der mit Kraft ausdauernde Wille;
Aber es wolle der Geist nie, was das Herz ihm verbeut.
(Brinkmann.)

185) „Darf nicht der Mann, was er will?" —
So trotzet der schwärmende Jüngling;
Während der Weise zuletzt immer nur will, was er darf.
(Brinkmann.)

186) Der letzte Perser-König Darius Kodomannus ruft vor der Schlacht bei Arbela seinem Herre in einer Rede zu: Effugit mortem, quisquis contemserit; timidissimum quemque consequitur. (Curt. l. IV. c. 14). Eine Chrie.

187) Sokrates sagt beim Platon: ich liebe meine Familie mehr als mich, mein Vaterland mehr als meine Familie, und das menschliche Geschlecht mehr als mein Vaterland.

188) De literarum studiis: Studia adolescentiam alunt, senectutem oblectant, secundas res ornant, adversis perfugium ac solatium praebent, delectant domi, non impediunt foris, pernoctant nobiscum, peregrinantur, rusticantur. (Cic. Arch. 7.).

189) Die Menschen sind nicht da, um neben einander zu grasen, und ein Mann kann sich mit einem süßern Gedanken schlafen legen, als daß er satt ist. Im Schuldbuch

der Gesellschaft steht sein Leben, seine Erziehung, seine Bildung, — und ein Biedermann bezahlt seine Schulden.
(Leisewitz.)

190) Lob der Dichtkunst.
Es soll der Sänger mit dem König gehen,
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen.
(v. Schiller.)

191) Für seinen König muß das Volk sich opfern,
Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt.
Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre! (v. Schiller.)

192) Das eben ist der Fluch der bösen That
Daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären.
(v. Schiller.)

193) Die Länge des Umgangs mit Thörichten kann uns leicht gewöhnen, schön zu finden, was wir anfangs lächerlich fanden; und wenn Andere uns eine Zeitlang zur Schau gesessen haben, sitzen wir selbst Andern in eben dieser Stellung. (Meißner.)

194) — — Die Straße, die der Mensch befährt,
Worauf der Segen wandelt, diese folgt
Der Flüsse Lauf, der Thäler freien Krümmen,
Umgeht das Weizenfeld, den Rebenhügel,
Des Eigenthums gemeßne Grenzen ehrend —
So führt sie später, sicher doch zum Ziel.
(v. Schiller.)

195) Zu wenig und zu viel ist Beides ein Verdruß;
So fehl ist überm Ziel, wie unterm Ziel der Schuß.
Zu wenig und zu viel ist gleich sehr unvollkommen;
Im Ernst ist und im Spiel das rechte Maß willkommen. (Rückert.)

196) Herz ohne Kopf ist ein Schiff ohne Steuermann, und es ist ein Glücksfall, wenn ein solches Schiff, von günstigen

Winden getrieben, an Ort und Stelle kommt, wo es hin soll. Gebt aber dem geschicktesten Steuermann statt eines guten Schiffes einen plumpen Kasten ohne Segel, so hat er auch seine liebe Noth, wirft am Ende ungeduldig das Steuerruder ins Wasser, oder läßt es ermattet fallen. Laßt beides vereinigt seyn, so geht's, daß es eine Lust ist. (Demme.)

197) Gebrauch schwächt den Magnet und auch die Tugend nie;
Je mehr man beide nutzt, je mehr vermögen sie.
(Kretschmann.)

198) Der Mensch kann was er soll; und wenn er sagt, er kann nicht, so will er nicht. (Fichte.)

199) Die Tugend übt sich schlecht im Glück; das Unglück,
Das ist der Boden, wo das Edle reift,
Das ist der Himmelsstrich für Menschengröße. —
Aus seiner Schule ging der Stolz der Welt.
Wo es dem Menschen seinen Kampf bereitet,
Da bricht die Kraft die unversuchte Bahn,
Da knüpft der Ruhm den Namen an die Sterne,
Und was sonst sterblich war, das wird unsterblich.
(Körner's Zrini, 5ter Aufz. 4ter Auft.)

200) Leidenschaften sind die Winde, die unser Lebensschiff forttreiben, die Vernunft ist der Steuermann, der es lenkt. Das Schiff stände still ohne Wind, und liefe auf den Strand ohne Steuermann. (F. Schulz.)

201) Gott hat Seelen in Staub gesenkt, damit sie durch Irrthümer zur Wahrheit hindurchbrächen, und durch Fehler zur Tugend, und durch Leiden zur Glückseligkeit.

202) Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang. Eine Chrie.
(v. Schiller.)

203) Dulce et decorum est, pro patria mori. Eine Chrie.
(Hor. od. 3, 2.)

204) Wer wird die Klugheit tadeln? Jeder Schritt

Des Lebens zeigt, wie sehr sie nöthig sey;
Doch schöner ist's, wenn uns die Seele sagt,
Wo wir der feinen Vorsicht nicht bedürfen.
(v. Goethe.)

205) Drei- und viermal beglückt ist der Sterbliche, welcher die Weisheit
Sich zur Führerin wählt und zur Genossin die Kunst!
Würde verleihet die Eine dem Leben, und Freude die Andre;
Jene sichert den Schritt, diese verschönert den Pfad.
(Manso.)

206) Ein Charakter ist ein vollkommen gebildeter Wille
(Novalis.)

207) Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.
(v. Goethe.)

208) Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der schwachen Thon zu solcher Ehre bringt;
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt:
Dann kann man ihn mit Freuden Andern zeigen,
Und sagen: das ist Er, das ist sein Eigen.
(v. Goethe.)

209) Freunde befinden sich in Gemeinschaft der Güter des Lebens, ihr Sinnbild ist, nach dem Ausspruche des Aristoteles, eine Seele in zwei Körpern. (v. Hippel.)

210) — — — — die Neigung gibt
Den Freund, es gibt der Vortheil den Gefährten.
(v. Schiller.)

211) Ja, über alles Glück geht doch der Freund,
Der's fühlend erst erschafft, der's theilend mehrt.
(v. Schiller.)

212) Groß ist, wer das Furchtbare überwindet. Erhaben ist, wer es, auch selbst unterliegend, nicht fürchtet. Groß kann man sich im Glück, erhaben nur im Unglück zeigen. (v. Schiller.)

213) Nur halb ist der Verlust des schönsten Glücks,
Wenn wir auf den Besitz nicht sicher zählten.
(v. Goethe.)

214) Ein langes Glück verliert durch seine Dauer.
(Lichtenberg.)

215) Die Menschen fürchtet nur, wer sie nicht kennt,
Und wer sie meidet, wird sie bald verkennen.
(v. Goethe.)

216) Der Untergang großer Völker und Männer ist kein Unglück; ihr Geist lebt in der Geschichte.

217) Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehn. (v. Schiller.)

218) In der Jugend ist die Hoffnung ein Regenbogen; in den grauen Jahren nur ein Nebenregenbogen des ersten. (Jean Paul.)

219) Verzweifle Keiner je, dem in der trübsten Nacht
Der Hoffnung letzte Sterne schwinden.
(Wieland.)

220) Es gibt Pflanzen-Menschen, Thier-Menschen und Gott-Menschen. (Jean Paul.)

221) Einige Menschen sind Klaviere, die nur einsam zu spielen sind; manche sind Flügel, die in ein Concert gehören. (Jean Paul.)

222) Entweder große Menschen oder große Zwecke muß ein Mensch vor sich haben, sonst vergehen seine Kräfte, wie dem Magnet die seinigen, wenn er lange nicht nach den rechten Welt-Ecken gelegen. (Derf.)

223) Nur der große Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen;

Im engen Kreis verenget ſich der Sinn,
Es wächſt der Menſch mit ſeinen größern Zwecken.
(v. Schiller.)

224) Immer ſtrebe zum Ganzen, und kannſt du ſelber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied ſchließ an ein Ganzes dich an. (v. Schiller.)

225) Der Menſch erkennt ſich nur im Menſchen, nur das Leben lehrt Jeden, was er ſey. (Derſ.)

226) Die Menſchheit iſt ein Sternbild, in welchem Ein Stern oft die Hälfte des Bildes mahlt. (Jean Paul.)

227) Im Grabe ſchläft ein neues Morgenroth. (Tieck.)

228) Wer der Dichtkunſt Stimme nicht vernimmt,
Iſt ein Barbar, er ſey auch wer er ſey.
(v. Goethe.)

229) Gewiß iſt unter allen mittelmäßigen Dingen der mittelmäßige Dichter das elendeſte. (Lichtenberg.)

230) Allen gehört was du denkſt; denn eigen iſt nur, was du fühleſt.
Soll er dein Eigenthum ſein, fühle den Gott, den du denkſt. (v. Schiller.)

231) Homines amplius oculis quam auribus credunt. Longum iter est per praecepta, breve et efficax per exempla (Seneca.)

232) Heute an dieſer
Pforte pocht es,
Morgen an jener,
Aber noch Keinen hat es verſchont. (v. Schiller.)

233) Tendimus huc omnes, metam properamus ad unam;
Omnis sub leges mors vocat alma suas. (Ovid.)

234) Rebus in angustis facile est contemnere vitam.
Fortiter ille facit, qui miser esse potest.
(Martial.)

GERMAN SEMINAR LIBRARY
TAYLOR INSTITUTION
OXFORD

235) Gaudia principium nostri sunt saepe doloris.
(Ovid.)

236) Principibus placuisse viris non ultima laus est.
(Horat.)

237) Qui cupit optatam cursu contingere metam,
Multa tulit fecitque puer, sudavit et alsit.
(Horat.)

238) Tu ne cede malis, sed contra audacior ito. (Virg.)

239) Wer die Gottheit um Hülfe anruft, wo er selbst helfen kann, flehet vergebens. — Der Kampf mit dem Mächtigen erweckt und veredelt die schlummernden Kräfte des Menschen. — Frohn- und Sklavensinn erzeugt Schmach und Feigheit. — Wollt ihr ein Uebel vernichten, so greift es im Keim und in der Wurzel an. Dann wird ein kleines Mittel leicht bewirken, was späterhin ein Heer nicht vermag.
(Krummacher's Parabel: das Krokodil.

240) Etwas fürchten und hoffen und sorgen,
Muß der Mensch für den kommenden Morgen,
Daß er die Schwere des Daseins ertrage,
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage
Und mit erfrischendem Windesweben
Kräuselnd bewege das stockende Leben.
(v. Schiller.)

241) Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe
Liegt er gelagert am ruhigen Bach,
Und die hüpfenden Lämmer grasen
Lustig um ihn auf dem sonnigen Rasen;
Süßes Tönen entlockt er der Flöte,
Und das Echo des Berges wird wach,
Oder im Schimmer der Abendröthe
Wiegt ihn in Schlummer der murmelnde Bach —
Aber der Krieg auch hat seine Ehre,
Der Beweger des Menschengeschicks,

Mir gefällt ein lebendiges Leben,
Mir ein ewiges Schwanken und Schwingen und Schweben,
Auf der steigenden, fallenden Welle des Glücks.

Denn der Mensch verkümmert im Frieden;
Müßige Ruh ist das Grab des Muths.
Das Gesetz ist der Freund des Schwachen,
Alles will es nur eben machen,
Möchte gern die Welt verflachen;
Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt sich zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Muth.
(Chor in Schillers Braut von Messina.)

242) Kriege, sagt Joh. v. Müller, sind wie Ungewitter wohlthätig und schrecklich.

243) — — — — Jetzo erschrecket uns
Der Adler keiner über der Wolken Bahn.
Des Griechen Flug nur ist uns furchtbar,
Aber die Religion erhöhet
Uns über Hämus, über des Hufes Quell!
(Klopstock's Ode: Kaiser Heinrich.)

244) Noch viel Verdienst ist übrig. Auf, hab es nur;
Die Welt wird's kennen. Aber das edelste
Ist Tugend! Meisterwerke werden
Sicher unsterblich; die Tugend selten!
Allein sie soll auch Lohn der Unsterblichkeit
Entbehren können. — — —
(Klopstock's Ode: der Rheinwein.)

245) Reines Herzens, das seyn! es ist die letzte,
Steilste Höhe von dem, was Weis' ersannen,
Weisre thaten! — —
(Klopstock's Kaiser Heinrich.)

246) Lindernde Thränen, euch gab die Natur dem menschlichen Elend

Weis' als Gesellinnen zu.
Wäret ihr nicht, und könnte der Mensch sein Leiden nicht weinen;
Ach! wie ertrüg' er es da!

(Klopstock an Ebert.)

247) Das Schöne ist ein Bedürfniß des Menschen; aber das Schönste ist etwas Heiliges, es soll zu dem Göttlichen uns leiten, dessen Ausfluß es ist. Deshalb verlieh die Natur uns jenes immer, dieses aber erscheint uns seltener. (Krummacher's Parabeln. Bd. 1. Par. 29.)

248) O, die Wunde des Gewissens wird keine Narbe, und die Zeit kühlt sie nicht mit ihrem Flügel, sondern hält sie bloß offen mit ihrer Sense. (Jean Paul.)

249) Die Wahrheit finden wollen ist Verdienst, wenn man auch auf dem Wege irrt. (Lichtenberg.)

C. Lesearten aus Klopstock, Ramler und Schiller.

Die Veränderungen (Varianten), welche die Dichter in den verschiedenen Ausgaben ihrer Werke gemacht haben, sind ein wichtiges Studium für den Studirenden, dem es darum zu thun ist, seinen Geschmack zu bilden, und sein kritisches Gefühl zu schärfen. Diese Beschäftigung ist gewissermaßen als der Schlußstein in den Deutschen Stylübungen auf Schulen zu betrachten, daher wir mit ihr die Reihe der Aufgaben beenden. Oben an steht, wie billig, Klopstock, von dem Lessing sehr wahr sagt: „Veränderungen und Verbesserungen, die ein Dichter wie Klopstock in seinen Werken macht, verdienen nicht allein angemerkt, sondern mit allem Fleiß studirt zu werden. Man studirt in ihnen die feinsten Regeln

der Kunst; denn was die Meister der Kunst zu beobachten für gut finden, das sind Regeln.“ Doch sind nicht alle späteren Aenderungen auch wirkliche Verbesserungen. Belege dazu werden sich selbst in nachfolgenden Beispielen finden.

a) Aus Klopstocks Oden.

Wingolf.

Lied 1. Str. 1 und 2.

Neuere Lesart.

Wie Gna im Fluge, jugendlich ungestüm
Und stolz, als reichten mir aus Iduna's Gold
Die Götter, sing' ich meine Freunde,
Feiernd in kühnerem Bardenliede.

Willst du zu Strophen werden, o Haingesang?
Willst du gesetzlos, Ossians Schwunge gleich,
Gleich Ullers Tanz auf Meerkrystalle,
Frei aus der Seele des Dichters schweben?

Aeltere Lesart.

Wie Hebe kühn, und jugendlich ungestüm,
Wie mit dem goldnen Köcher Latonens Sohn,
Unsterblich, sing' ich meine Freunde,
Feiernd in mächtigen Dithyramben.

Willst du zu Strophen werden, o Lied, oder
Unterwürfig, Pindars Gesängen gleich,
Gleich Zeus erhabnem, trunknem Sohne
Frei aus der schaffenden Seele taumeln?

Str. 8. Neuere Lesart.

Wo Scipionen, Flaccus und Tullius,
Urenkel denkend, tönender sprach, und sang.

Aeltere Leseart.

Wo Zeus und Flaccus neben einander,
Mit Zeus und Flaccus Scipio donnerte.

Lied 2. Str. 14. Neuere Leseart.

Dem Enkel winkend, stell' ich dein heilig Bild
Zu Tiburs Lacher und zu der Houyhmeß Freund.

Aeltere Leseart.

Der Nachwelt winkend setz' ich dein heilig Bild
Zu Lucianen hin und zu Swiften hin.

Lied 3. Str. 1. Neuere Leseart.

Sahst du die Thräne ꝛc.

Aeltere Leseart.

Siehst du die Thräne ꝛc.

Eben das. Neuere Leseart.

Sing mir begeistert, als vom Dreifuß,
Brittischen Ernst ꝛc.

Aeltere Leseart.

Gib mir den Becher, diesen vollen,
Welchem du winkst ꝛc.

Lied 3. Str. 4. Neuere Leseart.

Sie führet, hoch den Flügel, Begeistrung her!
Verdeckt dem Auge, welches der Genius
Nicht schärft, siehst du sie, seelenvolles,
Ahndendes Auge des Dichters, du nur!

Aeltere Leseart.

Euch bringt die Dichtkunst oftmahls im weichen Schooß

Zu Freunden! Kein Aug' unter den Sterblichen
Entdeckt sie; du nur, seelenvolles,
Trunknes, poetisches Auge, siehst sie!

Lied 6. Str. 7. Neuere Lesearт.

Zu Wein und Liedern wähnen die Thoren dich
Allein geschaffen. Denn den Unwissenden
Hat, was das Herz der Edlen hebet,
Stets sich in dämmernder Fern' verloren.

Aeltere Lesearт.

Zu Wein und Liedern wähnen dich Priester nur
Allein geboren. Denn den Unwissenden
Sind die Geschäfte großer Seelen
Unsichtbar stets und verdeckt gewesen.

Lied 7. Str. 2. und 3. Neuere Lesearт.

— — — Tönet! da töneten
Ihm Lieder, nahmen Geniusbildungen
Schnell an; in sie hatt' er der Dichtkunst
Flamme geströmt aus der vollen Urne!

Aeltere Lesearт.

— — — Werdet! da wurden ihm
Lieder. Die sah ich menschliche Bildungen
Annehmen. Ihnen haucht' er schaffend
Leben und Geist ein. — — —

An Giseke.

Zeile 1 und 2. Neuere Lesearт.

Geh! ich reiße mich los, obgleich die männliche Tugend
Nicht die Thräne verbeut.

Aeltere Lesart.

— — obgleich der männlichen Tugend
Thränen zu weiblich nicht sind.

Zeile 21 und 22. Neuere Lesart.

Wenn nicht Thränen die Seele vergießt, unweinbar dem Fremdling
Sanftes, edles Gefühls.

Aeltere Lesart.

Wenn die Seele nicht Thränen, den Freundschaftslosen unweinbar,
Bang und erbebend vergießt.

Der Zürchersee.

Str. 10. Z. 3 und 4. Neuere Lesart.

Lauter redet der Liebe
Nun entzauberter Mund durch dich!

Aeltere Lesart.

Durch dich reden die Lippen
Der verstummenden Liebe laut.

Str. 15. Z. 3. Neuere Lesart.

Ist, beim Himmel! nicht wenig.

Aeltere Lesart.

Ist, Goldhäufer! nicht wenig.

Friedrich der Fünfte.

An Bernstorff und Moltke.

Z. 6. Neuere Lesart.

Tönte die Saite von ihm.

Aeltere Leseart.

Sang ihn mein furchtsames Lied.

Z. 31 — 36. Neuere Leseart.

Auch wird jenen furchtbaren Tag, den die Sionitinn
Jetzo stammelnd besingt,
Wenn in dem Tempel des Ruhms die Lorbeern alle verwelkt sind,
Und die Ehre nicht schützt,
An dem großen Tage wird des Menschlichen Lohn sein,
Wie sein Leben einst war!

Aeltere Leseart.

Dann wird jenen furchtbaren Tag, den die Muse des Tabor
Jetzo ꝛc.
Wenn im Tempel der Ehre die Lorbeern ꝛc.
Und kein Ruhm mehr beschützt,
Ach, den Tag wird dann der sanften Menschlichkeit Lohn sein,
Wie ihr ꝛc.

Friedrich der Fünfte.

Str. 11. Z. 1. Neuere Leseart.

Fang den lyrischen Flug stolz mit dem Namen an.

Aeltere Leseart.

Wag' auch diesen Flug noch; nenne den Namen selbst.

Friedensburg.

Str. 10. Z. 1. Neuere Leseart.

Kann was heiliger uns, als ein Gebieter sein.

Aeltere Leseart.

Kann was feirlicher denn uns wie ein König sein.

Und jagen donnernde Ströme durchs Land;
Die Wälder stehen entblößt; das Laub der geselligen Linde
Wird weit umher in die Thäler geführt.
Der Weinstock, ein dürres Gesträuch ... Was klag' ich den göttlichen Weinstock?
Auf! Freunde, trinket sein schäumendes Blut,
Und laßt den Autumnus entfliehn mit ausgeleeretem Füllhorn
Und ruft den Winter in Tannenkranz her.
Er deckt den donnernden Strom u. s. w.
Der alle ꝛc.
Und füllt mit Blüthe den Wald, daß alle Thiere sich wundern,
Und säet Lilien über das Thal.
Dann ꝛc.
Beherzt ꝛc.
Der Liebling wärmet sich falsch im Hermeline der Nymphe,
Die Nymphe lächelt, und wehret ihm falsch.
Dann baden die Knaben nicht mehr, und schwimmen nicht unter den Fischen;
Sie gehen auf harten Gewässern einher,
Und haben Schuhe von Stahl; der Mann der freundlichen Venus
Verbarg der Blitze Geschwindigkeit drein.

An die Stadt Berlin.

Str. 1. Z. 1. Neuere Lesart.

Ich sahe sie! (noch zittern die Gebeine).

Aeltere Lesart.

Ich sahe sie! (mir zittern die Gebeine).

Z. 6. Neuere Lesart.

Was tief in meine Seele drang,
Als dein entzückter Mund es allen Faunen, allen
Hamadryaden sang.

Aeltere Lesart.

Was mein erstauntes Ohr durchdrang,
Und was dein Göttermund den Faunen sang, und allen
Hamadryaden ꝛc.

Z. 19 — 26. Neuere Lesart.

Warf nicht Latonens Sohn, sein Schutzgott, eine Wolke
Vor seines Mörders Blick?

Ward nicht das Blutpanier, von ihm gefasset,
Zur drohenden Aegide? stand
Die Riesenhorde nicht, sie, die Minerva hasset,
Erstarrt an Haupt und Hand?

Bis alle, von dem kleinen Heer zerschlagen,
Das unaufhaltsam weiter drang,
Wie Halme ꝛc.

Aeltere Lesart.

Warf nicht der Kriegesgott einst plötzlich eine Wolke
Vor seines ꝛc.

Sah ich nicht jüngst, als er vom fernen Süden
Den Riesen aus der Mitternacht
Sein Heer entgegenriß (ein kleines Heer von Müden,
Bereit zur zehnten Schlacht),

Wie das Panier, von seiner Hand gefasset,
Zur drohenden Aegide ward?
Die Feinde sah'n den Schild der Pallas, die sie hasset,
Und hafteten erstarrt

Am Boden, — Bis sie durch sein Heer zerschlagen,
Das unaufhaltsam ꝛc.
Wie Halmen ꝛc.

Auf ein Geschütz.

Str. 3. Z. 1 — 11. Neuere Lesart.

Schon wär' ich diesen immer neuen Scenen,

Womit das Jahr den Erdkreis ziert,
Entrissen, und dem Arm der Freundschaft, und den schönen
Entwürfen, halb vollführt.

Schon säh' ich, rings von Stygischen Gewässern
Umwunden, das geheime Feld
Elysiens; den großen Ahnherrn eines größern
Urenkels und sein Zelt

Voll wack'rer Brennen säh' ich, hörte Lieder
Von Ihm, bei jedem Freudenmahl
Von Ihm, der wider ꝛc.

Aeltere Lesart.

Ganz nahe war ich schon dem Styx, ganz nahe
Dem giftgeschwollnen Cerberus;
Ich hörte schon das Rad Ixions rasseln, sahe
Die Brut des Danaus,

Verdammt zum Spott bei bodenlosen Fässern;
Und Minos Antlitz, und das Feld
Elysiens; den großen Ahnherrn eines größern
Urenkels, und sein Zelt

Voll tapfrer Brennen sah ich: ihre Lieder,
Ihr Fest bei jedem Freudenmahl
Ist er, der wider ꝛc.

Auf die Wiederkunft des Königs.

Str. 4. Neuere Lesart.

Dein Vater, der dich in der Theurung nährte,
Er kommt, mit Staub und Ruhm bedeckt,
Und hat die Zwietracht, die der Völker Mark verzehrte,
Zur Höll' hinabgestreckt.

Aeltere Lesart.

Dein Vater, der dich oft in deinem Mangel
Gespeist, — kehrt wieder in dein Land,

Und hat in Fesseln an der Höllenpforten Angel
Die Zwietracht hingebannt.

---

c) Aus Schillers Gedichten.

Die Klage der Ceres.

Str. 8. Z. 2. Neuere Leseart.

Wenn von Nordes kaltem Hauch.

Aeltere Leseart.

Von des Nordes kaltem Hauch.

Der Spazirgang.

Z. 11. — 13. Neuere Leseart.

Kräftig auf blühender Au erglänzen die wechselnden Farben
Aber der reizende Streit löset in Anmuth sich auf,
Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich.

Aeltere Leseart.

Kräftig brennen auf blühender Au die ꝛc.
Aber der ꝛc. — — — Wohllaut — —
Frei mit weit hin verbreitetem Teppich empfängt mich die Wiese.

Z. 33. Neuere Leseart.

Endlos unter mir seh' ich den Aether, über mir endlos.

Aeltere Leseart.

Unter mir seh' ich endlos den Aether und über mir ꝛc.

Z. 75 und 76. Neuere Leseart.

Tausend Hände belebt ein Geist, hoch schläget in tausend
Brüsten, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz.

Aeltere Leseart.

Tausend Hände belebet ein Geist, in tausend Brüsten
Schlägt, von Einem Gefühl glühend, ein einziges Herz.

Z. 124. Neuere Leseart.

Und vom Meißel beseelt redet der fühlende Stein.

Aeltere Leseart.

Und von Dädal beseelt redet das fühlende Holz.

Z. 135. Neuere Leseart.

Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken.

Aeltere Leseart.

Körper und Stimme leiht dem stummen Gedanken die Presse.

Z. 141.—142. Neuere Leseart.

Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde,
Von der heiligen Natur ringen sie lüstern sich los.

Aeltere Leseart.

Freiheit heischt die Vernunft, nach Freiheit rufen die Sinne,
Beiden ist der Natur züchtiger Gürtel zu eng.

Z. 197. Neuere Leseart.

Nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter.

Aeltere Leseart.

Wiegest auf gleichem Mutterschooße die wechselnden Alter.

Die Götter Griechenland's.

Str. 12. Z. 7 — 8. Neuere Leseart.

Ach, von jenem lebenwarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück.

Aeltere Leseart.

Ach ꝛc.
Blieb mir das Gerippe nur zurück.

II.

Dispositionen und Ideen

zu Deutschen Aufsätzen.

Wer über einen gegebenen Gegenstand sprechen und schreiben soll, muß sich des darin liegenden Stoffes bemächtiget haben. Er muß also wissen, was zur Auseinandersetzung und Bearbeitung desselben gehört und wie und wohin er jedes einzelne zu stellen hat, um die zerstreuten Theile zu einem logisch-geordneten Ganzen zu verbinden. In diesem Geschäft müssen die Schüler fleißig geübt werden, denn der stylistische Unterricht bezweckt nicht sowohl Kenntniß als Fertigkeit und Gewandtheit in der Anwendung derselben. Dies geschieht, indem ihnen der Lehrer theils von Zeit zu Zeit wirkliche Dispositionen dictirt, oder sie doch auf die Haupt-Stofftheile, welche in den Aufgaben liegen, hinführt, theils aber, indem er von ihnen selbst diese Ideen entwickeln, und förmliche Dispositionen anfertigen läßt. Zu diesen Uebungen wird folgende kleine Sammlung von Beispielen behilflich sein.

1. Woraus läßt sich das Recht des Menschen über das Leben der Thiere beweisen?

A. Das Recht des Menschen über die Thiere besteht in der Befugniß desselben, sie für seine Dienste

abzurichten, ihre Kraft zu benutzen, und sie zu tödten, wenn und sobald er ihren Schaden verhüten, oder ihr Fleisch und Fell für sich gebrauchen will.

B. Die Gründe, welche ihn dazu berechtigen, sind:

1) historische, und finden sich

a) in der übereinstimmigen Sitte aller Zeiten und Völker;

b) in dem Gesetz der alten Weisen, die in ihren Religionssystemen die Herrschaft der Menschen über die Thiere als göttliches Gebot aufstellten.

2) physische, und liegen

a) in der Einrichtung des menschlichen Körpers, dem nach seiner Organisation die animalische Nahrung besser zusagt;

b) in dem Uebergewicht menschlicher Vollkommenheit. Die Natur zeigt überall, daß das Leblose dem Lebendigen, das Unorganische dem Organischen, das Vernunftlose dem Vernünftigen unterworfen, und das Geringere um des Höheren willen da ist. Der Mensch, als das vollkommenste organische Wesen, als Intelligenz der Erde, steht, gleichsam die Gottheit auf der Erde darstellend, gebietend unter den Erschaffenen da, und findet in seiner höheren Vollkommenheit das Recht seiner Herrschaft. In der großen Oekonomie der Natur muß daher das Thier nur als Mittel, der Mensch als Zweck erscheinen;

c) in dem Mangel an Vegetabilien mehrerer Gegenden, und

d) in der nachtheiligen Vermehrung gewisser Thierarten und dem dadurch zerstörten Gleichgewicht in der Natur.

Schluß. Einige Betrachtungen, wie der Mensch als sittliches Wesen dieses Recht mit Milde gebrauchen solle.

2. Welchen Veränderungen ist eine lebende Sprache unterworfen?

Daß eine lebende Sprache manchen Veränderungen unterworfen sei, ergibt sich theils aus der Betrachtung der neuern Sprachen, namentlich der Deutschen, theils aus dem Begriffe des Lebenden, welches nothwendig den Begriff des Veränderlichen in sich schließt.

Die Veränderungen selbst betreffen:

A. Die Vorstellungen und Begriffe. Durch die fortschreitende Geistesbildung eines Volkes wird

1) die Bedeutung der Wörter genauer bestimmt, und die Synonymik fester gestellt;

2) die Sprache von fehlerhaften und fremden Wörtern gereinigt, weil man sie zur Bezeichnung des Begriffs nicht mehr tauglich findet;

3) auch schafft sich die Sprache neue Wörter für die ausgestoßenen, und für die Bezeichnung neuer oder veränderter Begriffe.

B. Die Wortzeichen und deren Form.

1) In die Lehre der Declination und Conjugation wird mehr Regelmäßigkeit gebracht; sie gewinnt einen mehr logischen und festern Charakter.

2) Das Schwankende im Gebrauch der regierenden Redetheile verliert sich, und erhält Bestimmtheit.

3) Die Rechtschreibung wird der Willkür entrissen, und nach etymologischen Gründen näher bestimmt.

C. Die Wortfolge. — Sie wird durch die Einflüsse des Studiums der klassischen Sprachen, und durch tieferes Erforschen der sich verändernden Sprache selbst, freier und erweiterter.

Dies gilt besonders von der Deutschen Sprache, die unter allen Neu-Europäischen die meiste Bildungsfähigkeit hat, welche, obwohl spät erkannt, doch schnell sich entwickelte.

3. Ueber die Wahl unserer Lectüre, mit besonderer Hinsicht auf den Studirenden.

Die, an sich so nützliche, Beschäftigung des Bücherlesens ist eine Sache, auf die sich die wenigsten Menschen verstehen. Denn die meisten lesen ohne Wahl, ohne bestimmten Zweck, und auf eine ungeordnete Weise, daher sie nicht selten ihre Sittlichkeit beflecken, ihren Geschmack verderben und ihre Zeit verlieren. Um die Lectüre zu würdigen, müssen wir uns über folgende Fragen verständigen:

1) Warum sollen wir lesen? — Nicht tadelhaft kann es sein, zuweilen und unter Umständen bloß zum Vergnügen und Zeitvertreib zu lesen; aber der Hauptzweck kann und darf kein anderer sein, als Berichtigung und Vermehrung unserer Kenntnisse, Veredelung unsrer Gesinnungen und sittlichen Gefühle, und Bildung unsers Geschmacks;

2) Was sollen wir lesen? — Die Antwort ergibt sich aus dem warum. Das, was unsere Denkkraft beschäftigen, unsere Kenntnisse bereichern, unsere Gesinnungen und Gefühle veredeln, unsern Geschmack berichtigen und verfeinern kann. Aber da das Gebiet des menschlichen Wissens so groß, und die Literatur an guten und nützlichen Schriften so reich ist, und wir doch nicht alles Gute und Nützliche lesen können: so erfodert jene allgemeine Antwort eine Beschränkung nach dem Alter, den Kenntnissen und persönlichen Eigenschaften und Verhältnissen des Lesenden, daher dieser sich einen Plan zu seiner Lectüre entwerfen muß. Am nächsten liegt ihm das, was auf seine allgemeine, menschliche Bildung Bezug nimmt, (und das liegt in dem Gebiet der schönen Redekünste, der Moral und Geschichte), worauf erst das folgen kann, was unmittelbar mit seinem Stand, seiner Beschäftigung und seiner Persönlichkeit in Zusammenhang steht. Für einen Studirenden würde nur eine kleine

Auswahl klassischer Schriftsteller gehören, welche meist in strenger Beziehung auf seine wissenschaftliche Bildung stehen müßten.

3) Wie sollen wir lesen? — Wem es zu thun ist, sich durch Lesen zu bilden, darf weder zu viel noch zu schnell lesen. Vielmehr fodert jener Zweck Nachdenken und Prüfung, und nicht selten öfteres wiederholtes Lesen eines und desselben Buchs. Da aber unser Gedächtniß uns selten ganz treu ist, so müssen wir uns gewöhnen, mit der Feder in der Hand zu lesen, besonders auf den Ideengang des Schriftstellers zu sehen, und Inhalt und Form gleichmäßig zu beachten. Diese Foderung machen wir besonders an den Studirenden, dem sein Leben mehr ein fortwährendes Denken und Prüfen, als ein müßiges Lesen zum Zeitvertreib sein soll.

Aus dem Gesagten ergibt sich von selbst, daß auch Zeit und Ort des Lesens nicht gleichgültig sind, wenn der Zweck dieser geistigen Beschäftigung erreicht werden soll.

4. Ueber den Nationalhaß.

Wir wollen wissen: worin der Nationalhaß bestehe, wodurch er erzeugt werde, wie er sich äußere, und ob er gebilligt werden könne.

1) Begriff desselben. — Der Nationalhaß unterscheidet sich von dem Privathaß. Dieser ist die, aus persönlicher Abneigung entstehende Leidenschaft des Menschen gegen einen Einzelnen; jener aber die aus volksthümlichen und bürgerlichen Verhältnissen entspringende feindliche Gesinnung gegen ein Volk oder gegen die Einwohner eines Staats als Gesammtheit. Im Privathaß erblicken wir den Menschen, im Nationalhaß den Bürger und Genossen einer Gesellschaft. Hieraus ergibt sich zugleich, daß und warum die Verfolgungssucht einer Religionsparthei gegen die andere nicht zum Nationalhaß ge-

rechnet werden kann; sie wurzelt in der Verschiedenheit der Glaubensmeinungen.

2) Quellen desselben. — Aus dem Begriff geht hervor, daß die Quellen des Nationalhasses nur in den volksthümlichen und bürgerlichen Bestrebungen zweier Nationen gesucht werden können. Dahin würden gehören: Eifersucht der Völker (Römer und Karthager), Feindschaft der Regenten, Bedrückung und Collisionen allerlei Art in Bezug auf Staat, Gewerbe, Handel und Bürgerlichkeit. — Verschiedenheit der Kultur und der Sitten, Unsittlichkeit und Laster eines Volks begründen den Nationalhaß nicht, können ihn aber erzeugen, wenn jene Umstände anderweitige Beeinträchtigung veranlassen.

3) Aeußerungen desselben. — Er äußert sich durch gegenseitige Verfolgung, Schwächung, Unterdrückung und Vernichtung, und findet nur in der letztern seine volle Befriedigung. Kann er nicht mehr wirkend und handelnd sein, so lebt er doch, seiner Natur nach, fort in der Gesinnung.

Fragen wir, ob der Nationalhaß gebilligt werden könne, so ist darauf zu antworten, daß wir ihn nach den Grundsätzen der christlichen Moral, die Menschen- und Völkerliebe predigt, allerdings verwerfen müssen. Dennoch kann die Bürgerlichkeit ihn unter Umständen begünstigen, in sofern er die Wirkungen der Vaterlandsliebe zur Zeit der Noth und Abwehr fremder Macht steigert, und Heroismus erzeugt. Aber nie darf er über die Grenzen der Bürgerlichkeit hinausgehen. Alles also, was Sprache, Kunst und Wissenschaft umschließt, ist und muß über den Nationalhaß erhaben sein; denn dies ist kein Eigenthum des Bürgers, sondern des Menschen, — ein Gemeingut der Erde.

5. Ueber Originalität.

Originalität schreibt man demjenigen Geiste zu, der etwas aus sich selbst schafft und bildet, im Gegensatze

der Nachahmung, die etwas schon Vorhandenes abermals darstellt. Sie ist eine eigenthümliche Eigenschaft des Genies. — Der Ausdruck gilt nur von der schönen Kunst, denn diese allein gewährt Freiheit, da im Gegentheil die mechanische uns durch bestimmte fest stehende Gesetze bindet. — In der bildenden Kunst bezieht sich der Ausdruck auf die Form, in den Redekünsten auf Form und Inhalt. Vorzüglich aber waltet der Originalgeist des Schriftstellers im Reiche der Ideen und der Sprache, denn die Formen sind erborgt und ziemlich erschöpft. Klopstock's Bardiete, Wieland's Musarion und Vossens Luise sind in jeder Hinsicht Originalwerke, weil etwas dieser Art vorher noch in keiner Sprache vorhanden war. Nicht ganz so Klopstock's Messias, Wieland's Oberon und Vosseus Idyllen, weil Milton's verlornes Paradies, Arioste's wüthender Roland und des Griechischen Sophrons Mimen schon früher vorhanden waren, denen jene Deutschen Werke in der Form nachgebildet sind. — Jeder Orginalgeist ist ein Genie, aber die Werke, die er schafft, sind darum noch nicht unbedingte Muster, bevor nicht geschichtliche Wahrnehmung, und ein allgemeineres Empfinden der Bessern im Volke darüber entschieden hat. Völlige Originalität ist überall selten, aber originelle Züge können auch in einem Nicht-Originalwerke vorkommen. Die Grundzüge eines originalen Schriftstellers findet man besonders in der Ansicht seines Gegenstandes, in den Vorstellungen von demselben, dem Ausdruck und der Behandlung, kurz in dem, was ihm gehört, ihm eigenthümlich ist. — Hieraus ergiebt sich, daß dieser Begriff am besten durch Urthümlichkeit bezeichnet wird.

6. Ueber die beste Art, sittliche Größe zu ehren.

Man ist es gewohnt, das Andenken großer Könige und Helden durch Meißel und Pinsel zu erhalten. Auch Gelehrte und Künstler wurden öfters auf diese Weise geehrt, selten oder nie solche Männer, die ihr Leben durch Tugend und religiösen Sinn verherrlichten. So schicklich es nun auch sein mag, das Andenken Derer, welche der Weltgeschichte und Literatur angehören, durch eine bildliche Darstellung auf die Nachwelt zu übertragen: so wenig kann dies dem Gefühle genügen bei Denen, die durch ihre sittliche Kraft sich unsre Achtung und Bewunderung errungen haben. Diese gehören mehr der Geister- als der Sinnenwelt an, und fodern daher eine Verehrung im Geist und in der Wahrheit. Eine solche Verehrung aber besteht darin:

1) daß wir solche Männer vorzugsweise als Werkzeuge der göttlichen Vorsehung betrachten;

2) daß wir oft und gern bei ihrer Art zu denken und zu wirken verweilen, und uns an ihrer Seelengröße erbauen;

3) daß wir ihre Tugenden uns anzueignen, und ihnen, als sittlichen Idealen, nachzustreben suchen;

4) daß wir das, was sie gestiftet und angeordnet haben, heilig bewahren, und ihr Andenken an solche Tage knüpfen, die unserm religiösen und sittlichen Gefühl besonders wichtig sind.

Göttliches ehret nur Feier!

7. Ueber die Hindernisse eines zweckmäßigen Studirens.

A. Zweckmäßig studiren heißt nicht bloß: sich mit denjenigen Sprachen und Wissenschaften beschäftigen, die zur Erlangung eines gelehrten Berufs oder eines be-

stimmten bürgerlichen Geschäfts erfodert werden, sondern überhaupt auf eine geordnete Weise die innere Ausbildung aller Seelenkräfte an Sprach- und wissenschaftlichen Gegenständen befördern, also, von methodischen Grundsätzen geleitet, nach wissenschaftlicher Erkenntniß streben. Ein solches Studiren fodert die Verbindung des Selbstdenkens mit mündlichem und schriftlichem Unterricht.

B. Die Hindernisse, welche wir im Gange unsrer Studien finden, liegen theils

1) in uns selbst, und zwar a) im Mangel an Fähigkeiten und Anlagen, b) im Mangel an Kenntniß der Hilfsmittel und des Umfangs der Wissenschaft, c) im Mangel an Willenskraft und Ausdauer, d) in physischer Schwäche und Kränklichkeit; theils

2) außer uns, und zwar a) in unsern ökonomischen, b) gesellschaftlichen und c) Ortsverhältnissen.

8. Welche Vortheile gewährt uns das Uebersetzen aus fremden Sprachen?

Was heißt übersetzen? —

Wir übersetzen fremde Geisteswerke, um uns oder Andern die darin enthaltenen Gedanken zu verdeutlichen und zu den unsrigen zu machen. Dadurch erlangen wir die Vortheile

1) einer genaueren Kenntniß der Sprache selbst, aus der wir übersetzen, und ihrer Eigenthümlichkeiten;

2) einer genaueren Kenntniß des Gegenstandes, von dem die Rede ist, weil man durch das Uebersetzen tiefer in ihn eindringt und länger bei ihm verweilt;

3) einer vertrautern Bekanntschaft mit dem Geist des Schriftstellers, und seiner eigenthümlichen Art zu denken und zu empfinden; und

4) einer größeren Gewandtheit im Ausdruck und im Gebrauch der Sprache, in die wir ein Werk übertragen,

so wie einer gewissen Leichtigkeit, uns in die Denk- und Empfindungsweise Anderer zu versetzen.

Anm. Diese Aufgabe kann in zwei andere zerlegt werden. Man kann fragen; 1) wie oder nach welchen Grundsätzen soll man übersetzen? — 2) wird man an den Uebersetzer eines alten und neuen Schriftstellers dieselben Foderungen machen?

9. Folgen der Entdeckung Amerika's.

Die Entdeckung eines ganzen Welttheils ist an sich schon eine so wichtige Sache, daß sie nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die übrigen Theile der Erde bleiben kann. Die Entdeckung von Amerika aber mußte um so folgenreicher sein, da man in dem Golde jenes Welttheils eine unversiegbare Quelle menschlichen Wohlseins gefunden zu haben meinte. Wir können diese Entdeckung nach ihren guten und bösen Folgen betrachten:

A. Gute Folgen.

1) für Europa — Erweiterung der Naturkunde und Geographie, Producte, Arzeneien, erweiterter Handel, höhere Betriebsamkeit, Niederlassungen;

2) für Amerika selbst — Cultur seiner Bewohner, und bessere Benutzung des Bodens.

B. Nachtheilige Folgen.

1) für Spanien — Auswanderuug, Vernachlässigung des Ackerbaus und der Künste, Müßiggang, Goldgier ꝛc.

2) für Amerika — grausame Behandlung der Ureinwohner, Entvölkerung, Sklaverei ꝛc.

3) für Afrika — Sklavenhandel.

4) für ganz Europa — steigende Preise aller Lebensbedürfnisse, Luxus, Kriege, Auswanderungen ꝛc.

Anm. Es kann den Folgen der Entdeckung eine kurze Einleitung vorangehen, in welcher von den vorher-

gehenden Entdeckungen der Portugiesen, und dem im westlichen Europa lebhafter aufgeregten Geist des Handels und der Schiffahrt auf dem Atlantischen Meere gesprochen wird.

10. Ueber die Naturtriebe der Thiere.

In allen Thieren nehmen wir zwei Naturtriebe wahr, die sich nach den verschiedenen Gattungen und Arten auch verschieden äußern.

A. Den Trieb der Selbsterhaltung. Dahin
1) physische Bewegung;
2) Wanderung zur Zeit der eintretenden Kälte in mildere Himmelsstriche;
3) Streben nach Nahrung;
4) Schutz gegen fremde und schädliche Einflüsse.

B. Den Trieb der Fortpflanzung. Dahin
1) ihre Begattung;
2) ihre Sorge für die Brut.

11. Die äußern Uebel in der Welt als Wohlthat betrachtet.

Einleitung: Bestimmung des Begriffes; gemeine Ansicht; Würdigung des Uebels.
1) Die Uebel sind oft Bedingungen höherer Güter.
2) Sie sind Antriebe zur Entwickelung unserer Kräfte.
3) Sie veredeln unser Denken und Empfinden.

12. Ueber die Gewohnheit.

Der Einfluß der Gewohnheit auf Körper und Geist ist so mächtig, daß ein altes Sprichwort sie die andere Natur des Menschen nennt. Sie äußert sich dadurch, daß sie

1)

1) uns viele Dinge unentbehrlich macht, selbst wenn diese uns lästig und gefährlich sind;

2) gegen manche sonst angenehme Dinge gleichgültig, weil wir sie zu oft haben;

3) Uebel und Leiden erträglich;

4) das Schwere leicht.

Wie wichtig sind daher gute, wie schädlich böse Gewohnheiten!

13. Ueber den Zweikampf (Duell).

1) Der Zweikampf stammt aus einer barbarischen Zeit und findet seine Nahrung in einer falschen Ansicht von Ehre. Daher und wegen seiner üblen Folgen verbieten ihn Moral und positive Gesetze der Staaten. Jedoch giebt es auch

2) Fälle, in denen ein Zweikampf gebilliget werden kann, wenn er nämlich aus Nothwehr entsteht, und kein anderes Rettungsmittel für den Augenblick übrig bleibt; oder, wenn er statt eines Krieges gewählt wird (Horatier und Curiatier), oder wenn die Obrigkeit selbst darnach entscheidet, wie dies in den mittlern Jahrhunderten geschah. (Robertson's Geschichte Carl's V. Th. 1.)

14. Ueber die Nothlüge.

Die Nothlüge ist eine durch höhere Pflicht gebotene Abweichung von der Wahrheit (falsiloquium), und enthält also Nichts von dem Begriff des Unsittlichen, Pflichtwidrigen und Strafbaren, den wir mit dem Worte Lüge (mendacium) verbinden. Sie ist aus dem Gesichtspunkte der Nothwehr zu betrachten, wo dem Menschen ohne Verletzung höherer Pflichten keine Wahl mehr übrig bleibt. Der Nothlügende lügt nicht, um zu lügen, oder um sich dadurch einen unerlaubten Vortheil zu erringen; er lügt, weil er darin für den Augenblick den einzigen Ausweg

findet, etwas Schädliches und Böses von sich oder Andern abzuwenden, und einer höheren und wichtigern Pflicht zu genügen. Es gibt Fälle, wo der Mensch ohne sein Gewissen zu verletzen, von der Wahrheit abweichen kann. Dahin gehören folgende:

1) um einen ungerechten und boshaften Angriff auf unser oder unser Mitmenschen Leben oder eine dasselbe bedrohende Gefahr abzuwehren;

2) um im Kriege den Feind von Zerstörungen, Plünderungen abzuhalten, oder ihn zur Flucht zu nöthigen (Codrus);

3) um die vom Staat oder meinen Obern mir übertragenen Geheimnisse oder anvertrauten Gelder und Urkunden zu bewahren, und die übernommenen und durch Eidschwüre geheiligten Pflichten zu erfüllen.

Sie hört aber auf, Nothlüge zu sein, wenn sie bloß Abwendung verschuldeter Folgen unserer Handlungen bezweckt, oder unsern eignen Vortheil auf eine unerlaubte Art befördern soll.

(Die Verschiedenheit der Ansicht entspringt gewöhnlich aus einer falschen Auffassung des Begriffs).

15. Ueber die Selbstkenntniß.

Die Selbstkenntniß schien schon dem Alterthum schwer und wichtig, wie die Inschrift: erkenne dich selbst, an dem Tempel zu Delphi zeigte; an ihrem Nutzen zweifelte Niemand, und die Sittenlehre fodert sie als nothwendige Bedingung zu unserer Vervollkommnung. Bei der Betrachtung derselben kommt es auf folgende drei Punkte an:

I. Worin besteht die Selbstkenntniß?

1) in der richtigen Kenntniß unserer natürlichen physischen und geistigen Anlagen, Fähigkeiten, Kräfte, Neigungen, Begierden, Triebe;

2) in der Kenntniß unserer erworbenen Eigenschaften, Tugenden und Fehler, ihres Entstehens und des Grades ihrer Ausbildung.

II. Welchen Nutzen gewährt sie?

1) Von der Kenntniß unserer Anlagen und Kräfte hängt der Gebrauch derselben ab, und

2) von der Kenntniß unserer Fehler und Schwächen die Möglichkeit der Besserung.

3) Nur, wer sich genau kennt, kann und wird die zweckmäßigsten Mittel zu seiner physischen, geistigen und sittlichen Ausbildung finden.

III. Wie gelangt man zur Selbstkenntniß?

1) Durch Beobachtung der menschlichen Natur überhaupt, und seiner eigenen insbesondere.

2) Durch strenge Wachsamkeit auf seine Gesinnungen und Handlungen. (Man betrachte, um unparteiisch zu sein, sich wie einen Fremden).

3) Durch sorgsame Vergleichung zwischen sich und Andern, die besser und vollkommener sind.

16. Ueber die Wahl eines Berufs.

Die Erfahrung, daß viele Menschen nicht an ihrer rechten Stelle stehen, und dadurch theils ihre Nutzbarkeit für das allgemeine Beste hindern, theils ihrem eignen Lebensglücke schaden, kann uns belehren, wie viel auf die Wahl unsers Berufs ankommt. Um richtig zu wählen, muß man

1) Die Lebensart, der man sich bestimmen will, kennen, weil ohne diese Kenntniß eine vernünftige Wahl nicht möglich ist. (Das Urtheil nach dem Aeußern eines Geschäfts ist täuschend und trügerisch).

2) seine Kräfte und das Verhältniß derselben zu der beabsichtigten Lebensart erforschen;

3) seine Neigungen prüfen, damit man sich nicht selbst täusche, und ihnen, wenn man sie als wahr, und in seiner Natur begründet erkannt hat, folgen.

4) Auch dürfen äußere Umstände (Zeit, Vaterland, Vermögen, Familien-Verhältnisse) nicht unerwogen bleiben, so wie man dabei

5) auf den Rath erfahrener und wohlwollender Menschen, als auf einen Leitstern, achten muß.

17. Ueber die Einheit in einem Werke der Redekunst.

Einheit ist die Eigenschaft eines Kunstwerks, nach welcher alle Theile desselben zu einem Ganzen verbunden sind. Sie ist nothwendig, weil ohne sie das Kunstwerk nicht gefallen, nicht schön sein kann. So widrig eine Musik ist, in der die verschiedenen Instrumente nicht zusammen stimmen, oder ein Gemälde, in dem allerlei Gestalten wie vom Zufall unter einander geworfen zu sein scheinen: eben so widrig und nichtsbedeutend ist ein Werk der schönen Redekunst (Ode, Epos, Drama), dem die Einheit fehlt. Was dieses zunächst betrifft, so fodern wir

1) Einheit des Inhalts. Das Kunstwerk der Rede soll die verschiedenen Gedanken zu einem Ganzen verbinden, nichts Einzelnes, Abgerissenes enthalten, dessen Zweck und Zusammenhang mit dem Uebrigen nicht einzusehen ist; jeder Theil soll in richtigem Verhältniß zu dem Ganzen ausgeführt sein, und an seinem schicklichen Orte stehen, damit die Uebersicht des Ganzen erleichtert werde, und alles soll auf einen Gesammt-Eindruck hinarbeiten. Eine Ode z. B. wird Einheit haben, wenn nur Eine Hauptempfindung in derselben herrscht, und alle Gedanken nur zur Darstellung derselben dienen.

2) Einheit der Form. Diese besteht in der Darstellung, dem Ausdruck und Ton, worin eine gewisse

Uebereinstimmung und Gleichheit herrschen soll. In einem größern Kunstwerke, z. B. in einem Heldengedicht, kann und muß freilich Ton und Ausdruck wechseln, aber doch nur da, wo die Verschiedenheit der Personen, und der wechselnde Gang der Begebenheiten es nothwendig macht.

Der Dramatiker hat außer dieser Einheit, die wir von jedem Werke der schönen Redekunst fodern, noch besonders auf die Einheit der Handlung, der Zeit und des Orts zu sehen, die keine grobe Verletzungen duldet, wenn sie auch nicht von jedem Dichter in ganzer Strenge geübt wird.

18. Vortheile des Disputirens.

Das Disputiren besteht in einem Redekampf entgegengesetzter Meinungen zur Erforschung der Wahrheit. Der Gewinn desselben ist zwiefach:

I. In Hinsicht auf den Geist, indem man

1) seine Kenntniß bereichert, seine Vorstellungen berichtiget, neue Ansichten auffaßt ꝛc.

2) seine Verstandesbildung befördert, da man schärfer in den Gegenstand eindringen, zusammenhangender denken und schließen, und die Begriffe klarer auffassen muß;

3) eine größere Fertigkeit im Ausdruck erlangt, und in der richtigen und genauen Bezeichnung der Vorstellungen, so wie

4) an Menschenkenntniß gewinnt, da man die verschiedenen Methoden Anderer, ihre Begriffe zu entwickeln und darzustellen, auch die Mittel, sich zu helfen, kennen lernt.

II. In Hinsicht auf die Sittlichkeit, indem man

1) gewisse Fehler des Temperaments und des Cha-

rakters, als Streitsucht, Rechthaberei, Eigendünkel unterdrücken und sich

2) gewisse Tugenden, deren wohlthätigen Einfluß wir beim Disputiren fühlen, Bescheidenheit, Schonung und Nachsicht, aneignen muß.

19. Ueber die Selbstschätzung.

Der Mensch muß sich selbst schätzen, denn er ist das Ebenbild des höchsten Wesens; er hat Vernunft und Verstand, die ihn über alle Geschöpfe der Erde erheben, ihn den Schöpfer und die Welt erkennen, das Wahre von dem Falschen, das Gute von dem Bösen unterscheiden lehren; er hat freien Willen, natürliche Anlage zum Guten, Kraft zu wirken, und die Bestimmung für die Ewigkeit. Der Mensch ist also ein Wesen, das den Keim zur höchsten sittlichen Würde in sich trägt.

Wie aber werden wir diese Selbstschätzung beweisen?

Durch Ausbildung und Benutzung der uns gegebenen Anlagen und Kräfte; also dadurch, daß wir

1) die Kräfte unsers Verstandes stärken und beleben, und uns mit nützlichen Kenntnissen bereichern;

2) daß wir unsere sittliche Freiheit zu bewahren, und uns vor der Sklaverei der Sinnlichkeit und der Leidenschaften zu hüten suchen;

3) daß wir die natürlichen Anlagen zum Guten durch Tugendübung ausbilden, und das Böse hassen;

4) daß wir unsere Kräfte zum Besten der Welt und unserer Mitmenschen anwenden, und

5) daß wir uns durch den Gedanken an die Fortdauer unsers bessern Theils über die vergänglichen Güter der Erde erheben.

20. Von den Hauptlehren der Sokratischen Philosophie.

Die Lehre des Sokrates läßt sich auf folgende Hauptbegriffe zurückführen, die ihn hoch über sein Zeitalter erheben;

1) Das Dasein eines Schöpfers, Erhalters und Regierers der Welt. Den Beweis glaubte er zu finden in der Ordnung und Zweckmäßigkeit der Welt, und in dem Sittengesetz des Menschen. Aber über das Wesen dieses Schöpfers, über die Art und Weise der Schöpfung, über sein Verhältniß zur Welt, und über die Möglichkeit einer Vorsehung ließ er sich nicht aus, weil er meinte, daß die menschliche Vernunft diese Dinge nicht durchdringen könne. Sein Gott war ihm nicht nur die oberste Welturſach, sondern auch die höchste moralische Intelligenz, und dieser Begriff hat sich nachher nie wieder ganz verloren, so daß Cicero mit Recht vom Sokrates sagt, er habe die Philosophie vom Himmel auf die Erde herabgerufen. Schwer ist es zu bestimmen, wie sich damit der Begriff von mehrern Göttern, dem er nach der Lehre seiner Volksreligion treu blieb, vereinigt habe; aber wahrscheinlich ist es, daß er diese Dämonen, wie die Seelen der Menschen, als Theile der höchsten Intelligenz betrachtet habe;

2) Die Fortdauer der menschlichen Seele, und eine moralische Vergeltung in einem zukünftigen Zustande. — Den Beweis für die Absolute Existenz der menschlichen Seele glaubte er in der Divination derselben zu finden, die sich bei Träumen und Ahnungen verrathe; aber das Wesen der Seele und ihr Verhältniß zu dem Körper wagte er nicht zu bestimmen. Sie erschien ihm als eine absolute Substanz, die von einem andern Wesen als die übrige Materie wäre, und nach der Trennung vom Körper für sich existire, welches aber in ihm mehr Glaube als wirkliche Ueberzeugung war;

3) Die Moral, und in ihr vorzüglich die Selbstkenntniß und Besserung, erschien ihm als die einzig nothwendige Kenntniß für Jedermann, und als der Haupttheil aller Philosophie. Daher benutzte er jede Gelegenheit, das sittliche Gefühl in seinen Schülern zu wecken, sie auf die Würde des moralisch Guten und dessen Folgen, wie auf die Schädlichkeit des Bösen und dessen zerstörende Wirkungen aufmerksam zu machen. Dadurch ist er Stifter der philosophischen Moral geworden, wenn er gleich kein eigentliches System derselben aufgestellt hat. Da er sein eigenes philosophisches Wissen mehr als ein Ahnen, Muthmaßen, Glauben betrachtete: so behauptete er von sich, er wisse nur, daß er nichts wisse. Dieses bescheidene Geständniß trifft mit dem Spruch des Salomo zusammen: unser Wissen ist Stückwerk.

21. Hat Christus die Sklaverei gebilligt?

Die Sklaverei ist ein Zustand unbedingter Dienstbarkeit, der in der ganzen alten Welt Statt fand, und aus Menschenraub zu Lande und zu Wasser hervorging. Die Gewöhnung machte es, daß selbst Platon und Aristoteles keinen Anstoß daran fanden. Aber mit dem Geiste des Christenthums konnte sich dieser vernunftwidrige Zustand nicht vertragen. Man hätte daher erwarten können, Christus würde dagegen gepredigt haben. Er that es aber nicht, ermahnt vielmehr die Knechte zum Gehorsam gegen ihren Herren. (Coloss. 3, V. 22.), und empfiehlt diesen nur Recht und Billigkeit. (Coloss. 4, V. 1.). Sollte man daraus schließen dürfen, daß Christus den Sklavenzustand gebilligt habe? Gewiß nicht. Christus hatte es

1) bei der Stiftung seiner Lehre durchaus nicht mit politischen und bürgerlichen Einrichtungen zu thun, und wollte auch selbst das, was ihm daran mißfiel, nie unmittelbar antasten, weil er dadurch seinem höhern

Zwecke geschadet haben würde. Diesem Grundsatze gemäß konnte er

2) am wenigsten den Sklavenstand geradezu für unrechtmäßig erklären, weil daraus bei der großen Menge von Sklaven im Römischen Reiche Unordnung und Empörung hätte entstehen müssen, daher es weiser war, diesen Stand, um seiner höhern Zwecke willen, zu dulden. Daß aber Christus darum die Sklaverei nicht gut geheißen oder gebilliget habe, ergiebt sich

3) aus dem Geist des Christenthums; denn dieses enthält solche Vorschriften, welche unverträglich mit der Sklaverei sind, aber eben dadurch mittelbar die Aufhebung derselben vorbereiten und bewirken sollten. Besonders klar geht dies hervor aus dem Grundsatze der Menschenliebe und der Lehre, daß wir von Natur und vor Gott Alle gleich sind, — Lehren, welche die Sklaverei nach und nach von selbst untergraben mußten. Wenn dies selbst jetzt nach mehr als achtzehn Jahrhunderten noch nicht ganz gelungen, so darf man doch nicht verkennen, daß in den christlichen Staaten viel zur Beschränkung und Milderung des Sklavenhandels geschehen, und die Gesinnung über denselben berichtiget und allgemein veredelt ist. Der Uebergang derselben zur That ist bei allen sittlichen Foderungen immer nur allmählig und theilweise.

22. Ueber den Einfluß der Punischen Kriege auf den Zustand der Römer.

Die Punischen Kriege sind in der Geschichte der alten Welt, besonders Rom's, in mehrfacher Beziehung von großer Wichtigkeit. Sie waren lang dauernd und blutig; es entwickelten sich in ihnen große Kräfte und Talente, und ihre vielfachen Einflüsse auf das siegende Rom gaben dieser Macht eine höhere und ausgedehntere Beziehung auf die ganze damals bekannte Welt. Denn

1) wurde Rom gleich im Anfang dieser Kriege eine Seemacht, obwohl es schon früher unter seinen Königen nicht ganz unkundig der Schiffahrt gewesen, indem man nach Sardinien und Sicilien übergeschifft war;

2) es gewann an Ländereien, und bereicherte sich mit den Schätzen derselben;

3) es wurde gebildeter und kunstliebender, wenn gleich auch nie eigentliche Künstler aus seiner Mitte hervorgegangen sind, und es erhoben sich in ihm Dichter und Geschichtschreiber;

4) es wurde von der Zeit an weltherrschend, und lenkte die Angelegenheiten der Völker nach seinem Gefallen, aber

5) es verschlimmerte sich nun auch durch den Einfluß luxuriöser Sitten, und legte dadurch den Grund zu seinem nachmaligen Untergang.

23. Ueber die öffentliche Meinung.

Die öffentliche Meinung besteht in dem allgemeinen Urtheil über uns und unsre Handlungen.

Da dieses Urtheil wahr und falsch sein kann, so können wir weder gleichgiltig dagegen sein, noch dürfen wir es zu hoch anschlagen. Es fragt sich daher: wie sollen wir uns dabei verhalten?

1) Wir sollen der öffentlichen Meinung keinen zu hohen Werth beilegen, denn das Volk urtheilt gewöhnlich nach dem Schein, aus Eigennutz und Unkunde, und ist in seinem Urtheil eben so wandelbar als hart; ebendarum sollen wir uns

2) durch die öffentliche Meinung allein in unsern Handlungen nicht bestimmen lassen, denn wir hätten daran einen unsichern Maßstab, und würden nicht selten aus Nachgiebigkeit unsere Grundsätze erschüttern, und uns in Widerspruch mit uns selbst setzen. Ohnedies werden wir

dem Tadel nicht entgehen, wir mögen handeln, wie wir wollen. Dennoch dürfen wir

3) die öffentliche Meinung nicht zu gering achten, denn sie führt uns zur Selbstprüfung und Kenntniß unserer Schwächen und Fehler, macht uns behutsamer im Reden und Handeln, und hat großen Einfluß auf unser äußeres Fortkommen und unsere Wirksamkeit in häuslichen und bürgerlichen Verhältnissen.

24. Ueber die Anlegung eines literarischen Tagebuchs.

Ein literarisches Tagebuch ist für den Studirenden, was ein moralisches für den Menschen ist. Beide sollen als Mittel gebraucht werden, die innere Ausbildung zu befördern, jenes die geistige, dieses die sittliche. Bei der Anlegung eines literarischen Tagebuchs haben wir auf drei Punkte zu achten:

I. Auf die innere Einrichtung desselben. Es soll nämlich

1) ein vollständiges Verzeichniß aller unserer literarischen Beschäftigungen in gedrängter Kürze sein, also alles in sich fassen, was wir am Tage aus mündlichen Vorträgen, Büchern, Unterredungen und Beobachtungen gelernt, was wir selbst gedacht und schriftlich entworfen haben;

2) dies Verzeichniß soll in chronologischer Ordnung abgefaßt sein, versehen mit den nöthigen Citaten der Bücher und Stellen, und einem Sachregister.

II. Auf die Vortheile desselben. Es gewöhnt uns

1) an eine gewisse Ordnung im Studiren und eine sorgfältige Benutzung unserer Zeit; es läßt uns

2) die Lücken in unsern Kenntnissen leichter übersehen, die Fortschritte wahrnehmen, die wir im Einzelnen und im Ganzen machen, und zugleich die Ursachen erkennen, warum wir in manchen Wissenschaften zurückblieben.

3) es führt uns auf zweckmäßigere Methoden und Erleichterungsmittel bei unsern Studien;

4) es ist eine, uns sehr nützliche Wiederholung und Ueberdenkung unsres Tagewerks.

III. Auf gewisse Vorsichtigkeitsregeln. Um aber jenen Nutzen von der Führung des Tagebuchs zu haben, sei man

1) gegen sich selbst so streng als möglich, um alles treu und der Wahrheit gemäß zu bemerken;

2) verfahre man dabei ohne Selbstdünkel.

25. Ueber die Kunst, andere Menschen gut zu finden.

Der Mensch bemerkt in Andern das Böse eher als das Gute, und wird daher leicht auf den Gedanken gebracht, daß jenes in der menschlichen Natur das vorherrschende Prinzip, und jeder Mensch böse sein müsse. Dieser Glaube aber macht uns zurückhaltend und mißtrauisch, und schwächt in dem Gemüthe die Menschenliebe und Hingebung. Wahrer und erfreulicher für uns ist es anzunehmen, daß die Menschen zwar allerdings mit ihrer sinnlichen Natur auch die Anlage zum Bösen erhalten, aber zugleich eine solchen Widerstandskraft durch Vernunft und Gewissen, daß die Bösen nur als eine Abart in dem Menschengeschlechte da stehen, die uns vorsichtig machen und wachsam erhalten, aber uns nicht unsern Glauben an die sittliche Güte der Menschennatur rauben solle.

Um aber andere Menschen gut zu finden, muß man

1) selbst gut sein, denn wir beurtheilen Andere nach uns, und durch Güte allein werden wir uns die Liebe Anderer erwerben, und uns vor Hader und Feindschaft sichern können;

2) sich in die Lage Anderer versetzen, und die Umstände erforschen, durch die manche Menschen zum Bösen verleitet wurden, weil dadurch unser Urtheil milder aus-

fallen wird, wenn wir gleich böse That nicht billigen können;

3) die guten Seiten Anderer geflissentlich aufsuchen. Auch der Verbrecher ist nicht ohne Tugend, und der Mensch, der vielleicht von der einen Seite Abscheu erregt, stimmt uns auf der andern zur Achtung und Bewunderung. (Beispiele aus der Geschichte).

26. Was bewirkte den Verfall der Römischen Sprache bald nach dem Augusteischen Zeitalter?

Die höchste Blüthe der Römischen Sprache und Literatur fällt in das Zeitalter des Augustus, das wir eben daher auch mit dem Namen des goldenen belegen. Aber diese Blüthe konnte nicht länger dauern, als die Ursache, die sie hervorgelockt hatte. Mit dem Tiberius nämlich beugt sich der Römische Freiheitssinn unter das Joch des Despotismus; Trägheit und Furcht hemmen jeden leisen Aufflug des Genies, und wahre, große Gesinnungen ersterben, weil sie für Hochverrath gelten. Drei Ursachen sind es vorzüglich, welche den Verfall bewirkten:

1) Die Einführung der Griechischen Sprache in Rom. — Diese Ursache ist wohl als die früheste anzusehen, obwohl sich ihr verderblicher Einfluß erst späterhin recht entwickelte. Man kann als Grundsatz annehmen, dessen Wahrheit die Erfahrung bestätigt, daß ein Volk den Grund zu seinem Sturze legt, wenn es anfängt, seine eigene Sprache einer fremden nachzusetzen, und in dieser vorzugsweise die Kennzeichen einer guten Bildung zu suchen. (Ein mahnender Wink für unser Vaterland!) So der Römer. Griechische Gelehrte, die auch, als ihr Vaterland schon längst seine politische Wichtigkeit verloren hatte, noch immer an Feinheit des Geschmacks alle Gelehrte anderer Nationen über-

trafen, wanderten in großer Zahl nach Rom, führten dort ihre Sprache in gute Gesellschaften, und verpflanzten damit zugleich ihre Denkart und ihren Geschmack in die Gemüther der vornehmen Römer. Griechisch zu lernen galt für ein Zeichen des Adels, und die Landessprache überließ man den geringern Leuten, da allein die Griechische für die Vorrathskammer aller Gelehrsamkeit angesehen wurde. Die Strenge des alten Cato, der die Griechen aus Rom vertreiben wollte, war, aus dem rechten Gesichtspunkte betrachtet, nur das schmerzhafte Vorgefühl einer unglücklichen Zukunft.

2) Der große Andrang von Fremden in Rom, die der Lateinischen Sprache unkundig waren. — Dadurch entstand eine Sprachmengerei, die ihre nachtheiligen Einflüsse auch auf den echt Römischen Ausdruck und die Römische Schreibart äußerte. Viele fremde Redensarten, Wortfügungen, Wendungen und Eigenheiten gingen unvermerkt in das Lateinische über, und selbst die alten Bedeutungen der Wörter wurden durch neue verdrängt. Ihren gänzlichen Untergang aber fand die Sprache

3) in dem Despotismus der Römischen Kaiserherrschaft. — Mit diesem Despotismus breitete sich tiefe Nacht über das ganze Reich aus. Die klassischen Schriftsteller lagen ungenutzt in den Bibliotheken, und doch wäre das Studium derselben das einzige Mittel gewesen, die Landessprache in ihrer Reinheit zu erhalten, da, bei den vielen fremden Sprachen, der Ausdruck des gemeinen Lebens sehr vernachlässigt wurde. Denn Jeder begnügte sich mit dem, was er von seiner Amme erlernt hatte, und Leute verschiedener Völker fielen nach und nach in ein Sprachgemengsel, das Jeder, so gut er konnte, zu verstehen suchte. Der Einfall vieler barbarischen Nationen in Italien, von denen sich verschiedene daselbst niederließen, trug zu dieser Mischerei vieles bei, bis in der Folge sich daraus eine eigene

Sprache entband, die jetzt die Muttersprache aller Bewohner Italiens ist. Nur unter den Römischen Rechtsgelehrten erhielt sich die Reinheit der Sprache bis auf den Justinian, unter dem die Rechtswissenschaft in Rom mehr als irgendwo bearbeitet wurde, daher die darin geschriebenen Bücher zahlreich und geachtet waren.

27. Das goldene Zeitalter, nach den Vorstellungen der alten Welt.

Fast alle Völker träumten von einem goldenen Zeitalter. Ihre Schriftsteller (unter den Griechen Herodot, den Römern Virgil und Ovid) schildern es uns

a) als eine Zeit der höchsten Unschuld, in der Jeder, ohne Furcht vor Strafe, Recht und Tugend aus eigenem freien Antriebe übte;

b) als eine Zeit der Genügsamkeit, in der Habsucht und Geiz dem Menschen fremd waren;

c) als eine Zeit des ununterbrochenen Friedens;

d) als eine müheloſe Zeit, in der kein Antrieb zur Ernährung der Menschen nöthig war, deren Bedürfnisse die Erde ungepflügt in reichem Maße befriedigte;

e) als einen ewigen Frühling, und

f) als eine Zeit, in der selbst die Thiere nichts von Raubsucht und Blutdurst wußten.

2) Bemerkungen darüber.

a) Was ist Wahres in dieser Vorstellung?

b) Kann es Absicht des Schöpfers gewesen sein, den Menschen in dem Zustande des einfachen Naturlebens zu lassen?

c) Welche Theile des goldenen Zeitalters würden die Menschen sich zu allen Zeiten selbst schaffen können?

28. Ueber die Ursachen der Entartung des Römischen Volks in den letzten Jahrhunderten der Republik.

Sie liegen

1) in dem ungeheuern Zuwachs an Macht und Reichthum, indem die reichsten Länder der damaligen Welt eine Beute der Römer wurden;

2) in der Bekanntschaft mit besiegten Völkern (Griechen und Asiaten), die zwar feiner und geistig gebildet, aber auch in Weichlichkeit und Ueppigkeit lebten;

3) in der durch Karthago's Zerstörung aufgehobenen, mit Eifersucht verbundenen Furcht vor einer mächtigen Nebenbuhlerin;

4) in der Gleichgiltigkeit gegen die Staatsreligion unter den höheren Ständen;

5) in dem verderblichen Beispiel einiger übermüthigen und durch Eroberungen reich gewordenen Römer; so wie

6) in der durch anhaltende Kriege entstandenen Verwilderung und Rohheit eines großen Theils des Römischen Volks.

29. Blüthen und Hoffnungen.

(Ein Gleichniß.)

1) Beide sind Erscheinungen, die bald vorübergehen.

2) Blüthen finden sich in jedem Jahre an den Bäumen, deren Säfte noch nicht vertrocknet sind, die meisten gewöhnlich an den jüngsten. An Hoffnungen labt sich jeder Mensch, aber am kühnsten und ausschweifendsten sind die Hoffnungen des Jünglings.

3) Nur die kleinere Zahl der Blüthen setzt Frucht an,

an, und nur wenige dieser Früchte werden reif. So werden die meisten Hoffnungen vereitelt.

4) Dennoch freut man sich in jedem Jahre aufs Neue der reichen- und schönen Baumblüthe, weil sie unsern Sinnen herrlichen Genuß gewährt. So kehren auch immer unsere Hoffnungen wieder, denn sie regen unsre Lebensgeister auf, und versetzen unsere Seelenkräfte in ein angenehmes Spiel.

5) Sturm und Wetter berauben die Bäume ihrer Blüthen. — Harte und widrige Verhältnisse, auch unsre Leidenschaften, zerstören oft unsre liebsten Hoffnungen.

6) So wenig Blüthen auch zur reifen Frucht sich entwickeln, so gibts doch in jedem Jahre der Früchte genug. — So ist auch, bei allen gescheiterten Hoffnungen, des Glücks und der Freude auf Erden viel.

7) Des blüthenreichen Baumes freut sich die ganze lebendige Schöpfung. — Alles freut sich über den vielversprechenden Jüngling.

III.

Gedankenstoff in verschiedenen Stylproben.

Vorwort.

Was eine Bildergallerie für den jungen Künstler, das ist eine Sammlung klassischer Schriftstellen für den angehenden Stylisten. Der Lehrer, welcher den Sprachunterricht auf der mittlern und höhern Bildungsstufe zu leiten hat, wird daher die Nothwendigkeit fühlen, seinen Schülern von Zeit zu Zeit einzelne Abschnitte und Stellen, besonders wenn sie sich auf die Aufgaben beziehen, aus unseren bessern Schriftstellern vorzulesen. Der Zweck dieser Vorlesungen ist: theils das noch beschränkte Ideen-Reich der Jugend zu erweitern, oder neue Ansichten von schon bekannten Gegenständen zu eröffnen; theils aber auch die mittlern Köpfe (deren Zahl die grössere ist) durch die verschiedene Art der Darstellung, selbst der fehlerhaften, vor einer sklavischen und gedankenlosen Nachahmung zu sichern, dadurch das Gefühl des Bessern zu wecken, und die Kenntniß der Meisterwerke unsers Volks zu begründen. Nicht allen Lehrern aber stehen die Bücher selbst zu Gebote, die zu Vorlesungen dieser Art sich eignen, daher (mit Uebergehung allbekannter und leicht zugänglicher Werke) nachstehende kleine Sammlung aus einigen weniger verbreiteten, aber doch

gedankenreichen und erlesenen Schriftstellern jenem Mangel abhelfen mag. *)

Es ist indessen sehr wünschenswerth, daß der Lehrer seinen Schülern, so weit es in seiner Kraft steht, Gelegenheit biete zu einer häuslichen Lectüre von größerem Umfang. So wie auf gut eingerichteten Schulen die oberen Klassen angehalten werden, in den Ferien kleinere Abschnitte und Bücher lateinischer Klassiker, wie Cic. de amicitia, Tac. de moribus germ. etc. für sich zu lesen und nachher über den Inhalt derselben dem Lehrer Rechenschaft zu geben: so könnte und sollte dies auch mit solchen deutschen Autoren geschehen, die entweder jede Schulbibliothek besitzt, oder die doch leicht von dem Schüler herangeschafft werden können. Ich rechne dahin besonders historische, schön-wissenschaftliche und philosophische Abhandlungen von Herder, Lessing, Winkelmann, Garve, Engel, Eberhard, Heeren, Fr. Schlegel, Ancillon ꝛc, und die vorzüglichsten Dramen von Lessing, Goethe und Schiller, die den jungen Leser theils gewöhnen, auf den innern Zusammenhang einer dramatischen Handlung sorgsam zu achten, theils ihm Gelegenheit bieten werden, ganze dichterische Stellen auswendig zu lernen und mit Ausdruck zu recitiren. Man findet auf unsern Gymnasien nicht selten eine sträfliche Unkenntniß der ersten Dichter unsers Volks, woraus sich zum Theil die oft beklagte Schwäche und Abnahme der Phantasie- und Gefühlskräfte unserer reifern vaterländischen Jugend erklärt. Hier bleibt unsern Schulen noch das Verdienst, leere Felder in lachende Oasen umzuwandeln, ohne dadurch dem Anbau positiver Sprach- und wissenschaftlicher Kenntnisse einen wesentlichen Abbruch zu thun.

---

*) Die Stücke sind nach der Orthographie ihrer Verf. abgedruckt. d. H.

1. Lob der Wissenschaften.

(Bruchstück aus Christ. Garve's vermischten Aufsätzen. Breslau 1796. S. 276. und flg.)

1. Das erste, womit man immer anfangen muß, wenn man die Wissenschaften lobt oder wenn man sie anbaut, ist, wie Friedrich der Zweite sagt, die Dichtkunst und die schöne Literatur. In der That, wer ohne Geschmack an den Werken der Musen geboren ist, dem fehlen zwei Kräfte, ohne welche, auch im Felde der Wissenschaften, kein Mann wahrhaft groß, wenigstens nicht Erfinder, noch ein auf seine Zeitgenossen stark einwirkender Lehrer der Wahrheit werden kann — Einbildungskraft und Empfindung. Verstand und Kenntnisse, wenn sie nicht auf dieser Grundlage ruhen, und aus diesen Wurzeln Nahrung und Säfte bekommen, gleichen vertrockneten Baumstämmen, die sich zwar durch ihre Festigkeit und durch den innern Zusammenhang ihrer Theile aufrecht erhalten können, die aber weder Blüthen noch Früchte treiben.

Die Dichtkunst hat, vor allen andern Arten der Geistesbeschäftigung, den Vorzug, daß sie unbegränzt ist. Sie erstreckt ihr Gebiet so weit, als das Erkennbare und Wissenswürdige reicht. Sie malt die Gestalt der Dinge ab, sie trägt die Gesetze ihrer Natur vor; sie erzählt die Begebenheiten und schildert die Helden der Geschichte; sie zergliedert die Empfindungen des menschlichen Herzens. Sie hat sogar schon den Lauf der Gestirne beschrieben, und dem Ackersmann und Hirten seine Arbeiten vorgezeichnet. Das geschäftige und das einsame Leben, die Körper- und Geisterwelt, die abgezogensten Ideen und die sinnlichsten Gefühle können, auf gleiche Weise, ihr Stoff geben, und von ihr Licht und anziehende Kraft bekommen. Sie verschönert jede Kenntniß ohne Ausnahme, und zeigt jeden Gegenstand in einem

reizenden Licht: es sey in dem, welches durch Erhabenheit und Würde, oder in dem, welches durch Erregung theilnehmender Empfindungen, oder endlich selbst in dem, welches durch das Lächerliche über Dinge verbreitet wird.

Der Reiz in den Werken der Dichtkunst kommt theils von dem Anschaulichen der Vorstellungen, theils von dem Kunstreichen der Sprache her, in welche sie diese Vorstellungen kleidet. Man verlangt von ihr eine erhöhete Klarheit der Begriffe. Schildert sie Gegenstände der Sinne? — Man will sie gleichsam vor Augen sehen. Behandelt sie Gegenstände des Verstandes? — Man will sie mit Leichtigkeit und lebhafter Theilnahme fassen. Man verlangt noch mehr. Man fodert den glücklichsten und wohlklingendsten — einen genau abgemessenen, und doch zugleich zwanglosen Ausdruck. — Die Harmonie und deren Wohlklang, welcher aus einem regelmäßigen Versbau und den Sylbenmaaßen entsteht, hat von jeher einen großen Theil des Vergnügens ausgemacht, welches die Meisterstücke der Dichtkunst verursacht haben. Je mehr die Wahl der Wörter und Ausdrücke durch diese Regelmäßigkeit beschränkt wird: desto größere Bewunderung erregt ein Dichter, der doch immer die eigenthümlichsten zu treffen gewußt hat. Ueberdies prägt Kürze, mit einer bestimmten Modulation verbunden, die Gedanken tiefer in's Gedächtniß; und die Sinnlichkeit selbst nimmt bei Dichterwerken an demjenigen Vergnügen Theil, welches eigentlich für Verstand und Herz bestimmt war.

Dieses Gefühl für poetischen Wohlklang ist nicht allen Nationen, und in keiner Nation allen Menschen, — auch nicht allen Menschen von Geist und Fähigkeiten — in gleichem Grade eigen. Es kann bei gewissen Nationen, — wie es bei den Italiänern wahrscheinlich der Fall ist, — zu stark werden, und unter den gemischten Empfindungen, welche die Dichtkunst erregen soll, ein zu großes Uebergewicht bekommen. Alsdann macht

die Musik eines Gedichts mehr Eindruck als sein Inhalt, und diese göttliche Kunst ist in Gefahr, in leeres Wortgepränge und in melodiereiche Albernheiten auszuarten. Wenn auf der andern Seite die Harmonie der Verse bei einem Volke nicht genug beobachtet, von den Lesern nicht lebhaft genug gefühlt wird: so bleibt seine Poesie immer eine verstümmelte Prosa. Aber wenn in dichterischen Werken Verstand und Ohr zugleich befriedigt werden; wenn Reichthum an Gedanken, Wahrheit und Aehnlichkeit der Schilderungen, mit dem vollkommensten, und einem metrischen Ausdrucke verbunden ist: dann sind sie ohne Zweifel die ersten von allen Erzeugnissen des Geistes, und am meisten fähig, einen allgemeinen und einen bleibenden Eindruck zu erwecken. So wie alle Kräfte des menschlichen Geistes daran gearbeitet haben: so werden auch alle dadurch in eine angenehme Thätigkeit gesetzt.

Ein unbemerkter Vorzug der Poesie ist, daß sie bei ganz bekannten Gegenständen und ausgemachten Sätzen verweilen darf, welche die Prosa, die ohne Neuheit in den Sachen nie gefallen kann, verwirft. Dadurch wird die Dichtkunst dem menschlichen Geschlechte wohlthätig, weil sie auf die offenbaren und von Allen zugestandenen Wahrheiten, die zugleich immer die nützlichsten sind, die Aufmerksamkeit von neuem hinzieht und den durch Gewohnheit und Wiederholung unkräftig gewordenen Lehren uralter Weisheit den Glanz wiedergibt, durch den sie von neuem auf das menschliche Gemüth wirken.

Aber warum scheint der Geschmack an der Dichtkunst in unserm so sehr aufgeklärten und alle Geistesübung so sehr schätzenden Zeitalter abzunehmen? Warum nimmt er im Alter ab? Eine genauere Erörterung dieser Frage würde mich über die Gränzen dieses Aufsatzes hinausführen. Diese einzige Bemerkung, weil sie kurz ist, will ich mir zu machen erlauben. Das menschliche Geschlecht und der einzelne Mensch scheinen Beide, so

wie sie in höhere Lebensperioden kommen, mehr die Erweiterung ihrer Begriffe und Erkenntnisse, als die Verschönerung derselben zu verlangen. Man wird habsüchtiger, so wie man mehr hat. Und ein sehr bereicherter Geist läßt sich ungern durch die schönste Darstellung der von ihm schon in Besitz genommenen Gebiete, in seinem Fortgange zu neuen Erwerbungen aufhalten. — Indeß ist auch vielleicht jene vermeinte Erfahrung eine bloße Täuschung. Vielleicht erregen noch jetzt sehr große Dichter eine Bewunderung, die der Verehrung der alten Zeit für sie wenig nachgibt. Aber es gibt solcher Dichter nur sehr wenige: und Horaz hat Recht, daß in dieser Art der Geisteswerke nur das ganz Vollkommene gefallen kann.

Welche Veränderung aber auch mit dem Eindrucke vorgegangen sein mag, die die Werke der Dichtkunst auf die Zuhörer und Leser machen: so scheint doch derjenige Einfluß unverändert geblieben zu seyn, den ihre Hervorbringung auf die Glückseligkeit des Dichters selbst hat. Ob ich es gleich nicht aus eigener Erfahrung weiß, so glaube ich doch ganz deutlich einzusehen, daß die Poesie dem, welcher, von der Natur und seinem Genie dazu berufen, sie mit Glück übt, unter allen geistigen Arbeiten den angenehmsten Selbstgenuß gewährt. Bei dieser Spannung und Erhöhung aller unsrer Seelenkräfte, worin die dichterische Begeisterung besteht, bei diesem lebhaften Anschauen der anziehendsten oder wichtigsten Gegenstände, worin sie den Dichter versetzt, ist zugleich der Verstand auf's lebhafteste wirksam, um das Angeschaute zu ordnen und zu bezeichnen. Gewiß, wenn in dem Geiste des Menschen sich je eine schöpferische Kraft äußert und Wohllust erregt: so muß es bei der Verfertigung einer Aeneide, einer Henriade oder eines Oberon seyn.

Daher finden wir auch, daß, wer dieses Vergnügen einmal gekostet, und von der Natur die Fähigkeit, es zu

genießen, empfangen hat, durch unwiderstehliche Reize bis in sein höchstes Alter dazu hingezogen wird.

2. Das Studium der Geschichte, zu welchem ich übergehe, gewährt dem Menschen, welcher eine vollkommene Ausbildung seiner selbst sucht, und nach dem edlen Vergnügen der befriedigten Wißbegierde trachtet, einige der Vortheile, welche an eine hohe Geburt und die Bekleidung wichtiger Staatsämter verknüpft (geknüpft) zu sein scheinen. — Es gehört unter die reelsten (wesentlichsten) Vorzüge der Großen, wenigstens unter ihre wichtigsten Ansprüche, daß sie mit den Angelegenheiten und den Begebenheiten der Staaten bekannt sind, und die geheimen Triebfedern und Ursachen derselben, in den Charakteren und Leidenschaften der Machthabenden, zu entdecken Gelegenheit haben. Und eben diese Kenntnisse in Absicht der vergangenen Zeiten verschafft die Geschichte ihren Liebhabern aus den besten Quellen und mit der möglich größten Genauigkeit.

In der That: was verlangt der Ehrgeiz des Eroberers? Wonach strebt der Privatmann, welcher zu den ersten Würden des Staats emporzusteigen sucht? — Man sagt, daß sie auf dem Schauplatze der Welt eine Rolle zu spielen wünschen. — Aber was heißt das? — Ohne Zweifel so viel, als ihre eigene Talente vor der Welt sehen zu lassen. — Aber wenn mich nicht alles täuscht: so wünschen sie durch die Theilnahme an den Begebenheiten ihres Zeitalters auch zugleich von demselben besser unterrichtet zu seyn, — und durch die Verbindung mit den großen oder leitenden Personen der Staaten, diese Personen selbst genauer kennen zu lernen.

Der Mensch ist sich oft der Bewegungsgründe, wonach er handelt, nur unvollkommen bewußt. Das Erkennen der Dinge ist ein Ziel, nach welchem er in vielen Fällen mittelbar strebt, indeß seine Begierden nach einem ganz andern Ziele gerichtet zu seyn scheinen. Wenigstens gehört dasselbe ganz gewiß mit unter die

Zwecke und Antriebe des Ehrgeizes. — Diejenigen Dinge und Personen, welche der große Haufen von weitem anstaunt, in der Nähe zu betrachten, und den Gang des großen Spiels, bei welchem die Schicksale der Nationen als Preise aufgestellt sind, bis in die geheimen Kunstgriffe oder in die verborgenen Fehler der Spielenden zu verfolgen: das ist sicher ein Hauptzweck, um dessen willen so viele Menschen wünschen, dabei mit geschäftig, — kurz warum sie wünschen, vornehm und groß zu seyn.

Diese Vortheile nun, welche der Mensch sich selbst nicht verschaffen kann, und wozu Geburt und Schicksal nur wenige zulassen: diese bringt die Geschichte, wenn sie gehörig studirt wird, dem denkenden Gelehrten gleichsam entgegen.

Und noch dazu findet sich bei Staatsgeschäften, in die man selbst verwickelt ist, und bei den Begebenheiten, die man als Augenzeuge sieht, ein Umstand, der sie weniger wichtig, oft zuletzt so langweilig machen kann, daß das Vergnügen der Erkenntniß, welches sie gewähren, von den damit verbundenen Beschwerden bei weitem überwogen wird: — der, daß man höchst selten eine vollendete Reihe von Ursachen und Wirkungen vor sich sieht, daß Knoten geschürzt, aber nicht aufgelöst werden. Dieser Umstand findet bei den von der Geschichte dargestellten Begebenheiten viel weniger statt. — Viele Dinge, die für die Zeitgenossen und Mitwirkenden nicht wichtig waren, sind durch ihre Folgen für uns wichtig geworden. Viele, die, da sie geschahen, höchstens nur die Neugierde reizten, befriedigen nun, da wir sie in ihrer Verbindung mit spätern Ereignissen übersehen, unsre edelste Wißbegierde.

Der Zusammenhang nehmlich und die Verkettung der Weltbegebenheiten ist es, was sie zu einem des vernünftigen Menschen so würdigen Schauspiele macht. Aber wie wenige Glieder dieser Kette sind es, welche

ein Mensch, auch in dem längsten Leben, das ihm zu Theil werden, und auf dem höchsten Standpunkte, auf den er durch seine Lage in der bürgerlichen Gesellschaft gestellt werden kann, mit eigenen Augen übersieht? Nach Ort und Zeit eingeschränkt, — selbst durch das, was in seiner Nähe und in diesem Augenblick sich ereignet, zu stark angezogen, um auf das Entfernte und Abwesende eine hinlängliche Achtsamkeit zu wenden, bleibt oft der, welcher das Schauspiel aufführen hilft, am unwissendsten in Absicht des Plans und der Wirkung des ganzen Stücks. Wenigstens ist es gewiß, daß der, welchen das Glück so hoch erhoben hat, daß er von den Staatsbegebenheiten und Staatsverhandlungen ein naher Zuschauer seyn kann, nur dann diesen seinen Standort zu jener edlen Geistesunterhaltung zu nutzen im Stande ist, wenn er zuvor schon den Faden der Weltbegebenheiten, so wie ihn uns die Geschichte überliefert, in der Hand hätte, und durch das Studium dieser Wissenschaft seine Erfahrungen an die Denkmäler der Vorwelt zu knüpfen gelernt hat.

In Absicht eines Punkts stehen die Kenntnisse, welche die Geschichte dem Gelehrten mittheilt, hinter denen, welche die Erfahrung dem Geschäftsmanne gibt, am weitesten zurück, — in Absicht der Anschaulichkeit der Vorstellungen. — Der lebhafte Eindruck, den die Gegenwart und das, was die Sinne rührt, auf den Menschen macht, geht bei Erzählungen verloren. Und von der Stärke des ersten Eindrucks hängt sowohl die Festigkeit ab, mit welcher ein Gegenstand sich unserm Gedächtnisse einprägen, als die Lebhaftigkeit des Nachdenkens, zu welcher er unsern Verstand erwecken soll. Alle Seelenkräfte beschäftigen sich in der Folge leichter und glücklicher mit demjenigen, was zuerst in der Empfindung die stärkste Aufmerksamkeit erregt und das klärste Bild hinterlassen hatte.

Dieser Ursachen wegen ist, um die Geschichte recht

zu lernen, und des Vergnügens, das sie gewähren kann, vollkommen zu genießen, noch mehr als bei andern bloß speculativen Theilen der Gelehrsamkeit, eine lebhafte Einbildungskraft, ein der Theilnehmung an fremden Angelegenheiten fähiges Herz, und ein in das Ganze einer Sache durch einzelne Merkmale eindringender, Verstand nöthig. Mit allen diesen Fähigkeiten muß derjenige ausgerüstet seyn, und bei seinem Geschichts-Studium zu Werke gehen, der sich durch Worte und todte Schrift in alte Zeiten und fremde Länder versetzen, und durch den Nebel der Entfernung deutlich genug hindurch sehen soll, um ein fühlender und beurtheilender Beobachter längst vergangener und ihm unvollkommen bekannter Auftritte zu seyn. Besonders ist zu diesem Endzwecke die Gabe, Vergleichungen anzustellen, und Aehnlichkeiten aufzusuchen, unentbehrlich: weil wir oft das Vergangene aus dem Gegenwärtigen, die Nachrichten der Geschichte aus unsern Erfahrungen enträthseln müssen, um jenes zu begreifen, und diese richtig zu verstehen; noch mehr aber, weil wir erst das Band müssen gefunden haben, durch welches der alte Zustand der Dinge mit dem gegenwärtigen, — wovon unser eigener Zustand ein Theil ist — zusammenhängt, ehe wir uns wahrhaft für jenen interessiren können.

Die Geschichte löst die große Aufgabe: an welche Kette von Ursachen und Wirkungen die gegenwärtige Gestalt der moralischen und politischen Welt geknüpft sey; — eine Gestalt, von welcher unsre eigne Bildung abgehangen hat, und durch welche alle unsre Geschäfte, selbst unsre Vergnügungen und unsre Unglücksfälle modifizirt werden. Unter den Aufschlüssen, welche uns die Geschichte hierüber gibt, ist einer, welcher das wichtigste der eben genannten Stücke, unsre Geistesbildung, betrifft, besonders deutlich. Sie entwickelt uns nehmlich zwei, vom Alterthume bis auf uns herabreichende, Hauptfäden, an denen (die) sich die Kenntnisse und Künste der Men-

schen angereiht haben, und deren vereinigtes Ende wir in der Hand halten. Der eine kommt von Palästina und der mosaischen Gesetzgebung her, und geht durch die beiden großen Revolutionen des eingeführten Christenthums und der Kirchenverbesserung im sechszehnten Jahrhunderte hindurch, um uns Europäern, und besonders uns Deutschen Protestanten, unsre religiösen Begriffe und alle damit zusammhängenden Eigenheiten unsers Geistes und unsrer gesellschaftlichen Einrichtungen zuzuführen. Der andre, welcher uns unsre wissenschaftliche Cultur mitbringt, nimmt seinen Ursprung in dem Dunkel des alten Egyptens, zieht sich von da über Griechenland und Rom, und breitet sich endlich über alle Länder Europens aus. Tausend feinere Fäden laufen in der Weltgeschichte von allen Seiten zusammen, um jene große Hauptfäden zu spinnen. Fast alle merkwürdige Personen, fast alle des Aufbehaltens würdige Begebenheiten der Vorwelt trugen etwas dazu bei, diese doppelte Gestaltgebung unsers jetzigen Menschenlebens, unsre religiöse und unsre wissenschaftliche Cultur, — die nun allmählich zu Einer gemeinschaftlichen Cultur vereiniget, zu vollenden.

Wer nun diese Beziehung aller, mit dem menschlichen Geschlecht vorgegangenen, Veränderungen auf sich selbst und seinen gegenwärtigen Zustand einsieht, und es mit einer gewissen Anschaulichkeit gewahr wird, daß Jahrtausende, und die, während derselben ununterbrochen fortlaufenden, Handlungen und Schicksale der Staaten und einzelnen Personen daran gearbeitet haben, ihn zu einem solchen Menschen zu machen, als er in diesem Augenblicke ist, — ihm diejenige Vollkommenheit, den Genuß, die äußern Vortheile zu verschaffen, welche er besitzt: wie könnte der, gleichgültig und ohne Vergnügen den Unterricht der Geschichte empfangen: es wäre denn, daß er sein eignes Selbst mit Gleichgültigkeit betrachtete!

Das große Räthsel, wie die Welt entstanden sey, und was aus ihr werden solle, wird zwar nie völlig aufgelöset werden. Aber es ist doch der würdigste Gegenstand der menschlichen Nachforschungen. Und wenn wir irgendwo Aufschlüsse oder wenigstens Anlässe zum Nachdenken darüber finden können: so ist es in der Vergleichung dessen, was die Welt ehedem war und was sie jetzt ist; und in der Beobachtung der Stufen, durch die sie aus dem einen Zustand in den andern übergegangen ist. Ist es Beschäftigung des Geistes, die wir suchen? — Hier finden wir mannigfaltigen Stoff, Gedächtniß, Scharfsinn, Witz und urtheilenden Verstand zu üben. — Ist es theilnehmende Empfindung oder aus Selbstliebe entstehende Leidenschaft, durch die wir angezogen sein wollen? — Alle Gegenstände der Geschichte beziehen sich, auf unser Ich, nicht bloß durch das Band der Aehnlichkeiten, sondern auch durch das Band von Ursachen und Wirkungen; nicht bloß, in so fern wir Menschen eben der Art sind, wie die, welche in jenen Auftritten glücklich oder elend waren, sondern auch, in so fern wir in unserm eigenen Schicksal durch ihre Handlungen und Leiden mit bestimmt werden. Selbst die dunkeln Ahndungen, die wir über die uns bevorstehende Zukunft haben, und die nach der Empfindung des Gegenwärtigen unsre Selbstliebe am nächsten angehen, werden etwas aufgehellt, wenn wir die Gesetze des Schicksals, die über unser ganzes Geschlecht bisher gewaltet haben, in der Geschichte aufgedeckt finden.

2. Ueber den Einfluß einiger besondern Umstände auf die Bildung unsrer Sprache und Literatur.

(Eine Vorlesung von Garve.)

Wenn wir die Fähigkeiten eines Menschen kennen, um zu wissen, was er thun kann, und seine besondern

Umstände, um zu wissen, was er zu thun Gelegenheit und Bewegungsgründe gehabt: so können wir ungefähr voraussehen, welche Werke er unternehmen wird: wenigstens können wir diejenigen, die er bereits geliefert hat, uns erklären. Eben so, wie mit einzelnen Menschen, verhält es sich auch mit ganzen Nationen. Was man die Literatur eines Volks nennt, ist der Inbegriff der Werke, die es in seiner eigenen Sprache besitzt: und die Gestalt derselben hängt theils von dem Eigenthümlichen in dem Geiste der Nation, theils von den besondern Umständen ab, durch welche dieser Geist seine Richtung gegen gewisse Gegenstände, und mehr Hülfsmittel zu der einen, als zu der andern Gattung erhalten. Das Eigenthümliche in dem Geiste der Nation selbst ist ausnehmend verborgen; es ist schwer, das Gemeinschaftliche in der Denkungsart eines Volks aus einer so unendlichen Menge von einzelnen Verschiedenheiten herauszubringen; und da man nur immer eine sehr kleine Anzahl von Fällen vor sich hat, so kann man fast nie einen allgemeinen Schluß machen, der nicht durch gegenseitige Beispiele wankend würde. Die besondern Umstände aber, unter welchen die Aufklärung eines Volks sich angefangen, liegen mehr vor Augen, und lassen sich mehr außer Streit setzen; oder wenn auch hier eine so vielfältige Verbindung mannichfach wirkender Ursachen statt fände, daß die Geschichte sie nicht alle angeben, noch die Philosophie sie alle errathen könnte; so giebt es doch darunter einige so merkliche und so mächtige, daß sich ihr Einfluß weder verkennen, noch auch unrecht verstehen läßt.

Sie sehen leicht, meine Herren, daß diese Umstände von doppelter Art sind; daß sie entweder außer der Nation, von der die Rede ist, oder in ihrer eigenen innerlichen Verfassung liegen. Zu jenen gehört vornehmlich die Zeit, in der eine Nation an Wissenschaft überhaupt, und besonders an ihrer eigenen Sprache, Geschmack gewinnt, und dann die Beschaffenheit der Literatur bei

andern Nationen, die vor ihr aufgeklärt wurden, und ihr Licht ihr mittheilen. Was war das für ein Zeitpunkt, wo die Barbarei sich zuerst in Deutschland zu zerstreuen anfing? Ein späterer allerdings, als bei den mittäglichen und westlichen Völkern. Italien ist das erste und fast das einzige Land, das zu eben der Zeit, wo es die Meisterstücke der alten Sprachen mit Mühe wieder kennen lernte, zugleich Meisterstücke in seiner eignen schuf. Das Licht, das dort aufgegangen war, kam in nicht gar langer Zeit darauf auch zu uns; aber es war ein fremdes Feuer, das uns nur erleuchtete, ohne zugleich unser eignes anzuzünden. Wir lasen und lernten, ja wir schrieben sogar Lateinisch und Griechisch; viele gut, einige sogar vortrefflich; aber doch konnte das noch lange keine Literatur geben, keine uns eigene Literatur, die ein treues Gemälde unsers besondern Geistes unserer unterscheidenden Denkungsart gewesen wäre. Die Gelehrten machten in diesem Jahrhunderte gleichsam eine eigene, unter die andern zerstreute Nation aus, die allenthalben ungefähr dieselbige Denkungsart, denselbigen Ton hatte: und zwar deswegen, weil sie durchgängig auf einerlei Art war gebildet worden. Da sie ihre eigene, dem übrigen Theil des Volks unverständliche Sprache redeten und schrieben; so hatten sie zwar unter sich selbst eine nähere, mehr unmittelbare Gemeinschaft, als die Gelehrten unsers Jahrhunderts: aber auf die Uebrigen der Nation hatten sie wenig Einfluß; auch nahmen sie eben so wenig von der besondern Denkungsart derselben und der eigenthümlichen Wendung ihres Geistes an. Denn sie schrieben nicht allein, sondern sie faßten auch ihre Ideen in einer fremden Sprache.

Was damals Luther für die Deutsche Sprache gethan hat, darf ich Ihnen, meine Herren, nicht sagen. Es ist wahr, seine Sorgfalt, seine Richtigkeit im Ausdrucke, seine Genauigkeit in der Wortfügung, haben unsre Grammatik und unser Wörterbuch in einer größern

Reinigkeit erhalten, vielleicht auch vollständiger gemacht, als es ohne ihn würde geschehen seyn: aber bei alle dem haben doch seine Werke unsre Literatur nicht angefangen; sie haben es uns nicht leichter gemacht, Werke der Gelehrsamkeit, oder Schriften zum Vergnügen in unserer Sprache zu liefern. Wer diese hervorbringen wollte, hatte noch alles zu thun; er mußte noch selbst die Ausdrücke, die Wendungen, die Zierrathen aus dem zerstreuten Reichthume der Sprache zusammenlesen, mußte noch selbst unbestimmte Wörter bestimmen, oder, wenn er für seine Ideen gar keine hatte, bald durch Zusammensetzung und Abänderung neue finden, bald sich dadurch helfen, daß er fremde entlehnte; mußte noch selbst neue Verbindungen, neue Wendungen wagen, wo die Sprache zu ungelenk war; kurz, er mußte sich seinen Styl noch erschaffen. — Doch war das nachfolgende Jahrhundert in aller Absicht weit dunkler und barbarischer, als das, worin Luther lebte. Man vergaß sein Bischen ächtes altes Latein über den Zänkereien, zu welchen sich eine verderbte, mit spitzfindigen Begriffen überladene Latinität am besten schickte; und Deutsch lernte man auch nicht. Mit einem Worte: man hatte eigentlich gar keine Sprache.

In dieser Zwischenzeit, am Ende des vorigen (17ten) Jahrhunderts, machten unsre westlichen Nachbarn, die Franzosen, auf einmal ein gewaltiges Aufsehen. Sie eroberten und schrieben: und wer durch die Pracht des Königs und den Muth der Truppen auf die Nation war aufmerksam gemacht worden, der fand, wenn er näher mit ihr bekannt war, Schriftsteller und Künstler, die Hochachtung und Bewunderung verdienten. Die Veränderung war so plötzlich, so groß, daß sie nothwendig sowohl die Franzosen selbst, als auch ihre Nachbarn, in eine Art von Betäubung setzen mußte, in welcher beide nicht wußten, was sie von sich, und was sie von den andern zu halten hätten. Jene glaubten getrost, daß

sie

sie die erste Nation auf der Welt wären, und in der That hatten sie einigen Anspruch auf diesen Namen.

Die Deutsche Nation war damals noch ein so zusammengesetztes, ungleichartiges Ganze, daß das Urtheil über jene sehr verschieden ausfiel. Alle, die durch ihren Rang oder ihre Theilnehmung an den öffentlichen Staatsgeschäften den Glanz dieses erobernden und witzigen Volkes mehr in der Nähe sahen, und ihn mit der traurigen Dunkelheit ihrer Nation verglichen, welche nichts als Schulgelehrte aufweisen konnte; sie alle beeiferten sich, an diesem Glanze Theil zu nehmen, suchten sich, so viel als möglich, dieser fremden Nation einzuverleiben, sich von ihrer eigenen durch Sprache und Sitten zu unterscheiden; und so waren sie herzlich zufrieden, daß die Deutschen von den Franzosen verachtet wurden, weil sie selbst glaubten, halbe Franzosen zu seyn. — Unsre Gelehrten hingegen, die dem Spiel sehr in der Ferne zusahen, ließen sich noch wenig durch diese Verachtung der Fremden und ihrer eigenen Landsleute rühren, oder sie trösteten sich durch eine gegenseitige innige Verachtung der elenden Tändeleien eines Volks, bei welchem nach ihrer Meinung, die wahre Gelehrsamkeit auszusterben anfing. Von dieser Seite also war es nicht zu hoffen, daß Ehrgeiz und Eifersucht sehr rege werden, und Deutsche Schriftsteller mit den Französischen um den Preis kämpfen sollten. Unterdessen verbreitete sich der Geschmack an dem Ausländischen in Sprache, Sitten und Schriften von den Großen bis zum wohlhabenden Bürger, und endlich bis zu der Klasse von Leuten, die zwischen dem Gelehrten und dem Weltmanne in der Mitte stehen. Begierde, den Großen zu gefallen und sein Glück zu machen, Theilnehmung an ihrer Arbeit in gelehrten Bedienungen, Ehrgeiz, ihres Umganges gewürdigt zu werden, Handel mit den Franzosen, die die nützlichen Künste zugleich mit den angenehmen und schönen zur Vollkommenheit brachten: alles das trug zu der allgemei-

nen Ausbreitung dieses fremden Geschmacks bei. Nun dachten endlich auch wir Deutschen daran, daß wir eine Sprache hätten, die sich schreiben ließe; aber da wir hieran nicht eher dachten, als bis wir schon von den Schönheiten einer fremden Sprache gerührt (berührt), schon von der Politur fremder Schriftsteller eingenommen waren, so konnte es gar nicht anders sein, wir mußten ihnen nachahmen, auch ohne die Absicht zu haben. Lassen Sie uns doch sehen, meine Herren, wie weit ungefähr diese Nachahmung sich erstreckt hat.

Man muß hier die Gestalt unserer Wissenschaften und den Charakter unsrer jetzigen Schriftstellersprache wohl unterscheiden. In jenen steckt, wenn ich so reden darf, mehr Lateinischer Geist, in dieser hingegen mehr Französischer und Englischer. Beide zusammen machen eine Mischung, die, wenn man sie recht auseinander scheiden könnte, den Zustand unsrer Köpfe und unserer Schriften am besten erklären würde.

Wissenschaften und Philosophie fingen nicht erst da bei uns an, wo wir anfingen, Deutsche Schriftsteller zu haben. Wir hatten schon einen großen Vorrath von Gelehrsamkeit, und zur Philosophie hatten wir viele und uns eigene Anlage. — Den Stoff dazu hatten wir, wie alle Europäische Nationen, von den Alten, theils unmittelbar durch ihre eigenen Werke, theils mittelbar durch die unreinen Kanäle der neuern scholastischen Theologie und Philosophie bekommen. Sokrates, Aristoteles und Cicero, sammt dem guten Tomas Magister, haben vielleicht auf die Art und Weise, wie wir die Wissenschaften lehren, auf die Abtheilung und Hauptwörter unserer Systeme, auf die Fragen, die wir vorzüglich untersuchen, die Schwierigkeiten, die wir auflösen, und die Streitigkeiten, die sich immer von neuem bei uns entspinnen, weit mehr Einfluß, als wir uns vorstellen mögen.

Aber nun unsre eigene Sprache. Die Unterschei-

dung dessen, was in ihr schön, edel, anständig sein sollte, die Beeiferung, sich über allerhand Arten von Gegenständen in ihr auszudrücken, und gut auszudrücken; diese hat sich erst angefangen, als sich das jetzige Jahrhundert anfing. Und woher haben wir da unsre Regeln und unsre Muster genommen? — Die alten Sprachen sind von der unsrigen zu entfernt, als daß sie viel zu ihrer Ausbildung beitragen könnten: überdieß sind die, welche Deutsch schreiben, und gut zu schreiben sich Mühe geben, gerade nicht die größten Kenner der alten Sprachen. Es war also ganz natürlich, daß die schon verfeinerte Sprache unsrer Nachbarn, die wir alle eher gelernet hatten, ehe wir in der unsrigen arbeiteten, und deren eingebildete oder wahre Vortrefflichkeit uns zuerst gereizt hatte, auf eine Verbesserung unserer eigenen zu denken, daß, sage ich, diese unsern Ausdruck, oft ohne unsern Vorsatz, bildete und bestimmte.

Das Französische kam zuerst, das Englische folgte. Man merkt den Uebergang von jenem zu diesem gar deutlich in unsern Schriftstellern. Unser Styl ist in der neuesten Zeit gedrungener, körnichter, reicher geworden, aber auch oft gewagter und zuweilen ausschweifender. Man drückt seine Gedanken vielleicht freier und eigenthümlicher aus, und bei guten Köpfen gewinnt der Leser allemal; aber man verzeiht sich auch seltsame Zusammensetzungen von Wörtern, ungewöhnliche Redensarten, und das artet dann bei schlechten Schriftstellern sehr oft ins Sinnlose und Abentheuerliche aus. Kurz, diese Art von Freiheit hat, so wie jede andere, ihren Vortheil und ihren Nachtheil. Die guten Schriftsteller werden dadurch vortrefflich und die mittelmäßigen elend.

Vielleicht, meine Herren, halten Sie es der Mühe werth, daß ich von dem Einflusse dieser fremden Literatur auf die unsrige noch etwas genauer rede, und zwar besonders, in so fern er sich auf die Sprache erstreckt hat.

Eine sich bildende Sprache nimmt von einer andern entweder einzelne Wörter, oder Wendungen, oder eine gewisse allgemeine Farbe an, die sich eher empfinden, als deutlich erklären läßt. Einzelne Wörter kann eine Sprache, wie die unsrige, eigentlich von keiner fremden borgen, die gar nicht mit ihr verwandt ist, die ihren Wörtern ganz andre Endungen gibt, sie mit ganz andern Tönen ausspricht, sie nach ganz andern Gesetzen abändert. Und doch hat sie dergleichen nicht wenige aus der Französischen und Englischen herübergenommen; oft, weil sie wirklich zu arm war, noch öfter aber, weil die Schriftsteller ihren ganzen Reichthum nicht kannten, oder aus Trägheit nicht erst lange durchsuchen wollten. Armuth ist es in einem doppelten Falle: einmal, wenn für die Sachen, die wir sagen wollen, ganz und gar keine Wörter in der Sprache vorhanden sind, entweder weil die Sache bei der ersten Bildung der Sprache noch gar nicht da, oder weil sie der Nation noch nicht bekannt war; und dieser Fall kommt in allen Sprachen vor, wo sich jeder, der von unbekannten Dingen zum erstenmal spricht, des Rechtes bedient, ein neues ausländisches Wort zu brauchen. Zweitens, wenn zwar die Sprache ein Wort hat, die Sache im Ganzen auszudrücken, aber keins, das edel und zu dem jetztgewählten Tone der Schreibart passend wäre, oder keins, das zugleich alle Nebenbegriffe ausdrückte, die wir eben jetzt zu unserer besondern Absicht glauben nöthig zu haben. Dieses letztere ist es, was so viele fremde Wörter auch in unsre guten Schriftsteller gebracht hat. In der That muß der Fall bei einem guten Schriftsteller öfter vorkommen, weil bei diesem immer die Ideen genauer bestimmt sind, und er mehr auf die kleinen Schattirungen Acht hat, die ganz gleich scheinende Wörter noch unterscheiden. Schreibt er besonders über eine Materie, worin die Ausländer viel gearbeitet, und viel von ihm sind gelesen worden; so wird sich ihm mancher Begriff gar unter keinem andern Worte,

als unter dem fremden darbieten; mancher wird ihm nicht genau und stark genug gesagt scheinen, so bald er nicht mit eben demjenigen Worte gesagt wird, womit er zuerst ihn bekommen hat. Oft ist es bloße Einbildung, wenn uns das nicht mehr vollgiltig dünkt, was durch den langen Gebrauch unscheinbar geworden, obgleich das Fremde und Neugeprägte in der That von keinem größern innern Gehalte ist. Oft aber ist es wahre Empfindung, und dann ist dessen Ohr nicht sowohl zärtlich, als verzärtelt, der weniger ein fremdes Wort, als eine halbgesagte, übelpassende Idee dulden kann, weniger von der feinen Richtigkeit in den Gedanken, als von einer pedantischen Reinigkeit der Sprache gerührt wird. *)

Eine Sprache, wenn sie für alle Klassen von Werken bequem seyn soll, muß einerlei Sache auf mehr als einerlei Art, nach den verschiedenen Gattungen der Materie und den verschiedenen Absichten des Schriftstellers, ausdrücken können. In diesen Gattungen der Schreibart gibt es unzählige mittlere Stufen; doch lassen sie sich überhaupt auf drei bringen. Diese sind die eigentlich poetische und malerische, die populäre und dialogische, und die didaktische.

Sehen wir unsere Sprache an, so finden wir sie an Wörtern der ersten Art reicher, als vielleicht irgend eine andere. Namen, die die Dinge oder die Veränderungen von ihrer sinnlichsten Seite vorstellen, die, so zu sagen, nur die sichtbare Erscheinung der Sache, nicht ihre innere Natur ausdrücken, solche Namen haben wir in Menge; und oft sind wir auch im Stande, neue zu

*) Die Wahrheit dieses Ausspruchs muß auch der strengste Sprachreiniger fühlen. Man nehme aus Göthe's, Schiller's und Jean Paul's geistvollsten Schriften alle Fremdwörter weg, vertausche sie, so gut man kann, gegen Deutsche, und dann sehe man, ob die Begriffe noch dieselbe Schärfe, Klarheit und Anmuth haben. v. B.

machen, ohne daß wir der Schrache Gewalt thäten. Diesen Reichthum unsrer Sprache hat wohl niemand besser gekannt, besser genutzt, als Klopstock und Geßner, obgleich in zwei ganz verschiedenen Arten. Wie weit hier die Französische hinter der unsrigen bleibe, das zeigen ihre eigenen Orginalwerke, die immer, sobald es auf Schilderungen der sichtbaren Natur ankömmt, zu allgemein sind, und der Imagination das Bild mit zu wenig Bestimmung, zu wenig Lebhaftigkeit vormalen; noch mehr aber zeigen es ihre Uebersetzungen unsrer Deutschen Dichter, besonders der beiden, die wir oben genannt haben. Klopstock verliert im Französischen ganz unendlich. Tausend, im Deutschen genau bestimmte Wörter, werden dort zu allgemeinen, denen die bedeutungsvolle Nüance fehlt; eine unzählige Menge der malerischsten, ausdrucksvollsten Beiwörter, die aus der schwachen, dunklen Ferne dem Auge der Imagination das Bild näher und in die rechte Lage rücken, geht zum Theil ganz verloren, zum Theil werden sie durch solche ersetzt, die weit abstrakter, und eben deswegen weit leerer sind, zum Theil werden sie mit einem Schwalle von Wörtern umschrieben, worunter die ganze Idee erstickt. Oder wenn man die Uebersetzung der Messiade für zu unvollkommen hält, um sie bei der Vergleichung zum Grunde zu legen; so vergleiche man die Uebersetzung Geßners, die von so ausgemachter und vorzüglicher Güte ist, mit dem Originale.

Was Wörter im gesellschaftlichen Style betrifft, so wie er im Lustspiele, in der Erzählung, in andern zur Ergötzung geschriebenen Werken vorkommt, so möchten wir sie in hinlänglicher Anzahl haben; nur daß die Gränze zwischen dem Niedrigen, dem Komischen, dem Vertraulichen u. s. w. weniger genau bestimmt ist, oder oft das alte sehr ausdrückende Wort verächtlich und pöbelhaft geworden, ohne daß ein andres an seine Stelle gekommen. Bei einigen solcher Wörter ist alle Rettung ver-

loren; besonders wenn man sich einmal bei ihnen an gewisse unanständige oder ekelhafte Nebenbegriffe gewöhnt hat: bei andern ist die Rettung noch möglich, wenn sich ihrer ein Schriftsteller vom ersten Range annimmt. Ein Mann, von dem schon die ganze Nation überzeugt ist, daß er mit der feinsten Auswahl und sorgfältigsten Ueberlegung schreibt; wenn so ein Mann ein mit Unrecht verachtetes Wort wieder gebraucht: so wird man vielleicht in dem ersten Augenblicke anstoßen; aber bald wird man auf Gründe zu seiner Entschuldigung denken; man wird das Wort an Stellen hingesetzt finden, wo es so eigenthümlich und passend ist, daß man es für unentbehrlich halten muß; von dem Ansehen dieses Mannes unterstützt, werden es andre Schriftsteller ihm nachgebrauchen, und bald werden wir eben so gewahnt seyn, es zu hören, als ob wir uns niemals davon entwöhnt hätten. Auf diese Art hat uns Ramler und Lessing schon manches Wort, manchen Ausdruck gerettet, und andre Schriftsteller von gleichem Ansehen, wie sie, sollten es auch thun. Die meiste Unbequemlichkeit findet man, wenn man Gespräche schreibt. Man möchte so gerne die Sprache rein erhalten, so gerne das alles Deutsch sagen, was wirklich Deutsch gesagt werden kann; und doch möchte man auch der Nachahmung das völlige Ansehen der Natur geben; man möchte gerne die Redensarten beibehalten, wie sie im Gespräche wirklich gehört werden. Wie will man aber beide Endzwecke vereinigen, wenn sich von den unglücklichen Zeiten her, wo man weder Französisch noch Deutsch, sondern ein Gemengsel von beiden Sprachen redete, noch eine so große Menge fremder Wörter und Redensarten, besonders unter den Vornehmen, erhalten hat, wofür schlechterdings kein gleichgeltender Deutscher Ausdruck da ist, der gemein und gebräuchlich wäre? Diese Unart hat indessen an den meisten Orten schon ziemlich nachgelassen; man bedient sich schon weit mehr, als vor dem, der Ausdrücke der Muttersprache, und wo

diese noch nicht gewöhnlich sind, da hat der Schriftsteller das Recht, sie gewöhnlich zu machen.

Er bildet, wenn er nur sonst vortrefflich ist, die Sprache des Umgangs, wie die Sprache der Bücher; und schreibt der Nation vor, wie sie reden soll, wenn er ihr nicht nachschreiben kann, wie sie wirklich redet.

Wenn es den Deutschen in irgend einer Gattung der Schreibart an Wörtern fehlt, so fehlt es ihnen in der didaktischen Gattung. Daher kommt es, daß unsre Philosophen, oder die, welche auch in Werken anderer Art gerne philosophiren, entweder immer in Metaphern schreiben, oder eine Menge fremder Wörter gebrauchen. Hier nur hat die Französische und Englische Sprache einen augenscheinlichen Vorzug. Da unsere Wissenschaften, wie ich bereits gesagt habe, von den Lateinern zu uns gekommen sind, oder uns durch Lateinisch geschriebene Bücher sind überliefert worden: so sind die meisten Wörter, die wir in den abstrakten Theilen der Wissenschaften nöthig haben, Lateinisch. Diese haben nun natürlicher Weise in Sprachen, die von der Lateinischen abstammten, leicht können aufgenommen werden; und die Franzosen, die sonst für die Reinigkeit ihrer Sprache so sehr besorgt sind, nehmen in dieser Art alle Tage noch mehr auf. Wir, die wir eine eigene Stammsprache haben, konnten diese Wörter durchaus nicht in Deutsche verwandeln. Wir mußten also Deutsche suchen oder machen, die mit jenen einerlei Ideen bezeichnen sollten. So haben wir uns freilich zu helfen gesucht: aber wer in dieser Gattung schreibt, und noch mehr, wer darin übersetzt, der wird finden, daß für eine Menge von Begriffen immer nur Ein Wort vorhanden ist, wo die philosophische Genauigkeit deren mehrere verlangt, und unsre Nachbarn auch wirklich deren mehrere haben.

Dies, meine Herren, sey genug von den einzelnen Wörtern gesagt. Das Zweite, was eine Sprache von der andern entlehnen kann, sind Redensarten, gewisse Ver-

bindungen von Wörtern, die schon ganze vollständige Gedanken bezeichnen; gewisse eigne Wendungen und Uebergänge. Und hier ist es nun, wo unsre Sprache unstreitig sehr viel von ihren Nachbarinnen angenommen hat, und auch künftig noch annehmen wird, so wie wir uns mit neuen Nationen bekannt machen, oder neue Bücher lesen und bewundern werden. Wie weit darin der Gebrauch gehe, und wo der Mißbrauch anfange; das ist auch hier, wie in allen andern Dingen, unendlich schwer zu bestimmen. Zum Unglück hilft das Eifern sehr wenig, wenn auch der Mißbrauch augenscheinlich wäre. Die Sprachen haben ihre Revolutionen, wie die Völker, die sie reden; und diese Revolutionen mögen nun zur Verbesserung oder Verschlimmerung gereichen, so werden sie demjenigen allemal Verderbnisse scheinen, der an die Neuerungen noch nicht gewöhnt ist. Freilich würde unsre Sprache ganz anders seyn, wenn unsre Nation, als die erste an Kultur und Künsten, alles das aus sich selbst hervorgebracht hätte, was ihr jetzt von andern ist überliefert worden; anders würde sie seyn, wenn die Griechen und Römer so unsre Nachbarn wären, wie jetzt die Franzosen und Engländer; anders endlich, wenn die sprachverwandten nordischen Nationen entweder vor uns, oder mit uns zu gleicher Zeit, durch ihre Schriftsteller Aufsehen gemacht hätten. Vielleicht, wenn bei der Sache ja etwas zu bedauern ist, so ist es dies, daß wir gerade am meisten mit Völkern in Verbindung gestanden, deren Sprache so wenig mit der unsrigen gemein hat, und uns niemals um diejenigen gekümmert haben, die unsre eigne älteste Sprache oder einen Dialekt derselben reden.

Unter der Menge besonderer Anmerkungen, die ich machen könnte, will ich nur eine einzige machen, die mir vorzüglich wichtig scheint. Die Französische Sprache gebraucht lange nicht so viel Verbindungswörter, als die unsrige; sie bringt die Ideen in keinen so genauen Zusammenhang, als die unsrige. Dadurch hat sie eine ab-

gerissene, sentenziöse Schreibart veranlaßt, worin man Satz auf Satz einzeln hinwirft, und es dem Leser selbst überläßt, sich die Verbindung hinzu zu denken. Wenn der Mann, der so schreibt, in der That ein bündiger Kopf ist, der sich an eine strenge und genaue Ordnung seiner Gedanken gewöhnt hat, so mag für einen auch denkenden Kopf in einer solchen Schreibart viel leichte und schmeichelhafte Beschäftigung, und mithin viel Reizendes seyn. Aber sobald sich ihrer ein nicht so bündiger Schriftsteller bedient, so leitet sie ihn ohne Unterlaß von dem geraden Wege seiner Ideen ab; sie führt ihn in Versuchung, Sätze zusammen zu häufen, die keine richtige Folge machen; und dann verliert sich der Schriftsteller oft völlig von seinem Ziele, scheint uns die scharfsinnigsten Sachen zu sagen, und sagt uns im Grunde so viel als nichts. Die so geschriebenen schlechten Bücher sollten gar nicht übersetzt werden; die geschriebenen guten Bücher sollte der Uebersetzer eben dadurch am meisten verdeutschen, daß er die wirklich vorhandene Verbindung der Ideen so viel als möglich angäbe; und keiner unserer Originalautoren sollte der Sprache Gewalt thun, um sie eben so zerrissen und unzusammenhängend in ihren Gliedern zu machen, als die Französische es geworden ist. Nichts ist einem guten Werke so wesentlich, als ein richtiger Gang und eine genaue Verbindung der Gedanken; und nichts an einer Sprache so schätzbar, als wenn sie durch ihr Genie diesen richtigen Gang und diese genaue Verbindung begünstiget.

Sie sehen, meine Herren, daß meine Materie kaum angefangen, und nichts weniger als erschöpft ist; ich kann Ihnen daher aus den übrigen Theilen nur einige zerstreute Gedanken vorlegen.

Die Provinz, in welcher die guten Schriftsteller zuerst zum Vorscheine gekommen sind, und der Dialekt dieser Provinz muß nothwendig mit in Betracht gezogen werden, wenn man wissen will, warum unsre Denkungs-

art und unsre Sprache gerade diesen und keinen andern Schwung genommen haben. Wäre die Dichtkunst in Schwaben, wo sie aufzublühen anfing, zur völligen Reife gediehen, so würde sich unser Geschmack ganz anders gewöhnt haben, wir würden uns unstreitig von dem, was gut Deutsch heißt, von dem, was in den Ausdrücken edel oder lächerlich seyn soll, ganz andre Begriffe machen, als jetzt. — Alle Sprachen, die in großen Reichen gesprochen werden, müssen Dialekte haben; aber nicht bei allen haben diese Dialekte gleiche Wirkung. Wenn jedermann, oder wenn wenigstens der Mann von Erziehung die Hauptdialekte seines Landes versteht, wie das in Griechenland war, und noch jetzt in Italien ist; wenn nicht jede Provinz den Dialekt der andern durchaus und absolut lächerlich findet; wenn der Athenienser, seines feinen und verwöhnten Ohrs ungeachtet, doch die Delikatesse und den Wohlklang des jonischen Herodots nicht verkennt: so kann davon die Dichtkunst und Beredsamkeit Vortheil ziehen. Uns aber, bei denen jene Bedingungen nicht statt finden, würde ein Dichter, wie Homer, der die verschiedenen Dialekte unsers Landes vereinigen wollte, nicht anders, als abentheuerlich und abgeschmackt scheinen.

Ueber den Mangel einer allgemeinen Hauptstadt ist schon vielfältig geklagt worden. Halb ist die Klage gerecht, und halb ist sie ungerecht. Auf die Künste hat freilich eine allgemeine Hauptstadt einen sehr großen Einfluß; denn nur durch die gegenseitige Mittheilung der Einsichten und Empfindungen, und durch den Ehrgeiz, den die Nebenbuhlschaft erregt, können die Menschen ihre Werke zur Vollkommenheit bringen; und bei den Künsten findet diese Mittheilung anders nicht statt, als durch die Gegenwart und den Anblick. Zur Kultur der schönen Wissenschaften ist es in gewisser Absicht nützlich, daß die Schriftsteller beisammen wohnen, sich ihre Gedanken und Entwürfe mündlich mittheilen, einer des andern Rath höre, einer den andern entflamme und aufmuntere; aber so

gerissene, sentenziöse Schreibart veranlaßt, worin man Satz auf Satz einzeln hinwirft, und es dem Leser selbst überläßt, sich die Verbindung hinzu zu denken. Wenn der Mann, der so schreibt, in der That ein bündiger Kopf ist, der sich an eine strenge und genaue Ordnung seiner Gedanken gewöhnt hat, so mag für einen auch denkenden Kopf in einer solchen Schreibart viel leichte und schmeichelhafte Beschäftigung, und mithin viel Reizendes seyn. Aber sobald sich ihrer ein nicht so bündiger Schriftsteller bedient, so leitet sie ihn ohne Unterlaß von dem geraden Wege seiner Ideen ab; sie führt ihn in Versuchung, Sätze zusammen zu häufen, die keine richtige Folge machen; und dann verliert sich der Schriftsteller oft völlig von seinem Ziele, scheint uns die scharfsinnigsten Sachen zu sagen, und sagt uns im Grunde so viel als nichts. Die so geschriebenen schlechten Bücher sollten gar nicht übersetzt werden; die geschriebenen guten Bücher sollte der Uebersetzer eben dadurch am meisten verdeutschen, daß er die wirklich vorhandene Verbindung der Ideen so viel als möglich angäbe; und keiner unserer Originalautoren sollte der Sprache Gewalt thun, um sie eben so zerrissen und unzusammenhängend in ihren Gliedern zu machen, als die Französische es geworden ist. Nichts ist einem guten Werke so wesentlich, als ein richtiger Gang und eine genaue Verbindung der Gedanken; und nichts an einer Sprache so schätzbar, als wenn sie durch ihr Genie diesen richtigen Gang und diese genaue Verbindung begünstiget.

Sie sehen, meine Herren, daß meine Materie kaum angefangen, und nichts weniger als erschöpft ist; ich kann Ihnen daher aus den übrigen Theilen nur einige zerstreute Gedanken vorlegen.

Die Provinz, in welcher die guten Schriftsteller zuerst zum Vorscheine gekommen sind, und der Dialekt dieser Provinz muß nothwendig mit in Betracht gezogen werden, wenn man wissen will, warum unsre Denkungs-

art und unsre Sprache gerade diesen und keinen andern Schwung genommen haben. Wäre die Dichtkunst in Schwaben, wo sie aufzublühen anfing, zur völligen Reife gediehen, so würde sich unser Geschmack ganz anders gewöhnt haben, wir würden uns unstreitig von dem, was gut Deutsch heißt, von dem, was in den Ausdrücken edel oder lächerlich seyn soll, ganz andre Begriffe machen, als jetzt. — Alle Sprachen, die in großen Reichen gesprochen werden, müssen Dialekte haben; aber nicht bei allen haben diese Dialekte gleiche Wirkung. Wenn jedermann, oder wenn wenigstens der Mann von Erziehung die Hauptdialekte seines Landes versteht, wie das in Griechenland war, und noch jetzt in Italien ist; wenn nicht jede Provinz den Dialekt der andern durchaus und absolut lächerlich findet; wenn der Athenienser, seines feinen und verwöhnten Ohrs ungeachtet, doch die Delikatesse und den Wohlklang des jonischen Herodots nicht verkennt: so kann davon die Dichtkunst und Beredsamkeit Vortheil ziehen. Uns aber, bei denen jene Bedingungen nicht statt finden, würde ein Dichter, wie Homer, der die verschiedenen Dialekte unsers Landes vereinigen wollte, nicht anders, als abentheuerlich und abgeschmackt scheinen.

Ueber den Mangel einer allgemeinen Hauptstadt ist schon vielfältig geklagt worden. Halb ist die Klage gerecht, und halb ist sie ungerecht. Auf die Künste hat freilich eine allgemeine Hauptstadt einen sehr großen Einfluß; denn nur durch die gegenseitige Mittheilung der Einsichten und Empfindungen, und durch den Ehrgeiz, den die Nebenbuhlschaft erregt, können die Menschen ihre Werke zur Vollkommenheit bringen; und bei den Künsten findet diese Mittheilung anders nicht statt, als durch die Gegenwart und den Anblick. Zur Kultur der schönen Wissenschaften ist es in gewisser Absicht nützlich, daß die Schriftsteller beisammen wohnen, sich ihre Gedanken und Entwürfe mündlich mittheilen, einer des andern Rath höre, einer den andern entflamme und aufmuntere; aber so

nothwendig ist es bei weitem nicht, als bei den Künsten. Es gibt hier schon Wege, wodurch sich Kenntnisse und Geschmack auch in entfernte Gegenden verbreiten können. Ja, vielleicht besäßen wir einige unsrer schönsten Werke nicht, die sich durch den originellen Charakter der einfältigsten und liebenswürdigsten Natur empfehlen, wenn unsere Schriftsteller nur dem üppigen Publikum einer allgemeinen Hauptstadt hätten gefallen wollen, und der gekünstelte Ton der vornehmen Welt einmal Mode geworden wäre. — Wer am meisten Recht hat, über den Mangel einer Hauptstadt zu klagen, das ist der theatralische Dichter. Denn dieser vermißt damit ein gebildetes, bestimmtes, überall bekanntes Publikum, dessen Sitten er kopiren, und das ihn hinlänglich belohnen könnte; er vermißt eine Bühne, die reich genug wäre, alle guten Schauspieler der Nation an sich zu ziehen, und eben dadurch vollkommen genug, ihn über das Praktische seiner Kunst zu belehren; und ihm Muth zur Ueberwindung ihrer unzähligen Schwierigkeiten zu geben.

Es scheint, als wenn es unsern Schriftstellern bisher noch an der Beharrlichkeit gefehlt hätte, lange Zeit an einem Werke im Verborgenen zu arbeiten, und viele Jahre lang einen weitläuftigen Plan zu verfolgen, ohne die Frucht des Ruhms von der Bekanntmachung desselben zu genießen. Und doch sind die Werke der Montesquieu und der Ferguson nur auf diese Weise entstanden. Eine Haupturſache davon ist wohl die, daß bei den meisten unsrer jungen Köpfe der Ruf, den sie als Schriftsteller suchen, bloß das Mittel seyn soll, ihr Glück zu machen. Freilich können sie alsdann nicht genug eilen, diesen Ruf zu erhalten; und es wäre sehr unnatürlich, wenn sie nicht mit einer kleinen Vollkommenheit ihrer Werke zufrieden wären, wofern dieselben nur gut genug sind, Leute, die ihre Umstände verbessern können, auf sie aufmerksam zu machen.

Man klagt darüber, daß unsere Großen unsere Bü-

cher nicht lesen, und man hat Recht, darüber zu klagen. Aber auch dies hängt so natürlich mit den Umständen unserer Nation, und selbst mit der Beschaffenheit unserer Literatur zusammen, daß man sich wenigstens nicht wundern darf, wenn man auch klagt. Keine Werke der Philosophie erlauben mehr Erhabenheit im Ausdrucke, mit mehr Scharfsinn in der Untersuchung verbunden, als die, welche von Verwaltung der Staaten handeln. Keine ziehen die Aufmerksamkeit der Staatsmänner und der Großen mehr auf sich. Wir haben bisher noch kein einziges Werk dieser Art, das wir den Schriften unsrer Nachbarn an die Seite setzen könnten. — Wenn es uns gelänge, unsern Fürsten einen Deutschen Montesquieu in die Hände zu geben, vielleicht würden sie dann auch unsere Klopstocke und Geßnere und Lessinge und Moses lesen.

---

3. Malerei und Poesie.

(Aus der Vorrede zu Gotthold Ephr. Lessing's Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poesie. Lessings vermischte Schriften (Berlin 1771 — 1794. 30 Bde.) Neunter Bd. S. 3 u. flg.)

Der erste, welcher die Malerei*) und Poesie mit einander verglich, war ein Mann von feinem Gefühle, der von beiden Künsten eine ähnliche Wirkung auf sich verspürte. Beide, empfand er, stellen uns abwesende Dinge als gegenwärtig, den Schein als Wirklichkeit vor; beide täuschen, und beider Täuschung gefällt.

Ein zweiter suchte in das Innere dieses Gefallens

*) Lessing erinnert am Schlusse der Vorrede, daß er unter dem Namen der Malerei die bildenden Künste überhaupt begreife.

einzubringen, und entdeckte, daß es bei beiden aus einerlei Quelle fließe. Die Schönheit, deren Begriff wir zuerst von körperlichen Gegenständen abziehen, hat allgemeine Regeln, die sich auf mehrere Dinge anwenden lassen: auf Handlungen, auf Gedanken sowohl als auf Formen.

Ein dritter, welcher über den Werth und über die Vertheilung dieser allgemeinen Regeln nachdachte, bemerkte, daß einige mehr in der Malerei, andere mehr in der Poesie herrschten; daß also bei diesen die Poesie der Malerei, bei jenen die Malerei der Poesie mit Erläuterungen und Beispielen aushelfen könne.

Das erste war der Liebhaber; das zweite der Philosoph; das dritte der Kunstrichter.

Jene beiden konnten nicht leicht, weder von ihrem Gefühl, noch von ihren Schlüssen, einen unrechten Gebrauch machen. Hingegen bei den Bemerkungen des Kunstrichters beruhet das Meiste in der Richtigkeit der Anwendung auf den einzelnen Fall: und es wäre ein Wunder, da es gegen Einen scharfsinnigen Kunstrichter funfzig witzige gegeben hat, wenn diese Anwendung jederzeit mit aller der Vorsicht wäre gemacht worden, welche die Wage zwischen beiden Künsten gleich erhalten muß.

Falls Apelles und Protogenes, in ihren verlornen Schriften von der Malerei, die Regeln derselben durch die bereits festgesetzten Regeln der Poesie bestätiget und erläutert haben, so darf man sicherlich glauben, daß es mit der Mäßigung und Genauigkeit wird geschehen seyn, mit welcher wir noch jetzt den Aristoteles, Cicero, Horaz, Quintilian, in ihren Werken, die Grundsätze und Erfahrungen der Malerei auf die Beredsamkeit und Dichtkunst anwenden sehen. Es ist das Vorrecht der Alten, keiner Sache weder zu viel noch zu wenig zu thun.

Aber wir Neuern haben in mehreren Stücken ge-

glaubt, uns weit über sie weg zu setzen, wenn wir ihre kleinen Lustwege in Landstraßen verwandelten; sollten auch die kürzern und sichern Landstraßen darüber zu Pfaden eingehen, wie sie durch Wildnisse führen.

Die blendende Antithese des Griechischen Voltaire, daß die Malerei eine stumme Poesie, und die Poesie eine redende Malerei sey, stand wohl in keinem Lehrbuche. Es war ein Einfall, wie Simonides mehrere hatte; dessen wahrer Theil so einleuchtend ist, daß man das Unbestimmte und Falsche, welches er mit sich führt, übersehen zu müssen glaubt.

Gleichwohl übersahen es die Alten nicht. Sondern indem sie den Ausspruch des Simonides auf die Wirkung der beiden Künste einschränkten, vergaßen sie nicht einzuschärfen, daß ohngeachtet der vollkommenen Aehnlichkeit dieser Wirkung, sie dennoch, sowohl in den Gegenständen als in der Art ihrer Nachahmung verschieden wären.

Völlig aber, als ob sich gar keine solche Verschiedenheit fände, haben viele der neuesten Kunstrichter aus jener Uebereinstimmung der Malerei und Poesie die crudesten Dinge von der Welt geschlossen. Bald zwingen sie die Poesie in die engern Schranken der Malerei; bald lassen sie die Malerei die ganze weite Sphäre der Poesie füllen. Alles, was der einen recht ist, soll auch der andern vergönnt seyn; alles, was in der einen gefällt oder mißfällt, soll nothwendig auch in der andern gefallen oder mißfallen; und voll von dieser Idee sprechen sie in dem zuversichtlichsten Tone die seichtesten Urtheile, wenn sie in den Werken des Dichters und Malers über einerlei Vorwurf, die darin bemerkten Abweichungen von einander zu Fehlern machen, die sie dem einen oder dem andern, nachdem sie entweder mehr Geschmack an der Dichtkunst oder an der Malerei haben, zur Last legen.

Ja diese Afterkritik hat zum Theil die Virtuosen

selbst verführt. Sie hat in der Poesie die Schilderungssucht, und in der Malerei die Allegoristerei erzeugt; indem man jene zu einem redenden Gemälde machen wollen, ohne eigentlich zu wissen, was sie malen könne und solle, und diese zu einem stummen Gedichte, ohne überlegt zu haben, in welchem Maaße sie allgemeine Begriffe ausdrücken könne, ohne sich von ihrer Bestimmung zu entfernen, und zu einer willkürlichen Schriftart zu werden.

Diesem falschen Geschmacke, und jenen ungegründeten Urtheilen entgegen zu arbeiten, ist die vornehmste Absicht folgender Aufsätze.

---

4. Von dem Virgilischen Laokoon und der Gruppe.

(Bruchstücke aus Lessing's Laokoon. Neunter Band, S. 56. u. flg.)

Es giebt Kenner des Alterthums, welche die Gruppe Laokoon zwar für ein Werk griechischer Meister, aber aus der Zeit der Kaiser halten, weil sie glauben, daß der Virgilische Laokoon dabei zum Vorbilde gedient habe. Ich will von den ältern Gelehrten, die dieser Meinung gewesen sind, nur den Bartholomäus Marliani, und von den neuern den Montfaucon nennen. Sie fanden ohne Zweifel zwischen dem Kunstwerke und der Beschreibung des Dichters eine so besondere Uebereinstimmung, daß es ihnen unmöglich dünkte, daß beide von ohngefähr auf einerlei Umstände sollten gefallen seyn, die sich nicht weniger als von selbst darbieten. Dabei setzen sie voraus, daß, wenn es auf die Ehre der Erfindung und des ersten Gedankens ankomme, die Wahrscheinlichkeit für den Dichter ungleich größer sey, als für den Künstler.

Nur

Nur scheinen sie vergessen zu haben, daß ein dritter Fall möglich sey. Denn vielleicht hat der Dichter eben so wenig den Künstler, als der Künstler den Dichter nachgeahmt, sondern beide haben aus einerlei Quelle geschöpft. Nach dem Macrobius würde Pisander diese ältere Quelle seyn können. — Pisanders Gedichte sind verloren; wie die Geschichte des Laokoon von ihm erzählt worden, läßt sich mit Gewißheit nicht sagen; es ist aber wahrscheinlich, daß es mit eben den Umständen geschehen sey, von welchen wir noch itzt bei griechischen Schriftstellern Spuren finden. Nun kommen aber diese mit der Erzählung Virgils im geringsten nicht überein, sondern der römische Dichter muß die griechische Tradition völlig nach seinem Gutdünken umgeschmolzen haben. Wie er das Unglück den Laokoon erzählet, so ist es seine eigene Erfindung; folglich, wenn die Künstler in ihrer Vorstellung mit ihm harmoniren, so können sie nicht wohl anders als nach seiner Zeit gelebt, und nach seinem Vorbilde gearbeitet haben.

Ich empfinde sehr wohl, wie viel dieser Wahrscheinlichkeit zur historischen Gewißheit mangelt. Aber da ich auch nichts Historisches daraus schließen will, so glaube ich wenigstens, daß man sie als eine Hypothesis kann gelten lassen, nach welcher der Criticus seine Betrachtungen anstellen darf. Bewiesen oder nicht bewiesen, daß die Bildhauer dem Virgil nachgearbeitet haben; ich will es bloß annehmen, um zu sehen, wie sie ihm sodann nachgearbeitet hätten. —

Der Einfall, den Vater mit seinen beiden Söhnen durch die mörderischen Schlangen in einen Knoten zu schürzen, ist ohnstreitig ein sehr glücklicher Einfall, der von einer ungemein malerischen Phantasie zeiget. Wem gehört er? dem Dichter oder dem Künstler? — Der Dichter hat die Schlangen von einer wunderbaren Länge geschildert. Sie haben die Knaben umstrickt, und da der Vater ihnen zu Hülfe kommt, ergreifen sie auch ihn.

Nach ihrer Größe konnten sie sich nicht auf einmal von den Knaben loswinden; es mußte also einen Augenblick geben, da sie den Vater mit ihren Köpfen, und Vordertheilen schon angefallen hatten, und mit ihren Hintertheilen die Knaben noch verschlungen hielten. Dieser Augenblick ist in der Fortschreitung des poetischen Gemäldes nothwendig; der Dichter läßt ihn sattsam empfinden; nur ihn auszumalen, dazu war itzt die Zeit nicht. Daß ihn die alten Ausleger auch wirklich empfunden haben, scheinet eine Stelle des Donatus zu bezeugen. Wie viel weniger wird er den Künstlern entwischt sein, in deren verständiges Auge alles, was ihnen vortheilhaft werden kann, so schnell und deutlich einleuchtet.

In den Windungen selbst, mit welchen der Dichter die Schlangen um den Laokoon führt, vermeidet er sehr sorgfältig die Arme, um den Händen alle ihre Wirksamkeit zu lassen. Hierin mußten ihm die Künstler nothwendig folgen. Nichts gibt mehr Ausdruck und Leben, als die Bewegung der Hände; im Affekte besonders ist das sprechendste Gesicht ohne sie unbedeutend. Arme, durch die Ringe der Schlangen fest an den Körper geschlossen, würden Frost und Tod über die ganze Gruppe verbreitet haben. Also sehen wir sie, an der Hauptfigur sowohl als an den Nebenfiguren, in voller Thätigkeit, und da am meisten beschäftiget, wo gegenwärtig der heftigste Schmerz ist.

Weiter aber auch nichts, als diese Freiheit der Arme, fanden die Künstler zuträglich, in Ansehung der Verstrickung der Schlangen, von dem Dichter zu entlehnen. Virgil läßt die Schlangen doppelt um den Leib und doppelt um den Hals des Laokoon sich winden, und hoch mit ihren Köpfen über ihn herausragen. Dieses Bild füllet unsere Einbildungskraft vortrefflich: die edelsten Theile sind bis zum Ersticken gepreßt, und das Gift gehet gerade nach dem Gesichte. Dem ohngeachtet war es kein Bild für Künstler, welche die Wirkungen des Gif-

tes und des Schmerzes in dem Körper zeigen wollten. Denn um diese bemerken zu können, mußten die Haupttheile so frei seyn als möglich, und durchaus mußte kein äußerer Druck auf sie wirken, welcher das Spiel der leidenden Nerven und arbeitenden Muskeln verändern und schwächen könnte. Die doppelten Windungen der Schlangen würden den ganzen Leib verdeckt haben, und jene schmerzliche Einziehung des Unterleibes, welche so sehr ausdrückend ist, würde unsichtbar geblieben seyn. Was man über, oder unter, oder zwischen den Windungen, von dem Leibe noch erblickt hätte, würde unter Pressungen und Aufschwellungen erschienen seyn, die nicht von dem innern Schmerze, sondern von der äußern Last gewirkt worden. Der eben so oft umschlungene Hals würde die pyramidalische Zuspitzung der Gruppe, welche dem Auge so angenehm ist, gänzlich verdorben haben; und die aus dieser Wulst ins Freie hinausragenden spitzen Schlangenköpfe hätten einen so plötzlichen Abfall von Mensur gemacht, daß die Form des Ganzen äußerst anstößig geworden wäre. — Die alten Bildner übersahen es mit einem Blicke, daß ihre Kunst hier eine gänzliche Abänderung erforderte. Sie verlegten alle Windungen von dem Leibe und Halse um die Schenkel und Füße. Hier konnten diese Windungen, dem Ausdrucke unbeschadet, so viel decken und pressen, als nöthig war. Hier erregten sie zugleich die Idee der gehemmten Flucht und einer Art von Unbeweglichkeit, die der künstlichen Fortdauer des nehmlichen Zustandes sehr vortheilhaft ist.

Ich weiß nicht, wie es gekommen, daß die Kunstrichter diese Verschiedenheit, welche sich in den Windungen der Schlangen zwischen dem Kunstwerke und der Beschreibung des Dichters so deutlich zeiget, gänzlich mit Stillschweigen übergangen haben. Sie erhebet die Weisheit der Künstler eben so sehr als die andere, auf die sie alle fallen, die sie aber nicht sowohl anzupreisen

wagen, als vielmehr nur zu entschuldigen suchen. Ich meine die Verschiedenheit in der Bekleidung. Virgils Laokoon ist in seinem priesterlichen Ornate, und in der Gruppe erscheinet er mit seinen beiden Söhnen völlig nackend. Man sagt, es gebe Leute, welche eine große Ungereimtheit darin fänden, daß ein Königssohn, ein Priester, bei einem Opfer nackend vorgestellt werde. Und diesen Leuten antworten Kenner der Kunst in allem Ernste, daß es allerdings ein Fehler wider das Uebliche sey, daß aber die Künstler dazu gezwungen worden, weil sie ihren Figuren keine anständige Kleidung geben können. Die Bildhauerei, sagen sie, könne keine Stoffe nachahmen; dicke Falten machten eine üble Wirkung; aus zwei Unbequemlichkeiten habe man also die geringste wählen, und lieber gegen die Wahrheit selbst verstoßen, als in den Gewändern tadelhaft werden müssen. Wenn die alten Arkisten bei dem Einwurfe lachen würden, so weiß ich nicht, was sie zu der Beantwortung sagen dürften. Man kann die Kunst nicht tiefer herabsetzen, als es dadurch geschieht. Denn gesetzt, die Sculptur könnte die verschiedenen Stoffe eben so gut nachahmen, als die Malerei: würde sodann Laokoon nothwendig bekleidet seyn müssen? Würden wir unter dieser Bekleidung nichts verlieren? Hat ein Gewand, das Werk sklavischer Hände, eben so viel Schönheit als das Werk der ewigen Weisheit, ein organisirter Körper? Erfordert es einerlei Fähigkeit, ist es einerlei Verdienst, bringt es einerlei Ehre, jenes oder diesen nachzuahmen? Wollen unsere Augen nur getäuscht seyn, und ist es ihnen gleich viel, womit sie getäuscht werden?

Bei dem Dichter ist ein Gewand kein Gewand; es verdeckt nichts; unsere Einbildungskraft sieht überall hindurch. Laokoon habe es bei dem Virgil, oder habe es nicht: sein Leiden ist ihr an jedem Theile seines Körpers einmal so sichtbar wie das andere. Die Stirne ist mit der priesterlichen Binde für sie umbunden, aber nicht

umhüllet. Ja sie hindert nicht allein nicht, diese Binde: sie verstärkt auch noch den Begriff, den wir uns von dem Unglücke des Leidenden machen.

Nichts hilft ihm seine priesterliche Würde; selbst das Zeichen derselben, das ihm überall Ansehen und Verehrung verschafft, wird von dem giftigen Geifer durchnetzt und entheiliget.

Aber diesen Nebenbegriff mußte der Artist aufgeben, wenn das Hauptwerk nicht leiden sollte. Hätte er dem Laokoon auch nur diese Binde gelassen, so würde er den Ausdruck um ein großes geschwächt haben. Die Stirne wäre zum Theil verdeckt worden, und die Stirne ist der Sitz des Ausdruckes. Wie er also dort, bei dem Schreien, den Ausdruck der Schönheit aufopferte, so (opferte er) hier das Uebliche dem Ausdruck (auf). Ueberhaupt war das Uebliche bei den Alten eine sehr geringschätzige Sache. Sie fühlten, daß die höchste Bestimmung ihrer Kunst sie auf die völlige Entbehrung desselben führte. Schönheit ist diese höchste Bestimmung; Noth erfand die Kleider, und was hat die Kunst mit der Noth zu thun? Ich gebe (es) zu, daß es auch eine Schönheit der Bekleidung giebt; aber was ist sie gegen die Schönheit der menschlichen Form? Und wird der, der das Größere erreichen kann, sich mit dem Kleinern begnügen? Ich fürchte sehr, der vollkommenste Meister in Gewändern zeigt durch diese Geschicklichkeit selbst, woran es ihm fehlt.

---

5. Die Statue des Vatikanischen Apollo.

(Joh. Joach. Winckelmann's sämmtliche Werke. Dresden 1808 — 1820. 8 Bde.)

Die Statue des Apollo ist das höchste Ideal der Kunst unter allen Werken des Alterthums, welche der

Zerstörung desselben entgangen sind. Er übertrifft alle andern Bilder desselben, so weit Homers Apollo den, welchen die folgenden Dichter malen. Ueber die Menschheit erhaben ist sein Gewächs, und sein Stand zeuget von der ihn erfüllenden Größe. Ein ewiger Frühling, wie in dem glücklichen Elysium, bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommener Jahre, und spielet mit sanfter Zärtlichkeit auf dem stolzen Gebäude seiner Glieder.

Geh mit deinem Geiste in das Reich unkörperlicher Schönheiten, und versuche ein Schöpfer einer himmlischen Natur zu werden, und den Geist mit Bildern, die sich über die Materie erheben, zu erfüllen. Denn hier ist nichts Sterbliches, noch was die menschliche Dürftigkeit erfordert. Keine Adern noch Sehnen erhitzen und regen diesen Körper, sondern ein himmlischer Geist, der sich wie ein sanfter Strom ergossen, hat gleichsam die ganze Umschreibung dieser Figur erfüllet. Er hat den Python, wider welchen er erst seinen Bogen gebraucht, verfolgt, und sein mächtiger Schritt hat ihn erreicht und erlegt. Von der Höhe seiner Genügsamkeit geht sein erhabener Blick, wie in's Unendliche, weit über seinen Sieg hinaus. Verachtung sitzt auf seinen Lippen, und der Unmuth, welchen er in sich zieht, blähet sich in den Nüstern seiner Nase, und tritt bis in die stolze Stirn hinauf. Aber der Friede, welcher in einer seligen Stille auf derselben schwebt, bleibt ungestört, und sein Auge ist voll Süßigkeit, wie unter den Musen, die ihn zu umarmen wünschen. In allen uns übrig gebliebenen Bildern des Vaters der Götter, welche die Kunst verehrt, nähert er sich nicht der Größe, in welcher er sich dem Verstande des göttlichen Dichters offenbarte, wie hier in dem Gesichte des Sohnes, und die einzelnen Schönheiten der übrigen Götter treten hier, wie bei der Pandora, in Gemeinschaft zusammen.

Eine Stirn Jupiters, die mit der Göttin der Weisheit schwanger ist, und Augenbraunen, die durch ihr Winken seinen Willen erklären; Augen, der Königinn der

Göttinnen mit Großheit gewölbet, und ein Mund, um den die höchste Anmuth schwebt. Sein weiches Haar spielet wie die zarten und flüssigen Schlingen edler Weinreben, gleichsam von einer sanften Luft bewegt, um dieses göttliche Haupt. Es scheinet gesalbt mit dem Oele der Götter, und von den Grazien mit holder Pracht auf seinen Scheitel gebunden.

Ich vergesse alle andere über den Anblick dieses Wunderwerks der Kunst, und ich wähne selbst einen erhabenen Stand, um mit Würdigkeit anzuschauen. Mit Verehrung scheinet sich meine Brust zu erweitern und zu erheben, wie diejenige, die ich vom Geiste der Weissagung angeschwellt sehe, und ich fühle mich im Geiste weggerückt nach Delos und in die lyrischen Haine, Orte, die Apollo mit seiner Gegenwart beehrte: denn mein Bild scheint Leben und Bewegung zu bekommen, wie des Pygmalion Schönheit; wie ist es möglich, es zu malen und zu beschreiben? die Kunst selbst müßte mir rathen und die Hand führen, die ersten Züge, die ich hier entworfen, künftig auszuführen. Ich lege den Begriff, welchen ich von diesem Bilde gegeben, zu dessen Füßen, wie die Kränze derjenigen, welche das Haupt der Gottheiten, die sie krönen wollten, nicht erreichen konnten.

6. Wie hat sich der Begriff von Gottheiten in dem frühesten Zeitalter gebildet?

(Aus Wieland's Agathodämon).

Zwei unverträglich scheinende Eigenschaften unsrer Natur vereinigen sich, die Idee von dem, was man Dämonen oder Götter nennt, in unsrer Seele zu erzeugen: auf der einen Seite ein angeborner, instinktmäßiger Drang, uns über die sichtbare Welt, den für

unsern Geist allzu engen Kreis der Sinne, Bedürfnisse und Leidenschaften, ins Unendliche empor zu schwingen; auf der andern, die Unmöglichkeit, jemals wenigstens in diesem Erdenleben, aus den Schranken heraus zu kommen, die unsrer Vorstellungskraft von innen und außen gesetzt sind.

Nichts von allem, was wir sehen und hören, und keiner von den angenehmsten Eindrücken, womit diese Erscheinungen in unserm Innern verbunden sind, kann jenem wunderbaren Triebe genug thun. Nichts erscheint uns so schön, so groß, so vortrefflich in seiner Art, daß wir nicht etwas noch Schöneres, Größeres und Vortrefflicheres in dieser Art denken könnten, oder oft sogar wider unsern Willen, ahnen müßten. Wenn es auch einige Gegenstände und Gefühle gibt, die unsre ganze Seele auszufüllen und zu befriedigen scheinen, so ist es doch in der That nur im unmittelbaren Augenblicke des Genusses. Dieser ist kaum vorüber: so dehnt sich die von ihm zusammen gedrückte Einbildung, mit ihrer ganzen Schnellkraft, wieder aus, und was uns unübertrefflich schien, dient ihr jetzt bloß zur Springfeder, um sich zur Idee einer noch höhern Vollkommenheit zu erheben, wovon sich ein mehr oder weniger täuschendes Bild in ihrem Zauberspiegel darstellt.

Diese Ungenügsamkeit unsers Geistes mit dem, was uns die Welt der Erscheinungen und Täuschungen, welche man sich irriger Weise als die wirkliche vorzustellen gewohnt ist, darbietet, erstreckt sich nicht allein auf alle einzelne Gegenstände der Natur für sich, oder bloß in ihrem besondern Verhältnisse gegen uns betrachtet; auch der Zusammenhang und die Ordnung dieser Dinge, es sey nun, daß wir sie als Theile eines Ganzen, oder als Wirkungen gewisser Ursachen, oder als Mittel zu gewissen Zwecken betrachten, vermag uns, aus eben demselben Grunde, nie mehr als eine vorübergehende Befriedigung zu geben. Immer fehlt etwas da-

rin, was wir wünschen; immer finden wir irgend eine Erwartung getäuscht; alles sollte sich, meinen wir, besser schicken und in einander fügen, alles leichter und schneller zum Zwecke eilen, reiner zusammen klingen, kurz schöner und vollkommner seyn, als es nach unserm Maaßstabe ist. — Daher diese lieblichen Träume der Dichter und Philosophen von einem goldnen Weltalter, von Götter- und Heldenzeiten, von Unschuldswelten und von platonischen Republiken, womit die Menschen sich von jeher so gern haben einwiegen lassen, und die, so oft man sie im Ernst zur Wirklichkeit bringen wollte, allemal so viel Unheil angerichtet haben.

Es ist ein wunderbares Etwas in uns, das immer geneigt ist, die Dinge außer uns als bloßen Stoff zu behandeln, und sich unaufhörlich beschäftigt, Welten nach seinem eignen Entwurfe und zu seinem eignen Zwecke daraus hervor zu rufen. Aber auch dann, wenn es, von der vergeblichen oder verderblichen Arbeit ermüdet, seine Schöpfungskraft ruhen läßt, und das Göttliche in der Natur anerkennt, aber nun mit gleicher Vermessenheit in ihr Geheimniß einzudringen, und die innere Beschaffenheit, die wirkenden Ursachen und den wahren Zusammenhang der Dinge zu erforschen strebt, wird es durch eine unwiderstehliche Nothwendigkeit immer wieder in sich selbst zurückgezogen, wo es sich, nach dem hartnäckigsten Herumtreiben in den Gewinden und Irrgängen der Spekulation, immer wieder auf der alten Stelle findet, unvermögend sich von seinem Joch loszuwinden, und wider Willen genöthigt, immer sich selbst zum Maaße, Muster und Urbilde der Wesen, die ein undurchdringlicher Schleier ihm verbirgt, zu nehmen.

Diese Nothwendigkeit ist es denn, was in jenem jugendlichen Alter der Welt, als der menschliche Geist, aus der Betäubung der Kindheit erwachend, seine ihm selbst noch unbekannten Kräfte zu versuchen und zu entwickeln anfing, den Dämonen, als unsichtbaren Bil-

dern, Bewegern und Beschützern der sichtbaren Dinge, in seiner Ideenwelt das Daseyn gab. Denn da es ihm eben so unmöglich war, an einem dumpfen thierischen Anstaunen der Natur sich genügen zu lassen, als sich die Erscheinungen derselben aus den Ursachen, die zunächst in die Sinne fallen, zu erklären; wie hätte er sich anders helfen können, als den Grund dieser Erscheinungen in dem Willen und der Macht gewisser unsichtbarer Wesen zu finden, die er sich auf eben diese Weise als die Werkmeister derselben vorstellte, wie er sich bewußt war, Urheber der Werke seiner eignen Hände zu seyn?

Aber mit unsichtbaren Dämonen können sich die Menschen nicht behelfen. Ach das Unsichtbare muß ihnen, wenn es Etwas für sie seyn soll, sichtbar werden können; muß eine Gestalt bekommen, ohne welche es weder ihrer Einbildungskraft erscheinen kann, noch ihrem Verstande denkbar ist. Wenn also die Dämonen, die man sich als Beweger der Natur und Beschützer der Menschen vorstellte, eine Gestalt haben mußten: so konnten sie schicklicher Weise unter keiner andern, als der edelsten und vollkommensten aller Gestalten gedacht werden; und wo in der ganzen Natur hätte der Mensch eine schönere, edlere, vollkommnere, als seine eigne gefunden? Auch würden alle Versuche, sich z. B. den Vater der Götter und Menschen unter einer andern als der menschlichen Form vorzustellen, ewig fruchtlos bleiben. Zwar kann und soll der Dichter und der bildende Künstler, um uns würdige Göttergestalten zu zeigen, die Menschen, die er zu Modellen zu nehmen genöthigt ist, von allen der Einzelheit anklebenden Mängeln befreien. Er kann und soll sie in ihrer reinsten Schönheit denken, und sie größer, edler und kraftvoller darstellen, als vielleicht jemals ein wirklicher Mensch gewesen ist. Er kann die Blüthe der Jugend mit der Reife des vollendeten Alters in ihren Formen vereini-

gen; kann sie mit Ambrosia nähren, in ätherischen Schimmer kleiden, durch himmlische Wohlgerüche und einen leichtern als menschlichen Gang als Wesen höherer Art sich ankündigen lassen: aber nichts desto weniger werden seine Götter, sobald er sie erscheinen läßt, zu dem, was sie in seiner eignen Einbildung zu seyn genöthigt sind, zu Menschen.

Eben darum finden wir auch, daß die Vorstellungen von den Göttern mit der Kultur immer gleichen Schritt gehalten haben. Die homerischen Götter sind noch eben so roh, als seine Menschen, und daher auch eben denselben Bedürfnissen und Leidenschaften unterworfen. Homer, wie gewaltig auch seine Dichtungsart war, konnte so wenig über die Schranken der Menschheit, als über seine eignen hinausgehen. Seine Götter waren alles, wozu sie ein Geist, wie der seinige, in einem Zeitalter, wie das seinige, machen konnte. Fünfhundert Jahre später würde ein Dichter von gleich mächtigem Geiste uns schwerlich ein majestätischeres Bild des Vaters der Götter auf seinem Throne haben geben können, als jenes, das die Seele des großen Phidias mit der Idee des olympischen Jupiters schwängerte; aber gewiß hätte sich ein Dichter aus der Zeit des Phidias nicht einfallen lassen, seinem Jupiter so grobe Schmähungen und so cyklopenmäßige Drohungen gegen die Königin der Götter in den Mund zu legen, wie sich der homerische im Angesichte des ganzen Himmels erlaubt. Die Götter Homers schimpfen einander, wenn sie aufgebracht sind, eben so ungezogen als seine Helden; und seine Helden sprechen mit den Unsterblichen in einem Tone, als ob sie recht gut wüßten, daß sie mit ihres Gleichen sprächen.

7. Zur Beantwortung der Frage, ob Luxus und Kultur den Völkern wohlthätig sind.

(Aus Sturz: Erinnerungen aus Bernstorff's Leben. 1777.)

Wäre jetzt noch ein Land von allen andern durch unwegsame Grenzen abgesondert; hätten seine Bewohner nie die Lüste fremder Völker gekostet, und nie mit neuen Kenntnissen, auch neue Begierden erworben; so hätte freilich kein Luxus der erleuchteten oder verdorbenen (verderbten) Völker ihre Hütten erreicht; und die Frage mag den Witz eines Sophisten beschäftigen, ob ein solches Volk nicht glücklicher, als ein gesittetes sey?

Aber sobald der Sophist vergleicht und empfindet; so söhnt er sich wieder mit der allgemeinen Vernunft aus. Ihm grauet alsdann vor dem Ideale seiner Welt, das noch in mancher Insel des Südmeers übrig ist, wo Geschöpfe, wie Menschen gestaltet, keine andern, als thierische Bedürfnisse fühlen, und wann diese befriedigt sind, nicht aus ihrer Felsenkluft kriechen. Alle Kräfte des gesellschaftlichen Lebens haben sich schon lange vereiniget, um ein so dürftiges Glück von der veredelten Erde zu treiben. Die Neugier, das Verlangen nach Reichthum und Ruhm, die Wissenschaften und der Handel haben unter fernen Nationen einen vertraulichen Umgang gestiftet, und Erfindungen, Bequemlichkeiten, Neigungen und Sitten in einen allgemeinen Umlauf gesetzt. Ein Volk unterrichtet das andre, und zündet seinen Wetteifer an; einigen verleiht die Natur ohne Mühe, was andern ihr Fleiß nur sparsam gewährt; alle streben nach dem Grade der Glückseligkeit, den die Vorsicht wenigen zugetheilt hat.

So bildet sich endlich, langsamer oder schneller, der

Geist der Völker. Der Strom rauscht unaufhaltsam daher, und droht nicht immer mit Verwüstung, sondern kündigt Fruchtbarkeit an, wenn ihn nur ein kluger Staatsmann in die rechten Kanäle zu leiten versteht, wenn er die Neigung zum Vergnügen, diese Urkraft alles menschlichen Bestrebens, zur Triebfeder eines nützlichen Fleißes anwendet, wenn er ein ermuntertes Volk dahin leitet, daß es sich aus den Fesseln fremder Thätigkeit reißt, und selbst seines Glückes Schöpfer wird.

Der Luxus, der dadurch veranlasset oder ernähret wird, ist kein Uebel, sondern die höchste Gesundheit des Staates, dessen Nerven ihre äußerste Federkraft üben. Alsdann stockt der Nahrungssaft nirgends; keine Materie bleibt unnütz; weder Kinder noch Greise sind müßig; der Geschmack reift; der Verstand klärt sich auf; die Künste veredeln die Natur; die Wissenschaften mildern die Sitten; die Menschlichkeit und der Duldungsgeist gehen aus den Zimmern der Weltweisen hervor, und nähern sich dem Throne; das Land wird verschönert; der Einwohner erleuchtet.

Freilich droht auch mitten im Wohlstande ein künftig Verderben. Je mehr ein Volk seine Begierden und ihre Befriedigung verfeinert; je mehr es im Frevel des Witzes und im Kennergeschmacke sinnlicher Freuden zunimmt; je mehr verliert es an Würde der Sitten, an Stärke der Seele und je schneller eilt es seinem Untergange zu. Aber man kämpft umsonst gegen das Schicksal aller Staaten, welche die Vorsehung, wie die Natur, durch ähnliche Perioden, von der Blüthe zur Reife, von dieser zum Verwelken und Abfallen führt, und endlich zur Nahrung einer neuen Entwickelung, im allgemeinen Chaos begräbt.

Nur fragt man, ob wir nicht berechtigt sind, von der Weisheit der Regierung Mittel zu erwarten, um eine so traurige Epoche zu entfernen, und ob es nicht in ihrer Macht stehet, der Ueppigkeit Grenzen zu setzen,

Ursprunge höchst interessant sind. Ihr allgemeiner Charakter ist, daß sie lange und meist unbemerkt vorbereitet werden. Sie geben daher auch dem Auge des geübten Beobachters schon gleich Anfangs hinreichende Beschäftigung, da es nicht leicht zu seyn pflegt, ihrer wahren Entstehung nachzuspüren, wenn auch die Veranlassung des Ausbruchs vor Augen liegt. Sie unterscheiden sich ferner von den erstern darin, daß sie gewöhnlich nicht aus Einer, sondern aus vielen, oft sehr verschiedenen Quellen zu entspringen pflegen; die eben durch ihre Vereinigung sich zu dem mächtigen Strome bilden, der endlich alle Dämme durchbricht, und Alles mit sich fortreißt, was sich seinem Laufe widersetzen will.

Ideen, die allgemein verbreitet, und allgemein wirksam werden sollen, müssen von der Art seyn, daß jedermann, daß auch die große Masse des Volkes für sie empfänglich ist, und durch sie zum Handeln gebracht werden kann. Es gibt nur zwei Arten solcher Ideen; die religiösen und die politischen. Die gelehrten Kenntnisse können nur der Antheil einer beschränkten Anzahl von Menschen seyn; die Systeme der Philosophen haben noch keine Kriege zwischen den Nationen erregt, wenn gleich einzelne ihrer Meinungen, zu Volksbegriffen ausgeprägt, darauf Einfluß haben könnten. Die Ideen dagegen von Religion und Vaterland sind zu tief in unsere moralische Natur verflochten, als daß sie bloß Gegenstand der Vernunft bleiben, und nicht auch Gegenstand des Gefühls werden sollten. Je dunkler sie bleiben, um desto stärker scheint eben ihre Kraft zu seyn; und so sind sie es, die auch den ungebildeten Haufen zu elektrisiren vermögen, und ihm eine Wirksamkeit geben, die leicht den Charakter des Enthusiasmus (der Begeisterung), ja selbst des Fanatismus (der Schwärmerei) annimmt.

Wie furchtbar aber auch diese Erschütterungen sind; so scheint doch durch sie das Schicksal der Menschheit

be-

bestimmt zu werden. Die moralische Welt bedarf zu ihrer Reinigung und Erhaltung der Stürme nicht weniger, als die physische. Allein es gehören Generationen, es gehören Jahrhunderte dazu, ehe sie ihre Wirkungen so weit entwickeln, daß das blöde Auge des Sterblichen sie einigermaaßen umfassen kann, und er es wagen darf, über den ganzen Umfang ihrer Folgen sich ein Urtheil anzumaßen. Und wenn auch endlich dieser Zeitpunkt erscheint, wo hätte der Beobachter wohl mehr Ursache ein Mißtrauen in sich selber zu setzen, und es sich oft zu wiederholen, daß sein Gesichtskreis nur beschränkt, und die Uebersicht des unendlichen Ganzen der Weltgeschichte auch nur das Vorrecht eines unendlichen Wesens ist? —

Seitdem nach dem Falle des Römischen Reichs die Staaten unsers neuern Europa's sich bildeten, hat dieser Welttheil drei solche Revolutionen gesehen. Das tiefe Sinken seiner Bewohner im Mittelalter hatte seinen Hauptgrund darin, daß es Jahrhunderte hindurch an einer Erschütterung fehlte, die den Geist des Menschen und nicht blos seine Arme bewegte. Daher jene tiefe Nacht der Barbarei, die im zehnten und eilften Jahrhunderte selbst den letzten Schimmer der Aufklärung endlich auszulöschen drohte; bis am Ende des letztern die Kreuzzüge entstanden, und die erstorbene Menschheit aus dem Schlummer aufschüttelten, der ihr tödtlich zu seyn schien. Wenn gleich vergeblich in ihrem Ausgange, legten sie doch den Grund zu einer neuen Ordnung der Dinge in Europa. Die Fesseln der Leibeigenschaft wurden, wenn auch langsam, dem Landmanne gelöset; und während in den Burgen und bei den Festen der Ritter die junge Muse es zuerst wagte, in eigner Rede zu singen, bildete sich durch den Handel, den sie Europa schenkten, in den Städten dieses Welttheils jener Bürgerstand, an dessen Gedeihen das weitere Schicksal der Völker geknüpft werden sollte.

Nach vier Jahrhunderten erlitt Europa eine zweite noch größere Katastrophe (Umwandlung) durch die Reformation: und wenn diese mit der frühern dahin übereinkam, daß sie beide zunächst aus religiösen Ideen flossen, aber auch beide in gleichem Grade politisch wichtig wurden; so war es unserm Zeitalter aufbehalten, eine dritte Revolution zu sehen, die, aus politischen Ideen entsprungen, auch unmittelbar eine politische Tendenz erhielt; und, wenn sie in allen ihren Folgen sich erst wird entwickelt haben, dem Geschichtsschreiber künftiger Jahrhunderte vielleicht noch einen reichhaltigern Stoff, als eine jener frühern darbieten wird.

---

9. Ueber die Gleichförmigkeit der Kräfte in der sittlichen Welt.

(Aus Georg Forsters Ansichten vom Niederrhein.)

Kein Mensch verstände den andern, wenn nicht in der Natur aller Menschen etwas Gemeinschaftliches zum Grunde läge, wenn nicht die Eindrücke, die wir durch die Sinne erhalten, eine gewisse Aehnlichkeit bei allen Menschen beibehielten, und wenn nicht wenigstens unabhängig von allem objektiven Daseyn, die Bezeichnung der Eindrücke, nach welcher wir gut und böse, recht und unrecht, widrig und angenehm, schön und häßlich unterscheiden, in uns selbst als Form aller Veränderungen, die in uns vorgehen können, schon bereit läge. Welche bestimmte Eindrücke nun aber diese oder die entgegengesetzte Empfindung in uns hervorbringen sollen; das hängt von Organisation und zum Theil auch von Erziehung oder Gewöhnung ab, und man begreift wohl, wie am Ende die Verschiedenheit der Gefühle, und folglich der Gesinnungen bei manchen Einzelnen schlechterdings nicht zu heben, oder auf einen Vereinigungspunkt zurückzuführen ist.

Aus einem gewissen Standorte betrachtet, kann es allerdings nicht gleichgiltig scheinen, ob dergleichen unüberwindliche Unterschiede fortexistiren (fortdauern) sollen, oder nicht; es kann sogar einen Anstrich von höherer Vollkommenheit für sich haben, wenn alle Meinungen sich nach einer gemeinschaftlichen Vorschrift bequemen, und dann durch das ganze Menschengeschlecht nur Ein Wille herrschen, und nur ein Pulsschlag in der großen sittlichen Welt, wie in der kleinen physischen des einzelnen Menschen regelmäßig Alles im Umtriebe erhalten dürfte.

Den kürzesten Weg zur Hervorbringung dieser Gleichförmigkeit hatten unstreitig diejenigen gefunden, die den großen Entwurf einer Universalmonarchie, mit dem kräftigsten Glauben an eine geistliche Unfehlbarkeit des höchsten Alleinherrschers, und an sein überirdisches Daseyn, als eines sichtbaren Stellvertreters der Gottheit, zu einem der Zeit und der unruhigen Vernunft Trotz bietenden Ganzen verschmolzen zu haben wähnten. Ein Wille, Eine Weisheit, Eine moralische Größe über alles, deren Macht zu widerstreben, Thorheit, deren Recht zu läugnen, Unvernunft, deren Heiligkeit zu bezweifeln, Gotteslästerung gewesen wäre, konnten, wenn es überhaupt möglich ist, bis auf den Punkt sich aller Gemüther zu bemeistern, zuerst das Ziel erreichen, welches auch die ausschweifendste, von dem Schicksale auf Einen kleinen Planeten gebannte Herrschgier sich stecken mußte; das Ziel eines, über alle die Tausende von Millionen vernünftiger Wesen, über alles, was sich regt, was hervorsproßt und was ruht auf dieser weiten Erde, unumschränkt gebietenden Scepters.

Planlos war diese Macht herangewachsen. Ohne tief in die Zukunft zu blicken, hatten die stolzen Halbgötter die Gegenwart genossen. Zu spät ging endlich das vollendete System hervor; die neue Theokratie scheiterte an der Verfassung von Europa. Ihre Vasallen

waren Könige: ein anderes Mittel zu herrschen vergönnten ihm die Zeitläufte nicht; allein die mächtigen Satrapen spotteten zuletzt der geistlichen Zwangsmittel, wodurch sie ehedem allmächtig war.

Seitdem die Unfehlbarkeit, und mit ihr die Möglichkeit einer Universalmonarchie, verschwunden ist, blieb der Versuch noch übrig, ob ein entgegengesetztes System von republikanischen Grundsätzen etwa leichter eine allgemeine Verbrüderung des Menschengeschlechts zu einem allumfassenden Staatenbunde bewirken könnte, und ob sich endlich alle Menschen bequemen möchten, den allgemeingiltigen Grundsätzen, die eine solche Verbindung voraussetzt, ohne Widerrede zu huldigen? die Folgen dieser, wenn sie möglich wäre, höchst wichtigen Zusammenstimmung, hat wohl schwerlich jemand in ihrem ganzen Umfange und Zusammenhange überdacht. Bei der vollkommenen Gleichförmigkeit in der praktischen Anwendung jener Grundsätze scheint mir diejenige Einseitigkeit und Beschränktheit der Begriffe unvermeidlich, welche wir schon jetzt an Menschen wahrnehmen, die unter sich über gewisse Regeln einverstanden, oder an eine besondere Lebensweise gebunden sind. Ein politischer Mechanismus der durch alle Individuen des Menschengeschlechts ginge, würde den Bewegungen Aller eine Bestimmtheit und Regelmäßigkeit vorschreiben, welche sich mit der Art und Weise, wie unsere Kräfte sich entwickeln, nicht wohl zusammen denken läßt. Je auffallendere und mannichfaltigere Abweichungen wir in der Denkungsart der Menschen bemerken, um so viel reicher sind wir an Ideen und ihren Verknüpfungen; ein großer Theil dieses Reichthums aber ginge unwiderbringlich für ein Zeitalter verloren, welches mehr Einstimmiges in unsern Gedankengang brächte. Wie viele Kräfte unsers Geistes fordern nicht zu ihrer Entwickelung außerordentliche Veranlassungen! Dort, wo alles einen gemessenern Schritt als bisher halten müßte; dort würden diese Kräfte schlum-

mern, oder doch nie zu ihrer Reife gelangen. Geister, wie die eines Perikles, eines Alexander, eines Cäsar, eines Friedrich hätten keinen Schauplatz mehr. Wo die Spontaneität (Selbstbestimmung) der Handlungen wegfällt, verliert man auch die Uebung der Verstandeskräfte; nur im Streite entgegengesetzter Begierden und Vorstellungsarten offenbart sich die Vernunft in ihrer erhabenen Größe. Nehmen wir die Kontraste des menschlichen Charakters hinweg, geben wir allen Einzelnen mehrere Vereinigungspunkte und einerlei Bestimmung; wo bleibt dann die Spur jener Götterweide, einen großen Mann gegen sein feindseliges Geschick ankämpfen zu sehen? Wo wir aufhören zu unterscheiden, da sind die Grenzen unsrer Erkenntniß; wo nichts Hervorstechendes ist, kann die Einbildungskraft keine Kennzeichen sammlen, um ihren Zusammensetzungen Größe, Erhabenheit und Mannichfaltigkeit zu geben. Was hülfe es uns, daß wir Freiheit hätten, unsre Geistesfähigkeiten zu entwickeln, wenn uns der Antrieb zu dieser Entwickelung fehlte.

Doch dieser Antrieb wird uns nimmermehr entrissen werden, wenigstens nicht in dieser einzigen, uns denkbaren Welt; wenigstens nicht, so lange sich alle dreißig Jahr das Menschengeschlecht verjüngt, und wieder emporwächset von den bloß vegetirenden Keimen zu der thierischen Sinnlichkeit, und von dieser zu der gemischten physisch-sittlichen Bildung. Buchstaben, Formeln und Schlüsse werden nie im jungen Schößling den mächtigen, dunklen Trieb überwiegen, durch eignes Handeln die Eigenschaften der Dinge zu erforschen, und durch Erfahrung zur Weisheit des Lebens hinaufzusteigen. In seinen Adern wird sich, ihm unbewußt, ein Feuerstrom der Macht und des Begehrens regen, den nichts als Befriedigung bändigen und kühlen, den der Widerstand fremder Selbstheit nur reizen und erzürnen, dem ihre Gewalt allein Schranken setzen, und durch diese

das Bewußtseyn wechselseitiger Befugniß wecken kann. Ewig schwankt daher das Menschengeschlecht zwischen Willkühr und Regel; und wenn gleich in wenigen großen Seelen beide vereinigt liegen, und aus ihnen beide in angeborner, stiller Harmonie hervorgehen; so werden sie demnach, nur vereinzelt, die Götzen der halbempfänglichen Menge. Auch Schwung und Anziehung stellte die Natur an einander so entgegen; ewig ringen auch diese Urkräfte des Welltalls. Darf diese hier, und jene dort der andern etwas abgewinnen; dürfen sie, in gleichen Schalen gewogen, die wunderähnliche Harmonie der Sphärenbahnen erzeugen; sind die Phänomene der Auflösung und der in neuen Bildungen sich wieder verjüngenden Natur die Folgen ihres unaufhörlichen Kampfes; so darf ja dieser Kampf nicht enden, wenn nicht das Weltall stocken und erstarren soll.

Schön ist das Schauspiel ringender Kräfte; schön und erhaben selbst in ihrer zerstörendsten Wirkung. Mit den Stürmen in der moralischen Welt hat es genau dieselbe Bewandniß. Die leidenschaftlichen Ausbrüche des Krieges haben ihren Nutzen, wie die physischen Ungewitter; sie reinigen und kühlen die politische Luft, und erquicken das Erdreich.

---

10. Die Curmethoden.

(Aus J. J. Engel's Schriften, 12 Bde. Berlin 1801 — 1806. Erster Theil, der Philosoph für die Welt, S. 356 u. flg.)

Der Mensch ist von Grund aus verderbt — sagte Dümmler, mein stiller Nachbar, und schlug die Augen gen Himmel. — Da ist nichts übrig, als daß er sich selbst ertödte; daß er ganz neu werde, eine ganz andere Creatur.

Und was denn für eine? — schrie Drangsturm, mein wilder Nachbar, und stemmte seine Fäuste in beide

Seiten. — Der Mensch ist gut, wie er ist, nur daß er zu zahm geworden: Kopfhängen, Herr, zeigt ein mattes Herz an, und je muthiger und je unbändiger, desto gesünder!

Der stille Nachbar gab mir einen wehmüthig freundlichen Blick, und der wilde schlug mich mit der Faust auf die Schulter. Beide forderten mich auf zu entscheiden. — Der eine, merkt man wohl, war ein Frömmler, der sich über den Menschen härmt, daß er kein reiner Geist ist; der andre ein Kraftgenie, das in seiner Einfalt den leidenschaftlichsten Menschen, dieses Ideal der Dichtkunst, für das Ideal des wirklichen Charakters ansieht, und uns nun im ganzen Ernst darnach umbilden möchte.

Sie beide, fing ich an, halten den Menschen für krank, meine Herren, und ich denke, Sie haben Recht; aber über die Art der Krankheit und über die Methoden der Cur sind Sie nicht einig, und da kann nur Einer von Ihnen Recht haben, oder auch alle beide Unrecht. — Ihr Streit erinnert mich an eine Geschichte, die ich Ihnen erzählen könnte, wenn Sie Lust hätten mich anzuhören. — Sie waren's beide zufrieden.

In einer Stadt also — in welcher des lieben Vaterlandes? gilt gleich — lebten einst drei vornehme Herren, alle drei gleich schwach und gleich krank. Ob sie der Ceres oder dem Bacchus oder irgend sonst einer Gottheit zu viel geopfert hatten, oder ob auch das Gift schon aus dem Blute ihrer edlen Ahnen in sie übergegangen war? kann ich nicht sagen. Genug, es waren bloße Gestalten von Menschen. Herr von Schlaff sah aus wie das Fieber, Herr von Quöch wie die Auszehrung; und Herr von Hemm wie die Schwindsucht.

In eben dieser Stadt lebten drei vorzüglich berühmte Aerzte: Doctor Süß, Doctor Mark, Doctor Sinn. Die beiden erstern waren nicht viel mehr als Empiriker oder Aerzte von Hörensagen, und hatten sehr viel zu thun; der letztere war ein Mann voller Einsicht, aber es fehlte

an Praxis. Doctor Süß galt bei dem schönen Geschlecht und bei den Liebhabern der alten Leier; Doctor Mark machte sein Glück bei der Jugend und bei den Bewunderern des Neuen; Doctor Sinn ward von den Klugen gebraucht und ging zu Fuße; die andern beiden aber fuhren in Kutschen.

Herr von Schlaff fiel durch den Rath seiner Tante in die Hände des Doctors Süß. Dieser fand in seinem Kranken nichts, als schwach gewordene Säfte, die er versüßen, schleimichte, die er verdünnen, und überhaupt nichts als verdorbene, die er früh oder spät herausschaffen müßte. Er griff also frisch zum Werke, versüßte, verdünnte, führte ab und aus durch alle Wege und Oeffnungen der Natur. Morgens nahm Herr von Schlaff auf Verordnung eine gute Portion Manna; Mittags sah man ihn bei einem Töpfchen voll Tamarindenmuß, und vor Schlafengehen nahm er Cremor mit Zucker. Sein gewöhnliches Getränk war Mandelmilch, und besonders Tisane von süßen Hölzern. Um die heilsame Ausdünstung zu befördern, lag er wohl zugedeckt zwischen Flaumenbetten; und aus dem Zimmer zu kommen, war ihm bei Strafe der Apoplexie verboten. — Ein paar Wochen vergingen, so war von dem ganzen Herrn von Schlaff nichts mehr auszuführen, als seine Seele; und auch die schickte der Doctor Süß mit dem letzten Mannatränkchen gen Himmel.

Herr von Quöch, der nun auch anfing auf seine Cur zu denken, ließ sich durch dieses Beispiel warnen, und setzte sein Vertrauen auf die Methode des Doctors Mark. Dieser dachte an keine Reinigung seines Kranken; er schüttelte nur den Kopf über die Schwachheit des Pulses, und verordnete Stärkungsmittel. Alle Morgen tauchte er ihn bis über den Kopf in ein Stahlbad; Quassia mit Spanischem Weine trat an die Stelle des Thees, und roher Schinken mit einem Schnitte Pumpernickel an die Stelle des Frühstücks. Hart vor dem Essen ward ein Schluck bittrer Magenessenz genommen, und vor Schla-

fengehen verschlang Herr von Quöch noch eine derbe Portion China, nicht in Extrakt, sondern in Substanz. Das Lager war eine harte Matratze, mit Pferdehaaren gestopft, und das Oberbette eine ganz leichte dünne Decke, mit Baumwolle durchnäht. Auf diese Art, glaubte Doctor Mark, müßte aus seinem Kranken, so schwach er jetzt wäre, noch ein Mann wie ein Herkules werden. So etwas ward denn auch wirklich aus ihm; aber ein Herkules auf dem Oeta: denn der zu gestärkte Herr von Quöch fiel plötzlich in eine Raserei, worin er ein geladenes Pistol erhaschte, und sich über dem rechten Auge eine Kugel durch den Kopf schoß. Seine China hatt' er noch eingenommen: Emilia Galotti lag auf dem Pulte aufgeschlagen.

Durch beide Beispiele gewitzigt, wandte sich nun Herr von Hemm an den demüthigen Fußgänger, den Doctor Sinn. Dieser sah gar bald, wo es fehlte. Die festen Theile, sagte er, sind geschwächt, und die Säfte übel gemischt: Herr von Hemm hat nur immer genossen und nichts gethan; er hat gewisse Kräfte der Natur zu viel und andre zu wenig geübt. Ihn so auf einmal reinigen wollen, das hieße bei seiner Schwachheit ihn über den Haufen werfen: und ihn unmittelbar stärken wollen, das hieße bei der schlechten Beschaffenheit seiner Säfte, das Uebel noch fester binden. Ich sehe wohl, ich muß auf beides zugleich bedacht seyn, und vor Allem muß mein Kranker sich gelinde Bewegung machen und gute Diät halten. Jenes wird nach und nach den geschwächten Fiebern ihren Ton, und dieses den verderbten Säften ihre gehörige Mischung wiedergeben. — Zum guten Glück war Herr von Hemm seinem Arzte folgsam: er hielt die ihm vorgeschriebene Diät, machte sich die ihm empfohlene Bewegung: und so lebt er noch jetzt; nicht zwar von allen Anfällen frei, aber im Ganzen denn doch gesund und zufrieden. —

Da sieht man Gottes Gnade! sagte der stille Nach-

GERMAN SEMINAR LIBRARY TAYLOR INSTITUTION OXFORD

bar; denn der mußte doch allein das Gedeihen geben. — Ja, das gab er auch, sagte der wilde; denn er gab dem Doctor Verstand ins Hirn, daß er von keiner Ertödtung und keiner neuen Creatur phantasirte. — So ging der alte Streit wieder an: der eine behauptete, daß die Natur grundverderbt, der andre, daß sie sehr gut sey: jener wollte sie nichts als reiner, dieser sie nichts als stärker haben. An die Anwendung *) meines Geschichtchens ward nicht gedacht; und ich sah zu spät, daß es gleich vergebliche Arbeit ist, Mohren zu waschen, und Leute, die einmal Partei genommen, auf andre Gedanken zu bringen.

*) Medium tenuere beati. d. H.

11. Zwei Gespräche.

(Aus J. J. Engel's Schriften. Zweiter Theil, der Philosoph für die Welt. S. 202 u. flg.)

Erstes Gespräch. — Nein! sagte der große Tonkünstler Graun zu dem noch größern Mathematiker Euler: die bloße Kenntniß der Regeln der Harmonie macht's nicht aus; mit ihr allein ist man kein Meister. Müßten sonst nicht Sie, der Sie jene Regeln so gründlich inne haben, einer unsrer größten Tonsetzer seyn?

Und wie; wenn ich's wäre? antwortete der Mathematiker lächelnd. Ich habe nur bisher die Kunst nicht geübt; ich muß es versuchen. — Sie gaben sich das Wort, beide auf einen bestimmten Tag ein Stück zu liefern.

Die Arbeit des Musikers war, wie immer, nicht nur in der Harmonie völlig richtig, auch einschmeichelnd sangbar, voller Geist und Gefühl; man war nicht zufrieden, als bis man sie öfter hörte. Die Arbeit des Mathematikers war nach den Regeln untadelhaft; aber un-

sangbar, steif, ohne die mindeste Anmuth: man war froh, als er die letzte Note anschlug.

Nun? fing der Tonkünstler mit einem kleinen bescheidenen Triumph an: so wenig Vorzügliches meine Arbeit hat, so bin ich doch kühn genug, daß ich Sie selbst zum Richter nehme; Sie, der Sie das Gute wenigstens fühlen, wenn auch nicht hervorbringen können. — Sie haben Recht, sagte der Mathematiker, indem er seine Noten zerriß: mit der Kenntniß der Harmonie ist's nicht gethan; aber — freuen muß ich mich, daß mir meine List so geglückt ist. Ich bin Freund von Musikalien, die niemand als ich allein besitze, abgeschmeichelt hätte ich Ihnen dieses neue reizende Stückchen schwerlich; so habe ich's Ihnen abstreiten wollen. — Der Tonkünstler lachte, und schenkte ihm das Stück auf der Stelle.

Bei diesem kleinen freundschaftlichen Wettstreit waren, durch Zufall, ein paar jüngere Männer, der eine ein Schüler von Graun, der andere ein Schüler von Euler, zugegen. — Sie sehen, sagte der junge Tonkünstler, indem er mit dem jungen Mathematiker fortging, wie unnütz für unsere Kunst Ihre mathematische Theorie ist.

Unnütz? fragte der Mathematiker. Das sehe ich nicht.

Unnütz, in jeder Absicht, mein Herr. Denn für's erste hat sie noch nie ein Genie hervorgebracht, und wird und kann keins hervorbringen — —

So wird sie's doch führen, erleuchten.

Auch das nicht. —

Hat denn Ihr Meister nicht Theorie?

Allerdings! Trotz dem Besten! — Aber ich behaupte, er würde nichts schlechter seyn, wenn er auch keine hätte. Mit diesem feinen, zärtlichen, richtigen Sinn, womit er geboren ist, dieser Kenntniß der besten Werke von ihm, dieser vieljährigen Uebung, würde er Alles, was er hervorbringt, allein hervorbringen können.

Die leichtern, einfachern Werke vielleicht. Aber auch die schwerern, vollstimmigern Werke?

Alle. Alle. — So wie man in der Tonkunst ohne Gehör, Uebung, Kenntniß der Muster, nichts vermag: so vermag man mit diesen Erfordernissen Alles. Ja, Gehör allein, mit einer warmen, innigen Empfindung verbunden, muß schon genug seyn. Wie wäre sonst der erste vortreffliche Tonkünstler entstanden?

Vortrefflich, mein Herr, ist ein Verhältnißbegriff. Für seine Zeiten vielleicht war jener erste Tonkünstler vortrefflich; für unsre Zeiten wird mehr erfordert. Jetzt bedarf das Genie der zwiefachen Bildung, die ihm Muster und die ihm Unterricht geben.

Bedarf ihrer? Dann ist es nicht mehr Genie.

Warum nicht?

Das Genie, mein Herr, ist eine lebendige Flamme, die ihr Licht wie ihre Hitze, in sich selbst hat; eine schöpferische Kraft, deren Werke — —

Ja, ja! sagte der Mathemätiker, der diesen schneidenden, absprechenden Ton eben nicht liebte: das Genie, wie ich wohl sehe, ist eine Ausnahme von den Regeln der Natur, ist ein Wunder. — Kann ich's Ihnen doch zugeben, daß nicht allein das Genie, daß überhaupt jeder Tonsetzer unser entbehren könne! Darum hat noch immer unsre Theorie ihren Werth.

Für wen? — wenn sie für uns keinen hat.

Für uns selbst.

Sonderbar! die Theorie einer Kunst soll für die Kunst selbst entbehrlich, und soll dennoch schätzbar seyn?

So gut, wie die Sternkunde es ist; obgleich die Gestirne selbst, zur Erfüllung ihres harmonischen Laufs, ihrer ewig entrathen könnten.

O die Sternkunde! die hat anderweitigen Nutzen. Ohne sie könnte weder Schiffahrt, noch Zeitberechnung —

Was Schiffahrt und Zeitberechnung! lassen Sie weder Schiffe, noch Almanache, noch Uhren, noch irgend etwas, wozu Sternkunde nöthig ist, in der Welt seyn:

sie bleibt dennoch, was sie ist, eine der ersten, der vortrefflichsten Wissenschaften.

Wie? Ohne zu nützen?

Was verstehen Sie unter Nützen? — Oder, um kürzer davon zu kommen: wozu glauben Sie, daß die Musik nützt?

Himmel! Wozu sie nützt? Die Musik? — Ist sie nicht von allen angenehmen Beschäftigungen, die von Menschen erfunden worden, die edelste? feinste?

So denkt von seiner Kunst jeder Künstler.

Aber nur Einer mit Recht.

Das frägt sich. — Doch genug, daß Ihnen angenehm und nützlich nicht sehr weit aus einander scheinen; und in der That sind sie's auch weniger, als man glaubt. — Ihre Kunst nun ist darum schätzbar, weil sie auf eine angenehme Art Ihre sinnlichen Empfindungskräfte beschäftigt. Nicht wahr?

Allerdings! Und zwar die höhern, feinern, edlern Empfindungskräfte.

Wohl! Mir ist wieder die meinige, nach allen ihren verschiedenen Theilen, schätzbar, weil sie meine Vernunft, und also eine Kraft meiner Seele beschäftigt, die doch, hoff' ich, auch zu den höhern gehört, und die wohl so viel als jede andre werth ist. — Wollen Sie, statt Beschäftigen, etwas Anders sagen, das natürlicher Weise daraus entspringt: Bilden, Erhöhen, Erweitern: ich bin's zufrieden. Die Tonkunst also bildet, erhöhet, erweitert Ihr Empfindungsvermögen; mathematische Theorie derselben bildet, erhöhet, erweitert meine Vernunft. — Mit andern Worten: diese Theorie ist eine Kunst für sich selbst, die ihren innern, von andern Künsten unabhängigen Werth hat. Mag sie dem Tonkünstler zu seiner Ausübung nützlich oder unnützlich seyn; was kümmert das mich?

Aber, stotterte der Tonkünstler, dem hier seine

Phraseologie plötzlich ausging, wenn Sie sonst nichts als Beschäftigung Ihrer Vernunft suchen, so sollt' ich denken — —

Was?

Ich sollte denken: es gäbe der andern Arten, sie zu beschäftigen, so viele, so mannichfaltige — —

Daß wir dieser entbehren könnten?

Das meint' ich.

Jene andere Arten, mein Herr, sind andere Arten, nicht diese. Und wie, wenn nun diese Art der Beschäftigung, so wie jede, ihr eigenes hätte? Wie, wenn sich die geübte Kraft um so mehr vervollkommnen und bilden müßte, von je mehrern Seiten und je mannichfaltiger sie geübt wird? Wie wenn eben deswegen — — Doch da sind wir ja an unserm Scheidewege, wo wir uns trennen müssen. Leben Sie wohl!

Zweites Gespräch. — Sie geben der Kritik einen hohen Werth — sagte einst zu unserm bescheidenen Moses Mendelssohn ein junger selbstgefälliger Dichter.

Aber doch keinen zu hohen, hoff' ich. Sie ist Philosophie über den Menschen, und ist als solche zu der ersten, der wichtigsten unserer Kenntnisse gehörig.

Von dieser Seite freilich — —

Kennen Sie an ihr eine andere? — Entweder will sie dem Dichter zeigen, wie er seinen Zweck zu vergnügen, zu gefallen erreichen kann; oder sie will ihn über die Beschaffenheit des Gegenstandes erleuchten, den er bearbeitet. In beiden Fällen entwickelt sie ihm die Natur des innern, des sittlichen Menschen.

Hat denn aber nur diesen die Dichtkunst zum Gegenstande?

Zum Gegenstande, dem sie gefallen will, immer;

zum Gegenstande, den sie bearbeitet, nicht nur oft, sondern in allen ihren besten, ihren genievollsten Werken. Immer kommt die Kritik auf den Menschen hinaus: und diesen bis in seine feinsten Eigenheiten und Schattirungen zu kennen — —

Ist wichtig; ich gestehe das zu. Nur, ob sich die Kritik nicht unnütze Mühe gibt, wenn sie mit ihrem Unterricht, statt an den Sittenlehrer, sich an den Dichter wendet; ob diesen unterrichten zu können, nicht eine stolze Anmaßung ist, von der sie wohl thun würde, zurück zu kommen — —

Ich sollte nicht denken.

Sie halten also wirklich die Kritik für Lehrerinn des Genies? — Ich habe bisher geglaubt, daß sie nur seine Schülerinn sey.

Das Wahre wird wohl seyn: sie ist beides.

Schülerinn ganz gewiß, ganz unläugbar.

Nun ja! —

Denn sicher hat sie Alles, was sie weiß, und was sie nun zu lehren sich das Ansehen gibt, einzig und allein von den Genies.

Ich glaube fast selbst. — Nicht zwar, als ob die große Schule der allgemeinen Lehrerinn, der Natur, ihr verschlossen wäre; aber sie findet es für sich vortheilhafter, lieber die des Genies zu besuchen. In jener großen Schule tönen der Stimmen so viele tausende durch einander, daß jede einzelne zu unterscheiden und zu verstehen unendlich schwer ist. Das Genie mit seinem höchst feinen, höchst glücklich organisirten Sinne hat die einzelnen Stimmen herausgehört, hat sie vollkommen gefaßt; gibt den erhaltenen Unterricht wieder, und gibt ihn in der vernehmbarsten Sprache, mit den deutlichsten Tönen wieder. Kein Wunder also, daß die Kritik, um sich zu belehren, lieber diese eingeschränktere Schule, als jene unermeßliche wählt.

Und wenn sie nun diese Schule verläßt, wird sie

Lehrerinn ihres Lehrers, unterrichtet ihn mit seiner eigenen Weisheit. Nicht wahr?

Wenn er schlummert und fehlt: warum nicht? — Aber hat sie denn nur in dieser einen Schule gesessen? — Wie, wenn sie schon vorher eine Menge anderer durchwandert wäre, noch täglich neue besuchte, in allen aufmerkte, lernte, das Gelernte vergliche, sich das Wahrste, Fruchtbarste, Beste herausnähme? Wär' es nicht sehr möglich, daß die Schülerinn mit allen Ehren auch einmal Lehrerinn würde? — Oder muß vielleicht das Genie in jedem Augenblick seines Wirkens Genie seyn? Muß es die Stimme der Natur nie verhören, nie mißverstehen, sondern, weil es so Vieles faßt, gleich Alles und Alles fassen?

Das behaupt' ich nun nicht; aber gleichwohl — Genie zu seyn und Unterricht anzunehmen! Von der Kritik!

Sagen Sie lieber: von andern und höhern Genies. Denn nach ihrem eigenen Ausspruche weiß ja die Kritik Alles, was sie weiß, nur von diesen.

So wendet das Genie sich lieber unmittelbar an diese; wozu an jene? — Daß das Studium guter Muster, wenn auch nicht ganz unentbehrlich, doch immer sehr nützlich sey, räume ich ein. Nur das Regeln-Annehmen scheint mir zu klein, zu erniedrigend für das Genie.

Sollten Sie hier nicht in einen Widerspruch fallen?

Ich? — Und wie das?

Sie geben das Studium der Muster nach; und nun muß ich Sie fragen: Was sucht denn das Genie in den Mustern? Sucht es etwas anders als Regeln? — denn daß es kommen sollte, um zu rauben und zu plündern, will ich nicht hoffen.

Das thun nur Stümper, nicht Meister.

Sehr recht! — Also will das eine Genie dem andern nur gewisse Vortheile abmerken, sich nur gewisse Be-

Beobachtungen abziehn, die es künftig bei seinen eigenen Werken anwenden und nutzen könne. Meinen Sie nicht?

So ungefähr. —

Und wenn es nun diese Vortheile oder diese Beobachtungen klar genug denkt, um sie in Sätze zu fassen; werden sie ihm nicht da, gleichsam unter den Händen, zu Regeln? — Wenn also das Studium von Mustern dem Genie nicht zu klein ist: so kann ihm auch unmöglich das Regeln-Annehmen zu klein sein.

Aber es finden sich diese Regeln schon selbst. Was bedarf es dazu der Kritik?

Verzeihen Sie! Wenn nur nicht das Genie, wie Sie mich fast befürchten lassen, für allen Umgang mit der Kritik zu vornehm ist — und das sind doch sonst die Großen nicht, wo es auf ihren Vortheil ankommt; — so, dächt' ich, könnt' es hier von der Willfährigkeit der Kritik guten Nutzen ziehen. Auf das Absondern, das Hinaufsteigen zum Allgemeinern, das zum Regeln-Bilden so nothwendig gehört, versteht sich diese Tochter der Philosophie unstreitig ein wenig besser. Und wenn also das Studium der Muster, zum Erkennen der Regeln der Kunst, seinen Nutzen hat: so wird, sollte ich meinen, ein Aristoteles neben dem ersten griechischen Tragiker, ein Home neben dem ersten Brittischen aufgeschlagen, ein ganz brauchbares Buch seyn. — Ich hatte, da Sie hereintraten — wo ließ ich's? — ein Stück in der Hand — —

Das hier vielleicht. Nicht?

Eben das. — Haben Sie's schon gelesen?

O, nicht gelesen — verschlungen!

Es hat wirklich der Schönheiten nicht wenig.

Das sollt' ich denken!

Es könnte mehrere haben. — Der Verfasser, sieht man, hat seinen Shakespear gelesen, mit Inbrunst, mit Entzücken gelesen.

Es weiß ihn auswendig.

Und doch hat er, meines Bedünkens, ihn lange noch nicht genug gelesen.

Andere glauben dagegen: zu viel.

In gewissem Sinne glaub' ich das auch. — Er hat ihn zu viel gelesen, weil man so oft auf Dinge stößt, die an ein roheres, ungebildeteres Zeitalter erinnern, als das unsrige ist. Er hat ihn zu wenig gelesen, weil er gewisse Vollkommenheiten übersehen hat, deren Kenntniß und Anwendung sein eignes Werk ungemein würde verschönert haben. — Wie wünscht' ich, er hätte auch den Home gekannt, oder sich seiner erinnert!

Nun? Würde der ihn gelehrt haben, wie er es besser machte?

Gewiß! Nur müssen wir uns über dieses Wie recht verstehen. — Die Kritik kann dem Genie keine Arbeit abnehmen, auch nicht die kleinste; sie kann ihm eben so wenig den erfinderischen Geist, die Herzenswärme, die Macht über die Sprache, in höherm Grade mittheilen, als es sie selbst schon hat. Alles was sie vermag, aber glücklicher Weise auch Alles was das Genie bedarf, sind Winke, Warnungen, Fingerzeige. — Unserm Verfasser zum Beispiel, wenn er anders für guten Rath empfänglich ist, würde Home weiter nichts gesagt haben, als: Freund! deine Leidenschaften sprechen zu viel von sich selbst; das ist, meines Wissens, nicht ihre Art; beim Shakespear sprechen sie lieber von ihrem Gegenstande. — Dies gesagt, würde Home bescheiden zurückgetreten seyn, und die wahren Reden zu finden, wäre dann Sache des Dichters geblieben.

Ich gestehe: wie Sie sich jetzt erklären — —

Hatt' ich mich schon anders erklärt? — Erfinden, eingeben, in die Feder sagen, wird die Kritik nichts: und wenn sie das auch könnte und wollte — —

So würde das Genie sich's verbitten.

Natürlich! weil es immer lieber selbst denkt, als sich vordenken läßt. Dies ist seine Art überall: auch wo nä-

here Belehrung, wie in der Mathematik, auf das vollkommenste kann gegeben werden. Der flüchtigste Leser geometrischer Werke ist immer der große Geometer selbst. Lehrsatz und Figur, die sind Alles, was er bedarf; den Beweis, wenn er ein Euler ist, weiß er ohne Anleitung zu finden. Vielleicht auch, wenn er kein Euler, wenn er nur ein Abraham Wulff ist.

Wer ist dieser Abraham Wulff?

Einer meiner jüdischen Freunde. Kein eigentlicher Gelehrter, aber ein Mann von ungemeinem Talent für Mathematik. — Einst fragte er mich um den Beweis eines nicht leichten geometrischen Satzes: ich zeichnete die Figur; aber noch war ich mit den Hülfslinien, die ich zur Führung meines Beweises nöthig hatte, nicht völlig fertig, so schrie er vor Freude auf, dankte mir wie für eine erwiesene Wohlthat, und war verschwunden.

Kann man ihn kennen lernen, den Mann?

O ja! durch Lessing.

Durch Lessing? Der ist ja nicht hier.

Aber sein Nathan ist hier. Lesen Sie die Rolle Al-Hafi's, und Sie haben von meinem guten Abraham Wulff, der ihm wirklich zu dieser Rolle gesessen hat, den ganzen Charakter, die ganze Seele. An dem äußern Ansehen des Guten, Wilden, Edlen, wie Nathan seinen Al-Hafi nennt, kann Ihnen nicht liegen.

---

12. Dreizehnter Brief.

(Bruchstücke aus Engel's Schriften. Siebenter Band. Ideen zur Mimik. Erster Theil. S. 173. u. flg.)

Hubert erzählt beim Shakespeare dem König Johann *), wie bestürzt das Brittische Volk über den Tod

*) König Johann. Aufz. 4. Auftr. 3.

des jungen Arthur ist, und wie man von nichts als von ihm oder von der Landung eines mächtigen Französischen Heeres spricht. „Ich sah einen Schmied, sagt er, der so mit seinem Hammer da stand, indeß sein Eisen auf dem Amboß kalt ward, und der mit offnem Munde die Erzählung eines Schneiders verschlang, der, seine Elle und Maaß in der Hand, in Pantoffeln, die er in der Eile auf den unrechten Fuß gezogen hatte, von viel tausend tapfern Franzosen erzählte, die in Kent schon in voller Schlachtordnung ständen.“ Dieses Bewegungslose, diese unverrückte Stellung des Schmieds, der so ganz die Attitüde des Augenblicks beibehält, in welcher ihn das Erstaunen überfiel, ist ein so einleuchtend wahrer, so natürlicher Zug! Die ganze Vorstellungskraft wird von einem einzigen Gegenstande plötzlich gefesselt; es bleibt der Seele kein Gedanke für irgend etwas anders, also auch nicht für eine willkürliche Veränderung der Lage des Körpers, übrig: und so muß denn auf einmal der Mensch in der ganzen Verfassung, worin er war, wie eine seelenlose Maschine dastehn. Man hat ein Blatt in schwarzer Kunst, welches die gedachte Hubertsche Erzählung gar nicht übel vorstellt; ich kann aber nicht mehr sagen, von welchem Meister. —

Es ist ganz gleichgültig, welche Art von Affecten wir zuerst in Betrachtung ziehen: ob die Begierde, die nach Veränderung des Zustandes strebt; oder das Anschauen, das den wirklichen Zustand, so wie er ist, betrachtet, ihn genießt, ihn durchdenkt. — Lassen Sie uns den Anfang von den verschiedenen Arten der Begierde machen!

Die Moralphilosophen setzen der Begierde den Abscheu entgegen; allein, nach der allgemeinen Bedeutung des Wortes, die ich im Vorigen (oben) annahm, ist der Abscheu unter der Begierde begriffen; auch er strebt aus der jetzigen Lage in eine bessere. Wir haben demnach eine zwiefache Art von Begierde zu unterscheiden: die eine sucht eine Vereinigung mit einem Gute; die

andere, Trennung von einem Uebel. Diese letztere Begierde ist wieder zwiefach: denn wir suchen entweder uns, oder wir suchen das Uebel zu entfernen; wir denken entweder auf Flucht, oder auf Angriff. Da der Ausdruck in allen diesen Fällen merklich verschieden ist: so setzen wir sogleich dreierlei Arten von Begierden fest: die eine nähert sich zum Genuß; die andre entfernt sich zur Rettung; die dritte nähert sich wieder, aber zur Wegräumung, Zerstörung. Es versteht sich, daß alle diese Begierden unnennbar mannichfaltige Modificationen leiden, und durch unzählig viele Stufen gehn, wo man ihnen oft den Namen der Affecten kaum mehr einräumen wird. — —

Eine der merkwürdigsten Modificationen der Begierde ist die, wo der Mensch eine Unbehaglichkeit, einen Mangel, eine Beklemmung fühlt, ohne daß er die Ursache zum Bewußtseyn bringen kann; mit andern Worten: wo er nur überhaupt eine Sehnsucht fühlt, ohne daß er den Gegenstand davon wüßte. — Es ist eine Krankheit, die man nicht nennen kann; deren bestimmten Sitz man nicht weiß. Zuweilen kennt man wohl im Allgemeinen den Gegenstand: nur in Ansehung des Individuums, das man wählen soll, ist man unschlüssig; oder man kennt auch wohl ganz bestimmt dieses Individuum; nur sieht man die Mittel nicht ab, wie man seine Begierde danach befriedigen könne. — — Sie sehen in diesen beiden Fällen eine ungewisse, vage, nach Gegenstand oder Mitteln umhersuchende Begierde. Das Spiel derselben ist dem Zustande des Gemüths in seiner Verwirrung, in seiner mannichfaltigen Abänderung entsprechend: der Mensch wirft sich umher, dreht sich hin und wieder, greift mit den Händen hiehin und dorthin, reibt sie, läuft in allerhand Richtungen auf und ab; kurz er macht die (eine) Menge Bewegungen; aber keine hält an, keine verräth eine feste, bestimmte Absicht. Nur im Allgemeinen erkennt man:

daß er nach irgend etwas sich sehnt; vor irgend einem Uebel, irgend wohin, sich retten, an irgend etwas, auf irgend eine Art, seine Wuth, seine Rachgier auslassen mögte.

Eine andere Modification von Seiten des Objects ist die: wo das was wir begehren oder verabscheuen, womit wir uns vereinigen, oder wovon wir uns losreißen wollen, etwas in uns selbst, eine angenehme oder widrige, geliebte oder gehaßte Idee ist. Auch hier hat das Gebehrdenspiel sein Besonderes, sein Eignes. Wenn der geistliche, mit Mutterwehen geborne Sohn einer Bourignon nach dem innern Lichte, nach der nähern geheimnißvollen Vereinigung mit Gott ringt: so wird sein Spiel das in sich Gekehrte, das vom Irdischen Abgezogene, in Mienen und Bewegungen malen. Die Hände werden sich in einander falten, und halb oder ganz verwandt gegen den obern Theil der Brust zurückziehn; die Spitzen der Ellbogen werden herausgedrückt und um so mehr herausgedrückt werden, je heißer, je andachtvoller der Trieb ist; der Augapfel wird sich, in die Höhe gerichtet, hinter dem Liede verbergen, und wenig mehr als das Weiße erkennen lassen. — Der von einer nagenden unerträglichen Idee verfolgte Unglückliche sucht, um ihrer los zu werden, Zerstreuungen allerlei Art: er geht, er blickt umher, er nimmt dies vor, nimmt jenes vor, reibt die Stirne, als ob er den widrigen Gedanken in seinem Gedächtnisse verwischen, unleserlich machen wollte. So Otto von Wittelsbach bei den Worten: Still! still! *) wo der Schauspieler, der ihn hier mit so vielem Beifall ausführte, nicht blos ein paar Schritte umherging und die Stirn rieb, sondern sich auch, mit richtiger Beurtheilung ein paar gelinde Stöße gegen die Stirn gab; weil hier die schmerzvolle Erinnerung des Vergangenen so innig mit Reue, mit Zorn

*) Act. 5. Auftr. 2.

gegen sich selbst vermischt ist. Denn wo der Mensch in seiner eigenen Thorheit die Ursache seines Verderbens findet; da übt er gleichsam an sich selbst seine Rache, fällt sich in sein eignes Haar, zerschlägt sich, wie Kleopatra an Antonius Grabmaal, die Brust, zerfleischt und verstümmelt, wie Oedip, seinen eigenen Körper. — Ich weiß nicht, ob es in den „Zwillingen" von Klinger ein natürliches Spiel ist, daß Guelpho den Spiegel zerschlägt, der ihm an seiner Stirne das Zeichen des Brudermordes zeigt *). Innere Gewissensangst, däucht mir, ist gegen alles Aeußere friedfertig; was sie angreift, ist lediglich der Geängstigte selbst, sonst fürchtet sie Alles, flieht und zittert, wie ein gescheuchtes Reh, vor jedem fallenden Blatt, jedem Lüftchen. Kains so wahre Rede: Soll ich meines Bruders Hüter seyn? ist freilich Trotz; aber wer erkennt nicht auf den ersten Blick das Falsche, das Erkünstelte dieses Trotzes? Wer würde nicht, wenn er die Stelle declamiren sollte, alle die zitternde Furcht in die Stimme legen, die sich in den Worten selbst so gerne verläugnen mögte?

Eine dritte Modification ist die, wo das Object zwar außer dem Menschen, aber etwas Unsinnliches ist, und so etwas Unsinnliches ist, dessen Gewährung nicht von dem freien Willen irgend eines sichtbaren Wesens abhängt; zu dessen Erreichung man sich an keinen äußern, keinen bestimmten Gegenstand wenden kann. So z. B. der Trieb nach Ehre: denn Ehre ist weiter nichts, als die Meinung der Menschen von unsern Vollkommenheiten, unsern Vorzügen **); und Meinung kann weder

*) Act. 4. Auftr. 4.

**) Diese Begriffsbestimmung faßt bloß die äußere Ehre auf. Es gibt aber auch eine innere, die in der Selbstachtung besteht, und sich, ohne Rücksicht auf das Urtheil Anderer, durch ein sittliches Bestreben, unsere eigene Anerkennung zu verdienen, zu erkennen gibt. d. H.

ertrotzt noch erbeten werden. Sind die Mittel zur Erreichung eines solchen Objects äußere sinnliche Mittel: so gilt die Begierde, weil sie sich nun auf diese Mittel ableitet, in der Mimik derjenigen gleich, die einen äußern sinnlichen Gegenstand hat; sind aber auch sie unsinnlich: so hat man die innerlich strebende Begierde. — Der ehrgeizige Held und der ehrgeizige Denker mögen meine Meinung erklären. Jener ergreift, zur Erlangung eines unsinnlichen Gutes, sinnliche Mittel; er stürzt in den Feind, klettert auf befestigte Höhen, greift nach der rühmlichen Spolie einer Fahne, stößt wüthend, was ihn hindern will, vor sich nieder. Dieser, der Denker, spannt nicht die Muskeln des Körpers, sondern, wie es Haller nennt, die Sehnen der Seele an; Alles, was er zu erreichen oder zu entfernen hat, ist innerlich in ihm selbst, in seinem Gehirne: es ist Idee, ist Erkenntniß. — —

---

13. Engel: Charakteristik des Marinelli.

(Fragment aus J. J. Engel's Schriften: Erster Band. Ueber Emilia Galotti. Erster Brief. S. 137. folg.)

Sie haben Recht, liebster Freund, wenn auch Emilia Galotti alle die Fehler hätte, die verschiedene Kunstrichter darin haben finden wollen: so würde man sie doch alle über den einzigen Marinelli vergessen. — Von der moralischen Seite betrachtet, sei er so schwarz als er wolle: ich bin der erste, ihn zu verwünschen; aber von der poetischen ist er einer der schönsten und ausgeführtesten, die nur je auf der Bühne erschienen sind.

Gleich zu Anfang erscheint Marinelli als der gewandte und verschlagene Höfling, als der niederträchtige und durch lange Uebung im Laster ausgelernte Verfüh-

rer, der er das ganze Stück hindurch bleiben wird. Das Empressement (die Bereitwilligkeit), womit er zum Dienst eilt; die leichte Art, womit er dem Fürsten Schmeicheleien sagt; die Geschmeidigkeit, womit er sich nach jedem Winde dreht, und Alles wird, was sein Vortheil in jeder Situation aus ihm haben will, der leichtsinnige, hämische, persiflirende (lächerlich machende) Witz, womit er über Appiani und Orsina herfährt; die Vorurtheile von Geburt, von Ehrenstellen, von ersten Häusern; die vollkommene Einsicht, die er sich in den Charakter des Fürsten erworben, und vermöge deren er so vortrefflich weiß, wie weit er jedesmal gehen oder nicht gehen darf, wie er ihn zu dem Punkte, wo er ihn haben will, hinbringen, oder wenn er ihm abspringt, ihn wieder zurückholen soll; die meisterhaften Wendungen, womit er dem Härtesten, was er zuweilen sagen zu müssen glaubt, das Allzuauffallende zu benehmen, und, indem er es wieder gut macht, es zu seinem größten Vortheil zu nutzen weiß; die allertiefste Verstellungskunst, womit er sich aus den schlimmsten Händeln herauszuwinden und seine wahren Absichten gegen Jedermann zu verhüllen weiß; die unbegreifliche Kälte und Gleichgültigkeit, die ihm immer völlige Besonnenheit läßt, neue Hülfsquellen zu eröffnen und neue Räder in der Maschine einzusetzen, wenn es mit den alten nicht mehr fort will; das kriechende Wesen, womit er wahre Grobheiten vom Prinzen hinnimmt, und ohne böse zu werden, sich Thor und Narr schelten läßt — — doch wie kann ich alle die einzelnen Züge herzählen, die so wohl zusammen geordnet, so fein in einander verflößt, ein so lebendiges und vollendetes Ganze geben, daß ich nie müde werde, es so zu betrachten und zu bewundern? Wenn ja der eine oder der andre dieser Züge in einzelnen Stellen weniger getroffen scheint, so liegt die Schuld wohl unstreitig an dem weniger richtigen Charakter des Prinzen, der auch auf den Charakter des Marinelli ein falsches Licht wirft.

Aber ist nicht Marinelli vielleicht ein zu schwarzer, zu ruchloser Charakter? Bricht nicht seine nichtswürdige Denkungsart in allzu ungeheure, allzu schändliche Handlungen aus? Sollte es je in der Natur einen Marinelli gegeben haben? Lessing hat selbst so viel Wahres und Gutes gegen die grundlose Bosheit geschrieben, daß es sonderbar wäre, wenn er sich diesen Fehler in seinen eigenen Werken zu Schulden kommen ließe. Aber Marinelli, deucht mir, hat zu seinen Bosheiten Gründe, die nach seinem Charakter, seinen Umständen, seinen Vorurtheilen, entscheidend genug sind; nur das könnte etwas beleidigen, daß er diese Bosheiten mit so großer Kälte und Ruhe ausführt; allein auch davon zeigt sich der hinlängliche Grund in seiner langen Gewohnheit des Lasters. Er hat es darin zu einer Art mechanischer Fertigkeit gebracht; sein Bubenstück geht ihm, wie einem geübten Künstler sein Werk von Händen, ohne daß er oft selbst mehr weiß, was und wie er es macht.

Die ehrloseste seiner Unthaten ist ohne Zweifel der Meuchelmord des Appiani. Aber schwerlich würde er so weit gegangen seyn, wenn ihn nicht seine äußerste Feigheit, seine Furcht vor einem unvermeidlichen Zweikampf, gleichsam dazu gezwungen hätte; wenigstens hat Lessing diesen Umstand mit großer Kunst im Dunkeln gelassen. Nächst diesem Morde erscheint er am häßlichsten als — ich will es mit dem Worte der Claudia sagen — als der Kuppler des Prinzen. Und zwar als ein so niederträchtiger Kuppler, dem der schändlichste Lug und Trug, dem das äußerste Verderben einer achtungswürdigen Familie nichts ist, wenn er nur dem Prinzen zu seinem Zwecke verhelfen kann. Diese Nichtswürdigkeit zu erklären, muß man sich in die ganze Situation eines Mannes, wie Marinelli, hineindenken.

[Der Dichter entwickelt nun diese Situation aus den ersten Eindrücken der Erziehung, aus den Begriffen von Hofleben, von Gnade, von der Person eines Prinzen,

von Rang, von Einfluß, von Reichthum, von Ehrentiteln, von Ordensbändern, von Schlüsseln. Dies Alles ist die höchste, ja die einzige Seligkeit solcher Menschen. Um diese zu erlangen, verüben sie solche Schandthaten als Mittel zur Befriedigung ihrer Begierden, und kommen nach und nach von einem kleinen Anfang zur höchsten Bosheit, deren Ausübung sogar durch die Cabale, den Neid und die Lust an Intriguen Nahrung und Reiz gewinnt. Und nun schließt er seine Charakteristik mit folgenden Worten:]

So, lieber Freund, erkläre ich mir den niederträchtigen Charakter des Marinelli und aller ihm ähnlichen Günstlinge. — Ich weiß nicht, wie Sie oder Andere denken; aber ich meines Orts bin einem Dichter für einen wohlgezeichneten bösen Charakter eben so sehr und oft mehr, als für den bestgezeichneten guten verbunden. Gemeiniglich lerne ich daraus mehr in Absicht der Kenntniß des Menschen, mehr in Absicht der Klugheit des Lebens, mehr in Absicht der dramatischen Kunst. Auch haben dergleichen Schilderungen unmoralischer Charaktere auf den Zuschauer eine sehr moralische Wirkung. Der Dichter, der das Laster in seiner natürlichen Häßlichkeit darstellt, bessert oft mehr als ein andrer, der nur immer rühren, immer zärtliche Thränen hervorlocken, immer durch Aufstellung sanfter, unschuldiger, großmüthiger Gemälde für die Tugend einnehmen will. Es ist wahr, man darf die Tugend nur kennen, um sie zu lieben; aber um sie recht feurig zu lieben, muß man noch mehr, muß man auch noch das Laster kennen.

Anmerkung. Diese richtige Ansicht bietet neben her Veranlassung, von dem moralischen Nutzen der Dichtkunst zu sprechen, worüber sich der Verf. in dem zweiten Bande seiner Schrift (S. 49 und folg.) in einer eignen trefflichen Abhandlung sehr gründlich erklärt hat. Der Dichter ist kein Moralist. Es ist nicht noth-

wendig, daß er auf unmittelbare Beförderung der Tugend, auf unmittelbare Erweckung edler und rechtschaffener Gesinnungen hin arbeite; das sittliche Gefühl ist nicht das einzige Vermögen der Seele, das er vervollkommnen kann und soll, es gehört nur mit in die Reihe mehrerer Kräfte, die alle geübt und erhöht sein wollen, und die Uebung der einen Kraft schließt nicht nothwendig die Uebung aller andern in sich. Aber so wie wir in Ansehung des Körpers mehr die edlern Sinne des Gesichts und Gehörs als die Sinne des Geschmacks und Geruchs schärfen: eben so soll man in Ansehung der Seele zur Unterstützung ihrer edelsten und höchsten Kräfte am liebsten wirken, nicht die untern (ästhetischen) gegen die höhern (sittlichen) empören, nicht den Kräften eine Richtung geben, die wider die Absichten der Natur ist. Der Dichter soll zwar die Phantasie stärken, aber nicht so, daß er die Vernunft zerrütte; er soll den Witz schärfen, aber nicht so, daß die geselligen Tugenden leiden; er soll die Liebe besingen, aber nicht so, daß wir ihren Ausschweifungen, oder wohl gar ihren unnatürlichen Ausartungen Beifall geben. Seine Kunst bekümmert sich nicht um die innere sittliche Güte, aber sie soll auch nicht das sittliche Gefühl beleidigen, nicht in fühlbare sittliche Häßlichkeit ausarten. Er ist ja nicht bloß Dichter, er ist auch Mensch, er ist Unterthan Gottes, Glied der Gesellschaft, Bürger des Staats, und so hat er ja auch andere Pflichten, von denen er sich nicht losmachen kann und darf. Wir, seine Leser, sind ihm nicht bloß Kunst-, sondern auch Sittenrichter, und wehe ihm, wenn ihm an dem Tadel des Sittenrichters weniger liegt als an dem Spotte des Kunstrichters. —

Ein gleichzeitiger und gleichberühmter philosophischer Schriftsteller, Joh. Aug. Eberhard (derselbe, dem wir das treffliche kritisch-philosophische Wörterbuch der allgemeinen deutschen Synonymik in sechs Bänden verdanken) hat in seinem „Handbuch der Aesthetik für gebildete Leser aus allen Ständen (Halle 1803)“ 1ster Theil, S. 254

und flg. über denselben Gegenstand gesprochen. Er nennt das Ethische, das sich mit der Poesie mischen soll, die ästhetische Sittlichkeit, und sagt darüber unter andern folgendes: „Eine Physiognomie ist nie interessanter, als wenn man darin eine himmlische Neigung entdeckt, die eine Leidenschaft bekämpft. So scheint uns die Schamhaftigkeit so liebenswürdig auf einem jungfräulichen Gesichte, weil sie der Kampf der stärksten aller liebenswürdigen Leidenschaften mit einem erhabenen Gefühl ist. Dieser Kampf einer schönen sittlichen Neigung giebt der züchtigen Venus von Medicis ihre Grazie, so wie uns der Anblick einer großen Gesinnung in dem sterbenden Fechter rührt, der fallend noch in dem Augenblick, da ihn der Tod ergreift, die Sorge für seinen Ruhm nicht verliert. — Wie aber das Sittliche in dem Bilde gefällt, so und noch mehr gefällt es in den Handlungen und Gesinnungen. Wodurch macht uns Sophokles seinen Oedipus zu dem interessantesten Charakter des Alterthums, als durch seine Vaterlandsliebe, durch den Eifer, seinen Staat von dem Verderben zu retten, wovon er selber das Opfer wird? Was macht uns den Orestes theuer, als seine kindliche Liebe zu einem verehrten Helden, der sein Vater ist? — Wenn diese Sittlichkeit, dieses Gefühl der Pflicht mit einer Neigung zu kämpfen hat, so gewährt sie uns, sey es auf der Schaubühne oder in dem epischen Gedicht, nicht allein das anziehendste, rührendste Schauspiel, sondern es verlängert auch dieses Schauspiel mit immer steigendem Interesse. So ist es in der Chimene der Kampf der Liebe gegen den Cid mit der Pflicht gegen ihren Vater, in der Andromache der Kampf der ehelichen Treue mit der mütterlichen Zärtlichkeit, in der Zaire der Kampf der Religion mit der Liebe, der der Handlung eine so interessante Dauer gibt. — Wir haben so oft die Kunst bewundert, mit welcher Shakespeare die Unentschlossenheit Hamlets durch alle fünf Aufzüge dauern läßt, ohne daß das Interesse einen Augenblick

sinkt. Was macht aber diesen Charakter so anziehend, als sein zartes sittliches Gefühl, und was gibt seinem Werke die interessante Dauer, als der Kampf der Ungewißheit über das Verbrechen seines Oheims und seiner Mutter mit der Liebe zu einem verehrten Vater?

Ich verlange aber von der Kunst nur die ästhetische, nicht die rein-vollkommne, höchste Sittlichkeit. Jene hat einen viel weitern Gesichtskreis, oder sie bewegt sich in einer viel weitern Empfindungssphäre als die reine. Diese kann nur das endliche, späte und vom Menschen vielleicht nie erreichte Resultat der immer fortschreitenden Veredelung des Menschen zu dem höchsten Gipfel der Humanität seyn. Innerhalb ihrer Grenzen aber liegen unendlich viel niedrigere Stufen, die alle mit der äußern und innern Cultur im genauesten Verhältniß stehen. Diese haben immer ihre Grade von Sittlichkeit, womit sie auf das Gefühl wirken, und es zu Liebe, Ehrfurcht und Bewunderung wecken.

Handlungen, Gesinnungen, Charaktere eines heroischen Zeitalters, die uns auch jetzt noch zur Bewunderung stimmen, haben eine sittliche Größe, die, so roh sie ist, und so sehr sie unter unserm gegenwärtigen höhern Ideale steht, dennoch nach dem rohern Gefühle ihres Zeitalters das Höchste in seinem sittlichen Gesichtskreise ist. So sinnlich das sittliche Gefühl in den homerischen Gedichten seyn mag, so stellt es uns doch Tapferkeit, Vaterlandsliebe, Heldenmuth, sich aufopfernde Freundschaft in den männlichen Charakteren dar, so wie Weiblichkeit, eheliche und mütterliche Liebe, Häuslichkeit und hohe, reine Einfalt der Sitten und des Lebens in den weiblichen.

Wenn uns die Schaubühne auch Verbrechen und Laster vorführt, so dürfen sie doch, so verabscheuungswürdig sie sind, nicht verächtlich seyn. Die Quellen der Verbrechen müssen eine der Sittlichkeit ähnliche Größe haben, und die Laster müssen selbst die Laster starker Seelen und von großen Eigenschaften begleitet seyn. Geiz, Neid, Feigheit

sind unter aller dramatischer Würde, weil sie die Leidenschaften der niedrigsten Seelen sind. Was den Tyrannen auf der Bühne adeln soll, muß ein Laster seyn, das eine Größe hat, die ihn über das Gemeine erhebt; er muß ehrgeizig, stolz, herrschbegierig, unerschrocken, klug und geistvoll seyn. — Es giht unter den berühmtesten dramatischen Charakteren schwerlich ein verhaßteres Ungeheuer als Shakespears Richard der Dritte. Der große Dichter erspart ihm keine Freveltat, er verunstaltet ihn mit allen Tyrannenlastern, er kleidet ihn selbst in die Form der Häßlichkeit; aber er läßt ihn nicht bis zur Verächtlichkeit sinken. Denn seine Laster sind Ehrgeiz, Herrschbegier, und seine Verbrechen werden mit Unerschrokkenheit, Klugheit und überlegenem Verstande ausgeführt.

Das sind allerdings nur schwache Schatten von sittlichen Eigenschaften und Tugenden, aber diese Schatten sind Wahrheit und Realität in der sinnlichen Sittenlehre des unbelehrten Gefühls, und als solche imponiren sie durch ihre Größe auf der Schaubühne selbst dem gebildeten Zuschauer.

So weite Grenzen hat das Reich der ästhetischen Sittlichkeit! Und nur diese sind es, worin die Kritik die Kunst einschränkt.

---

14. Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den Griechen.

(Bruchstück aus J. G. Herder's Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern, da er geblühet. Zweite Ausg. Berlin 1780, S. 261 u. flg.)

Wenn wir nach den Ursachen forschen, aus denen sich der Geschmack*) unter den Griechen erzeugt,

*) Herder erklärt sich im Vorhergehenden über den Begriff dieses Worts dahin: Genie ist im Allgemeinen eine Menge in-

und zu solcher Höhe erhoben hat: so sind wir auf dem Wege, die Geschichte des verfallenden Geschmacks zu ersehen. Jene Veranlassungen wirkten, wie Alles unter dem Monde, nicht ewig: es traten andere schädliche an ihre Stelle, und der Geschmack sank. Er sank selbst bei dem Volk, bei dem er am meisten Natur war.

1. Homer entstand im schönen Griechischen Jonien in einem Zeitalter, da er die ersten Schritte zu einer feinern Bildung sah, und von den starken Sitten der frühern Welt in lebendigen Sagen hörte. Die Heldenfabeln lebten damals im Munde der Griechen, und nahmen in einer Zeit, wo Schrift und Prosa noch nicht erfunden war, von selbst eine dichterische Gestalt an. Der Heldenzug der Griechen vor Troja war ihnen ein Nationalgegenstand, wie es ihnen einst der Zug der Argonauten gewesen war; nur war dieser Gegenstand ihnen heller, näher und stärker. In ihm lagen die Keime abgesonderter Helden- und Freiheitsstaaten in jenen großen Bildern ihrer Könige vor Troja: zehn Dichter hatten ihn gesungen. Homer sang ihn auch auf eine eben so natürliche, und dazu seinem Zeitalter die angenehmste und mildeste Weise. Die Griechische Sprache trieb damals in Asiatischer Himmelsluft Blüthen: die Mythologie formte sich zu einer schönen, menschlichen Gestalt, die Leidenschaften der Menschen wirkten freier, ihre Seele war offen; Homer sang sie, wie er sie sah und hörte, und seine Gesänge blieben im Ohr und Munde der Nachwelt. Lykurg sammelte sie endlich, da eben das Zeitalter der Griechischen Bürgerkultur anbrach, und so wurden sie mit der Zeit ein Codex der Sitten, der Gesetze, ja der ganzen Geschmackslehre in den Städten;

---

oder extensiv strebender Seelenkräfte; Geschmack ist Ordnung in dieser Menge, Proportion (Gleichmaß) und alle schöne Qualität jener strebenden Größen.

Ho-

Homer ward Vater des Griechischen Geschmacks auf die natürlichste Weise. Eine Reihe schicklicher Veranlassungen bildete ihn, und Griechenland ward für ihn gebildet.

2. Eben so natürlich entstand das Griechische Drama in aller Blüthe seines Geschmacks. Aus Heldenfabeln und Spielen, aus Musik, Zeitvertreib und Gottesdienst (Alles auf Griechische Art gefühlt, gemischt und behandelt) stieg jene Bühne hervor, auf der Aeschylus, Sophokles und Euripides ihre Wunder wirkten. Alle Bestandtheile, die Aristoteles aufzählt: Handlung, Sitten, Meinungen, Musik, Sprache, Verzierung lagen im Keime der Entstehung des Griechischen Drama, und waren kein Schulgeheimniß. Das Wesen des Gedichts, die Vorstellung einer Handlung, war zugleich Probestein des Ganzen, und was dahin nicht wirkte, war Fehler. Jeder edle Mann von Griechischer Bildung war, wie man aus den Wettstreiten siehet, darüber Richter, und auch dem Inhalt und der Wirkung nach war die Griechische Bühne eine lebendige Angelegenheit eines solchen Publikums, wie Athen war. Die ganze Dramaturgie des Aristoteles ist gleichsam dem Munde des Volks entnommen, so wie in den Nordischen Gerichten erwählte Schiedsrichter der Gemeine jedesmal nach der Natur der Sache über sie erkannten. Kurz, das Griechische Drama war eine Naturblume der Zeit, aus Veranlassungen des damals lebendigen Geschmacks hervorgewachsen, wie Jahrhunderte vorher die Mährchen und Rhapsodien. Sophokles entstand wie Homer, und Pindar wie alle beide.

3. Die Griechische Redekunst nicht anders. Sie war in den Republiken eine öffentliche Anstalt und Triebfeder: Gemeingeist, öffentliche Rathschlagung über Geschäfte des Staats, kurz die Verfassung der Griechischen Republiken war ihr Element. Da gab es eben

sowohl zu öffentlichen Vorträgen, als zu Geschäften geborne Männer; die damalige Philosophie, Erziehung und Uebung ging ebenfalls dahin, aufs Leben der Republik, auf Sinnesart und Thätigkeit des Bürgers. Die Griechische Sprache war in ihrer schönsten lebendigen Form; alle äußere Anstalten trieben zu eben dem Zweck; sie weckten, sie bildeten und belebten. Da gab's also Perikles, Alcibiades, und einen Demosthenes, noch ehe die Flamme verlöschte. Naturgeist einer Griechischen Republik der Lehre wohnte in den Reden Griechischer Redner.

4. Die Kunst endlich, die das weiteste Feld von Veranlassungen hatte, ging eben die Bahn. Die Bildung der Griechen, ihr Gefühl für Wohlgestalt, für leichte Handlung, Lust und Freude, ihre Mythologie und Gottesdienst, die Liebe zur Freiheit, die ihre tapfern Männer und edlen Jünglinge belohnte, und mehrere Ursachen, die Winckelmann vortrefflich entwickelt hat, schufen ihre Kunst zur Blume der Schönheit; sie war eine, lebendige, veredelte Griechische Natur, wie alle vorige Produkte.

Was folgt aus dem Allen? Ein sehr einfacher Satz, den man sich immer gar zu gern als künstlich und vielfach denkt: nämlich, der gute Geschmack war bei den Griechen in ihren schönsten Zeiten eine so natürliche Hervorbringung, als sie selbst, als ihre Stammes- und Lebensart, als ihre Situation und Verfassung waren. Er existirte, wie Alles, zu seiner Zeit und an seinem Orte, zwanglos, aus den simpelsten Veranlassungen durch Zeitmittel, zu Zeitzwecken: und da diese schöne Zeitverbindung aus einander ging, schwand auch das Resultat derselben, der Griechische Geschmack.

Hätte jemand der Griechen Homer seyn wollen, unter Umständen, da kein Homer sein konnte, gewiß ist's, daß er nur ein falscher Homer geworden wäre.

Apollonius unter den Ptolemäern ist davon Zeuge. Er trat ins Schiff der Argonauten; wie kam er dahin? weshalb bestieg ers? konnte und wollte ihm jemand nachsteigen? Sein Zeitalter lieferte ihm dazu weder Sitten noch Sprache, weder Inhalt noch Ohr, noch Zweck, noch Empfindung: er ward also ein todter Nachahmer; er sang außer seinem Elemente. Hätten die Griechen früher so angestrebt und gesungen, was ihnen zu singen nicht gebührte, so hätte auch der gute Geschmack so lange nicht geblühet. Ihr guter Genius bewahrte sie aber vor dieser Bahn des unnützen, kraftlosen Neides. Sie sangen, worüber sie Herren waren; die Dichtkunst rückte mit dem Zeitalter weiter; sie folgten Homer, indem sie sich von ihm entfernten.

Sobald die Zeit entwich, da die Triebfedern des guten dramatischen Geschmacks zusammen gewirkt hatten, sank dieser mit ihnen. Die Gegenstände der Bühne aus dem Kreise der Griechischen Fabel, den sie den Cyklus nannten, waren erschöpft: man wählte schlechtere, oder behandelte die vorigen neu, das ist schlechter. Der erste glückliche Blick war von den Meistern des Drama geschehen; die Muster standen da und verschatteten den Nachfolgern die Sonne. Man ahmte nach, statt frei zu behandeln, und eine zwischen Freiheit und Knechtschaft getheilte Seele wirkt nie ganz und edel. Da der Geschmack nur im ganzen, freiwirkenden Genie lebet, so wich man natürlich um so mehr von ihm ab, je mehr man ihm in Regeln und Vorurtheilen auf eine todte Weise nachstrebte. Auch die Umstände des Volks hatten sich geändert. Was voraus Angelegenheit des Publikums gewesen war, ward Spiel einer unmäßigen Liebhaberei. Man ließ Tage hinab mit Schauspielen wetteifern, da dann durch die Menge der Speisen der Gaum gewiß den Geschmack verlor und schon der unersättliche Hunger von Krankheit zeugte. Wie sich der Theater- und Freiheitsgeist des Volks verlor, hatte die

Bühne ihr Element verloren; der gute Geschmack lebte also in alten Resten, und zwar zu neuen Hervorbringungen todt, wie man bereits die Keime zu diesem Verfall in Aristoteles Poetik selbst siehet.

Mit der Redekunst ging es eben so. Als die Freiheit der Griechen sank, war auch ihr Feuer dahin: in Demosthenes war es, wie in der letzten Noth, eine auflodernde Flamme gewesen. Die Redekunst kroch in Schulen oder in enge Gerichtsschranken, sie krümmte sich im Staube und verstummte.

Die Kunst, die ein größer Feld von Veranlassungen, zudem einen sehr sinnlichen, anschaubaren, und beinah mechanischen Zirkel hatte, konnte sich länger und auch im Vorhofe der Monarchie noch erhalten, so lange sie entweder keine Sklavin war oder unter einem guten Joch diente. Der gute Geschmack in ihr war gleichsam fixirt, und da bei ihr Alles auf Uebung und Nachahmung beruht, so konnte ihr diese nicht schaden, sondern erhielt sie. Viel Anwendung der Kunst, z. B. zur Verehrung der Gottheiten und idealischen Bildsäulen, blieb, und die Achtung der Künstler gewann an liebhaberischen Höfen, so wie auch Sieg und Reichthum ihr mehr Materialien schaffte. Die Kunst also dauerte über das Zeitalter der Griechischen Freiheit und Staatswirksamkeit hinaus, nur aber, wie man offenbar siehet, aus Samenkörnern voriger Zeiten. Wären diese nicht längst voraus gepflanzt und gepflegt worden, so hätten sie jetzt diese Gestalt nicht gewonnen. Auch die Kunst hatte ihre schönste Zeit gehabt, da sie am meisten Nationalblüthe und lebendige Griechische Natur war, in den Zeiten des Wohlgeschmacks, des Ruhms, der politischen Wirksamkeit und Freiheit, zwischen dem Persischen und Peloponnesischen Kriege. Später brannte sie nur ruckweise und aus vorigen Funken. So ging's mit dem Griechischen Geschmack bis auf seine kleinsten Produktionen.

Das Zeitalter Alexanders also, so blühend es für die Gegenwart schien, so tief untergrub's den Griechischen Geschmack in seinen ersten Quellen. Sobald der republikanische Gemeingeist der Griechen, ihre leichte Art, mit Lust und Freude zu wirken, hin war: was sollte nun blühen? Dichtkunst, wo keine Sitten und Leidenschaften für die offne Muse mehr waren? Oder Redekunst des thatvollen, muthigen Herzens, wo keine Selbstwirksamkeit, keine politische Freiheit mehr war? Selbst die Geschichte gerieth in Fesseln; und Alexander hat für seine Thaten keinen Xenophon oder Thucydides gefunden, weil zu beiden es gehörte, daß kein Alexander da seyn mußte. Die Kunst blühete hie und da, und dann und wann an Höfen: diese waren aber Treibhäuser und nicht mehr Gärten der Natur. Die Komödie verfeinte sich mit Menander, eben weil sie sich jetzt an feinem Spiel begnügen konnte. An Ptolemäus Hofe gab's ein Siebengestirn von Dichtern, die aber auch der Größe nach ein Siebengestirn waren. Der einige Theokrit, der sich ins Schäferleben, von welchem immer Reste alter Unschuld und Wahrheit überbleiben, zurück verirrete, fand einigermaaßen eine wahre Sphäre: den andern fehlte es offenbar an Inhalt, Muse, und an freiem, lebendigen Raum zu wirken. Die Dichtkunst wartete im Vorgemach auf, sie schnitzelte Becher und Blumen, wenn sie nur gefallen konnte, oder suchte durch Kunst, durch Zwang, durch Schmeichelei und Gelehrsamkeit ihren Mangel zu ersetzen, das ist, Alles zu verderben. Selbst die Griechische Sprache verfiel, da sie in andre Länder wanderte; und die Länder, wohin sie wandern mußte, waren leider Asien und Aegypten, in denen so viel Schwärmerei, so manches Gift keimte. Bis ins Herz von Persien und Indien waren Griechen verstreuet. Geistige, überspannte Ideen der Perserphilosophie und des neuen Hellenismus gährten also vom Caucasus bis nach Lybien zusammen: der Griechische Geschmack verlor sein Anschaubares, seine

schöne Sinnlichkeit und Reinheit; ja er wäre ein Ungeheuer geworden, wenn er nicht bald durch etwas anders verdrängt wäre. Der naturvolle Charakter der Griechen war aber nicht bestimmt, bis zum Ungeheuer erniedrigt zu werden, er erhielt sich, auch in seinem Verfall, noch Spuren voriger Schönheit. Noch bis auf den heutigen Tag haben die Griechen eine Anlage zum guten Geschmack von Natur: Leichtigkeit und eine feine Organisation, insonderheit Lust und Freude bewahren sie vor der Unnatur, der Pest des guten Geschmacks. Man sieht aus allen Nachrichten, daß nur der Genius einer schönen Zeit, die vielleicht nur Einmal in der Welt gewesen, von ihnen gewichen ist, und mit dem glücklichen Zusammentreffen von Umständen schwerlich je wieder kommen dürfte. Kurz, der Griechische Geschmack war die schöne Nationalblume ihrer freien Wirksamkeit, ihres schönheittrunknen Genie's, ihres hellen treffenden Verstandes; als der schönen Blume Boden, Saft, Nahrung, Aether fehlte, und verpestende Winde wehten, starb sie.

---

15. Ueber die Bildung des Geschmacks.

(Herder's Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern. Zweite Ausg. Berlin 1789. — S. 309 bis 319.)

I. Muß der, welcher den Geschmack am sichersten pflegen will, das Genie, d. i. Kräfte der Natur pflegen: so siehet man, ist Erziehung die erste Triebfeder des guten Geschmacks. Aber Erziehung mit Geschmack, zum Geschmack, die Ausdrücke haben gar zu viel Mißdeutungen und lächerliche Anwendungen, als daß sie nicht noch näher bestimmt werden müßten.

Zum Geschmack erziehen, heißt nicht Geschmack predigen, über den Geschmack murren, sondern ihn zeigen, damit an die Seele bringen, ihn von Jugend auf melodisch und thätlich lehren, oder mit andern Worten, in die Kräfte eines Zöglings mit sanft fortgehendem, nie nachlassendem Schwunge, Ordnung bringen, der Seele desselben einen hellen, freien und leichten Blick, seinem Herzen ein sanftes Gefühl des Schönen und Guten mit Vernunft und Wahl begleitet, geben: das ist so wenig Wort und so ganz Pädagogie, schweigende That und Führung, als Etwas seyn kann. Die Seele soll in allen Kräften und Kraftanwendungen konson gestimmt werden, wie die Leier Apollo's. In Empfindungen, Sitten und Handlungen soll nicht weniger Geschmack herrschen, als in Kenntnissen der Phantasie oder des Verstandes; denn in Büchern und Schriftexercitien ist immer nur der Schatten des Rosses, aber nicht das Roß sichtbar, mit allen seinen Kräften. Ist der Grund nicht tiefer gelegt, so reißt nachher eine heftige Neigung die Phantasie sowohl, als das Kunstgedächtniß hin; ist aber die ganze Seele gebildet, so muß der Geschmack in jeder Kunst, wenn sie geübt wird, den andern gebildeten Kräften wohl folgen.

Wie schwer aber die Bildung des Geschmacks in einem verderbten Zeitalter werde, ist unsäglich. Dem Zöglinge kommen lauter Gegenstände vor Augen, die ihm immer den richtigen Wink und Anstoß verderben; das Bäumchen steht am Wege, wo jeder rohe Fuß darüber hinfährt. — Das ist auch die Ursache, warum wir mit aller Theorie nie ein Griechenland des Geschmacks aufwecken können. Klima, Sitten, Gebräuche, selbst geistige Zwecke widersetzen sich, und wollen die schöne Sinnlichkeit zerstören; unsre edelste Tugend selbst scheint sich ihren Schranken zu entziehen. Der Geschmack wird uns also immer eine

subordinirte Sache bleiben müssen, die höherer Ursachen wegen aufgeopfert werden darf; und bei den Griechen war sie ein natürliches Kleid, ja der Körper der Tugend.

Jede Mühe also, die auf Einigung des Geschmacks mit dem Verstande, der Lebensart und Gewohnheit angewandt wird, ist unschätzbar; und hier kommt uns der vorige Grundsatz, daß nichts in der Natur vergebens geschehe, vortrefflich zu Hülfe. Quintilian, der Lehrer des Geschmacks, strebte über sein Zeitalter hinaus: die alten Muster des Geschmacks noch mehr; Wahrheit- und Tugendschöne ist wie das Sonnenlicht, unwandelbar, wirksam und erwärmend. Wären in jedem Zeitalter nur drei große und gute Männer, die mit vereinigten Kräften ganz wirkten, sie könnten Wunder thun, oder doch wie jene drei Gerechte eine Stadt vor dem völligen Verfall des Geschmacks und der Tugend sichern.

Mich dünkt, wir sind hierin an der Schwelle einer so entwölkenden, heitern Zukunft. Wenn Vernunft auch in die Gegenden hindringt, wo man sonst nur mechanisch empfand, und anordnete, wenn diese Vernunft sich einst von ihrer Ueberspannung erholet, und (ein noch größerer Wunsch!) mit Neigung und Gewohnheit zum allgemeinen Geschmack des Lebens gattet; wohl alsdann dem Namen der Vorwelt, der hiezu, und zwar in den tiefsten Quellen der Gewohnheit, Denkart und Neigung, d. i. in der Erziehung beitrug! Ein besser erzogner Prinz, eine wohlgegründete, reinere Anstalt, eine schweigenthätige Niederlage des guten Geschmacks ist ein Tempel, der kommenden bessern Menschheit heilig!

II. Selbst die eigentlich so genannten Werke des Geschmacks, die Muster der Alten, können in der gewohnten Erziehung, diese auch nur als Sphäre des Lernens betrachtet, oft die ärgsten Anlässe des Unge-

schmacks, des Ekels und der Verführung werden; ja was man an deren Stelle setzt, nimmt oft einen noch ärgern Ausweg.

Wenn ich einen Künstlerknaben Jahre lang am Werkzeuge schnitzeln lehre, daß er die Natur selbst nie einmal zu Gesichte bekommt: so ist er statt eines Bildhauers der ärgste Tagedieb geworden und hat dazu sein Werkzeug zerschnitzelt und auf immer verderbet. So gehts den Schulmeistern und Phrasesdrechslern bei Cicero und Homer. Nicht bloß, daß sie keine Homere und Cicerone bilden (dazu gehörte noch sehr viel): ihre arme Gefangne haben den Cicero und Homer selbst nie gesehen, ja sich an ihnen verekelt, um sie ewig nicht sehen zu wollen. Motten haben sie also gebildet, den Homer und Cicero etwa in Phrases zu zernagen; sie haben Buben gebildet, die statt zu malen, die Farbe vom Gemälde kratzen, oder die Paniere des guten Geschmacks zu Stangen brauchen, womit sie Vogelnester stören. Mitten unter Schönheiten der Alten wird sodann das Gefühl für die Schönheit verhärtet, und der Geschmack mit Gewalt gezwungen, daß er sich verwahrlose und nach elenden, kindischen, unsinnigen Zwecken laufe.

Die Gegenarznei, die diesem heillosen Ungeschmack entgegen wirken soll, hat Alles noch mehr verderbet. Realien solltens seyn, womit die Jugend als ein Kornboden überschüttet würde; und denn freilich kann sie nie ein blühender Pflanzgarten werden. Schon Bako hat geklagt, wie aus der Wissenschaft nichts werden könne, wenn man in ihr nur immer das Nützliche, unmittelbar jetzt Nützliche suche, und wenn dies bei der Erziehung selbst geschieht, so verliert dadurch ein ganzes menschliches Leben. Nicht Was, sondern Wie es die Jugend lerne, ist das Hauptstück der Erziehung. Geschmack, d. i. Ordnung, Maaß, Harmonie aller Kräfte ist die Leier Amphions oder Orpheus,

nach der sich Steine zum ganzen Baue beleben. Wer, unter welchen Vorwänden es sey, der Jugend die Werke der Alten aus den Händen bringt, (was er ihnen dafür auch von seinen Sächelchen in die Hand gebe, Encyklopädie, Lehrbuch, Regel, Realie), er kann den Schaden mit Nichts ersetzen. Das war Julians Kunststück, wodurch er seinen Feinden die tiefste Wunde schlagen wollte.

„Aber Genie! das Genie wird sich von selbst bil„den; oder der Geschmack und die Werke der Alten „können es gar verderben!" Ein böser Dämon hat diesen Grundsatz erfunden, der die häßlichste Lüge ist. Ein Genie, das der Geschmack verderben kann — fahre es hin! gut, daß es selbst verdirbt, statt es andre mit verderbe. Wer nach rechtschaffner Lesung der Alten (nicht, wie sie freilich meistens gelesen werden) schlimmer ist, als er war, der sey schlimmer! an ihm ist nichts verloren. „Shakespear! Shakespear!" ruft man — und was denn Shakespear? Hatte Shakespear keinen Geschmack, keine Regeln? Mehr, als jemand; nur es war Geschmack seiner Zeit, Regeln zu dem, was Er erreichen konnte. Hätte er mit seinem Genie in den Zeiten der Alten gelebt, glaubt ihr, daß er den Geschmack mit Füßen würde von sich gestoßen haben? oder würde er dadurch schlechter geworden seyn, als er itzt ist? Aber freilich ist's ein jämmerliches Wort, Geschmack, nach einem Kompendium, auf einer Eselsbrücke von Vorlesung über die schöne Natur, hergeplaudert. Der wahre Geschmack wirkt durch Genie, und ein edles Genie ist immer wie ein Stern im Dunkeln. Licht strahlt nur Licht ab, eine Sonne nur Sonne.

III. Aber endlich ist freilich die größeste, beste Schule des guten Geschmacks das Leben. Wenn da giftige, unterdrückende Schatten stehen, wehe der zarten Sprosse! Wenn da Lustseuchen des guten Geschmacks herrschen, daß die gute Luft gar enge wird — wehe dir, rascher, begehrender Jüngling!

Wie Knechtschaft die Seele unterdrücke; wie die Begierde, reich zu werden, den Geschmack vergifte; wie endlich der Hunger nach Brot Alles Edle in den Staub trete und zerknirsche: darüber spricht Longin statt meiner.

Wie Ueppigkeit, Sklaverei, Scheu gegen Wahrheit, gegen Mühe, Verdienst und Ehre ein Abgrund sey, aus dem nichts Gutes erwachse: darüber klagt der Verfasser des Gesprächs über den Verfall der Beredsamkeit, mit edlem Römerherzen. Was hilfts, unfruchtbar nachklagen?

Wenn in manchen Ständen und Berufsarbeiten der Name Geschmack noch ein Vorwurf ist: eilt hinzu, rottet die Dornen auch mit blutigen Händen aus, und der Geschmack wird über neue Provinzen herrschen.

Wenn alte Gewohnheit, Neid und Kabale sich mit Schwefelfackeln in der Hand vereinigen; wohl auch die Guten können sich vereinigen! das Licht der Sonne ist stärker, als die Schwefelfackel.

Wenn verführende Muster des Geschmacks herrschen: sprecht ihnen entgegen, warnt eben an ihren Fehlern, oder vielmehr, wenn ihr könnet, sprecht mit der überwindenden Beredsamkeit des stillen bessern Musters.

Endlich da Freiheit und Menschengefühl doch allein der Himmelsäther sind, in dem alles Schöne und Gute keimt, ohne den es hin ist und verwesel: so lasset uns mehr nach diesen Quellen des Geschmacks, als nach ihm selber streben. Er ist doch nichts, als Wahrheit und Güte in einer schönen Sinnlichkeit, Verstand und Tugend in einem reinen der Menschheit wohlanständigen Kleide. Je mehr wir also die Humanität auf die Erde rufen, desto tiefer arbeiten wir an Veranlassungen, daß der Geschmack nie mehr eine bloße Nachahmung,

Mode oder gar Hofgeschmack, auch selbst nicht mehr ein Griechisches und Römisches Nationalmedium, das sich bald selbst zerstöret, sondern mit Philosophie und Tugend gepaart, ein dauerndes Organum der Menschheit werde.

---

16. Wie gelangt man zu einem guten Vortrag seiner Empfindungen?

(Aus Möser's patriotischen Phantasien. Bd. IV. S. 3—8.)

Ihre Klage, liebster Freund, daß Sie sich in Ausdruck und Vorstellung selten ganz vollkommen genug thun können, wenn Sie eine wichtige und mächtig empfundene Wahrheit andern vortragen wollen, mag leicht gegründet seyn; aber daß dieses eben einen Mangel der Sprache zur Ursache habe, davon bin ich noch nicht überzeugt. Freilich sind alle Worte, besonders die todten auf dem Papier, welchen es wahrlich sehr an Physiognomie zum Ausdrucke fehlt, nur sehr unvollkommene Zeichen unsrer Empfindungen und Vorstellungen, und man fühlet oft bei dem Schweigen eines Mannes mehr, als bei den schönsten niedergeschriebenen Reden. Allein auch jene Zeichen haben ihre Begleitungen für den empfindenden und denkenden Leser, und wer die Musik versteht, wird die Noten nicht sklavisch vortragen. Auch der Leser, wenn er anders die gehörige Fähigkeit hat, kann an den ihm vorgeschriebenen Worten sich zu dem Verfasser hinauf empfinden, und aus dessen Seele alles herausholen, was darin zurückblieb. Eher möchte ich sagen, daß Sie Ihre Empfindungen und Gedanken selbst nicht genug entwikkelt hätten, wenn Sie solche vortragen wollen. Die mehrsten unter den Schreibenden begnügen sich damit, ihren Gegenstand mit aller Gelassenheit zu überdenken, sodann eine sogenannte Disposition zu machen, und ihren

Satz darnach auszuführen; oder sie nützen die Heftigkeit des ersten Anfalls, und geben uns aus ihrer glühenden Einbildungskraft ein frisches Gemälde, das oft bunt und stark genug ist, und doch die Wirkung nicht thut, welche sie erwarteten. Aber so nöthig es auch ist, daß derjenige, der eine große Wahrheit mächtig vortragen will, dieselbe vorher wohl überdenke, seinen Vortrag ordne, und seinen Gegenstand, nachdem er ist, mit aller Wärme behandle; so ist dieses doch noch der eigentliche Weg nicht, worauf man zu einer kräftigen Darstellung seiner Empfindungen gelangt.

Mir mag eine Wahrheit, nachdem ich mich davon aus Büchern und aus eignem Nachdenken unterrichtet habe, noch so sehr einleuchten, und ich mag mich damit noch so bekannt dünken: so wage ich es doch nicht, sogleich meine Disposition zu machen, und sie darnach zu behandeln; vielmehr denke ich, sie habe noch unzählige Falten und Seiten, die mir jetzt verborgen sind, und ich müßte erst suchen, solche so viel möglich zu gewinnen, ehe ich an irgend einen Vortrag, oder an Disposition und Ausführung denken dürfe. Diesemnach werfe ich zuerst, sobald ich mich von meinem Gegenstande begeistert und zum Vortragen geschickt fühle, alles, was mir darüber beifällt, aufs Papier. Des andern Tages verfahre ich wieder so, wenn mich mein Gegenstand von neuem zu sich reißt, und das wiederhole ich so lange, als das Feuer und die Begierde zunimmt, immer tiefer in die Sache einzudringen. So wie ich eine Lieferung auf das Papier gebracht, und die Seele von ihrer ersten Last entledigt habe, dehnt sie sich nach und nach weiter aus, und gewinnt neue Aussichten, die zuerst noch von nähern Bildern bedeckt wurden. Je weiter sie eindringt, und je mehr sie entdeckt, desto feuriger und leidenschaftlicher wird sie für ihren geliebten Gegenstand. Sie sieht immer schönere Verhältnisse, fühlt sich leichter und freier zum Vergleichen, ist mit allen Theilen bekannt und ver-

traut, verweilet und gefällt sich in deren Betrachtung, und höret nicht eher auf, als bis sie gleichsam die letzte Gunst erhalten hat.

Und nun, wenn ich so weit bin, womit insgemein mehrere Tage und Nächte, Morgen- und Abendstunden zugebracht sind, indem ich bei dem geringsten Anschein von Erschlaffung die Feder niederlege, fang' ich in der Stunde des Berufs an, mein Geschriebenes nachzulesen, und zu überdenken, wie ich meinen Vortrag einrichten wolle. Fast immer hat sich während dieser Arbeit die beste Art und Weise, wie die Sache vorgestellt seyn will, von selbst entdeckt, oder wo ich hierüber noch nicht mit mir einig werden kann: so lege ich mein Papier bei Seite, und erwarte eine glücklichere Stunde, die durchaus von selbst kommen muß, und leicht kommt, nachdem man einmal mit einer Wahrheit so vertraut geworden ist. Ist aber die beste Art der Vorstellung, die immer nur einzig ist, während der Arbeit aus der Sache hervorgegangen: so fang ich allmählig an, alles, was ich auf diese Art meiner Seele abgewonnen habe, darnach zu ordnen, was sich nicht dazu fügen will, wegzustreichen, und jedes auf seine Stelle zu bringen.

Insgemein fällt alles, was ich zuerst niedergeschrieben habe, ganz weg, oder es sind zerstreute Einheiten, die ich jetzt nur mit der herauskommenden Summe zu bemerken nöthig habe. Destomehr behalte ich von den folgenden Operationen, worin sich alles schon mehr zur Bestimmung geneigt hat, und der letzte Gewinn dient mehrentheils nur zur Deutlichkeit und zur Erleichterung des Vorrrags. Die Ordnung oder Stellung der Gründe folgt nach dem Hauptplan von selbst, und das Kolorit überlasse ich der Hand, die, was die erhitzte Einbildung nunmehr mächtig fühlt, auch mächtig und feurig mahlt, ohne dabei einer besondern Leitung zu bedürfen.

Doch will ich eben nicht sagen, daß Sie sich sogleich hierin selbst trauen sollen. Jeder Grund hat seine ein-

zige Stelle, und er wirkt nicht auf der einen wie auf der andern. Gesetzt, ich wollte Ihnen beweisen, daß das frühere Disponiren sehr mißlich sey, und finge damit an, daß ich ihnen sagte: „Garrik bewunderte die Clairon, als Frankreichs größte Actrice, aber er fand es doch klein, daß sie jeden Grad der Raserei, worauf sie als Medea steigen wollte, vorher bei kaltem Blute und in ihrem Zimmer bestimmen konnte:" so würden Sie freilich die Richtigkeit der Vergleichung leicht finden, aber doch nicht alles dabei fühlen, was ich wollte; daß Sie dabei fühlen sollten. Garrick disponirte seine Rolle nie zum voraus, er arbeitete sich nur in die Situationen der Person hinein, welche er vorzustellen hatte, und überließ es dann seiner mächtigen Seele, sich seiner ganzen Kunst nach ihren augenblicklichen Empfindungen zu bedienen. Und das muß ein jeder thun, der eine mächtige Empfindung mächtig ausdrücken will.

Das Koloriren ist leichter, wenn man es von der Haltung trennt; aber in Verbindung mit derselben schwer. Hierüber lassen sich nicht wohl Regeln geben; man lernt es bloß durch eine aufmerksame Betrachtung der Natur und viele Uebung, was man entfernen oder vorrücken, stark oder schwach ausdrücken soll. Das Mehrste hängt jedoch hiebei von der Unterordnung in der Gruppirung ab, und wenn Sie hierin glücklich und richtig gewesen sind; so wird die Verschiedenheit des Standorts, woraus die Leser, wofür Sie schreiben, Ihr Gemählde ansehen, nur eine allgemeine Ueberlegung verdienen.

Unter Millionen Menschen ist vielleicht nur ein einziger, der seine Seele so zu pressen weiß, daß sie alles hergiebt, was sie hergeben kann. Viele, sehr viele, haben eine Menge von Eindrücken, sie mögen nun von der Kunst oder von der Natur herrühren, bei sich verborgen, ohne daß sie es selbst wissen; man muß die Seele in eine Situation versetzen, um sich zu rühren: man

muß sie erhitzen, um sich aufzuschließen, und zur Schwärmerei bringen, um alles aufzuopfern. Horaz empfahl den Wein als eine gelinde Tortur der Seele, andre halten die Liebe zum Gegenstande für mächtiger, oder den Durst zu Entdeckungen: jeder muß hierin sich selbst prüfen. Rousseau gab nie etwas von den ersten Aufwallungen seiner Seele; wer nur diese, und nichts mehr giebt, der trägt nur solche Wahrheiten vor, die den Menschen insgemein auffallen, und jedem bekannt sind. Er hingegen arbeitete oft zehnmal auf die Art, wie ich es Ihnen vorgeschlagen habe, und hörte nicht auf, so lange noch etwas zu gewinnen übrig war. Wenn dieses ein großer Mann thut: so kann man so ziemlich sicher seyn, daß er weiter vorgedrungen sey, als irgend ein anderer vor ihm. So oft Sie sich mächtiger in der Empfindung als im Ausdruck fühlen, so glauben Sie nur dreist, Ihre Seele sey faul, sie wolle nicht alles hervorbringen. Greifen Sie dieselbe an, wenn Sie fühlen, daß es Zeit ist, und lassen sie arbeiten. Alle Ideen, die ihr jemals eingedrückt sind, und die sie sich selbst aus den eingedrückten unbemerkt gezogen hat, müssen in Bewegung und Glut gebracht werden; sie muß vergleichen, schließen und empfinden, was sie auf andre Art ewig nicht thun wird, sie muß verliebt und erhitzt werden gegen ihren großen Gegenstand. — Aber auch für die Liebe giebt es keine Disposition; kaum weiß man es nachher zu erzählen, wie man von einer Situation zur andern gekommen ist.

---

17. Urgestalt des Landes Schweiz.

(Joh. v. Müller's Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft, N. A. Leipzig 1806. Th. 1. Kap. 1. S. 1—4.)

Im Norden des Landes Italien stellen sich die Alpen dar, von Piemont bis nach Istrien, in Form eines gro-

großen halben Mondes, eine himmelhohe weiße Mauer mit unersteigbaren Zinnen, dritthalbtausend Klaftern über dem Mittelmeere. Man weiß nur einzelne Menschen, die den weißen Berg, wenige oder keinen, welche das Schreckhorn oder Finsteraarhorn erstiegen hätten: man sieht ihre pyramidalischen Spitzen mit unvergänglichem Eise bepanzert, und von Klüften umgeben, deren unbekannten Abgrund grauer Schnee trügerisch deckt. In unzugänglicher Majestät glänzen sie, hoch über den Wolken, weit in die Länder der Menschen hinaus. Ihre Eislast trotzt den Sonnenstrahlen, sie vergolden sie nur: diese Gipfel werden von dem Eise wider die Lüfte geharnischt, welche im Lauf der Jahrtausende die kahlen Höhen des Boghdo und Ural in Trümmer verwittert haben. Wenn in verschlossenen Gewölbern der nie erforschte Kern des Erdballs noch glühet, so liegt auch diesem Feuer das Eis der Glätscher zu hoch. In der Erde schmilzt Wasser unter demselben hervor, und rinnt in Thäler, wo es überfriert, und seit Jahren, deren Zahl niemand hat, in unergründliche Lasten, Tagereisen weit, gehärtet und aufgehäuft worden ist. In den Tiefen arbeitet ohne Unterlaß die wohlthätige Wärme der Natur; aus den finstern Eiskammern ergießen sich Flüsse, höhlen Thäler, füllen Seen und erquicken die Felder. Doch, wer durchdringt mit menschlicher Kraft, in Eines Lebens Lauf, die unergründliche Gruft, wo in ewiger Nacht, oder bei dem Schimmer weltalter Flammen, die Grundfeste der Alpen der andern Halbkugel begegnet, oder alternde Klüfte ihnen und uns Untergang drohen!

Die mitternächtliche Seite der Alpen senkt sich in viele hinter einander liegende Reihen Berge: auf allen diesen haben die Gewässer getobet, funfzehnhundert Klaftern hoch über den Städten und Flecken der schweizerischen Eidgenossen, achtzehnhundert über der Fläche des Weltmeers. Es mögen verborgene Ursachen und Wirkungen Gewölbe, groß wie Welttheile, gebrochen, ge-

sprengt, die Wasser aber sich mit all ihrer Macht in die alten Finsternisse hinuntergestürzt haben. Das menschliche Geschlecht ist von gestern, und öffnet kaum heute seine Augen der Betrachtung des Laufs der Natur. Endlich beleuchtete die Sonne den Fuß dieses Gebirges: unzählige Hügel von Sand und Schlamm waren voll Seegewächse, Muscheln, Fische und faulender Baumstämme: im Süd und Nord stand grundloser Sumpf. Nach diesem erfüllten hohe Bäume von ungeheuerm Umfang die namenlose Wüste mit schwarzem Wald; über den Wassern der dammlosen Ströme und hundert morastiger Seen standen kalte giftige Nebel, und (in unbebautem Land gewöhnlich) in die Pflanzen stiegen ungesunde Säfte: Gewürme sog aus ihnen sein Gift, und wuchs in unglaubliche Dicke und Größe: die Elemente kämpften um unbeständige Küsten. Außer dem Schrei des Lämmergeiers in Felsenklüften, außer dem Gebrülle der Auerochsen und dem Gebrumme großer Bären, war viele hundert Jahre in dem leblosen Lande gegen Mitternacht traurige Stille.

---

18. Das deutsche Mittelalter.

(Aus Ernst Moritz Arndt's Ansichten und Aussichten der teutschen Geschichte, 1814, mit einigen Abkürzungen.)

Bei der Geistlichkeit war auch der Unterricht und die Unterweisung der Menge; die Klosterschulen, die Universitäten, kurz alles, was zur Gelehrsamkeit und Bildung gehört, war größtentheils in ihren Händen. Daß der Kenntnisse weniger, daß der Unterricht steifer und träger, daß die ganze Art und das Ziel der Erziehung nicht die erfreulichsten waren, darüber ist das spätere Geschlecht nur Einer Meinung. Aber so leer, so arm und geistlos konnte es nicht seyn, als viele meinen; denn wie sollten

so viele gelehrte, geschickte, geistreiche Männer in der Kirche und im Regiment, viel tüchtigere, lebendigere und kühnere Männer, als dieses sich hochgebildet und aufgeklärt nennende Zeitalter hat, aus jenen Anstalten hervorgegangen seyn, wenn alles so gar todt und dürftig gewesen wäre! Jene glückliche Zeit hatte etwas, was dieser unglücklichen fehlt, — einen lebendigen Glauben, eine tiefe Liebe zu Gott; die Religion war eine kindliche und unbewußte Religion, und diese höchste Macht und Gewalt des Herzens gab ihnen Muth, Kühnheit und Geschicklichkeit zu allem: Gott war in ihnen, und wirkte aus ihnen heraus schöne und liebliche und große Werke für die Welt, und die treuen und gläubigen Menschen folgten ihrem Triebe, wie die Bienen und Ameisen und Schwalben, die ihre Wohnungen aufbauen und ihre Häuser mauern, und nicht wissen, wodurch und warum sie es thun.

Dieser lebendige, geschäftige und einfältige Geist der Frömmigkeit und der göttlichen Liebe blühete in jenen herrlichen Menschengeschlechtern, und nur die Ahndung davon erfüllt unsere Sündlichkeit mit einer tiefen Sehnsucht und innigen Wehmuth, wie der Erwachsene an die frühsten Tage seiner Jugend zurückdenkt, und der viel erfahrene Mann vor der Unschuld des Kindes anbetet. Durch diese Kraft schufen sie ihre Freiheit und verwalteten das Regiment ohne viele und künstliche Gesetze; durch diese waren sie Dichter und Saitenspieler und Bildner und Baumeister, und wußten nicht, daß sie es waren, sondern hielten sich für gemeine Menschen, gleich allen anderen. Es war aber dieses Heilige und Fromme in dem teutschen Volke uralt, und weil das Volk so rein und einfältig war, darum trug es so liebliche Früchte. Hier auf diesem Boden, wo ihre rauhen Altvordern in Wäldern und Bergen den Eber und den Auer gejagt hatten, wo die hundertjährigen Eichen und Buchen die einzigen hohen Denkmäler des Ewigen gewesen, wo keine früheren Völker Zeichen und Bilder zurückgelassen hatten,

woran die späteren sich erwecken und entzünden konnten, hier ohne Meister als Gott, ohne Bücher als die Natur, ohne Antriebe als ihr Herz, schufen, bildeten und erfanden sie, was uns als etwas Unbegreifliches und Ueberschwängliches erstaunt. Auch das ist eine Ehre unsers Volks und ein Beweis für diese Behauptung, daß, wo in Italien und Burgund ein treffliches Werk von unbekannter Hand gezeigt wird, die Leute den Wanderern erzählen: man weiß den Meister und Erbauer nicht; aber die Sage geht, es war ein Teutscher. Und wer will alle die Erfindungen und Künste herzählen, die dieses sinnvolle, geduldige und fromme Volk ersonnen und den andern Europäern gelehrt und wodurch es das Leben verschönert und die Sitte befestiget hat!

Das ist aber klar, wenn man diese Zeit aus ihren Werken und Schöpfungen erklären und erkennen will, daß man dabei nicht stehen bleiben darf. Ein tapferer und höherer Lebensgrund, in der frühesten Zeit geworfen, eine uralte, geistreiche und seelenvolle Religion und Gottesglaube, die aus Asien in die Wälder Germaniens eingewandert waren, die innigste und tiefste Weltanschauung und Weltdurchdringung, die sich in tausend Zeichen und Bildern in der frühesten Sprache wiederspiegelt, einer Sprache, welche die Geister des Lichts erfunden haben, — alles dies muß man glauben, wenn man begreifen will, wie ein Volk, das sie im neunten Jahrhundert noch Barbaren nannten, im zwölften und dreizehnten schon so Herrliches schaffen und bilden konnte. Woher ist alles das Namenlose und Unendliche, was jene früheste Zeit geboren hat? aus welcher Brust klang zuerst das herrliche Nibelungenlied und so viele Volksgesänge, die, mit dem Volke geboren, nur verhallen werden, wenn das Letzte teutschen Sinnes und teutscher Tugend gestorben ist? Wer hat die Dome in Mailand, Ulm, Cöln, Wien, Strasburg, Auxerre, Pisa gebaut? woher entsprangen die unendlichen Bilder, gleichsam aller Weltkräfte Spiegel,

die in tausend Gestalten uns wie Träume und Dämmerungen aus einer lange vergangenen oder wie Andeutungen und Weissagungen aus einer fernhin zukünftigen Zeit zu umflattern scheinen? Wahrlich diese Werke und Bilder sind beides, denn diese freudigen Menschen lebten mitten in Gott, und er selbst schuf aus ihnen.

Ein Wunder bleibt dies immer, wie alles höhere Dasein ein Wunder ist. Darum nennen die einen es eine Narrheit und die andern eine Herrlichkeit; die einen möchten vor Entzücken hinfallen vor einem hohen Dome oder einem kindlichen Bilde, die andern schreien: dummes, mystisches und mönchisches Zeug! nichts als Verworrenheit und Gestaltlosigkeit! Das ist aber wahr und bleibt wahr, wer nicht durch das Christenthum und seine unendliche Tiefe und Einfalt jene Zeit und ihre Werke erkennen kann, dem bleiben sie ein verschlossenes Räthsel oder eine bunte Albernheit. — Das ist aber der Sinn, womit es allein gefaßt werden kann, daß man einfältig sey und lebendig und gläubig in dem Christenthum, so daß es, wiewohl in einer andern Gestalt, noch in uns lebet und wirket; dann sehen wir in diesen großen Werken und in der kleinen Bildnerei das ganze Leben jener Zeit, die Hierarchie, das Kaiserthum, die weltliche Weidlichkeit und die geistliche Demuth, und es steht eine lebendige, volle und mächtige Welt vor uns, wie keine Geschichtbücher sie mahlen, die immer nur das Einzelne und dieses nur nach einander zeigen können. Wer baut jetzt solche Mauern, wölbt solche Pfeiler und Dome, und treibt solche Thürme in die Luft? Das kann kein Mensch, sondern allein Gott, durch welchen die Herzen jener Frommen so hoch in die Lüfte zum Himmel emporschlugen. Wer schnitzelt und meißelt und gräbt und mahlt solche fromme, freundliche und kindliche Bilder? aus wessen Herzen strömen solche Weltfantasien? Daß einer fromm sey und kindlich und einfältig, thut es nicht, sondern es ist die Seele des ganzen Volks, die solche Werke schafft. —

Das ist aber die ganze Erklärung der Kunst dieser Zeit, die von Kunst nichts wußte: sie war ein Bild des Christenthums, das blühende Christenthum hatte sich in ihr ordentlich abgedruckt, und war verkörpert in die Welt getreten. Kindlichkeit, Unbefangenheit, Bewußtlosigkeit — diese Zeichen tragen alle Werke jener Menschen; aber wo das Herz höher streben und die Fantasie mannigfaltiger spielen durfte, da fällst du vor der Unendlichkeit und Unermeßlichkeit des Christenthums in den Staub. Jenes Geheimnißvolle, Dunkle, Ueberschwängliche, das keinen irdischen Glanz noch weltlichen Schein, noch irgend eine äußere Bedeutung will, in den Tempeln Gottes hingebaut: in den Spielen und Scherzen aber das, was der Reichthum der unermeßlichen und unergründlichen Gottheit in tausend Bildern und Blüthen hinwehet, und doch nirgends in Gestalt schließet noch bestimmt: die Blüthenzeit des Frühlings, die Blüthenzeit des Christenthums, alles kraus, bunt, durch einander gewebt, was man das Romantische genannt hat. Wie willst du diese Schnörkel und Zierathen, diese Mannigfaltigkeit von Natur- und Fantasiegestalten, dieses bedeutungsvolle Bedeutungslose, dieses alles, worin tausend Gestalten sich zu bilden scheinen und worin keine ist — wie willst du es erklären, nicht in den Bildern allein, sondern aus dem Gemüthe, woraus es hervorging, wenn du nicht glaubst; es ist wie ein musikalisches Vorspiel aller Welt und aller Schöpfung und Gestaltung der Welt, das der Seele des Frommen von Engeln eingehaucht ward, ein zartes und nach allen Gestalten hinspielendes Vorbild jenes Christenthums, das wie das Heidenthum nie in einer geschlossenen klaren Gestalt aufhören und erstarren soll, sondern wie ein lebendiger Strom aller Geister und aller Gestalten fortfließen soll von Ewigkeit zu Ewigkeit? Sieh, wie die Kinder vor dir spielen im dritten oder fünften Jahre, und du hast ein Bild dessen, was jene Menschen waren, und was ihr Wirken und Bilden bedeutete. Wie klar

und besonnen ist die eine Seite der Kleinen! wie ruhig, friedlich, klug und geschickt leben sie mit einander, wenn sie das Bedürfniß der Gesellschaft haben! wie umgehen sie sich, weichen einander aus, belauschen, was jedem gefällt, mit einer Kunst, die allein Gott ihnen gelehrt hat! sie leben so gescheut und tüchtig mit einander, als hätten sie das Weltwesen und seine Anstöße und Triebe schon einige Jahrhunderte mit durchgelebt. Aber die andere Seite ist verhüllt und eingeschlossen, wie die Keime der Frucht von Blüthen und Blättern umhüllt sind; da ist ein dunkles und dämmerndes Land der Träume und Fantasien. Dahin stelle dich, und horche, wenn du die geheimen Götter erkennen willst. Welche wunderbare Andeutungen und Anspielungen, welche Fantasien wie aus fernen Landen und Zeiten! welche Spiele mit Begriffen und Gedanken, die das Kühnste und Leichteste der Erwachsenen oft überfliegen! Solche Kinder waren jene Menschen, hell, klar, besonnen, frisch und fröhlich im Leben, dunkel, mystisch, verhüllt, romantisch im Glauben und in der Kunst. Eine arme Zeit begreift nicht, wie beides bei einander seyn kann.

---

19. Teutschland.

(Bruchstücke aus Heinrich Luden's Geschichte des teutschen Volkes. Erster Bd. Gotha 1825. S. 3 bis 5.)

Die weiten Fluren, die sich mannigfaltig durchschnitten, von den höchsten Alpen über dem mittelländischen und dem adriatischen Meer, in unbestimmten Gränzen, westlich an den Ufern der Maas und der Schelde hinab, bis zur Nordsee, hinbreiten, und östlich von der March hinüber zur Oder bis zu dem Ausflusse der Weichsel, nennen wir Teutschland.

Dieses Land, in dieser Ausdehnung, gehört zu den

schönsten Ländern, welche die Sonne begrüßet in ihrem ewigen Laufe.

Unter einem gemäßigten Himmel, unbekannt mit der sengenden Luft des Südens, wie mit der Erstarrung nördlicher Gegenden, die größte Abwechselung, die reichste Mannigfaltigkeit, köstlich für den Anblick, erheiternd und erhebend für das Gemüth, bringet Teutschland Alles hervor, was der Mensch bedarf zur Erhaltung und zur Förderung des Geistes, ohne ihn zu verweichlichen, zu verhärten, zu verderben. Der Boden ist fähig zu jeglichem Anbau. Hier scheinet sich die Zeugungskraft gesammelt zu haben, die dort versagt ward. Unter dem bleibenden Schnee der Alpen dehnen sich die herrlichsten Weiden aus, von der Wärme doppelt belebt, die an jenem wirkungslos vorüberging. An der kahlen Felswand ziehet sich ein üppiges Thal hinweg. Neben Moor und Haide, nur von der bleichen Binse und von der Brombeerstaude belebt, und menschlichem Fleiße nichts gewährend als die magere Frucht des Buchweizens oder des Hafers, erfreuen das Auge des Menschen die kräftigsten Fluren, geeignet zu den schönsten Saatfeldern und zu den herrlichsten Erzeugnissen des Gartenbaues. Fruchtbäume prangen in unermeßlicher Menge und in jeglicher Art, vom sauren Holzapfel bis zur lieblichen Pfirsche. Hoch auf den Bergen des Landes erhebt, unter Buchen und Tannen, die gewaltige Eiche ihr Haupt zu den Wolken empor, und blickt über Abhänge und Hügel hinweg, welche den köstlichen Wein erzeugen, die Freude der Menschen, in der Ferne wie in der Nähe gesucht und gewünschet von Hohen wie von Geringen.

Kein reißendes Thier schrecket, kein giftiges Gewürm drohet, kein häßliches Ungeziefer quälet. Aber Ueberfluß gewährt das Land an nützlichem Vieh, an kleinem wie an großem, für des Menschen Arbeit, Zwecke und Genüsse. Das Schaf träget Wolle für das feinste Gespinnst, der Stier verkündiget Kraft und Stärke in Bau

und Gestalt, das Pferd gehet tüchtig einher im Fuhrwerke, prächtig vor dem Wagen der Großen und stolz als Kampfroß unter dem Krieger, hier ausdauernd und dort.

In ihrem Innern verbirget die Erde große und reiche Schätze. Aus vielen und unerschöpflichen Quellen sprudelt sie freiwillig den Menschen Heilung zu und Gesundheit und Heiterkeit. Den fleißigen Bergmann belohnet sie bald mit dem edelste Gewürze, dem Salze, bald mit Silber und Gold, hinreichend für den Verkehr und die Verzierung des Lebens, bald mit Eisen in Menge, dem Manne zu Waffe und Wehr, zu Schutz und Schirm dem Volke.

Ein solches Land, mit so reichen Gaben, Eigenschaften und Kräften ausgestattet, ist von der Natur unverkennbar bestimmt, ein großes und starkes Volk zu ernähren in Einfalt und Tugend, und eine hohe Bildung des Geistes in diesem Volke durch Uebung und Anstrengung zu erzeugen, zu erhalten, zu fördern.

Auch ist das Land nicht umsonst bestimmter Gränzen beraubt, gegen Morgen wie gegen Abend, und selbst gegen Mitternacht. Die Bewohner können sich gegen den Neid, die Habsucht und den Uebermuth fremder Völker auf Nichts verlassen, als auf ihre eigene Kraft. Es giebt für sie keine Sicherheit als in ihrem festen Zusammenhalten, in ihrer Einigkeit, in ihrer sittlichen Macht.

Endlich ist den Bewohnern dieses Landes durch große und schöne Ströme das Meer geöffnet und der Zugang der Welt. Aber das Meer dränget sich nicht so verführerisch an sie hinan oder zwischen sie hinein, daß sie verlockt und dem heimathlichen Boden entfremdet werden könnten. Vielmehr kann der edlere Mensch dem Gedanken an eine teutsche Erde und an einen teutschen Himmel nicht entgehen, und dieser Gedanke scheint in ihm die Sehnsucht erhalten zu müssen zu der Welt sei-

ner Geburt und die Liebe zu dem Boden seines Vaterlandes.

---

20. Darstellung der deutschen Grundzüge in der Geschichte der kirchlichen Reformation.

(Fichte's Reden an die deutsche Nation. Berlin 1808. Sechste Rede.)

Das aus Asien stammende und durch seine Verderbung erst recht asiatisch gewordene, nur stumme Ergebung und blinden Glauben predigende Christenthum war schon für die Römer etwas fremdartiges und ausländisches; es wurde niemals von ihnen wahrhaft durchdrungen und angeeignet, und theilte ihr Wesen in zwei nicht an einander passende Hälften; wobei jedoch die Anfügung des fremden Theils durch den angestammten schwermüthigen Aberglauben vermittelt wurde. An den eingewanderten Germaniern erhielt diese Religion Zöglinge, in denen keine frühere Verstandesbildung ihr hinderlich war, aber auch kein angestammter Aberglaube sie begünstigte, und so wurde sie denn an dieselben gebracht, als ein zum Römer, das sie nun einmal seyn wollten, eben auch gehöriges Stück, ohne sonderlichen Einfluß auf ihr Leben. Daß diese christlichen Erzieher von der alt römischen Bildung, und dem Sprachverständnisse, als dem Behälter derselben, nicht mehr an diese Neubekehrten kommen ließen, als mit ihren Absichten sich vertrug, versteht sich von selbst; und auch hierin liegt ein Grund des Verfalls und der Ertödtung der römischen Sprache in ihrem Munde. Als späterhin die ächten und unverfälschten Denkmale der alten Bildung in die Hände dieser Völker fielen, und dadurch der Trieb, selbstthätig zu denken, und zu begreifen, in ihnen angeregt wurde,

so mußte, da ihnen theils dieser Trieb neu und frisch, theils kein angestammtes Erschrecken vor den Göttern ihm das Gegengewicht hielt, der Widerspruch eines blinden Glaubens, und der sonderbaren Dinge, welche im Verlaufe der Zeiten zu Gegenständen desselben geworden waren, dieselben weit härter treffen, denn sogar die Römer, als an diese zuerst das Christenthum kam. Einleuchten des vollkommnen Widerspruchs aus demjenigen, woran man bisher treuherzig geglaubt hat, erregt Lachen; die, welche das Räthsel gelöst hatten, lachten und spotteten, und die Priester selbst, die es ebenfalls gelöst hatten, lachten mit, gesichert dadurch, daß nur sehr wenigen der Zugang zur alterthümlichen Bildung, als dem Lösungsmittel des Zaubers, offen stehe. Ich deute hiemit vorzüglich auf Italien, als dem damaligen Hauptsitz der neurömischen Bildung, hinter welchem die übrigen neurömischen Stämme in jeder Rücksicht noch sehr weit zurück waren.

Sie lachten des Truges, denn es war kein Ernst in ihnen, den er erbittert hätte; sie wurden durch diesen ausschließenden Besitz einer ungemeinen Erkenntniß um so sicherer ein vornehmer und gebildeter Stand, und mochten es wohl leiden, daß der große Haufe, für den sie kein Gemüth hatten, dem Truge ferner Preis gegeben, und so auch für ihre Zwecke folgsamer erhalten bliebe. Also nun, daß das Volk betrogen werde, der Vornehmere den Betrug nütze, und sein lache, konnte es fortbestehen; und es würde wahrscheinlich, wenn in der neuen Zeit nichts vorhanden gewesen wäre, außer Neu-Römer, also fortbestanden haben bis ans Ende der Tage.

Sie sehen hier einen klaren Beleg zu dem, was früher über die Fortsetzung der alten Bildung durch die neue, und über den Antheil, den die Neu-Römer daran zu haben vermögen, gesagt wurde. Die neue Klarheit ging aus von den Alten, sie fiel zuerst in den Mittel-

punkt der neurömischen Bildung, sie wurde daselbst nur zu einer Verstandeseinsicht ausgebildet, ohne das Leben zu ergreifen, und anders zu gestalten.

Nicht länger aber konnte der bisherige Zustand der Dinge bestehen, sobald dieses Licht in ein in wahrem Ernste und bis auf das Leben herab religiöses Gemüth fiel, und, wenn dieses Gemüth von einem Volke umgeben war, dem es seine ernstere Ansicht der Sache leicht mittheilen konnte, und dieses Volk Häupter fand, welche auf sein entschiedenes Bedürfniß etwas gaben. So tief auch das Christenthum herabsinken mochte, so bleibt doch immer in ihm ein Grundbestandtheil, in dem Wahrheit ist, und der ein Leben, das nur wirkliches und selbstständiges Leben ist, sicher anregt; die Frage: was sollen wir thun, damit wir seelig werden? War diese Frage auf einen erstorbenen Boden gefallen, wo es entweder überhaupt an seinen Ort gestellt blieb, ob wohl so etwas, wie Seeligkeit im Ernste möglich sey, oder, wenn auch das erste angenommen worden wäre, dennoch gar kein fester und entschiedener Wille, selbst auch seelig zu werden, vorhanden war, so hatte auf diesem Boden die Religion gleich anfangs nicht eingegriffen in Leben und Willen, sondern sie war nur als ein schwankender und blasser Schatten im Gedächtnisse, und in der Einbildungskraft behangen geblieben; und so mußten natürlich auch alle fernere Aufklärungen über den Zustand der vorhandenen Religionsbegriffe gleichfalls ohne Einfluß auf das Leben bleiben. War hingegen jene Frage in einen ursprünglich lebendigen Boden gefallen, so daß im Ernste geglaubt wurde, es gebe eine Seeligkeit, und der feste Wille da war, seelig zu werden, und die von der bisherigen Religion angegebenen Mittel zur Seeligkeit mit innigem Glauben und redlichem Ernste in dieser Absicht gebraucht worden waren, so mußte, wenn in diesem Boden, der gerade durch sein Ernstnehmen dem Lichte über die Beschaffenheit dieser Mittel sich länger

verschloß, dieses Licht zuletzt dennoch fiel, ein gräßliches Entsetzen sich erzeugen vor dem Betruge um das Heil der Seele, um die treibende Unruhe, dieses Heil auf andere Weise zu retten, und was als ein ewiges Verderben stürzend erschien, konnte nicht scherzhaft genommen werden. Ferner konnte der Einzelne, den zuerst diese Ansicht ergriffen, keineswegs zufrieden seyn, etwa nur seine eigene Seele zu retten, gleichgültig über das Wohl aller übrigen unsterblichen Seelen, indem er, seiner tiefern Religion zufolge, dadurch auch nicht einmal die eigene Seele gerettet hätte; sondern mit der gleichen Angst, die er um diese fühlte, mußte er ringen, schlechthin allen Menschen in der Welt das Auge zu öffnen über die verdammliche Täuschung.

Auf diese Weise nun fiel die Einsicht, die lange vor ihm sehr viele Ausländer wohl in größerer Verstandesklarheit gehabt hatten, in das Gemüth des deutschen Mannes, Luther. An alterthümlicher und feiner Bildung, an Gelehrsamkeit, an andern Vorzügen übertrafen ihn nicht nur Ausländer, sondern sogar viele in seiner Nation. Aber ihn ergriff ein allmächtiger Antrieb, die Angst um das ewige Heil, und dieser ward das Leben in seinem Leben, und setzte immerfort das Leben in die Waage, und gab ihm die Kraft und die Gaben, die die Nachwelt bewundert. Mögen andere bei der Reformation irdische Zwecke gehabt haben, sie hätten nie gesiegt, hätte nicht an ihrer Spitze ein Anführer gestanden, der durch das Ewige begeistert wurde; daß dieser, der immerfort das Heil aller unsterblichen Seelen auf dem Spiel stehen sah, allen Ernstes allen Teufeln in der Hölle furchtlos entgegen ging, ist natürlich, und durchaus kein Wunder. Dies nun ist ein Beleg von deutschem Ernst und Gemüth.

Daß Luther mit diesem rein menschlichen, und nur durch jeden selbst zu besorgenden, Anliegen an alle, und zunächst an die Gesammtheit seiner Nation sich wendete, lag, wie gesagt, in der Sache. Wie nahm nun sein

Volk diesen Antrag auf? Blieb es in seiner dumpfen Ruhe, gefesselt an den Boden durch irdische Geschäfte, und ungestört fortgehend den gewohnten Gang, oder erregte die nicht alltägliche Erscheinung gewaltiger Begeisterung bloß sein Gelächter? Keineswegeſ, sondern es wurde wie durch ein fortlaufendes Feuer ergriffen von derselben Sorge für das Heil der Seele, und diese Sorge eröffnete schnell auch ihr Auge der vollkommnen Klarheit, und sie nahmen auf im Fluge das ihnen Dargebotene. War diese Begeisterung nur eine augenblickliche Erhebung der Einbildungskraft, die im Leben, und gegen dessen ernsthafte Kämpfe und Gefahren nicht Stand hielt? Keinesweges, sie entbehrten alles, und trugen alle Martern, und kämpften in blutigen zweifelhaften Kriegen, lediglich, damit sie nicht wieder unter die Gewalt des verdammlichen Papstthums geriethen, sondern ihnen und ihren Kindern fort das allein seligmachende Licht des Evangeliums schiene; und es erneuten sich an ihnen in später Zeit alle Wunder, die das Christenthum bei seinem Beginnen an seinen Bekennern darlegte. Alle Aeußerungen jener Zeit sind erfüllt von dieser allgemein verbreiteten Besorgtheit um die Seeligkeit. Sehen Sie hier einen Beleg von der Eigenthümlichkeit des deutschen Volkes. Es ist durch Begeisterung zu jedweder Begeisterung, und jedweder Klarheit leicht zu erheben, und seine Begeisterung hält aus für das Leben, und gestaltet dasselbe um.

Auch früher, und anderwärts, hatten Reformatoren Haufen des Volks begeistert, und sie zu Gemeinen versammelt und gebildet; dennoch erhielten diese Gemeinen keinen festen, und auf dem (den) Boden der bisherigen Verfassung gegründeten Bestand, weil die Volkshäupter und Fürsten der bisherigen Verfassung nicht auf ihre Seite traten. Auch der Reformation durch Luther schien Anfangs kein günstigeres Schicksal bestimmt. Der weise Churfürst, unter dessen Augen sie begann, schien mehr

im Sinne des Auslandes als in dem deutschen weise zu seyn; er schien die eigentliche Streitfrage nicht sonderlich gefaßt zu haben, einem Streite zwischen zwei Mönchsorden, wie ihm es schien, nicht viel Gewicht beizulegen, und höchstens bloß um den guten Ruf seiner neu errichteten Universität besorgt zu seyn. Aber er hatte Nachfolger, die, weit weniger weise, denn er, von derselben ernstlichen Sorge für ihre Seeligkeit ergriffen wurden, die in ihren Völkern lebte, und vermittelst dieser Gleichheit mit ihnen verschmolzen bis zu gemeinsamem Leben oder Tod, Sieg oder Untergange.

Sehen Sie hieran einen Beleg zu dem oben angegebenen Grundzuge der Deutschen, als einer Gesammtheit, und zu ihrer durch die Natur begründeten Verfassung. Die großen National- und Weltangelegenheiten sind bisher durch freiwillig auftretende Redner an das Volk gebracht worden, und bei diesem durchgegangen. Mochten auch ihre Fürsten Anfangs aus Ausländerei, und aus Sucht vornehm zu thun und zu glänzen, wie jene, sich absondern von der Nation, und diese verlassen oder verrathen, so wurden sie doch später leicht wieder fortgerissen zur Einstimmigkeit mit derselben, und erbarmten sich ihrer Völker. Daß das erste stets der Fall gewesen sey, werden wir tiefer unten noch an andern Belegen darthun; daß das letztere fortdauernd der Fall bleiben möge, können wir nun mit heißer Sehnsucht wünschen.

Ohnerachtet man nun bekennen muß, daß in der Angst jenes Zeitalters um das Heil der Seelen, eine Dunkelheit und Unklarheit blieb, indem es nicht darum zu thun war, den äußeren Vermittler zwischen Gott und den Menschen nur zu verändern, sondern gar keines äußern Mittlers zu bedürfen, und das Band des Zusammenhanges in sich selber zu finden; so war es doch vielleicht nothwendig, daß die religiöse Ausbildung der Menschen im Ganzen durch diesen Mittelzustand hin-

durch ginge. Luthern selbst hat sein redlicher Eifer noch mehr gegeben, denn er suchte, und ihn weit hinausgeführt über sein Lehrgebäude. Nachdem er nur die ersten Kämpfe der Gewissensangst, die ihm sein kühnes Losreißen von dem ganzen bisherigen Glauben verursachte, bestanden hatte, sind alle seine Aeußerungen voll eines Jubels und Triumphs über die erlangte Freiheit der Kinder Gottes, welche die Seeligkeit gewiß nicht mehr außer sich und jenseits des Grabes suchten, sondern der Ausbruch des unmittelbaren Gefühls derselben waren. Er ist hierin das Vorbild aller künftigen Zeitalter geworden, und hat für uns alle vollendet. — Sehen Sie auch hierin einen Grundzug des deutschen Geistes. Wenn er nur sucht, so findet er mehr, als er suchte; denn er geräth hinein in den Strom lebendigen Lebens, das durch sich selbst fortrinnt, und ihn mit sich fortreißet.

Dem Papstthume, dieses nach seiner eigenen Gesinnung genommen und beurtheilt, geschahe durch die Weise, wie die Reformation dasselbe nahm, ohne Zweifel unrecht. Die Aeußerungen desselben waren wohl größtentheils aus der vorliegenden Sprache blind herausgegriffen, asiatisch-rednerisch übertreibend, gelten sollend, was sie könnten; und rechnend, daß mehr als der gebührende Abzug wohl ohne dies werde gemacht werden, niemals aber ernstlich ermessen, erwogen oder gemeint. Die Reformation nahm mit deutschem Ernste sie nach ihrem vollen Gewichte: und sie hatte recht, daß man Alles also nehmen solle, unrecht, wenn sie glaubte, jene hätten es also genommen, und sie noch anderer Dinge, denn ihrer natürlichen Falschheit und Ungründlichkeit, bezüchtigte. Ueberhaupt ist dies die stets sich gleich bleibende Erscheinung in jedem Streite des deutschen Ernstes gegen das Ausland, ob dieses sich nun außer Landes oder im Lande befinde, daß das letztere gar nicht begreifen kann, wie man über so gleichgültige Dinge, als

Worte

Worte und Redensarten sind, ein so großes Wesen erheben möge, und daß sie, aus deutschem Munde es wieder hörend, nie gesagt haben wollen, was sie doch gesagt haben, und sagen, und immerfort sagen werden, und über Verläumdung, die sie Konsequenzmacherei nennen, klagen, wenn man ihre Aeußerungen in ihrem buchstäblichen Sinne, und als ernstlich gemeint, nimmt, und dieselben betrachtet als Bestandtheile einer folgebeständigen Denkreihe, die man nun rückwärts nach ihren Grundsätzen, und vorwärts nach ihren Folgen herstellt; indeß man doch vielleicht sehr entfernt ist, ihnen für die Person klares Bewußtseyn dessen, was sie reden, und Folgebeständigkeit, beizumessen. In jener Anmuthung, man müsse eben jedwedes Ding nehmen, wie es gemeint sey, nicht aber etwa noch darüber hinaus das Recht zu meinen, und laut zu meinen, in Frage ziehen, verräth sich immer die noch so tief versteckte Ausländerei.

Dieser Ernst, mit welchem das alte Religionsgebäude genommen wurde, nöthigte dieses selbst zu einem größeren Ernste, als es bisher gehabt hatte, und zu neuer Prüfung, Umdeutung, Befestigung der alten Lehre, so wie zu größerer Behutsamkeit in Lehre und Leben für die Zukunft: und dieses, so wie das zunächstfolgende, sey Ihnen ein Beleg von der Weise, wie Deutschland auf das übrige Europa immer zurückgewirkt hat. Hierdurch erhielt für das Allgemeine die alte Lehre wenigstens diejenige menschliche Wirksamkeit, die sie, nachdem sie nun einmal nicht aufgegeben werden sollte, haben konnte; insbesondere aber ward sie für die Vertheidiger derselben Gelegenheit und Aufforderung zu einem gründlicheren und folgegemäßeren Nachdenken, als bisher statt gehabt hatte, Davon, daß die in Deutschland verbesserte Lehre auch in das neulateinische Ausland sich verbreitet, und daselbst denselben Erfolg höherer Begeisterung hervorgebracht, wollen wir hier, als von einer

vorübergehenden Erscheinung schweigen: wiewohl es immer merkwürdig ist, daß die neue Lehre in keinem eigentlich neulateinischen Lande zu einem vom Staate anerkannten Bestande gekommen; indem es scheint, daß es deutscher Gründlichkeit bei den Regierenden, und deutscher Gutmüthigkeit beim Volke, bedurft habe, um diese Lehre verträglich mit der Obergewalt zu finden, und sie also zu machen.

In einer andern Rücksicht aber, und zwar nicht auf das Volk, sondern auf die gebildeten Stände, hat Deutschland durch seine Kirchenverbesserung einen allgemeinen und dauernden Einfluß auf das Ausland gehabt; und durch diesen Einfluß dieses Ausland wieder zum Vorgänger für sich selbst, und zu seinem eignen Anreger zu neuen Schöpfungen sich zubereitet. Das freie und selbstthätige Denken, oder die Philosophie, war schon in den vorhergehenden Jahrhunderten unter der Herrschaft der alten Lehre häufig angeregt und geübt worden, keinesweges aber, um aus sich selbst Wahrheit hervorzubringen, sondern nur, um zu zeigen, daß und auf welche Weise die Lehre der Kirche wahr sey. Dasselbe Geschäft in Beziehung auf ihre Lehre erhielt zunächst die Philosophie auch bei den deutschen Protestanten, und ward bei diesen Dienerin des Evangeliums, so wie sie bei den Scholastikern die der Kirche gewesen war. Im Auslande, das entweder kein Evangelium hatte, oder das dasselbe nicht mit unvermischt deutscher Andacht und Tiefe des Gemüths gefaßt hatte, erhob das durch den erhaltenen glänzenden Triumph angefeuerte freie Denken sich leichter und höher, ohne die Fessel eines Glaubens an Uebersinnliches, aber es blieb in der sinnlichen Fessel des Glaubens an den natürlichen, ohne Bildung und Sitte aufgewachsenen Verstand; und weit entfernt, daß es in der Vernunft die Quelle auf sich selbst beruhender Wahrheit entdeckt hätte, wurden für dasselbe die Aussprüche dieses rohen Verstandes dasjenige, was für die

Scholastiker die Kirche, für die ersten protestantischen Theologen das Evangelium war; ob sie wahr seyen, darüber regte sich kein Zweifel, die Frage war bloß, wie sie diese Wahrheit gegen bestreitende Ansprüche behaupten könnten.

Indem nun dieses Denken in das Gebiet der Vernunft, deren Gegenstreit bedeutender gewesen seyn würde, gar nicht hinein kam, so fand es keinen Gegner, außer der historisch vorhandenen Religion, und wurde mit dieser leicht fertig, indem es sie an den Maaßstab des vorausgesetzten gesunden Verstandes hielt, und sich dabei klar zeigte, daß sie demselben eben widerspräche; und so kam es denn, daß, so wie dieses alles vollkommen ins Reine gebracht wurde, im Auslande die Benennung des Philosophen und die des Irreligiösen und Gottesläugners, gleichbedeutend wurden, und zu gleicher ehrenvollen Auszeichnung gereichten.

Die versuchte gänzliche Erhebung über allen Glauben an fremdes Ansehen, welche in diesen Bestrebungen des Auslandes das richtige war, wurde den Deutschen, von denen sie vermittelst der Kirchenverbesserung erst ausgegangen war, zu neuer Anregung. Zwar sagten untergeordnete und unselbstständige Köpfe unter uns die Lehre des Auslandes eben nach — lieber die des Auslandes, wie es scheint, als die eben so leicht zu habende ihrer Landsleute, darum, weil ihnen das erste vornehmer dünkte — und diese Köpfe suchten, so gut es gehen wollte, sich selber davon zu überzeugen; wo aber selbstständiger deutscher Geist sich regte, da genügte das sinnliche nicht, sondern es entstand die Aufgabe: das freilich nicht auf fremdes Ansehen zu glaubende, Uebersinnliche in der Vernunft selbst aufzusuchen, und so erst eigentliche Philosophie zu erschaffen, indem man, wie es seyn sollte, das freie Denken zur Quelle unabhängiger Wahrheit machte. Dahin strebte Leibnitz, im Kampfe mit jener ausländischen Philosophie; dies erreichte der eigentliche Stifter der neuen

vorübergehenden Erscheinung schweigen: wiewohl es immer merkwürdig ist, daß die neue Lehre in keinem eigentlich neulateinischen Lande zu einem vom Staate anerkannten Bestande gekommen; indem es scheint, daß es deutscher Gründlichkeit bei den Regierenden, und deutscher Gutmüthigkeit beim Volke, bedurft habe, um diese Lehre verträglich mit der Obergewalt zu finden, und sie also zu machen.

In einer andern Rücksicht aber, und zwar nicht auf das Volk, sondern auf die gebildeten Stände, hat Deutschland durch seine Kirchenverbesserung einen allgemeinen und dauernden Einfluß auf das Ausland gehabt; und durch diesen Einfluß dieses Ausland wieder zum Vorgänger für sich selbst, und zu seinem eignen Anreger zu neuen Schöpfungen sich zubereitet. Das freie und selbstthätige Denken, oder die Philosophie, war schon in den vorhergehenden Jahrhunderten unter der Herrschaft der alten Lehre häufig angeregt und geübt worden, keinesweges aber, um aus sich selbst Wahrheit hervorzubringen, sondern nur, um zu zeigen, daß und auf welche Weise die Lehre der Kirche wahr sey. Dasselbe Geschäft in Beziehung auf ihre Lehre erhielt zunächst die Philosophie auch bei den deutschen Protestanten, und ward bei diesen Dienerin des Evangeliums, so wie sie bei den Scholastikern die der Kirche gewesen war. Im Auslande, das entweder kein Evangelium hatte, oder das dasselbe nicht mit unvermischt deutscher Andacht und Tiefe des Gemüths gefaßt hatte, erhob das durch den erhaltenen glänzenden Triumph angefeuerte freie Denken sich leichter und höher, ohne die Fessel eines Glaubens an Uebersinnliches, aber es blieb in der sinnlichen Fessel des Glaubens an den natürlichen, ohne Bildung und Sitte aufgewachsenen Verstand; und weit entfernt, daß es in der Vernunft die Quelle auf sich selbst beruhender Wahrheit entdeckt hätte, wurden für dasselbe die Aussprüche dieses rohen Verstandes dasjenige, was für die

Scholastiker die Kirche, für die ersten protestantischen Theologen das Evangelium war; ob sie wahr seyen, darüber regte sich kein Zweifel, die Frage war bloß, wie sie diese Wahrheit gegen bestreitende Ansprüche behaupten könnten.

Indem nun dieses Denken in das Gebiet der Vernunft, deren Gegenstreit bedeutender gewesen seyn würde, gar nicht hinein kam, so fand es keinen Gegner, außer der historisch vorhandenen Religion, und wurde mit dieser leicht fertig, indem es sie an den Maaßstab des vorausgesetzten gesunden Verstandes hielt, und sich dabei klar zeigte, daß sie demselben eben widerspräche; und so kam es denn, daß, so wie dieses alles vollkommen ins Reine gebracht wurde, im Auslande die Benennung des Philosophen und die des Irreligiösen und Gotteslängners, gleichbedeutend wurden, und zu gleicher ehrenvollen Auszeichnung gereichten.

Die versuchte gänzliche Erhebung über allen Glauben an fremdes Ansehen, welche in diesen Bestrebungen des Auslandes das richtige war, wurde den Deutschen, von denen sie vermittelst der Kirchenverbesserung erst ausgegangen war, zu neuer Anregung. Zwar sagten untergeordnete und unselbstständige Köpfe unter uns die Lehre des Auslandes eben nach — lieber die des Auslandes, wie es scheint, als die eben so leicht zu habende ihrer Landsleute, darum, weil ihnen das erste vornehmer dünkte — und diese Köpfe suchten, so gut es gehen wollte, sich selber davon zu überzeugen; wo aber selbstständiger deutscher Geist sich regte, da genügte das sinnliche nicht, sondern es entstand die Aufgabe: das freilich nicht auf fremdes Ansehen zu glaubende, Uebersinnliche in der Vernunft selbst aufzusuchen, und so erst eigentliche Philosophie zu erschaffen, indem man, wie es seyn sollte, das freie Denken zur Quelle unabhängiger Wahrheit machte. Dahin strebte Leibniz, im Kampfe mit jener ausländischen Philosophie; dies erreichte der eigentliche Stifter der neuen

ner Geburt und die Liebe zu dem Boden seines Vaterlandes.

---

20. Darstellung der deutschen Grundzüge in der Geschichte der kirchlichen Reformation.

(Fichte's Reden an die deutsche Nation. Berlin 1808. Sechste Rede.)

Das aus Asien stammende und durch seine Verderbung erst recht asiatisch gewordene, nur stumme Ergebung und blinden Glauben predigende Christenthum war schon für die Römer etwas fremdartiges und ausländisches; es wurde niemals von ihnen wahrhaft durchdrungen und angeeignet, und theilte ihr Wesen in zwei nicht an einander passende Hälften; wobei jedoch die Anfügung des fremden Theils durch den angestammten schwermüthigen Aberglauben vermittelt wurde. An den eingewanderten Germaniern erhielt diese Religion Zöglinge, in denen keine frühere Verstandesbildung ihr hinderlich war, aber auch kein angestammter Aberglaube sie begünstigte, und so wurde sie denn an dieselben gebracht, als ein zum Römer, das sie nun einmal seyn wollten, eben auch gehöriges Stück, ohne sonderlichen Einfluß auf ihr Leben. Daß diese christlichen Erzieher von der alt römischen Bildung, und dem Sprachverständnisse, als dem Behälter derselben, nicht mehr an diese Neubekehrten kommen ließen, als mit ihren Absichten sich vertrug, versteht sich von selbst; und auch hierin liegt ein Grund des Verfalls und der Ertödtung der römischen Sprache in ihrem Munde. Als späterhin die ächten und unverfälschten Denkmale der alten Bildung in die Hände dieser Völker fielen, und dadurch der Trieb, selbstthätig zu denken, und zu begreifen, in ihnen angeregt wurde,

so mußte, da ihnen theils dieser Trieb neu und frisch, theils kein angestammtes Erschrecken vor den Göttern ihm das Gegengewicht hielt, der Widerspruch eines blinden Glaubens, und der sonderbaren Dinge, welche im Verlaufe der Zeiten zu Gegenständen desselben geworden waren, dieselben weit härter treffen, denn sogar die Römer, als an diese zuerst das Christenthum kam. Einleuchten des vollkommnen Widerspruchs aus demjenigen, woran man bisher treuherzig geglaubt hat, erregt Lachen; die, welche das Räthsel gelöst hatten, lachten und spotteten, und die Priester selbst, die es ebenfalls gelöst hatten, lachten mit, gesichert dadurch, daß nur sehr wenigen der Zugang zur alterthümlichen Bildung, als dem Lösungsmittel des Zaubers, offen stehe. Ich deute hiemit vorzüglich auf Italien, als dem damaligen Hauptsitz der neurömischen Bildung, hinter welchem die übrigen neurömischen Stämme in jeder Rücksicht noch sehr weit zurück waren.

Sie lachten des Truges, denn es war kein Ernst in ihnen, den er erbittert hätte; sie wurden durch diesen ausschließenden Besitz einer ungemeinen Erkenntniß um so sicherer ein vornehmer und gebildeter Stand, und mochten es wohl leiden, daß der große Haufe, für den sie kein Gemüth hatten, dem Truge ferner Preis gegeben, und so auch für ihre Zwecke folgsamer erhalten bliebe. Also nun, daß das Volk betrogen werde, der Vornehmere den Betrug nütze, und sein lache, konnte es fortbestehen; und es würde wahrscheinlich, wenn in der neuen Zeit nichts vorhanden gewesen wäre, außer Neu-Römer, also fortbestanden haben bis ans Ende der Tage.

Sie sehen hier einen klaren Beleg zu dem, was früher über die Fortsetzung der alten Bildung durch die neue, und über den Antheil, den die Neu-Römer daran zu haben vermögen, gesagt wurde. Die neue Klarheit ging aus von den Alten, sie fiel zuerst in den Mittel-

Deutschland, waren auch in Italien freie Städte entstanden. Man vergleiche die Geschichte beider; man halte die fortwährenden Unruhen, die innern Zwiste, ja Kriege, den beständigen Wechsel der Verfassungen und der Herrscher, in den ersten, gegen die friedliche Ruhe und Eintracht in den letztern. Wie konnte klärer sich aussprechen, daß ein innerlicher Unterschied in den Gemüthern der beiden Nationen gewesen seyn müsse? Die deutsche Nation ist die einzige unter den neu-europäischen Nationen, die es an ihrem Bürgerstande schon seit Jahrhunderten durch die That gezeigt hat, daß sie die republikanische Verfassung zu ertragen vermöge.

Unter den einzelnen und besonderen Mitteln, den deutschen Geist wieder zu heben, würde es ein sehr kräftiges seyn, wenn wir eine begeisternde Geschichte der Deutschen aus diesem Zeitraume hätten, die da National- und Volksbuch würde, so wie Bibel oder Gesangbuch es sind, so lange, bis wir selbst wiederum etwas des Auszeichnens werthes hervorbrächten. Nur müßte eine solche Geschichte nicht etwa chronikenmäßig die Thaten und Ereignisse aufzählen, sondern sie müßte uns, wunderbar ergreifend, und ohne unser eignes Zuthun oder klares Bewußtseyn, mitten hinein versetzen in das Leben jener Zeit, so daß wir selbst mit ihnen zu gehen, zu stehen, zu beschließen, zu handeln schienen, und dies nicht durch kindische und tändelnde Erdichtung, wie es so viele historische Romane gethan haben, sondern durch Wahrheit; und aus diesem ihren Leben müßte sie die Thaten und Ereignisse, als Belege desselben, hervorblühen lassen. Ein solches Werk könnte zwar nur die Frucht von ausgebreiteten Kenntnissen seyn, und von Forschungen, die vielleicht noch niemals angestellt sind, aber die Ausstellung dieser Kenntnisse und Forschungen müßte uns der Verfasser ersparen, und nur lediglich die gereifte Frucht uns vorlegen in der gegenwärtigen Sprache, auf eine, jedwedem Deutschen ohne Ausnahme ver-

ständliche Weise. Außer jenen historischen Kenntnissen würde ein solches Werk auch noch ein hohes Maaß philosophischen Geistes erfordern, der eben so wenig sich zur Schau ausstellte; und vor allem ein treues und liebendes Gemüth.

Jene Zeit war der jugendliche Traum der Nation in beschränkten Kreisen von künftigen Thaten, Kämpfen und Siegen: und die Weissagung, was sie einst bei vollendeter Kraft seyn würde. Verführerische Gesellschaft und die Lockung der Eitelkeit hat die heranwachsende fortgerissen in Kreise, die nicht die ihrigen sind, und indem sie auch da glänzen wollte, steht sie da mit Schmach bedeckt, und ringend sogar um ihre Fortdauer. Aber ist sie denn wirklich veraltet und entkräftet? Hat ihr nicht auch seitdem immerfort, und bis auf diesen Tag, die Quelle des ursprünglichen Lebens fortgequollen, wie keiner andern Nation? Können jene Weissagungen ihres jugendlichen Lebens, die durch die Beschaffenheit der übrigen Völker, und durch den Bildungsplan der ganzen Menschheit bestätigt werden, — können sie unerfüllt bleiben? Nimmermehr. Bringe man diese Nation nur zuförderst zurück von der falschen Richtung, die sie ergriffen, zeige man ihr in dem Spiegel jener ihrer Jugendträume ihren wahren Hang und ihre wahre Bestimmung, bis unter diesen Betrachtungen sich ihr die Kraft entfalte, diese ihre Bestimmung mächtig zu ergreifen. Möchte diese Aufforderung etwas dazu beitragen, daß recht bald ein dazu ausgerüsteter deutscher Mann diese vorläufige Aufgabe löse!

21. Betrachtungen über Solon's Gesetzgebung.

(Aus Barthelemy's Reise des jüngern Anacharsis durch Griechenland, übersetzt von Biester. Berlin 1792. Th. 1. S. 127. u. flg.

Von Solon ließ sich nicht eine Gesetzgebung erwarten, wie sie Lykurg geliefert hatte. Sie befanden sich in zu verschiedenen Lagen.

Die Lacedämonier bewohnten ein Land, welches alles hervorbrachte, was zu ihren Bedürfnissen nöthig war. Der Gesetzgeber brauchte sie also bloß in demselben einzuschließen, damit nicht ausländische Laster den Geist und die Reinheit seiner Einrichtungen verdürben. Athen, am Meere gelegen, mit unfruchtbarem Boden umgeben, war genöthigt, immerfort seine Waaren, seinen Fleiß, seine Ideen, seine Sitten, gegen die Waaren, den Fleiß, die Ideen und die Sitten anderer Nationen auszutauschen.

Lykurg unternahm seine Staatsumfassung ungefähr drittehalb hundert Jahre früher, als Solon. Die Spartaner, eingeschränkt in ihren Künsten, in ihren Kenntnissen, ja selbst in ihren Leidenschaften, waren weder im Guten noch im Bösen so weit gekommen, als die Athener zu Solon's Zeit. Diese letztern hatten alle Arten der Regierungsformen versucht, und waren der Sklaverei und der Freiheit überdrüssig, ohne doch der einen oder der andern entbehren zu können. Betriebsam, aufgeklärt, eitel, und schwer zu leiten; alle, bis auf den geringsten Bürger, mit seinen Planen, mit dem Ehrgeiz, und all den großen Leidenschaften vertraut, welche bei häufigen Staatserschütterungen emporbrausen: so hatten sie schon die Laster, welche man bei gebildeten Nationen findet; und hatten noch überdem eine unruhige Thätigkeit, einen

Leichtsinn der Denkart, wie man ihn bei keiner Nation findet.

Lykurg's Geschlecht besaß seit langer Zeit den Thron von Lacedämon; die beiden Könige, welche denselben damals theilten, standen in gar keiner Achtung und Lykurg galt in den Augen der Spartaner für die erste und die größte Person im Staate. So konnte er auf sein Ansehen und auf das Ansehen seiner Freunde rechnen; und ward nicht durch jene Rücksichten aufgehalten, welche den Schwung des Geistes niederschlagen, und die Entwürfe eines Gesetzgebers beengen. Solon, ein bloßer Privatmann, mit einer vorübergehenden Macht bekleidet, welche er weislich brauchen mußte, um sie nützlich zu brauchen; umringt von mächtigen Parteien, welche er schonen mußte, um sich ihr Zutrauen zu erhalten; gewarnt durch Drakon's neuliches Beispiel, daß die Athener keine Strenge vertrügen, — durfte nicht große Neuerungen wagen, ohne noch größere zu veranlassen, und den Staat in vielleicht unersetzlichen Schaden zu stürzen.

Ich übergehe die persönlichen Eigenschaften beider Gesetzgeber. Höchst ungleich waren sich Lykurg's hoher Geist, und Solon's Talente; des Ersteren starke Seele, und der sanfte und behutsame Charakter des Zweiten. Bloß darin kamen sie überein, daß sie mit gleichem Eifer, aber auf verschiedenen Wegen, zum Glück der Nationen wirkten. Einer an die Stelle des Anderen gesetzt: so hätte Solon nicht so große Dinge gethan, als Lykurg. Es läßt sich zweifeln, ob Lykurg etwas Schöneres hervorgebracht haben würde, als Solon.

Dieser Letzte fühlte, welche Last er übernommen hatte. Und wenn er auf die Frage: ob er den Athenern die möglichbesten Gesetze ertheilt habe? antwortete: „Die besten, welche sie ertragen konnten;" so malte er mit diesem einzigen Worte den zuchtwidrigen Sinn der Athener, und den unseligen Zwang, worin er sich befand.

Solon war genöthigt, die Volksregierung vorzuzie-

hen: weil das Volk, welches nicht vergaß, daß es sich mehrere Jahrhunderte hindurch derselben zu erfreuen gehabt hatte, die Tyrannei der Reichen nicht mehr ertragen konnte; und weil eine Nation, die sich zum Seewesen bestimmt, immer sehr stark zur Demokratie hinhängt.

Doch mäßigte er diese von ihm gewählte Regierungsform auf solche Art, daß man daselbst, in dem Kollegium der Areopagiten, die Oligarchie zu finden glaubte; in der Art die Obrigkeiten zu wählen, die Aristokratie; in dem auch den geringsten Bürgern bewilligten Rechte, auf den Gerichtsstühlen zu sitzen, die reine Demokratie.

Diese Verfassung, welche zu den gemischten Formen gehörte, ist durch das Uebermaaß der Macht bei dem Volke zerstört worden; wie die Persische, durch das Uebermaß der Macht bei dem Fürsten.

---

22. Charakteristik des Alcibiades.

(Aus Anacharsis Reise ꝛc. Th. I. S. 282 bis 237).

Einige Geschichtschreiber haben das Andenken dieses Atheners beschimpft; andere es mit Lobsprüchen erhoben, ohne daß man weder Jene noch Diese der Ungerechtigkeit oder Partheilichkeit beschuldigen kann. Es scheint, die Natur versuchte, in ihm alles zu vereinigen, was sie nur Starkes an Lastern und an Tugenden hervorzubringen vermag. Wir wollen ihn hier in Hinsicht auf den Staat betrachten, dessen Untergang er beschleunigte; und weiterhin in seinen Verhältnissen gegen die Gesellschaft, welche er vollends verderbte.

Eine hohe Abstammung, beträchtliche Reichthümer, die ausgezeichneteste Bildung, die verführerischste Anmuth, ein schnellfassender und ausgebreiteter Verstand, endlich die Ehre, ein Angehöriger von Perikles zu seyn: das waren die Vorzüge, welche gleich Anfangs die Athe-

ner blendeten, und von denen er ſelbſt zuerſt geblendet ward.

In einem Alter, wo man nur Nachſicht und Rath braucht, hatte er ſchon einen Hof und Schmeichler. Er ſetzte ſeine Lehrer durch ſeine Fähigkeiten, und die Athener durch die Zügelloſigkeit ſeiner Sitten in Erſtaunen. Sokrates, welcher früh voraus ſah, daß dieſer Jüngling der gefährlichſte Bürger von Athen werden müßte, wenn er nicht der nützlichſte würde, ſuchte ſeine Freundſchaft, erhielt ſie durch ausdauerndes Beſtreben, und verlor ſie niemals. Er unternahm es, jene Eitelkeit zu mäßigen, welche auf Erden Keinen über ſich, ja Keinen neben ſich, leiden wollte; und ſo groß war bei ſolchen Gelegenheiten die Stärke der Vernunft oder der Tugend, daß der Schüler über ſeine Irrthümer weinte, und ſich geduldig demüthigen ließ.

Als er in die Laufbahn der Ehrenſtellen trat, wollte er das Gelingen nicht ſowohl dem Glanz ſeiner Pracht und ſeiner Freigebigkeit, als den Reizen ſeiner Beredſamkeit verdanken. Er beſtieg die Rednerbühne. Ein kleiner Fehler in der Ausſprache gab ſeinem Vortrag die naive Anmuth der Kindheit; und ob er gleich bisweilen inne hielt, um das rechte Wort zu finden, ſo ward er doch als einer der größten Redner in Athen angeſehen. Von ſeiner Tapferkeit hatte er ſchon Proben abgelegt; und aus ſeinen erſten Feldzügen ſchloß man, er werde einſt der geſchickteſte Feldherr in Griechenland ſeyn. Ich übergehe ſein ſanftes Weſen, ſeine geſprächige Zugänglichkeit, und ſo viele andere Eigenſchaften, welche zuſammentrafen, um ihn zu dem Liebenswürdigſten aller Menſchen zu machen.

Man mußte nicht die Erhabenheit in ſeinem Herzen ſuchen, welche aus der Tugend erwächſt; aber man fand da diejenige Kühnheit, welche das Gefühl der Ueberlegenheit gibt. Kein Hinderniß, kein Unfall konnte ihn überraſchen, konnte ihn muthlos machen; er ſchien über-

zeugt, daß, wenn Seelen von einem gewissen Range nicht alles ausführen, was sie wollen, es nur daher kömmt, weil sie nicht alles unternehmen, was sie können. Als die Umstände ihn nöthigten, den Feinden seines Vaterlandes zu dienen; so gelang es ihm eben so leicht, ihr Zutrauen durch seine Ueberlegenheit zu gewinnen, als sie durch die Weisheit seines Rathes zu beherrschen. Das Eigenste war, daß er die von ihm begünstigte Partei immer obsiegen machte; und daß seine zahlreichen Thaten niemals durch irgend einen Unfall verdunkelt wurden.

Bei Unterhandlungen bediente er sich bald der Einsichten seines Verstandes, welche gleich lebhaft und tief waren; bald List und Treulosigkeiten, welche nie eine Staatsursache rechtfertigen kann; dann wieder der Biegsamkeit seines Charakters, welchen das Bedürfniß zu herrschen, oder der Wunsch zu gefallen, ohne Mühe den Umständen anschmiegte. Bei allen Völkern zog er die Blicke auf sich, und war Herr der öffentlichen Meinung. Die Lacedämonier erstaunten über seine Mäßigkeit; die Thracier, über seine Unmäßigkeit; die Böotier über seine Liebe zu den heftigsten Leibesübungen; die Jonier über seinen Hang zur Trägheit und Wollust; die Satrapen Asiens über einen Prachtaufwand, welchem sie nicht gleich kommen konnten. Er wäre der tugendhafteste Mann geworden, hätte er nicht das Beispiel des Lasters vor sich gehabt; so aber riß ihn das Laster hin, ohne ihn doch zu unterjochen. Es scheint, die Entweihung der Gesetze und die Beleidigung der Sitten war in seinen Augen nichts anders, als eine Reihe von Siegen über die Sitten und über die Gesetze; man könnte sagen, daß auch seine Fehler nur in Verirrungen seiner Eitelkeit bestanden. Diese Züge von Leichtsinn, von Muthwillen, von Thorheit, welche seiner Jugend oder seiner Muße entschlüpften, verschwanden in den Fällen, welche Ueberlegung und Standhaftigkeit erforderten. Alsdann

verband er Klugheit mit Thätigkeit; und das Vergnügen entzog ihm keinen der Augenblicke, welche er seinem Ruhm oder seinen Entwürfen schuldig war.

Früh oder spät würde seine Eitelkeit in Herrschsucht ausgeartet seyn: denn nothwendig mußte ein Mensch, welcher andern so sehr überlegen war, und welchen die Begierde, immer der Erste zu seyn, so innig quälte, am Ende Gehorsam fordern, nachdem er die Bewunderung erschöpft hatte. Auch war er sein ganzes Leben hindurch den angesehensten Bürgern verdächtig: indem Einige wegen seiner Talente, Andere wegen seiner Ausschweifungen in Besorgniß standen; und von dem Volke, welches ihn durchaus nicht entbehren konnte, ward er eins ums andere angebetet, gefürchtet und gehaßt. Da die Empfindungen, welche er veranlaßte, zu heftigen Leidenschaften wurden, so geschah es immer mit stürmenden Ausbrüchen der Freude oder der Wuth, wenn die Athener ihn zu Ehrenstellen erhoben, ihn zum Tode verurtheilten, ihn zurückriefen, und ihn zum zweitenmal verbannten.

Als er eines Tages, von der Rednerbühne herab, die volle Zustimmung des Volks davon getragen hatte, und von der ganzen Versammlung begleitet nach Hause kam; begegnete ihm Timon, mit dem Zunahmen der Menschenfeind, drückte ihm die Hand, und sagte: „Frisch zu, mein Sohn; fahre so fort im Steigen; dann verdanke ich dir einst das Zugrundegehen der Athener.“

In einem zweiten Augenblick des Taumels, that der Pöbel den Vorschlag, zu seinen Gunsten die königliche Würde wiederherzustellen. Allein, da, bloß König zu seyn, ihm nicht genügt haben würde, so war das kleine Athenische Fürstenthum keine Sache für ihn; es mußte ein ausgedehntes Reich seyn, welches ihn in Stand setzte, andere Reiche zu erobern.

In einem Freistaat geboren, mußte er denselben über sich selbst erheben, ehe er ihn zu seinen Füßen legte.

Dies ist ohne Zweifel der geheime Schlüssel zu den glänzenden Unternehmungen, in welche er die Athener hineinzog. Mit ihren Soldaten hätte er die Nationen unterjocht; und die Athener wären in Sklaverei gerathen, ohne es zu merken.

Sein erster Verlust der Volksgunst, welcher ihn fast am Anfange seiner Laufbahn aufhielt, hat nur die eine Wahrheit gezeigt: daß sein Geist und seine Entwürfe zu groß für das Wohl seines Vaterlandes waren. Man hat gesagt; Griechenland könne nicht zwei Alcibiadesse ertragen; man muß hinzusetzen, daß Athen an einem zu viel hatte. Er setzte es durch, daß der Krieg wider Sicilien beschlossen ward.

---

23. Geist der griechischen Poesie.

(Jenisch Vorlesungen über die Meisterwerke der griechischen Poesie, 2 Thle. Berlin 1803. — Th. 1. S. 402 bis 408).

Die Haupteigenthümlichkeit der Homerischen so wie der griechischen Poesie besteht darin, daß sie den kräftigsten, bestimmtesten, einfachsten und vollständigsten Abdruck der allgemeinen Menschennatur aufstellt, und dadurch, in dem höchsten Sinne des Worts, Poesie ist.

Die griechische Poesie ist voll Kraft, aber ohne Härte, voll Anmuth, aber ohne Weichlichkeit: sie vereinigt hinreißende Gewalt mit inniger Ruhe, scharfe Bestimmtheit mit Zartheit der Umrisse: sinnliche Schönheit mit leidenschaftlicher Energie; das rege Leben der Sinnlichkeit mit der Betrachtung der Vernunft: keine Einseitigkeit, keine Beschränkung, keine Uebertreibung; die äußersten Enden der verschiedensten Anlagen und Richtungen der unverdorbenen, unverbildeten Menschennatur gefallen sich hier harmonisch, und wirken, wie

in

in der Menschheit selbst, in freundlicher Gemeinschaftlichkeit.

Die Haupteigenthümlichkeit der griechischen Poesie löst sich also in folgende Momente auf:

Ihre Darstellungen betreffen:

I. eine sinnlich-energische Menschheit;

II. eine die Sinnlichkeit durch Vernunft und Sittlichkeit veredelnde Menschheit, gleich weit entfernt von der starren Gefühllosigkeit des Stoizism und von der schwachen Weichlichkeit des Epikurism;

III. eine weder zu trübsinnige noch zu leichtsinnige Ansicht des Lebens.

I. Kühnmuth, Entschlossenheit, Tapferkeit in Gefahr, Rache gegen den Feind, Schutz und Hülfe für den Freund, Empfindlichkeit für Ehre und Ruhm, aber auch sanftes Mitgefühl für Eltern, Weib und Kind, für Freundschaft und Menschenelend: dies sind die allgemeinsten Eigenschaften Homerischer Helden, wie der in der griechischen Poesie dargestellten Menschheit überhaupt, in welchen sich also die rüstigen und die weicheren Eigenschaften unserer Natur gleich stark aussprechen: ein Charakter, welcher sich selbst in den rauhesten Griechen-Helden, z. B. in einem Achill, in einem Ajas, einem Herkules nicht verleugnet, wie wir's künftig in den Darstellungen der einzelnen Charaktere entwickeln werden.

Das Rachegefühl gegen den Feind treibt der Grieche bisweilen ohne Widerrede zu weit, z. B. Achill in der schmachvollen Behandlung des getödteten Hektors; unsere zum höchsten Stillleben gewöhnten von christlichem Philantropism und moralischem Kosmopolitism durchdrungenen Seelen erzittern oft vor der Art, wie in der

Iliade, in den Tragödien eines Aeschylus oder Euripides, Feind den Feind behandelt. Aber laßt uns erwägen, daß ein solches Verfahren der angebornen sinnlichen Energie des Menschen sehr natürlich ist: indem Schmerz (Beleidigung von dem Feinde, körperlich oder geistig) der unerträglichste Angriff auf unser Wesen ist, welchen zurückzutreiben die Natur uns Zorngefühl und rächende Züchtigung verlieh. Daher dann auch Feindesliebe in dem christlichen Moralsystem mit Recht als der höchste Triumph des Menschen über sein eigensüchtiges Selbst, so wie von den Philosophen als der glorreichste Sieg der Vernunft über die Leidenschaft, betrachtet wird. Laßt uns erwägen, daß die griechische Religion selbst die Rache gewissermaßen heiligte: indem die Nationen eigentliche Gottheiten der Rache, Dike, Nemesis und die Erynnen verehrten, welche dem frevelnden Sterblichen wie auf dem Fuße nachtreten, und ihm Böses mit Bösem vergelten: wo dann das Volk sehr leicht die Beleidigungen des Gegners mit dem moralischen Bösen verwechseln konnte. Laßt uns endlich erwägen, daß der Geist des Philantropism überhaupt nicht der Geist des Alterthums war.

II. Trotz aller leidenschaftlichen Energie giebt der griechische Held doch der Stimme der Vernunft, dem Geheiß der Pflicht, dem Gefühl der Menschlichkeit Gehör.

Dies ist's, was Homer weislich dadurch andeutet, daß er seine Achillen, Ajas, Odysseen, Diomeden, so oft von der Athene begleiten, berathen, warnen, nicht selten von ihnen gleichsam die Hände binden läßt. Ein zürnender Achill läßt das Schwert, an dessen Heft er schon die Hand gelegt hat, um es gegen den ihn schmähenden Agamemnon zu zucken, in der Scheide ruhen: und wie rührend versöhnt er uns für die Schmach an Hektors Leichnam, durch die gutmüthige Rückgabe desselben an den flehenden Priamos. Odysseus und Dio-

medes, listig in das Lager des Feindes eingedrungen, morden und rauben; aber es kömmt darauf an, dem Feinde eine neuangekommene Hülfe zu zerstören. Diomedes und Glaukos rennen im Gefecht muthvoll aneinander; aber die Erinnerung heiliger Gastfreundschaft vertilgt in ihnen jeden Blutgedanken. Ajas fällt in sein Schwert und endet vorsetzlich sein Leben; aber nur, nachdem er nicht mehr mit Ehre leben zu können glaubt! Durch diesen Gehorsam seiner Helden und Heldinnen gegen Vernunft, Pflicht und Menschlichkeit hat Sophokles insbesondere seine Personen veredelt.

Selbst die Eumeniden des Aeschylos toben nur um verletzter Pflicht und Gerechtigkeit willen: und die Göttin der Wuth (λυσσα) in dem Euripideischen Stück „der rasende Herkules," gesteht, daß sie, wenn sie, auf der Obergötter Geheiß, den Herkules zur Raserei treibe, „thue, was ihr Herz nie gewollt, doch sie gehorche der Nothwendigkeit."

III. Die herrschende Darstellungsart menschlicher Dinge in der griechischen Poesie, lehrt uns, die Freuden des Lebens nicht ungenossen verschmähen, den zufälligen Uebeln desselben muthig die Brust bieten, oder auch die unvermeidlichen standhaft ertragen, das Leben selbst der Pflicht aufopfern, den Tod, als die letzte Schuld der Natur, als den letzten Zwang der alles unterjochenden Nothwendigkeit, ohne Murren erdulden.

Wehmüthig ist die Ansicht des menschlichen Lebens, als eines unseligen und trübsalvollen, im Homer, in dem Sophokles, in dem Euripides: eben ihre tragischen Schilderungen würden uns, auch wenn die Dichter selbst nicht hindeuteten, von der Wahrheit dieser Ansicht überzeugen. Allein auch der in der Schlacht hinsinkende Jüngling des Homer, auch die dem Tode so edel sich aufopfernde Antigone des Sophokles, auch die unter dem Jubel Griechenlands zum Mordaltar hinwandelnde

Iphigenia, wie der sich selbst tödtende Ajas, findet, trotz dem allen, das Leben noch schön. In der ernsteren lyrischen Dichtart spricht sich die eben erklärte Darstellungsart menschlicher Dinge noch reiner aus; wie dies auch dem Nichtkenner der Griechen aus den Gedichten des Horazes einleuchten mag, deren herrschender Geist der moralisch-lyrische der Griechen ist.

Leichterer, vielleicht sogar leichtsinniger Art scheint die Ansicht der erotischen und anakreontischen Dichter der Griechen zu seyn. Allein auch in den Gedichten dieser Gattung vermißt der Kenner nie einen gewissen Ausdruck von augenblicklicher Aufwallung, von flüchtigem, obgleich sehr wahr empfundenem Wunsch, von vorübergehender Begeisterung; so wie sich dergleichen Aufwallungen und Wünsche, selbst in dem edelsten Menschen, in Momenten heitern und herzlichen Genusses, nicht selten bilden: welches auch vorzüglich aus der Kunstlosigkeit und Kürze hervorgeht, womit die erotischen und anakreontischen Gedichte abgefaßt sind. Ja selbst ein Anakreon, wir werden's künftig zeigen, vergißt nicht, oftmals mitten unter seine Blumen und holde Tändeleien sehr ernste Lehren der Weisheit zu mischen.

Man wird sagen: „Jede wahre Poesie hat dieselben Eigenthümlichkeiten, die ihr da der griechischen nachrühmet:" Ich antworte: eben deshalb ist ja die griechische Poesie von so hohem Werth, weil sie wahre Poesie ist. Allein dadurch unterscheidet sie sich hauptsächlich von allen übrigen alten und neuen Poesien, daß das, was wahre Poesie ist, in ihr herrschender Geist, vorwaltender Charakterzug ist: daß die reine, edlere Menschennatur, sammt allen ihren Anlagen und Trieben, in dieser Harmonie des Ganzen

zu dem Einzelnen, des Einzelnen zu dem Ganzen, sich in keiner andern Poesie so treu abdrückt, als in der griechischen.

Die Poesie des Nordens stellt euch Helden mit noch stärkerer leidenschaftlicher Energie auf; aber es fehlt ihnen an sittlicher Schönheit: die Jünger Christi, die Lazarus und Maria, die Auferstandenen, die Engel im Messias, ein Theil der Helden des französischen Trauerspiels, sind ohne Zweifel liebenswürdigere Wesen, als die Achillen und Odyssen, die Ajas und Diomeden der Ilias: aber welches ist die starke, die große Seite der menschlichen Natur, die sie euch vorzeigen? Die Poesie des Orients übertrifft durch das Kühne ihrer Darstellungen die griechische an sinnlicher Stärke: aber wo ist die schöne Klarheit, die weise Ordnung, die kunstreiche und doch einfache Begriffs- und Gefühlsentwickelung, deren sich, bei einer gewaltig ergreifenden Energie, die griechische rühmt?

Kurz: Die Griechinn mag von den andern Schwestern in jedem einzelnen Vorzuge hier, dort übertroffen werden: ihr herrschender Geist ist es, alle Vorzüge wahrer Poesie im schönen Bunde zu vereinigen: und hierin kommt ihr keine Schwester gleich.

---

24. Homer und Virgil.

(Bruchstück aus Hugo Blair's Vorlesungen über Rhetorik und schöne Wissenschaften, aus dem Englischen übersetzt von Schreiter, 4 Thle. Liegnitz und Leipzig 1789. — 40ste Vorlesung, Th. IV. S. 140.)

Wenn man das Verdienst des Homer und des Virgil, im Ganzen betrachtet, gegen einander vergleicht, so muß man eingestehen, daß der erstere das größte

Genie, der letztere hingegen der geschmackvollere Schriftsteller ist. Homer war ein Original in seiner Kunst; und zeigt daher sowohl die Schönheiten als die Mängel, welche sich bei einem orginellen Dichter, in Vergleichung mit seinen spätern Nachfolgern, erwarten lassen: mehr Kühnheit, mehr Natur und Leichtigkeit, mehr Erhabenheit und Kraft; aber auch auffallendere Unregelmäßigkeiten und Nachlässigkeiten in der künstlichen Darstellung. Virgil verliert in dem ganzen Fortgange seines Gedichts den Homer fast nie aus den Augen; und sehr viel einzelne Stellen sind nicht sowohl Nachahmungen, als vielmehr wörtliche Uebersetzungen dieses Dichters. Zum Beispiel die Schilderung des Sturmes gleich im ersten Buche der Aeneide, und die Aeußerungen des Aeneas bei dieser Gelegenheit, sind aus dem dritten Buche der Odyssee entlehnt: der Gleichnisse beim Virgil nicht zu gedenken, die fast insgesammt nichts weiter sind, als Nachbildungen der Homerischen. Der Vorzug in Ansehung der Erfindung muß also ohne Zweifel dem Homer zugestanden werden. Was den Vorzug der Beurtheilung betrifft, so bin ich, obgleich die meisten Kunstrichter geneigt sind, ihn dem Virgil zu ertheilen, doch der Meinung, daß beide Dichter darauf ziemlich gleiche Ansprüche haben Man bemerkt im Homer die ganze Lebhaftigkeit des Griechen, im Virgil die ganze Feierlichkeit des Römers. Homers Einbildungskraft ist bei weitem die reichste und fruchtbarste, Virgils Einbildungskraft die nüchternste und aufmerksamste. Die Stärke des erstern liegt in seiner Macht, die Phantasie zu erwärmen; die Stärke des letzteren in seiner Gewalt, das Herz zu rühren. Homers Ausdruck ist einfacher und beseelter; Virgils Ausdruck eleganter und einförmiger. Der erste schwingt sich in vielen Stellen zu einer Erhabenheit empor, die der letztere nie erreicht; aber dieser sinkt dafür nie unter einen gewissen Grad der epischen Würde herab, welches sich von dem erstern nicht durchgehends

behaupten läßt. Um übrigens der Bewunderung, die man diesen beiden großen Dichtern schuldig ist, nichts zu entziehen, muß man bedenken, daß die meisten von Homers Mängeln nicht sowohl seinem Genie, als den Sitten des Zeitalters, in welchem er lebte, zur Last fallen; und daß für die schwachen Stellen der Aeneide in dem Umstande, daß das Gedicht unvollendet geblieben ist, eine gültige Entschuldigung liegt.

---

25. Welche Lebensart war der Erfindung der Künste am zuträglichsten?

(Siebenkees Handbuch der Archäologie. 2 Thle. Nürnberg 1799. — Th. I. S. 69 bis 72.)

Nicht jede Lebensart der ältesten Menschen war für die Cultur und Erfindungen gleich vortheilhaft. Die eine beförderte dieselbe, eine andere hielt sie zurück, mit einer dritten vertrug sie sich gar nicht. Als die Menschen ihre Hölen verließen, d. i. den ersten Schritt zu einer künftigen Cultur thaten, beschäftigten sie sich entweder mit der Jagd, oder mit der Viehzucht, oder mit dem Feldbau.

Die Jagd war wahrscheinlich die älteste Beschäftigung der Menschen. Die Nothwendigkeit, sich gegen die wilden Thiere zu vertheidigen, erfand dieselbe: und die Mittel zum Unterhalt, welche sie den Menschen gewährte, lehrte ihnen dieselbe liebgewinnen. Diese Beschäftigung ist für Cultur und Erfindungen am wenigsten geschickt. Das unstäte und herumschweifende Leben, an welches sie gewöhnt, hinderte die Geselligkeit, und das beständige Morden der Thiere gewöhnt an Grausamkeit und Wildheit. Die Völker, welche von der Jagd lebten, blieben daher fast immer wild; noch in den spätern Zeiten waren die Nationen in Griechenland,

die von der Jagd lebten, z. B. die Kynetheer, wegen ihrer Wildheit bekannt. Unter den Amerikanischen und Südländischen Völkern sind auch heut zu Tage die jagenden die wildesten und grausamsten. Bei dieser Beschäftigung mochten einige bemerkt haben, daß es nicht allein wilde und schädliche Thiere gebe, sondern auch solche, welche friedlich beisammen lebten, und sich leicht an den Umgang mit Menschen gewöhnten. Einige mochten auch bemerkt haben, daß die Milch dieser Thiere ein gesundes und nahrhaftes Getränk sey; was war natürlicher, als daß man suchte, einige derselben zu fangen, und zu gewöhnen, daß sie sich von einem gewissen Ort nicht entfernten, damit man nach Gefallen sie haben könnte. Dieses gab Anlaß zur Viehzucht. Diese Beschäftigung machte die Menschen schon milder; aber eine große Cultur veranlaßte sie auch nicht. Auch sie verlangte ein herumziehendes Leben mit den Heerden, und hinderte die Geselligkeit; daher blieben die nomadischen oder Hirtenvölker auch immer in der Cultur zurück, ungeachtet sie bei weitem sanfter waren, als die jagenden. Die dritte Art der Beschäftigung war der Ackerbau. Dieser kann ohne Vereinigung mehrerer Menschen zu einer gemeinschaftlichen Arbeit nicht getrieben werden. Es mußten also die Familien, welche sich mit demselben beschäftigten, sich bald mit einander vereinigen. Er veranlaßte also Geselligkeit, und diese — mildere Sitten. Der Ackerbau kann ohne Maschinen nicht getrieben werden; wollte der Mensch der Feldarbeit nicht unterliegen, so mußte er Instrumente erfinden, womit dieselbe befördert werden kann. So armselig auch dieselben gewesen seyn mögen, so war ihre Erfindung die erste Uebung für den menschlichen Verstand, und leitete ihn in der Folge auf weitere und größere Erfindungen. Seine Früchte aufzubewahren, mußte er dauerhaftere Wohnungen anlegen, als die Jagd- und Hirtenvölker haben; und so entstand in der Folge die Baukunst, die äl-

teste Kunst der Menschen, welche vielleicht mit dem ersten Anfang der Cultur entstand. Nach und nach erfand der Mensch, Holz und Steine zu bearbeiten, die Metalle zu benutzen, den Gebrauch des Feuers, die Verfertigung hölzerner und irdener Gefäße, und stieg von einer Stufe der Ausbildung zur andern fort.

Schon a priori kann man fast beweisen, daß die ackerbauenden Völker die Erfinder aller Künste gewesen sind; denn keine Lebensart gab dazu Gelegenheit; und die Geschichte aller Nationen bestätigt dieses. Die morgenländischen Sagen schreiben die Erfindung der Künste der Familie des Kain zu, und diese bauete das Feld.

Die Aegypter leiten den Anfang ihrer Cultur und der Künste unter ihnen von dem Osiris her, der den Ackerbau bei ihnen einführte, und auch die Griechen zählen von der Erfindung des Getreidebaues die Jahre ihrer Cultur.

Die ackerbauenden Völker bildeten sehr bald kleine Dörfer und Städte; und da sie mit vereinten Kräften ihre Lebensart trieben, und ein jeder die Erfindung des andern benutzen konnte, so wurden ihnen ihre Geschäfte leichter, und sie hatten nicht mehr nöthig, alle ihre Zeit auf die Beschaffung der nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens zu wenden. Sobald der Mensch aber auf dem Grad der Cultur steht, daß er ohne die drückendste Mühe seinen Unterhalt sich verschaffen kann, so fällt er auf Erfindungen, welche auf Bequemlichkeit und Verschönerung seines Zustandes gehen. Seine Wohnungen werden geräumiger, reiner, und erhalten eine bessere Gestalt, seine Geräthe und Waffen werden mit Verzierungen versehen, er denkt selbst auf Verschönerung seiner Person durch allerlei Mittel. Auf diesem Grad des Wohlstandes und der Cultur stehen einige Nationen in der Südsee.

Steht der Mensch auf dieser Stufe, dann hat er

nur noch wenige Schritte zum ersten rohen Anfang der Bildnerei zu thun. Ein günstiger Zufall darf sich ereignen, und die erste Erfindung derselben ist geschehen.

---

26. Charakter des Christenthums.

(Bruchstück aus Schleiermacher's Reden über die Religion. Zweite Aufl. Berlin 1806. — 5te Rede S. 304 bis 309).

Herrlicher, erhabener, der erwachsenen Menschheit würdiger, tiefer eindringend in den Geist der systematischen Religion, weiter sich verbreitend über das ganze Universum, ist die ursprüngliche Anschauung des Christenthums. Sie ist keine andere, als die des allgemeinen Entgegenstrebens alles Endlichen gegen die Einheit des Ganzen, und der Art wie die Gottheit dieses Entgegenstreben behandelt, wie sie die Feindschaft gegen sich vermittelt, und der größer werdenden Entfernung Grenzen setzt durch einzelne Punkte über das Ganze ausgestreut, welche zugleich Endliches und Unendliches, zugleich Menschliches und Göttliches sind. Das Verderben und die Erlösung, die Feindschaft und die Vermittlung: das sind die beiden unzertrennlich mit einander verbundenen Seiten dieser Anschauung, und durch sie wird die Gestalt alles religiösen Stoffs im Christenthum und seine ganze Form bestimmt. Die physische Welt ist abgewichen von ihrer Vollkommenheit und unvergänglichen Schönheit mit immer verstärkten Schritten; aber alles Uebel, selbst das, daß das Endliche vergehen muß, ehe es den Kreis seines Daseyns vollständig durchlaufen hat, ist eine Folge des Willens, des selbstsüchtigen Strebens der vereinzelten Natur, die sich überall losreißt aus dem Zusammenhange mit dem Ganzen, um etwas zu seyn für sich; auch der Tod ist gekommen

um der Sünde willen. Die moralische Welt ist vom Schlechten zum Schlimmern fortschreitend: unfähig etwas hervorzubringen, worin der Geist des Universums wirklich lebte, verfinstert der Verstand und abgewichen von der Wahrheit, verderbt das Herz und ermangelnd jedes Ruhmes vor Gott, verlöscht das Ebenbild des Unendlichen in jedem Theile der endlichen Natur. In Beziehung hierauf wird auch die göttliche Vorsehung in allen ihren Aeußerungen angeschaut, nicht auf die unmittelbaren Folgen für die Empfindung gerichtet in ihrem Thun; nicht das Glück oder Leiden im Auge habend, welches sie hervorbringt; nicht mehr einzelne Handlungen hindernd oder fördernd, sondern nur bedacht, dem Verderben zu steuern in großen Massen; zu zerstören ohne Gnade, was nicht mehr zurückzuführen ist, und neue Schöpfungen mit neuen Kräften aus sich selbst zu schwängern: so thut sie Zeichen und Wunder, die den Lauf der Dinge unterbrechen und erschüttern; so schickt sie Gesandte, in denen mehr oder weniger von ihrem eignen Geiste wohnt, um göttliche Kräfte auszugießen unter die Menschen. Eben so wird auch die religiöse Welt vorgestellt. Auch indem es mit dem Universum in Gemeinschaft treten will, strebt das Endliche ihm entgegen, sucht immer ohne zu finden, und verliert was es gefunden hat; immer einseitig, immer schwankend, immer beim Einzelnen und Zufälligen stehen bleibend, und immer noch mehr wollend als anschauen, verliert es das Ziel seiner Blicke. Vergeblich ist jede Offenbarung. Alles wird verschlungen von irdischem Sinn, alles fortgerissen von dem inwohnenden irreligiösen Princip; und immer neue Veranstaltungen trifft die Gottheit, immer herrlichere Offenbarungen gehen durch ihre Kraft allein aus dem Schooße der alten hervor, immer erhabnere Mittler stellt sie auf zwischen sich und den Menschen, immer inniger vereinigt sie in jedem spätern Gesandten die Gottheit mit der Menschheit, damit durch sie und

von ihnen die Menschen lernen mögen das ewige Wesen erkennen; und nie wird dennoch gehoben die alte Klage, daß der Mensch nicht vernimmt, was vom Geiste Gottes ist. Dieses, die Art wie das Christenthum in seiner eigentlichsten Grundanschauung am meisten und liebsten das Universum in der Religion und ihrer Geschichte anschaut; wie es die Religion selbst als Stoff für die Religion verarbeitet, und so gleichsam eine höhere Potenz derselben ist, das macht das unterscheidendste seines Charakters, das bestimmt seine ganze Form. Eben weil es ein irreligiöses Princip als überall verbreitet voraussetzt, weil dies ein wesentliches Element des Gefühls ausmacht, auf welches alles übrige bezogen wird, ist es durch und durch polemisch, — Polemisch in seiner Mittheilung nach außen, denn um sein innerstes Wesen klar zu machen, muß es jedes Verderben, es liege in den Sitten oder in der Denkungsart, vor allen Dingen aber das irreligiöse Princip selbst überall aufdecken. Ohne Schonung entlarvt es daher jede falsche Moral, jede schlechte Religion, jede unglückliche Vermischung von beiden, wodurch ihre beiderseitige Blöße bedeckt werden soll; in die innersten Geheimnisse des verderbten Herzens dringt es ein, und erleuchtet mit der heiligen Fackel eigner Erfahrung jedes Uebel, das im Finstern schleicht. So zerstörte es — und dies war fast seine erste Bewegung — die letzte Erwartung seiner nächsten Brüder und Zeitgenossen, und nannte es irreligiös und gottlos, eine andere Wiederherstellung zu wünschen oder zu erwarten, als die zur bessern Religion, zur höheren Ansicht der Dinge, und zum ewigen Leben in Gott. Kühn führt es die Heiden hinweg über die Trennung, die sie gemacht hatten zwischen dem Leben und der Welt der Götter und der Menschen. Wer nicht in dem Ewigen lebt, webt und ist, dem ist er völlig unbekannt; wer dies natürliche Gefühl, wer dies innere Bewußtseyn verloren hat unter der Menge sinnlicher

Eindrücke und Begierden, in dessen beschränkten Sinn ist noch keine Religion gekommen. So rissen sie überall auf die übertünchten Gräber und brachten die Todtengebeine ans Licht, und wären sie Philosophen gewesen, die ersten Helden des Christenthums, sie hätten eben so polemisirt gegen das Verderben der Philosophie. Nirgends gewiß verkannten sie die Grundzüge des göttlichen Ebenbildes, in allen Entstellungen und Entartungen sahen sie gewiß den himmlischen Keim der Religion; aber als Christen war ihnen die Hauptsache die Entfernung der Einzelnen von der Gottheit, die eines Mittlers bedarf, und so oft sie Christenthum sprachen, gingen sie nur darauf. — Polemisch ist aber auch das Christenthum, und das eben so scharf und schneidend, innerhalb seiner eignen Grenzen, und in seiner innersten Gemeinschaft der Heiligen. Nirgends ist die Religion so vollkommen idealisirt, als im Christenthum und durch die ursprüngliche Voraussetzung desselben; und eben damit zugleich ist immerwährendes Streiten gegen alles Wirkliche in der Religion als eine Aufgabe hingestellt, der nie völlig Genüge geleistet werden kann. Eben weil überall das irreligiöse Princip ist und wirkt, und weil alles Wirkliche zugleich als unheilig erscheint, ist eine unendliche Heiligkeit das Ziel des Christenthums. Nie zufrieden mit dem Erlangten sucht es auch in seinen reinsten Anschauungen, auch in seinen heiligsten Gefühlen noch die Spuren des Irreligiösen, und der dem Universum entgegengesetzten und von ihm abgewandten Tendenz alles Endlichen. Im Ton der höchsten Inspiration kritisirt einer der ältesten heiligen Schriftsteller den religiösen Zustand der Gemeinen; in einfältiger Offenheit reden die hohen Apostel von sich selbst: und so soll Jeder in den heiligen Kreis treten, nicht nur begeistert und lehrend, sondern auch in Demuth das Seinige der allgemeinen Prüfung darbringend; und nichts soll geschont werden, auch das Liebste und Theuerste nicht; nichts

soll je träge bei Seite gelegt werden, auch das nicht, was am allgemeinsten anerkannt ist. Dasselbe, was exoterisch (öffentlich) heilig gepriesen und als das Wesen der Religion aufgestellt ist vor der Welt, ist immer noch esoterisch (geheim) einem strengen und wiederholten Gericht unterworfen, damit immer mehr unreines abgeschieden werde, und der Glanz der himmlischen Farben immer ungetrübter erscheine an allen Anschauungen des Unendlichen. Wie Ihr in der Natur seht, daß eine zusammengesetzte Masse, wenn sie ihre chemischen Kräfte gegen etwas außer ihr gerichtet gehabt hat, sobald dies überwunden, oder das Gleichgewicht hergestellt ist, in sich selbst in Gährung geräth, und dies und jenes aus sich abscheidet: so ist es mit einzelnen Elementen und mit ganzen Massen des Christenthums; es wendet zuletzt seine polemische Kraft gegen sich selbst; immer besorgt durch den Kampf mit der äußern Irreligion etwas fremdes eingesogen, oder gar ein Princip des Verderbens noch in sich zu haben, scheut es auch die heftigsten innerlichen Bewegungen nicht, um dies auszustoßen. Dies ist die in seinem Wesen gegründete Geschichte des Christenthums. Ich bin nicht gekommen Friede zu bringen, sondern das Schwerdt, sagt der Stifter desselben, und seine sanfte Seele kann unmöglich gemeint haben, daß er gekommen sey, jene blutigen Bewegungen zu veranlassen, die dem Geist der Religion so völlig zuwider sind, oder jene elenden Wortstreite, die sich auf den todten Stoff beziehen, den die lebendige Religion nicht aufnimmt; nur diese heiligen Kriege, die aus dem Wesen seiner Lehre nothwendig entstehen, hat er vorausgesehen, und indem er sie voraussah, befohlen. — Aber nicht nur die Beschaffenheit der einzelnen Elemente des Christenthums ist dieser beständigen Sichtung unterworfen; auch auf ihr ununterbrochenes Daseyn und Leben im Gemüth geht die Unersättlichkeit nach Religion. In jedem Moment, wo das religiöse Princip nicht wahr-

genommen werden kann im Gemüth, wird das Irreligiöse als herrschend gedacht: denn ein anderes Entgegengesetzte giebt es nicht, als nur in sofern das was ist aufgehoben, und auf Nichts gebracht ist in seiner Erscheinung. Jede Unterbrechung der Religion ist Irreligion; das Gemüth kann sich nicht einen Augenblick entblößt fühlen von Wahrnehmung und Gefühl des Universums, ohne sich zugleich der Feindschaft und der Entfernung von ihm bewußt zu werden. So hat das Christenthum zuerst und wesentlich die Forderung gemacht, daß die Religiosität ein Continuum (etwas Fortwährendes) sein soll im Menschen, und verschmäht auch mit den stärksten Aeußerungen derselben zufrieden zu seyn, sobald sie nur gewissen Theilen des Lebens angehören, und sie beherrschen soll. Nie soll es ruhen, und nichts soll ihr so schlechthin entgegengesetzt seyn, daß es nicht mit ihr bestehen könne; von allem Endlichen sollen wir aufs Unendliche sehen, allen Empfindungen des Gemüthes, woher sie auch entstanden seyen, allen Handlungen, auf welche Gegenstände sie sich auch beziehen mögen, sollen wir im Stande seyn, religiöse Gefühle und Ansichten beizugesellen. Das ist das eigentliche höchste Ziel der Virtuosität (Meisterschaft) im Christenthum.

Wie nun die ursprüngliche Ansicht desselben, auf welche alle andere Verhältnisse bezogen werden, auch im Einzelnen den Charakter seiner Gefühle bestimmt, das werdet Ihr leicht finden. Oder wie nennt Ihr das Gefühl einer unbefriedigten Sehnsucht, die auf einen großen Gegenstand gerichtet ist, und deren Unendlichkeit Ihr Euch bewußt seyd? Was ergreift Euch, wo Ihr das Heilige mit dem Profanen, das Erhabene mit dem Geringen und Nichtigen aufs innigste gemischt findet? und wie nennt Ihr die Stimmung, die Euch bisweilen nöthiget, diese Mischung überall vorauszusetzen, und überall nach ihr zu forschen? Nicht bisweilen ergreift sie den Christen, sondern sie ist der herrschende Ton aller seiner

religiösen Gefühle, diese heilige Wehmuth: denn das ist der einzige Name, den die Sprache mir darbietet: jede Freude und jeden Schmerz, jede Liebe und jede Furcht begleitet sie; ja in seinem Stolz wie in seiner Demuth ist sie der Grundton, auf den sich Alles bezieht. Wenn Ihr Euch darauf versteht, aus einzelnen Zügen das Innere eines Gemüths nachzubilden, und Euch durch das Fremdartige nicht stören zu lassen, das ihnen, Gott weiß woher, beigemischt ist: so werdet Ihr in dem Stifter des Christenthums durchaus diese Empfindung herrschend finden. Wenn Euch ein Schriftsteller, der nur wenige Blätter in einer einfachen Sprache hinterlassen hat, nicht zu gering ist, um Eure Aufmerksamkeit auf ihn zu wenden: so wird Euch aus jedem Worte, was uns von seinem Busenfreund übrig ist, dieser Ton ansprechen. Und wenn je ein Christ Euch in das Heiligste seines Gemüthes hineinblicken ließ: gewiß er ist dieses gewesen. So ist das Christenthum.

---

27. Bestimmung des Begriffes: Humanität.

(Aus Ferd. Delbrück über die Humanität. Leipzig 1796. S. 1 — 9.)

Um das Unterscheidende der menschlichen Natur aufzufinden, muß man auf der einen Seite von allen Dem abstrahiren, was sie mit der thierischen gemein hat, und auf der andern Seite von allen dem was nicht allgemein in ihr angetroffen wird.

Unter den Vorzügen, welche den Menschen über das Thier erheben, giebt es einige, welche alle, oder doch die meisten; es giebt andere, welche nur wenige Menschen besitzen. Zu jenen gehört die Erkenntniß derjenigen Dinge, die man in der alten philosophischen Sprache

Sprache menschliche; zu diesen die Erkenntniß derjenigen, die man göttliche und himmlische nannte. Von der ersten Art sind die Wahrheiten, welche in sich eine solche Evidenz haben, daß sie jeder, nur nicht ganz unfähige, Mensch begreifen kann; von der letztern Art sind diejenigen, welche über die Gränzen der gemeinen Fassungskraft hinausliegen. Es giebt einzelne Menschen, und ganze Nationen, die zu Betrachtungen über die Natur der Bewegung des Raumes und der Zeit, sich zu erheben nicht im Stande sind; hingegen kann es weder eine ganze Nation, noch einen einzelnen Menschen geben, der nicht Begriffe von einem gemeinschaftlichen Wohl hätte, und Empfindung von dem, was schön und häßlich ist.

Will man nun die menschliche Natur überhaupt kennen lernen; so muß man das zur Richtschnur nehmen, was bei Vielen, ohne Rücksicht auf das, was nur bei Wenigen angetroffen wird. Denn jenes, nicht dieses, macht das Wesentliche derselben aus. Alle Theorien über den Ursprung der Welt, und die Gesetze, nach denen die himmlischen Körper sich bewegen, können verloren gehen; und doch kann das menschliche Geschlecht fortdauern; mit dem Verluste der Sprache hingegen, mit dem Verluste der mittheilenden Neigungen, und der Begriffe von Dem, was recht und unrecht, was gut und böse ist, würde das menschliche Geschlecht untergehen. Die Eigenschaften der letztern Art sind es auch, nach denen wir den Charakter einzelner Menschen beurtheilen. Wenn jemand eine andere Hypothese über Raum und Zeit annimmt, wenn er beide jetzt für bloße Formen der Sinnlichkeit hält, da er sie sonst für etwas Substantielles (Wesentliches) gehalten, so macht dies wenigen Eindruck auf uns, und man sagt nur, er habe seine Meinung geändert; wenn er hingegen seine Begriffe von der Bestimmung des Menschen, von Glückseligkeit, und dem höchsten Gute, vertauscht, und diesem gemäß

handelt; wenn er aus einem freigebigen Manne ein sparsamer, aus einem Liebhaber der Ruhe und Muße ein geschäftiger, aus einem Freunde der Fröhlichkeit ein strenger Mann wird: so sagt man, er habe sich geändert. Zum Beweise, daß es gewisse Eigenschaften des Geistes gebe, welche, wie die Farbe des Körpers und die Züge des Gesichtes, wechseln können, ohne daß dadurch der ganze Mensch afficirt (ergriffen) wird; daß es andre gebe, mit deren Abänderung sich zugleich das Selbst des Menschen abändert.

Die Vorzüge des Körpers und Geistes also, welche auf der einen Seite Menschen über das Thier erheben, und auf der andern Seite ihnen allen gemein sind, so, daß sie sich in Absicht derselben nur dem Grade nach unterscheiden, machen das Eigenthümliche der menschlichen Natur aus.

Wer die Anlagen und Kräfte, die das Eigenthümliche der menschlichen Natur ausmachen, verhältnißmäßig entwickelt, und nach Maßgabe des Einflusses, den jede derselben auf die Erreichung unserer Bestimmung hat, ausbildet, dem legen wir Humanität bei.*)

Sokrates, bemerkt Xenophon, philosophirte nie über die allgemeine Natur der Dinge, und stellte auch nie Betrachtungen an über die von den Sophisten so genannte Welt (*Κοσμος*), noch über die Gesetze, nach welchen die Himmlischen Körper wirken; sondern hielt die, welche sich um dergleichen bekümmerten, für Thoren. Denn zuerst fragte er, ob sie glaubten, die menschlichen Dinge schon hinlänglich zu kennen, daß sie sich um dergleichen bekümmerten, oder ob sie dächten, klug zu handeln, wenn sie sich mit den menschlichen Dingen nicht

*) Humanität ist das, was den Charakter der Menschheit ausmacht, im Gegensatze der Bestialität und Brutalität. Aber weder Menschlichkeit und Menschheit noch Menschenliebe, Menschensittigung und Leutseeligkeit vermögen das fremde Wort ganz zu ersetzen. d. V.

abgäben, und die göttlichen betrachteten. Er wunderte sich auch, wie sie nicht einsähen, daß es dem Menschen unmöglich sey, dergleichen zu erkennen, da selbst die, welche die meiste Einsicht darin hätten, in ihren Meinungen nicht übereinstimmten, sondern auf demselben Fuße, wie die Wahnsinnigen, mit einander stünden.

So dachte er, fährt Xenophon fort, über die, welche sich mit dergleichen abgeben; er selbst philosophirte über die menschlichen Dinge, und stellte Betrachtungen an über die Gottesfurcht, und ihr Gegentheil, über das, was schön und häßlich ist, was recht und unrecht, was Weisheit und Thorheit, was Tapferkeit und Feigheit, was ein Staat und ein Staatsmann, was die Obrigkeit der Menschen, und eine obrigkeitliche Person der Menschen sey, kurz über alles das, wodurch man seiner Meinung nach ein *Καλοκαγαθος* würde.

Ferner sagt Xenophon an einem andern Orte: ich weiß, daß Sokrates sich seinen Freunden immer als ein *Καλοκαγαθος* zeigte, und auf das vortrefflichste unter ihnen über die Tugend und die übrigen menschlichen Dinge philosophirte. Auch hielten seine Freunde sich zu ihm, nicht um Redner vor dem Volk oder vor Gericht, sondern um *Καλοκαγαθοι* zu werden, und von ihm zu lernen, wie sie sich in Absicht ihres Hauswesens und ihrer Hausgenossen, ihrer Verwandten und Freunde, ihres Staats und ihrer Mitbürger zu verhalten hätten.

Aus diesem allen erhellet, daß, was ich eben Humanität nannte, nichts anders sey, als was die Griechen *Καλοκαγαθια* nannten; denn Sokrates schränkt sie ausdrücklich auf die Vorzüge ein, welche allgemein anwendbar und erlangbar sind. Auch leuchtet ein, daß die *Καλοκαγαθια* nicht bloß moralische Vollkommenheit unter sich begreife: denn um eine Familie oder einen Staat gut zu regieren, welches Sokrates für den ersten und größten Vorzug des Menschen hielt, ist moralische Vollkommenheit zwar nothwendig, aber nicht hinreichend.

Indem wir uns also bemühen, den Begriff Humanität weiter zu entwickeln, und die Vorzüge des Körpers und Geistes genauer anzugeben, welche sie in sich schließt, werden wir zugleich die Züge kennen lernen, die den Charakter des Sokrates, den Charakter seiner edelsten Schüler, ja gewissermaßen den Charakter des griechischen Alterthums überhaupt, bildeten.

Die Humanität ist es, welche die Griechen so sehr auszeichnet, welche über Alles, was sie betrifft, über ihre Gesetze und bürgerlichen Verfassungen, über ihre Religion und ihre Sitten, über ihr öffentliches und häusliches Leben, über ihre Philosophie und Literatur, über ihre Werke der Kunst und der Rede, über ihre Kultur und Politur, eine Anmuth verbreitet, welche einen unverdorbenen Geschmack so sehr reizt.

---

28. Gemälde eines humanen Charakters.

(Aus Ferd. Delbrück über die Humanität. S. 133.)

Stellet euch einen Mann vor, in welchem die beiden Grundtriebe der menschlichen Natur vereinigt, und im gehörigen Mittelmaaße wirken, der Trieb zum Vergnügen, und der Trieb zur Vervollkommnung; einen Mann, welcher angenehme und nützliche Kenntnisse, feinen Geschmack, richtigen Verstand, die Gabe einer ungezwungenen Unterhaltung, und so alle die Vorzüge besitzt, die das häusliche Leben verschönern; einen Mann, welcher Klugheit in der Berathschlagung, und Entschlossenheit im Ausführen mit allgemeiner Menschenliebe, und unwandelbarer Anhänglichkeit an die Pflicht verbindet, und so alles in sich vereinigt, was das öffentliche Leben vervollkommnet, was einen wankenden Thron stützen, und einen gesunkenen Staat heben, oder einen festen und blühenden in seinem Flor und Glanze erhal-

ten kann; einen Mann, dessen schöner, kühner, thätiger Geist in seinem Anstande sich ausdrückt mit einer Wahrheit, mit einer Innigkeit, die man fühlen muß, man wolle, oder wolle nicht; stellt euch dies alles vor: so habt ihr das Bild des humanen Mannes; ihr werdet gestehen, daß ein solcher unter allen Menschen der in sich selbst glücklichste sey, der liebenswürdigste und gottgefälligste.

---

29. Ueber den Trost.

(Aus Jean Paul's Blumen-, Frucht- und Dornenstücken. Berlin, 1818. Bd. 2. S. 86.)

Das erste, was wir am Schmerze wie am Zorne zu bekämpfen oder zu verschmähen haben, ist seine giftige lähmende Süßigkeit, die wir so ungern mit der Arbeit des Tröstens und der Vernunft vertauschen und vertreiben. — Wir müssen nicht begehren, daß die Philosophie mit Einem Federzuge die umgekehrte Verwandlung von Rubens nachthue, der mit einem Striche ein lachendes Kind in ein weinendes umzeichnete. Es ist genug, wenn sie die ganze Trauer der Seele in Halbtrauer verwandelt, es ist genug, wenn ich zu mir sagen kann, ich will gern den Schmerz tragen, den mir die Philosophie noch übrig gelassen, ohne sie wär' er größer, und der Mückenstich ein Wespenstich. Sogar der körperliche Schmerz schlägt seine Funken bloß aus dem elektrischen Kondensator der Phantasie auf uns. Die heftigsten Stiche erlitten wir ruhig, wenn sie eine Terzie lang währten; aber wir stehen ja eben nie eine Schmerzensstunde aus, sondern nur zusammengereihete Schmerzensterzien, deren sechszig Strahlen bloß die Phantasie in dem heißen Stech- und Brennpunkte einer Sekunde fasset und auf unsre Nerven richtet. Das Peinlichste am körperlichen

Schmerze ist das Unkörperliche, nehmlich unsere Ungeduld und die Täuschung, daß er immer währe.

Wir wissen alle gewiß, daß wir uns über manchen Verlust in zwanzig, zehn, zwei Jahren trösten werden. Warum sagen wir uns nicht gleich: so will ich denn lieber eine Meinung, die ich in zwanzig Jahren wegwerfe, gleich heute wegwerfen. Warum soll ich erst zwanzigjährige Irrthümer abwerfen, und nicht zwanzigstündige? Wenn ich aus einem Traum, den mir ein Otaheite auf den schwarzen Grund der Nacht hinmahlte, wieder erwache, und das blumige Land wider zerflossen erblicke: so seufze ich kaum, und denke: es war nur geträumt. Wie, und wenn ich diese blühende Insel wirklich im Wachen besessen hätte, und wenn sie durch ein Erdbeben eingesunken wäre, warum sag' ich da nicht auch, die Insel war nur ein Traum. Warum bin ich untröstlicher bei dem Verluste eines längern Traumes, als bei dem Verlust eines kürzern (denn das ist der Unterschied) und warum findet der Mensch eine größere Einbuße weniger nothwendig und wahrscheinlich als eine kleine?

Die Ursache ist: jede Empfindung und jeder Affect ist Wahnsinn, und fodert oder bauet seine eigene Welt. Der Mensch kann sich ärgern, daß es schon oder erst zwölf Uhr schlägt. — Welcher Unsinn! der Affect will nicht nur seine eigene Welt, sein eigenes Ich, auch seine eigne Zeit. — Ich bitte jeden, einmal innerlich seine Affecten ganz ausreden zu lassen, und sie abzuhören und auszufragen, was sie denn eigentlich wollen; er wird über das Ungeheure ihrer bisher nur halb gestammelten Wünsche erschrecken. Der Zorn wünschet dem Menschengeschlechte einen einzigen Hals, die Liebe ein einziges Herz, die Trauer zwei Thränendrüsen, und der Stolz zwei gebogne Knie. — Wenn ich in Widmanns Höfer Chronik die ängstlichen blutigen Zeiten des dreißigjährigen Kriegs durchlas, gleichsam durchlebte; wenn ich

das Hülferufen der Geängsteten wieder hörte, die in den Donaustrudeln ihrer Zeit arbeiteten, und das Zusammenschlagen der Hände, und das wahnsinnige Herumirren auf den zerstreuten mürben Brückenpfeilern wieder sah, gegen welche schäumende Wogen und reißende Eisfelder anschlugen, und wenn ich dann dachte: alle Wogen sind zerflossen, das Eis ist zerschmolzen, das Getümmel ist verstummt, und die Menschen auch mit ihren Seufzern: so erfüllte mich ein eigner wehmüthiger Trost für alle Zeiten, und ich fragte: War und ist denn dieser flüchtige Jammer unter dem Gottesacker-Thore des Lebens, den drei Schritte unter der nächsten Höhle beschließen, der feigen Trauer werth? Wahrlich, wenn es erst, wie ich glaube, unter einem ewigen Schmerze wahre Standhaftigkeit giebt, so ist ja die im fliehenden kaum eine.

Eine große aber unverschuldete Landplage sollte uns nicht demüthig machen, sondern stolz. Wenn das lange schwere Schwerd des Krieges auf die Menschheit niedersinkt, und wenn tausend bleiche Herzen zerspaltet bluten, oder wenn im blauen reinen Abend die rauchende heiße Wolke einer auf den Scheiterhaufen geworfenen Stadt finster hängt, gleichsam die Aschenwolke von tausend eingeäscherten Herzen und Freuden: so erhebe sich stolz dein Geist, und ihn ekle die Thräne und das, wofür sie fällt, und er sage: Du bist viel zu klein, gemeines Leben, für die Trostlosigkeit eines Unsterblichen, zerrissenes unförmliches Pausch- und Bogenleben! Auf diesem aus tausendjähriger Asche gegründeten Globus, unter diesen Erdengewittern aus Nebeln, in diesem Wehklagen eines Traums ist es eine Schande, daß der Seufzer nur mit seiner Brust zerstiebt und nicht eher, und die Zähre nur mit ihrem Auge. Aber dann mildere sich dein erhabener Unmuth, und lege dir die Frage vor: wenn nun der verhüllte Unendliche, den glänzende Abgründe und keine Schranken umgeben, und der erst die Schranken

erschafft, die Unermeßlichkeit vor deinen Augen öffnete, und dir sich zeigte, wie er austheilt die Sonnen, die hohen Geister, die kleinen Menschenherzen, und unsere Tage und einige Thränen darin, würdest du dich aufrichten aus deinem Staube gegen ihn und sagen: Allmächtiger, ändere dich!

Aber ein Schmerz wird dir verziehen oder vergolten, es ist der um deine Gestorbenen, denn dieser süße Schmerz um die Verlornen ist doch nur ein anderer Trost. Wenn wir uns nach ihnen sehnen, ist es nur eine wehmüthigere Weise, sie fort zu lieben, und wenn wir an ihr Scheiden denken, so vergießen wir so gut Thränen, als wenn wir uns ihr frohes Wiedersehen mahlen, und die Thränen sind wohl nicht verschieden.

---

30. Ueber die traurigen Scenen der Vernichtung in der Cultur.

(Von von Göthe.)

Mußte denn das so seyn, daß das, was des Menschen Glückseligkeit ausmacht, wieder die Quelle seines Elendes würde?

Das volle, warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit so vieler Wonne überströmte, das rings umher die Welt mir zu einem Paradiese schuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geist, der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überschaute, und alles um mich her keimen und quellen sah; wenn ich jene Berge, vom Fuße bis zum Gipfel, mit hohen dichten Bäumen bekleidet, jene Thäler in ihren mannigfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah, und der sanfte Fluß zwischen den lispeln-

den Röhren dahin gleitete, und die lieben Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte: wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenschwärme im letzten rothen Strahle der Sonne muthig tanzten, und ihr letzter zuckender Blick den summenden Käfer aus seinem Grase befreiete; und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerksam machte, und das Moos, das meinem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Geniste, das den dürren Sandhügel hinunter wächst, mir das innere, glühende heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir, und Wetterbäche stürzten herunter, die Flüsse strömten unter mir, und Wald und Gebirg erklang; und ich sah sie wirken und schaffen in einander in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen Kräfte; und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmelten die Geschlechter der mannigfaltigen Geschöpfe, alles, alles bevölkert mit tausendfachen Gestalten; und die Menschen dann sich in Häuslein zusammen sichern, und sich anniſten, und herrschen in ihrem Sinne über die weite Welt! Armer Thor! der du alles so geringe achtest, weil du so klein bist. — Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannten Oceans, weht der Geist des Ewigschaffenden, und freut sich jedes Standes, der ihn vernimmt und lebt. — Ach damals, wie oft habe ich mich mit Fittigen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des unermeßlichen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenssonne zu trinken, und nur einen Augenblick in der eingeschränkten Kraft meines Busens einen Tropfen

erschafft, die Unermeßlichkeit vor deinen Augen öffnete, und dir sich zeigte, wie er austheilt die Sonnen, die hohen Geister, die kleinen Menschenherzen, und unsere Tage und einige Thränen darin, würdest du dich aufrichten aus deinem Staube gegen ihn und sagen: Allmächtiger, ändere dich!

Aber ein Schmerz wird dir verziehen oder vergolten, es ist der um deine Gestorbenen, denn dieser süße Schmerz um die Verlornen ist doch nur ein anderer Trost. Wenn wir uns nach ihnen sehnen, ist es nur eine wehmüthigere Weise, sie fort zu lieben, und wenn wir an ihr Scheiden denken, so vergießen wir so gut Thränen, als wenn wir uns ihr frohes Wiedersehen mahlen, und die Thränen sind wohl nicht verschieden.

---

30. Ueber die traurigen Scenen der Vernichtung in der Cultur.

(Von von Göthe.)

Mußte denn das so seyn, daß das, was des Menschen Glückseligkeit ausmacht, wieder die Quelle seines Elendes würde?

Das volle, warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit so vieler Wonne überströmte, das rings umher die Welt mir zu einem Paradiese schuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geist, der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überschaute, und alles um mich her keimen und quellen sah; wenn ich jene Berge, vom Fuße bis zum Gipfel, mit hohen dichten Bäumen bekleidet, jene Thäler in ihren mannigfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah, und der sanfte Fluß zwischen den lispeln-

den Röhren dahin gleitete, und die lieben Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte: wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenschwärme im letzten rothen Strahle der Sonne muthig tanzten, und ihr letzter zuckender Blick den summenden Käfer aus seinem Grase befreiete; und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerksam machte, und das Moos, das meinem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Geniste, das den dürren Sandhügel hinunter wächst, mir das innere, glühende heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir, und Wetterbäche stürzten herunter, die Flüsse strömten unter mir, und Wald und Gebirg erklang; und ich sah sie wirken und schaffen in einander in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen Kräfte; und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmelten die Geschlechter der mannigfaltigen Geschöpfe, alles, alles bevölkert mit tausendfachen Gestalten; und die Menschen dann sich in Häuslein zusammen sichern, und sich anniſten, und herrschen in ihrem Sinne über die weite Welt! Armer Thor! der du alles so geringe achtest, weil du so klein bist. — Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannten Oceans, weht der Geist des Ewigschaffenden, und freut sich jedes Standes, der ihn vernimmt und lebt. — Ach damals, wie oft habe ich mich mit Fittigen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des unermeßlichen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenssonne zu trinken, und nur einen Augenblick in der eingeschränkten Kraft meines Busens einen Tropfen

der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt.

Bruder, nur die Erinnerung jener Stunden thut mir wohl. Selbst die Anstrengung, jene unsäglichen Gefühle zurückzurufen, wieder auszusprechen, hebt meine Seele über sich selbst, und läßt mich dann das Bange des Zustandes doppelt empfinden, der mich jetzt umgiebt.

Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes. Kannst du sagen: Das ist! da alles vorüber geht? da alles mit der Wetterschnelle vorüber rollt, so selten die ganze Kraft seines Daseyns ausdauert, ach, in den Strom fortgerissen, untergetaucht und an Felsen zerschmettert wird? Da ist kein Augenblick, der dich nicht verzehrte, und die Deinigen um dich her, kein Augenblick, da du nicht ein Zerstörer bist, seyn mußt; der harmloseste Spaziergang kostet tausend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet ein Fußtritt die mühseligen Gebäude der Ameisen, und stampft eine kleine Welt in ein schmähliges Grab! Ha! nicht die große seltene Noth der Welt, diese Fluthen, diese Erdbeben, die eure Städte verschlingen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt; die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumle ich beängstigt; Himmel und Erde und ihre wehenden Kräfte um mich her: Ich sehe nichts, als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.

---

31. Der arme Jakob, der genug hat.

(Von Benjamin Franklin.)

Meine lieben Freunde! Die Abgaben sind freilich schwer; und hätten wir nicht mehr, als die zu bezahlen,

die uns die Obrigkeit auflegt, so könnten wir leicht damit fertig werden; aber wir haben noch ganz andre, und die den meisten unter uns noch weit mehr zur Last fallen. Unsre Faulheit macht unsre Abgaben doppelt, unsere Eitelkeit macht sie dreifach, und unsre Thorheit vierfach. Es giebt keine Landesverordnungen, die uns von diesen Abgaben befreien, oder uns einigen Nachlaß verschaffen könnten. Indessen hört einen guten Rath an: es läßt sich noch etwas für euch thun. Gott hilft denen, die sich selber helfen, sagt der arme Jakob.

Man würde eine Regierung für fehlerhaft halten, die dem Volke auflegte, den zehnten Theil seiner Zeit auf öffentliche Frohndienste zu wenden; aber die Faulheit legt den meisten unter uns noch weit mehr auf. Der Müßiggang verkürzt nothwendiger Weise unser Leben, indem er uns schwächer macht. Der Müßiggang ist ein Rost, der mehr angreift, als die Arbeit selber. Je mehr man einen Schlüssel braucht, je reiner wird er, sagt der arme Jakob. Liebst du nun das Leben, so verderbe die Zeit nicht, denn sie ist das Zeug, woraus das Leben gemacht ist. Wie viel verlieren wir nicht dadurch, daß wir mehr schlafen, als uns Noth thut, ohne daran zu denken, daß der schlafende Fuchs kein Huhn fängt, und daß wir lange genug im Grabe schlafen werden. Wenn die Zeit das Kostbarste unter allen Dingen ist, so ist die Verschwendung der Zeit die größte unter allen Verschwendungen. — Faulheit findet alles zu schwer; der Fleiß macht alles leicht. Wer spät aufsteht, der mag den ganzen Tag laufen, am Abend wird er kaum so viel finden, als er bedarf. Denn Fahrlässigkeit geht so langsam, daß Armuth sie bald einholt. Treibe dein Geschäft, damit dein Geschäft nicht dich treibt. Zeitig zu Bett gehen und zeitig aufstehen, macht den Menschen klug, reich und gesund, wie der arme Jakob abermals sagt.

Was hilft es, bessere Zeiten zu wünschen und zu

hoffen? Strenge dich an, so werden die Zeiten besser. Fleiß hat nicht nöthig zu wünschen: und wer sich mit Hoffnungen speiset, der stirbt vor Hunger. Es giebt keinen Vortheil ohne Mühe. Ich helfe mir mit meinen Händen fort, weil ich keine Ländereien habe, und wenn ich welche habe, weil sie mit großen Abgaben beschwert sind. Wer ein Handwerk hat, der hat ein standesmäßiges Vermögen, und wer Kopf hat, der hat ein einträgliches Ehrenamt. Man treibe also sein Handwerk und brauche seinen Kopf, sonst reicht Vermögen und Amt nicht zu, unsere Abgaben zu bezahlen. Sind wir arbeitsam, so haben wir immer Brod; denn der Hunger sieht den Arbeitsamen nur ins Fenster, ins Haus darf er nicht kommen. Die Gerichtsbedienten kommen ihm auch nicht hinein: denn Aemsigkeit bezahlt die Schulden, aber Muthlosigkeit vermehrt sie. — Du hast keinen Schatz gefunden? kein reicher Verwandter hat dich zum Erben eingesetzt? Recht gut! Arbeitsamkeit ist des Glückes Mutter; Arbeit belohnt Gott. Bestelle dein Feld, wenn der Faule schläft, so wirst du Korn haben, wovon du leben, und wovon du verkaufen kannst. Arbeite heute; denn du weißt nicht, was dich morgen daran verhindern kann. — Wenn du dienen müßtest, würdest du dich nicht schämen, wenn dein gütiger Herr dich müßig anträfe? Bist du nicht dein eigner Herr? Schäme dich also, dich selbst müßig anzutreffen, da du so viel für dich, für dein Haus, für dein Vaterland, und für deinen König zu thun hast.

Mich dünkt, ich höre jemand fragen: Soll man sich denn gar keine müßige Stunde erlauben? Ich antworte, wie der arme Jakob: Willst du Muße haben, so wende die Zeit wohl an, und so lange du nicht Herr über eine Minute bist, so verliere keine Stunde. Gute Muße heißt die Zeit, worin man etwas Nützliches verrichten kann; der Fleißige wird diese gute Muße finden, aber der Fahrläßige erhält sie nimmer. Denn ein Leben

voll guter Muße, und ein müßiges Leben, ist zweierlei. Manche möchten gern von ihrer Geschicklichkeit leben, ohne zu arbeiten: aber sie platzen eher vor Mangel, als vor Ueberfluß. Arbeit hingegen schafft Anmuth, Bequemlichkeit und Achtung. Flieht die Ergötzungen, und sie werden euch nachfolgen. Die fleißige Spinne hat ein großes Gewebe. Aber Fleiß ist nicht genug; wir müssen auch beständig, nicht läufisch und nicht fahrläßig seyn; wir müssen selbst ein Auge auf unsre Sachen haben, und uns nicht zu viel auf andre verlassen. Denn, wie der arme Jakob sagt, ein Baum, der oft umgepflanzt wird, und eine Familie, die immer herumläuft, gedeihen nicht so gut, als wenn alles an seinem Platze bleibt. — Dreimal umziehen, schadet so viel, als eine Feuersbrunst. — Verlaß deine Werkstatt nicht, so wird deine Werkstatt dich auch nicht verlassen. — Sollen deine Geschäfte gut von statten gehen, so gehe selbst darnach; sollen sie nicht, so schicke darnach. — Wer durch den Pflug reich werden will, muß ihn selbst anfassen, oder ihn antreiben. Das Auge eines Herrn schafft mehr, als seine beiden Hände. Nachläßigkeit bringt größern Schaden als Unwissenheit. — Wer nicht über seine Arbeiter wachet, der läßt ihnen seinen Beutel offen. — In Weltgeschäften hilft Zutrauen weniger, als Mißtrauen.

Das sey genug von Arbeit und von Aufsicht auf unsere Geschäfte. Aber zu diesen beiden Dingen muß noch etwas hinzukommen. Wer nicht so zu sparen als zu gewinnen weiß, der mag die Nase Zeitlebens auf den Mühlstein haben; er wird keine Gerstengrütze hinterlassen. Ist die Küche fett gewesen, so wird die Verlassenschaft mager seyn. Wir haben viel Geld, so wie wir es gewonnen haben, auch wieder verzehrt, seitdem die Weiber über dem Thee das Nähen und Stricken, und die Männer über dem Punsch das Pfropfen und Beschneiden vergessen haben.

GERMAN SEMINAR LIBRARY
TAYLOR INSTITUTION

Schränkt also eure thörichten Ausgaben ein, so dürft ihr nicht so viel über schwere Zeiten, über drückende Abgaben und über lästige Familien klagen. Denn Weiber und Wein, Spiel und unrichtiger Ueberschlag verringern die Gelder, und vermehren die Bedürfnisse. Mit dem, was ein einziges Laster zu unterhalten kostet, könnte man zwei Kinder unterhalten. Vielleicht glaubt ihr, ein wenig Thee oder Punsch, etwas leckerhaftere Speise, etwas feinere Kleider und von Zeit zu Zeit einige Lustbarkeit, haben nicht viel zu bedeuten, aber der arme Jakob sagt: ein leckes Brett kann ein ganzes Schiff versenken.

Ihr habt euch hier zu diesem öffentlichen Verkaufe von allerlei Kaufmannsgut und Galanteriewaaren versammelt; ihr nennt dergleichen ein Gut; aber wenn ihr euch nicht in Acht nehmt, so wird es für einige unter euch ein Uebel werden. Denkt an das, was der arme Jakob sagt: Kaufe nur, was du nicht nöthig hast, so wirst du bald verkaufen müssen, was dir unentbehrlich ist. Viele haben sich durch nichts anders zu Grunde gerichtet, als durch ihr wohlfeiles Einkaufen. Scharlach und Seide, Sammt und Atlas löschen das Feuer in der Küche aus.

Der arme Jakob giebt einen sehr guten Rath, wenn er sagt: Der läppische Geschmack an Putzwerk ist eine gefährliche Thorheit. Eitelkeit ist eine Bettlerin, die eben so dringend als die Armuth, aber noch weit unverschämter ist. Habt ihr ein schönes Stück gekauft, so müßt ihr noch zehn andere kaufen, damit eure ganze Ausstaffirung sich zusammen paßt. Aber, wie der arme Jakob sagt: Wer Eitelkeit zum Mittagsessen hat, bekommt Verachtung zum Abendbrod; oder: der Stolz frühstückt mit dem Ueberfluß, speist zu Mittag mit der Armuth, und ißt des Abends mit der Schande.

Welche Thorheit, solcher überflüssigen Dinge wegen

Schulden zu machen! Bedenkt, daß ihr, wenn ihr Schulden macht, andern ein Recht über eure Freiheit gebt. Könnt ihr nicht zur rechten Zeit bezahlen, so werdet ihr euch schämen, wenn ihr eure Gläubiger sehet; ihr werdet zittern, wenn ihr mit ihnen sprecht, und nach und nach werdet ihr Treu und Glauben, und die Scham selbst verlieren, und euch durch grobe und niederträchtige Lügen entehren. Denn Lügen ist die zweite Stufe des Unrechts, und Schulden machen ist die erste. Schulden lassen die Lügen hinter sich aufsitzen. Armuth schlägt die Großmuth nieder. Ein leerer Sack steht nicht gut aufrecht, sagt der arme Jakob abermals.

Was würdet ihr von einem Fürsten oder von einer Regierung denken, wenn sie euch bei Gefängnißstrafe verböten, euch so zu kleiden, wie andre artige Leute? Ihr gebt euch Mühe, unter eine solche Tyrannei zu gerathen, wenn ihr euch des Kleiderstaats wegen in Schulden steckt. Euer Gläubiger hat das Recht, sobald es ihm gefällt, euch eurer Freiheit zu berauben. Wenn ihr nicht im Stande seyd, ihn zu bezahlen, kann er euch ins Gefängniß verschließen, und euch Zeitlebens darin sitzen lassen. Als ihr euren Kauf schloßt, da dachtet ihr vielleicht wenig an die Bezahlung; aber die Gläubiger haben ein besser Gedächtniß, als die Schuldner. Die Gläubiger sind Tagewähler, und geben genau auf Termin und Verfallzeit Acht. Der Zahlungstag bricht an, ehe ihr noch aufgewacht seyd, und die Schuldforderung ist da, ehe ihr zur Befriedigung Anstalten gemacht habt. — Vielleicht seyd ihr gegenwärtig in der Verfassung, daß ihr eine kleine Thorheit begehen könnt, ohne daß sie Folgen hat; aber führt gute Haushaltung für das Alter und für die Nothdurft. Die Thorheit des Morgens währt nicht bis auf den Abend. Euer Gewinn kann von kurzer Dauer und ungewiß seyn; aber eure Ausgaben sind gewiß, und dauren so

lange ihr lebt. Nun aber ist es leichter, zwei Feuerheerde zu bauen, als auf einem einzigen beständig Feuer zu unterhalten.

Zum Schluß! Erfahrung hält eine sehr theure Schule; es ist aber die einzige, worin Narren etwas lernen. Denn einen guten Rath kann man wohl geben, aber eine gute Aufführung kann man nicht geben. Wer sich also nicht rathen läßt, dem ist auch nicht zu helfen.

---

32. Ueber den Trieb zur Einsamkeit.

(Aus Zimmermann's Schrift: über die Einsamkeit, 4 Th. Leipzig 1784 und 1785.)

Trieb zur Einsamkeit ist Trieb zur Absonderung von allem, was uns quält, ärgert und hemmt; Streben nach Ruhe und Selbstgenuß. Der Kanzler Bacon findet in diesem Triebe entweder die äußerste Wildheit, oder die äußerste Erhabenheit.

Es ist eine sehr wahre Bemerkung, daß den Faulen nichts in die Einsamkeit treibt, sondern daß er phlegmatisch darin hängen bleibt. Also ist allerdings Hang für Einsamkeit nicht immer Trieb, sondern auch wohl Lässigkeit, und alsdann nicht Schwung, sondern Fall der Seele; nicht Kraft, sondern Schwäche. Reue und Schaam, begangene Thorheiten, mißlungene Projekte, Krankheit zumal, können den Geist so tief verwunden, daß er sich gern in der Einsamkeit verblutet, und gern dem Genusse aller geselligen Freuden entsaget. In allen diesen Fällen ist Neigung zur Einsamkeit für die Seele fast eben das, was Neigung zum Schlafe für den müden Leib; also freilich nicht Schwung der Seele, nicht Triebkraft.

Sattheit führet auch gewiß sehr viele Menschen zur Ab-

Absonderung von der Welt. Wer alles genossen hat, was die Welt hochschätzet und giebt; wer nach Ruhm und Ehre, nach Macht und Gold und Wollust strebte, Alles erhielt, was er verlangte, und doch am Ende sagt: Alles ist eitel; wer immer durch Leidenschaft getrieben war, wie sein Roß durch Sporen, aber jetzt keine Leidenschaft mehr hat, die ihn treibt: der ist satt. Er nimmt zwar seine Wohnung nicht unter wilden Thieren; er nähret sich nicht von rohen Kräutern und Wurzeln; aber Einsamkeit ist das letzte, das er versucht. Ich sah Vornehme und Große in diesem Zustande; denn so tief versinkt der gemeine Mann nicht. Ihr Herz pochte nach nichts. Nur das Leben hatten sie noch lieb; alles übrige schätzten sie wenig. Einsamkeit war das Polster, auf welches sie sich hinlegten. Aber Einsamkeit tauget nichts, auch für einen der Welt satten Fürsten, der seine Heerden nicht schützt, sein Feld nicht baut, und seinen Kohl nicht eben so eifrig pflanzt, als er vormals an der Spitze einer Armee Unsterblichkeit suchte.

Trieb zur Einsamkeit ist also zuerst Trieb zur Absonderung von allem, was wir im Menschengewühle hassen; dann Trieb zur Unabhängigkeit und Ruhe; dann, bei gesundem Geiste, Trieb zu allem dem unbeneideten Glücke, das jeder in sich selbst finden kann. Das höchste Glück des Menschen ist Ruhe im Herzen, und die Freiheit, nur das zu thun, was man will und mag. Aber allerdings liebet der eine die Einsamkeit, weil er gern ungestört ruhet, und der andere, weil er gern ungestört arbeitet. Beide suchen jedoch Freiheit; und Freiheitsliebe hat bei Sonderlingen, Hypochondristen, Philosophen und Gelehrten eine mächtige Einwirkung in den Trieb zur Einsamkeit.

Sehnsucht nach Ruhe und Rückkehr in sich selbst entstehet natürlicher Weise, wenn man lange, und zumal mit Widerwillen, außer sich gewirkt hat. Ohne Unabhängigkeit und Ruhe gibt es keinen wahren Selbst-

genuß. Mancher Mensch thut zwar am meisten Gutes, wenn er glaubt, er sey eben jetzt alles Selbstgenusses beraubt, das ist, wenn er keinen Augenblick vom Morgen bis in die Nacht thun kann, was er thun will.

Ruhe und Freiheit, die man in der Einsamkeit suchet, ist Flucht vor allem, was den Geist vernichtet. Wie herzlich wohl muß darum jedem ins Weite sehenden, und mit Geschmack und Kenntniß auch auf einem ausgebreiteten Felde sich übenden Geschäftsmanne seyn, wenn der handwerksmäßige Theil seiner Verrichtungen abgethan ist, und er jetzt mit befriedigtem Diensteifer seinen Aktenkasten zuschließt.

Abwechslung ist ein Bedürfniß bei allen Geschäften, allen Vergnügungen und jeder Freude des Lebens. Alles Angenehme hört durch allzu langen Genuß auf, angenehm zu seyn. Wir ermatten zuletzt bei jeder Leidenschaft. Sind wir der Einsamkeit müde; so erholen wir uns im Umgange. Sind wir der Welt müde; so macht uns nichts mehr glücklich als Einsamkeit.

Ruhe ist der Wunsch des Weisen unter Pflichtzwang und Dienstbarkeit, und mitten im größten Weltgetümmel. Im kleinsten und im größten Wirkungskreise der Seele denkt sich der Mensch doch immer Ruhe als sein größtes Glück. Pyrrhus hielt Ruhe für das letzte Ziel seiner Kriege. Wie sehr muß Friedrich der zweite im Wunderlaufe seiner unsterblichen Thaten Ruhe auch seiner Wünsche würdig gefunden haben, da Er einst als Sieger nach einer gewonnenen Schlacht rührend und groß ausrief: quand finiront mes tourments!

Miethlinge, die unter ihrem Schweiße erliegen; Minister, die Völker glücklich machen möchten und nicht können, fühlen dieselbe Sehnsucht nach dem Ende des langen Tages, dieselbe Begierde nach Ruhe. Mit solcher Hoffnung steht der Schiffer im Ocean über Wellen und Stürme hinweg, und alles gegenwärtige Leid wird ihm versüßet durch Aussichten in stille Freuden. Mo-

narchen werden des Thrones und der Eitelkeit müde, die Großen der Erde ihrer Würde, und Höflinge ihrer glänzenden Knechtschaft. Alle entziehen sich gern, wenn sie können, dem rastlosen Getümmel, und suchen Ruhe in Einsamkeit.

Als Publius Scipio in Rom die größten Aemter bekleidete, floh er oft aus der Welt, die ihn umgab, in die Einsamkeit, wie in einen Hafen. Bücher schrieb er nicht, wie Cicero; aber er wog Roms Schicksal im Stillen, und sagte: ich bin niemals weniger allein, als wenn ich allein bin.

Cicero, auf den sonst aller Augen gerichtet waren, da er die Herzen aller Römer regierte, verließ, als die Republik erlosch, die Stadt und den Anblick so vieler Verbrecher, und lebte allein. Rom hatte für ihn die Reize nicht mehr, die er in seinem schattigen Tuskulum fand.

Wenige Monarchen schlossen ruhiger ihr Leben, als Kaiser Diocletian. Fünf und zwanzig Jahre hatte er auf dem Throne gesessen, als er sich entschloß, denselben zu verlassen. Bücher konnten ihn nicht zum Philosophen machen, denn er hatte keine gelesen: aber er war der erste aller römischen Kaiser, der sich groß genug fühlte, den kaiserlichen Purpur abzulegen. Wissenschaften konnten ihm seine Einsamkeit nicht versüßen; aber er hatte Geschmack für die natürlichsten und unschuldigsten Vergnügungen des Lebens. Er pflanzte und legte Gärten an. Berühmt und trefflich ist die Antwort, die er seinem ehemaligen Mitregenten Maximian, der das Reich mit ihm verlassen mußte, und der ihn noch immer antrieb, den Purpur wieder umzulegen, mit lächelndem Mitleiden und der größten Gemüthsruhe gab: wenn ich dir, sagte Diocletian, allen Kohl zeigen könnte, den ich in Salona mit eigener Hand gepflanzt habe, so würdest du mich gewiß nicht länger nöthigen, solches Glück für einen Thron hinzugeben.

In dem einsamen und demüthigen Kloster des hei-

ligen Justus in Spanien begrub Kaiser Karl der fünfte seinen Ehrgeiz und jene grenzenlosen Projekte, durch die ein halbes Jahrhundert hindurch Europa in Bewegung gesetzt, und alle Völker nach einander mit dem Schrecken seiner Waffen erfüllet, und mit der Furcht seines Joches.

Alle diese Beispiele und Thatsachen zeigen überhaupt, daß Begierde nach Unabhängigkeit und Ruhe äußerst natürliche Gefühle sind; daß man auch wohl Kronen hingibt, oder gern hingäbe für Ruhe; und daß man in wohlbenutzter Einsamkeit sehr leicht allem entsagt, was die Welt hochschätzt und liebt.

Aber die Begierde, sich von den Menschen zu entfernen, hat noch sehr viele besondere Richtungen, Beweggründe und Quellen. Man sondert sich ab von den Menschen aus Hypochondrie, aus Widerwillen gegen ihre schiefen und falschen Urtheile, gegen ihre Schmähsucht und ihre Wahrheitsscheu; aus Menschenhaß und Menschenfeindschaft; dann auch aus Verlangen nach dem ausgesuchtesten Umgange der besten Köpfe und Herzen aller Zeiten; aus Liebe zu den Wissenschaften, zur Freiheit und zur Ruhe; und endlich aus Religion und Schwärmerei.

Der Zustand, in welchen die Seele durch Hypochondrie versinkt, ist eine unerschöpfliche Quelle von Unlust, die man nicht gern mittheilt, und noch am liebsten für sich behält. Das daher entstehende innige Gefühl, daß man für Andere nicht ist, was man seyn sollte, und sonst war, aber jetzt nicht mehr seyn kann: dies machet so oft, daß der Mensch die Menschen fliehet.

Man sondert sich ab von den Menschen aus Widerwillen gegen ihre schiefen und falschen Urtheile. Unlust treibt eben so oft aus Gesellschaft weg, als Ueberzeugung, man werde in der Einsamkeit bessere Nahrung für seinen Geist finden, und größere Ruhe für sein Herz.

Wer unabhängig seyn will von allen Vorurtheilen und Meinungen der Menschen; wer zu frei denkt, um

sich von Andern leiten zu lassen, und zu vernünftig, um Andere leiten zu wollen; wer gern mit seinem Jahrhundert lebt, und sich der großen Fortschritte desselben in allen Theilen menschlicher Erkenntnisse und Kräfte freut, zieht sich darum zurück von Menschen, die alles Große und Gute mißverstehen, liest in der Stille, urtheilt in Gesellschaften über nichts, und nähret in seinem Herzen den Trieb zur Einsamkeit bei jedem Hinblicke auf Volkswahn und Geistessklaverei, und auf Leute, deren Seelen, wie Shakespear sagt, immer auf der Heerstraße laufen.

Trieb zur Einsamkeit kann daher leicht da entstehen, wo vorgefaßte Meinungen immer in Allem Urtheil und Recht sprechen; wo unter dem großen Haufen immer nur Ein Ton herrscht, und offenbar nie der beste; wo Leidenschaft jedem Urtheile Flügel gibt, jedem Vorurtheile allmächtigen Einfluß, unbezwingbares Ansehen und fürchterliche Gewalt. — Unter solches Sklavenjoch beugt sich kein freier Kopf.

Doch gibt es auch Menschenfeinde genug, die sich über Menschenhaß zu beklagen haben. Sie lieben die Einsamkeit; denn sie hassen das Licht. Aus ihrer Einsamkeit schleichen sie nur, wenn es dunkel ist, heraus.

Aber auch ohne Hypochondrie; ohne Widerwillen gegen die schiefen und falschen Urtheile der Menschen, ihre Scheelsucht und ihre Wahrheitsscheu, ohne eine Spur von Menschenhaß und Menschenfeindschaft in der Seele; ohne irgend ein unsanftes oder einer philosophischen Denkart unwürdiges Gefühl, suchet und wünschet sich doch eine große Anzahl von Menschen die Einsamkeit, bloß aus Verlangen nach dem Umgange der besten Köpfe und Herzen aller Zeiten und Völker. Sie streben nach diesem gewählten und geliebten Ziele mit Leidenschaft und Eifer, und hassen nichts, als was sie auf ihrem Wege hindert und hemmt. Weit weg von der Gesellschaft der Menschen fliehen sie freilich, aber im

Siege mit sanftem Sinne; und dann ohne irgend eine andere Rücksicht, als Freude über Zeitgewinn und Muße, und Liebe für Wissenschaft, Freiheit und Ruhe. Treibt uns diese Absicht in die Einsamkeit; so lohnt uns diese dann wieder mit einer Energie von Gedanken und Gesinnungen, durch die man gleichgiltig wird für alle schiefe und falsche Urtheile der Menschen, und stark genug an Geist und Herz zu jeder schweren Tugend.

Geist und Herz werden in der Einsamkeit erweitert, belebet, geschärft und gestärkt. Philosophen, Dichter, Redner und Helden, die ihre Kenntnisse vermehren und sich erheben wollten über den gemeinen Ton, suchten und liebten darum immer die Einsamkeit. Die berühmtesten Helden Griechenlands und Roms theilten sich zwischen den Waffen und den Büchern, ihren Geschäften im Felde und der süßen Arbeit im Stillen, und waren eben so groß durch Philosophie, als durch Krieg. — Wo wurden die größten Philosophen, die größten Staatsmänner groß? Schrieb Aristoteles seine Bücher unter den Hofleuten des Königs von Macedonien? Schrieb Plato die seinigen in der Gesellschaft des Dionysius? Alle suchten die Stille.

Die Reihe dieser mannigfaltigen Triebe für die Einsamkeit schließen endlich Religion und Schwärmerei. Jene führt ins Stille aus den edelsten und erhabensten Beweggründen, der tiefsten Ueberzeugung des Verstandes, und dem wahrhaftesten und innigsten Herzensbedürfniß; diese ist Ausartung jener hohen Beweggründe aus Schiefsinn, verkehrtem Eifer, Aberglauben und Thorheit. —

Erhabene religiöse Seelen fühlen den Trieb zur Einsamkeit mit fortreißender Kraft beim Anblicke der Welt und ihren Gefahren. Schwärmer fliehen aus überspannten Begriffen von Vollkommenheit die Welt. Mit jedem Fußtritte glauben sie sich um eine Stufe höher auf der Himmelsleiter, und verfluchen dann jeden, den

sie auf ihrer Leiter nicht antreffen; denn Schwäche der Vernunft macht ihre Imagination lebhaft, feurig und fliegsam.

Diese lange Reihe von Ursachen des Triebes zur Einsamkeit könnte ich noch mehr zerstückeln; aber mancher würde mich nicht verstehen, dem es leichter scheinen mag, den Menschen zu predigen, als die Menschen zu begreifen.

---

33. Poesie der Griechen bis auf Sophokles.

(Bruchstück aus Friedr. Schlegel's Geschichte der alten und neuern Literatur. Zwei Theile. Wien 1815. Erster Th. S. 23 u. flg.)

Drei Hauptbegebenheiten sind es, welche die eigentlich große Zeit der griechischen Geschichte ausfüllen, und auch für die Geistesbildung Epoche gemacht haben. Der persische Krieg, in welchem die Griechen mit vereinter Kraft gegen die Uebermacht von ganz Asien für die Erhaltung ihrer Freiheit und Unabhängigkeit kämpften und glorreich siegten; der peloponnesische zweyfens, jener allgemeine, sieben und zwanzigjährige Bürgerkrieg, zwischen Athen auf der einen und den dorischen Völkern auf der anderen Seite, in welchen Griechenlands Kraft sich selbst zerstörte; und endlich Alexanders Eroberungen, durch welche griechischer Geist und Regsamkeit über einen großen Theil von Asien wie eine reiche Aussaat der Zukunft ausgestreut wurde. Eine Aussaat, die auf dem fruchtbaren Boden vielfältige heilsame und auch verderbliche Früchte, und eine eigene neue griechisch-asiatische Gestalt und Geistesbildung erzeugte: ein Band und Mittelglied zwischen Asien und Europa, dessen Einfluß sich auf die ganze Nachwelt bis auf unsre Zeiten erstreckt hat. — —

Die glückliche Zeit von Griechenland, die eigent-

liche Blüthe auch ihrer geistigen Entwickelung ist in dem engen Raum von noch nicht drei Jahrhunderten von Solon bis zum Alexander eingeschlossen.

Mit Solon beginnt eine ganz neue Epoche, auch in der Litteratur der Griechen. Nicht nur fällt in diese Zeit die kunstreichere Entwickelung der lyrischen Poesie, und der erste Anfang der dramatischen. Eine Menge jetzt aufstehender Lehrdichter beweisen das erwachende Nachdenken. Zu derselben Zeit begann Thales die Philosophie der Griechen, und die Prosa, die sich bei ihnen so spät von der Poesie loswickelte, fing an zu entstehen. Durch die Geistesfreiheit, welche Solon begünstigte und dauerhaft machte, durch die Bildung, welche die mit jener Gesetzgebung verbundene und von ihm gestiftete öffentliche Erziehung unter den edlern und wohlhabenden Bürgern Athens verbreitete und fortpflanzte, ward Athen in der Folge der Hauptsitz und Mittelpunkt der griechischen Bildung.

Mit Alexander aber endigte dieser glückliche Zeitraum. Demosthenes, der nur ein Jahr nach dem Eroberer in dem letzten Kampf, den sein Vaterland um die Freiheit wagte, mit unterging, war der letzte große Schriftsteller der Griechen, der auf seine Nation als Nation kraftvoll einwirkte. Ein gebildetes, geistreiches Volk blieben die Griechen immer fort; ein wissenschaftliches, gelehrtes, wurden sie unter den Ptolomäern in Aegypten fast noch mehr, als sie es in der schönen alten Heimath gewesen waren. Nur eine Nation waren sie nicht mehr, und mit der Freiheit war auch die Erfindungskunst und der eigene Aufschwung des Geistes verloren. — —

Mit Solon also beginnt nun die eigentliche Epoche der griechischen Litteratur. Vor Solon besaßen die Griechen nur das, was meistens alle glücklich organisirten Völker in der frühern Zeit der gesellschaftlichen Entwickelung auch besessen haben: Sagen, welche die Stelle der Geschichte vertreten; Lieder und Gedichte, welche mündlich fortgepflanzt, statt der Schriften und Bücher dienen.

Solche Lieder zur Ermuthigung im Kriege und Erweckung der vaterländischen Gefühle, oder Festgesänge zum gottesdienstlichen Gebrauch, Lieder der Freude und der Liebe, bisweilen auch wohl dem Haß eines erzürnten Dichters, oder der Klage und der Trauer um die verlorne Geliebte geweiht, besaßen die Griechen schon vor den ältesten Zeiten und in der größten Menge und Mannichfaltigkeit. Wichtiger sind diejenigen erzählenden Lieder welche nicht das Gefühl, was (das) den Sänger unmittelbar ergreift und beherrscht, sondern die Ueberlieferung eines Volks enthalten; Erinnerungen einer fabelhaften Vorzeit, Sagen und Dichtungen von Helden und Göttern, von der Herkunft des eignen Stammes, und vom Ursprung der Welt. Doch auch dieses wird bey andern Völkern im Ueberfluß gefunden wie bey den Griechen. Nur ein Werk ragt aus der griechischen Vorzeit durch die hohe Vortrefflichkeit seiner Darstellung weit hervor: die Homerischen Gedichte, die noch bewunderten Werke der Ilias und Odyssee.

Zwar verräth Sprache, Inhalt und Geist dieser Gedichte, daß sie geraume Zeit und wohl einige Jahrhunderte vor Solon müssen entstanden und entworfen seyn; gesammelt aber wurden sie erst in Solons Zeit, und zum Theil durch Solon selbst der Vergessenheit und der schwankenden mündlichen Fortpflanzung entrissen, allgemeiner bekannt gemacht, in die jetzige Ordnung gestellt, und nachgehends durch die schriftliche Abfassung gesichert und allgemein verbreitet.

Solon und seine Nachfolger in der Herrschaft zu Athen, Pisistratus und die Pisistratiden hatten dabei, außer der natürlichen Liebe zu dem Werke selbst, wahrscheinlich auch noch einen andern patriotischen Zweck. Um diese Zeit, sechs hundert Jahre vor Christi Geb., ward die Unabhängigkeit der Griechen in Klein-Asien schon bedroht, zwar noch nicht von den Persern, aber durch die lydischen Könige, deren Herrschaft bald darauf

mit in das große persische Reich verschlungen ward. Als nun der Eroberer Cyrus den Krösus überwand und in Klein-Asien sich ausbreitete, da konnte kein hellsehender Patriot es sich länger verbergen, welche große Gefahr Griechenland bedrohe. Man scheint in mehreren Staaten des übrigen Griechenlands lange Zeit sicher gewesen zu seyn und den herannahenden Sturm, der erst unter den Kaisern Darius und Xerxes gegen den griechischen Continent selbst losbrach, gar nicht im voraus geahndet zu haben. Aber Athen mußte die Gefahr frühzeitig und wohl am ersten empfinden, da es nicht bloß durch alte Stammverwandtschaft, sondern auch durch lebhaften Handelsverkehr mit den asiatischen Griechen auf das genaueste verbunden war. Die Erweckung der alten Gesänge und Erinnerungen, wie ehedem die vereinte Kraft der griechischen Heiden, um eine Beleidigung zu rächen, gegen Asien kämpfte und Troja besiegte, fiel wenigstens jetzt in eine sehr gelegene Zeit, um die Gemüther im heroischen Gefühl zu erheben, und zu ähnlichen Thaten für das bedrohte Vaterland zu begeistern. — —

So hatten die Homerischen Gedichte für die Griechen jener Zeit wahrscheinlich noch eine nähere vaterländische Beziehung und Bedeutung, während sie uns am meisten auffallen, durch die Allgemeinheit jener schönen Darstellung und des großen Bildes, welches sie uns vom Heldenleben entwerfen. Hier zeigt sich keine eigne Denkart und Ansicht, die nur an einem beschränkten Raum klebte, um den Ruhm und Vorzug irgend eines besondern Stammes sich drehte, wie dieß wohl in den alten arabischen Gesängen, oder in Ossians Liedern der Fall ist. Ein freier Geist athmet aus diesen Gedichten, ein offner, reiner, für alle Eindrücke und Erscheinungen der Natur wie für alle Gestalten der Menschheit empfänglicher und klarer Sinn. Deutlich und schön gestaltet breitet sich hier eine ganze Welt vor unsern Blicken aus, ein reiches, lebendiges, immer bewegliches Gemählde.

Die beiden Heldengestalten Achilles und Ulysses, welche aus diesem heitern Weltgemählde als die Hauptfiguren hervorragen, sind so allgemeine Charaktere und Ideen, daß wir sie fast in allen Heldensagen wieder finden, nur nicht immer so glücklich entwickelt und so herrlich vollendet. Achilles, ein jugendlicher Held, der in der Fülle siegreicher Kraft und Schönheit alle Herrlichkeit des flüchtigen Lebens erschöpfen soll, aber schon im voraus zu einem frühzeitigen Tode und tragischen Schicksal bestimmt war, ist der erste und erhabenste dieser Charaktere, und ein Charakter im Anklang dieser Art findet sich in unzähligen Heldensagen wieder, am schönsten nebst den griechischen vielleicht in unsern nordischen. Auch bey den heitersten Völkern umschwebt die Sage und Erinnerung der Heldenzeit ein halbschmerzliches und liebevoll klagendes, elegisches, ja oft sogar tragisches Gefühl, was (das) uns aus dem Innersten dieser Dichtungen anspricht, sey es nun, daß der Uebergang einer freiern und großen Heldenzeit den gebundenern Nachkommen wirklich diesen Eindruck hinterlassen hat, oder daß die Dichter jenes Gefühl von Trauer und Sehnsucht, was (das) allen Menschen aus alter Erinnerung eines verlornen ursprünglichen Glücks eingeflanzt und angeboren ist, nur in jene Zeiten und Dichtungen verlegten. Die andere, minder erhabene, für die Poesie aber sehr reichhaltige und anziehende Form des Heldenlebens stellt sich im Ulysses dar. Es ist der umherstreifende, wandernde Held, der aber so erfahren und verständig als tapfer, alle Gefahren zu erdulden, und alle Abentheuer zu bestehen geeignet ist; und eben dadurch der Einbildungskraft den freiesten Spielraum gewährt, alles Wunderbare und Seltene, was entferntere Zeiten und Weltgegenden bei noch beschränkter Erdkunde und einer kindlichen Ansicht wirklich enthalten, durch die mannichfaltigsten Dichtungen zu verschönern. An heroischer Kraft und tiefem Gefühl mögen leicht die nordischen Heldengedichte, an

Farbenglanz, Kühnheit und Pracht die orientalischen, so weit wir beide kennen, den Homerischen Gedichten gleich kommen, oder sie noch daran übertreffen. Was diese auszeichnet, ist die Anschaulichkeit und lebendige Wahrheit, die größte Verstandesklarheit, die mit so kindlicher Einfalt und dieser Fülle der Einbildungskraft nur immer verträglich ist. Eine Darstellung findet sich hier, die so ausführlich ist, daß sie oft fast geschwätzig wird, ohne doch je zu ermüden, wegen der eignen Anmuth der Sprache und der geflügelten Leichtigkeit der Erzählung. Eine fast dramatische Entwickelung und Entfaltung der Charaktere der Leidenschaften, der Reden und Gespräche, eine selbst in der Ausführung aller einzelnen Umstände fast historische Genauigkeit. Dieser letzten Eigenschaft, die den Homer auch unter den andern griechischen Sängern sehr auszeichnet, verdankt er selbst vielleicht seinen Namen. Denn Homeros bedeutet einen Bürgen oder Zeugen, wegen seiner Wahrhaftigkeit; einer solchen nähmlich, wie sie ein Sänger, Dichter der Heldenzeit, haben kann, verdankt er wohl diesen Namen. Auch uns ist er Homeros, ein Bürge und Zeuge der alten Heldensagen und Heldenzeit nach ihrer wahren und wirklichen Beschaffenheit. Die andre Bedeutung des Worts Homeros, eines Blinden, hat die offenbar erdichtete Lebensgeschichte des uns völlig unbekannten Sängers erzeugt, und ist ohne allen Zweifel zu verwerfen. — In Miltons Gedicht würden sich, auch ohne das ausdrückliche Zeugniß des Sängers selbst, wohl Spuren finden lassen, daß er bloß mit dem innern Auge des Geistes sah, des erquickenden Anblicks des Sonnenlichtes aber entbehren mußte; die ossianischen Gedichte sind in eine immer gleich schwermüthige Dämmerung und wie in einen ewigen Nebel verhüllt, und so mag man leicht dasselbe auch von dem Barden selbst denken. Wer aber die Iliade und die Odyssee, diese klarsten und hellsehendsten aller alten Gedichte, einem des Lichts Beraubten zuschreiben kann, der muß we-

nigstens für dieses Urtheil seine eigenen Augen einigermaßen verschließen, vor so vielen deutlich sprechenden Beweisen des Gegentheils.

Wie und in welchem Jahrhundert die Homerischen Gedichte auch entstanden und gebildet seyn mögen, sie versetzen uns in eine Zeit, wo das Heldenalter schon zu erlöschen anfing, oder eben erst erloschen war. Es sind zwei Welten, die in der Homerischen Darstellung zusammenfließen; die wunderbare Vergangenheit, die aber doch dem Dichter noch sehr nahe, und lebhaft vor Augen zu stehen scheint; und dann die lebendige Gegenwart und Wirklichkeit derjenigen Welt, welche den Dichter umgab. Diese Verschmelzung der Gegenwart und der Vergangenheit, wodurch jene verschönert, diese anschaulicher gemacht wird, gibt vorzüglich den Homerischen Gedichten den ihnen so ganz eigenen Reiz. — —

Ich übergehe die ganze Zwischenzeit bis auf den persischen Krieg. Diese Zwischenzeit enthält nur schwächere Nachfolger des Homer, oder solche Anfänge neuer Geisteswege und neuer Kunstformen, die erst später zur Reife und vollkommnen Entwickelung gelangt sind. Die meisten Dichter und Schriftsteller sind ohnehin bis auf einzelne Bruchstücke verloren.

Der persische Krieg selbst, diese denkwürdige Epoche für Griechenland, war auch in der Litteratur durch mehrere noch vorhandene große Dichter und Schriftsteller bezeichnet. Pindar, welchen die Griechen als den erhabensten ihrer Sänger unbegränzt verehrten, erlebte den Krieg, wobei ihm jedoch der Vorwurf gemacht ward, daß er nicht vaterländisch gesinnt, und den Persern geneigt war. Aeschylus, der älteste große Tragiker, hatte, selbst Krieger, ruhmvoll mitgekämpft in den glorreichen Schlachten; der etwas jüngere Herodot war nur wenige Jahre zuvor geboren, als Xerxes seinen furchtbaren Zug gegen die Griechen unternahm; und als er die Bücher seiner Geschichte, die eben jenen Freiheitskrieg vorzüglich

verherrlichen, den versammelten Griechen vorlas, lebten die großen Begebenheiten noch im lebhaften Andenken des frohen Siegergefühls.

Der Vorwurf, der dem Pindar gemacht wird, läßt sich wohl erklären, aus der auch in seinem Gedicht sichtbaren Abneigung gegen die Volksherrschaft, die schon damals in Griechenland manchen gewaltsamen Ausbruch veranlaßte, und noch größere Verwilderung ahnden ließ; und aus der Vorliebe für die königl. Gewalt, und die bei den dorischen Völkern überwiegende Herrschaft des Adels. Diese Form der Verfassung aber, die Monarchie und die Hoheit des Adels, erschien im Alterthum wenigstens nirgends in einem so glänzenden und so milden Lichte, als in dem persischen Kaiserthum, das, wie sehr auch einzelne Herrscher ihre Gewalt mißbrauchten, im Ganzen durchaus auf hohe Begriffe und edle Sitten gegründet war.

Als dorischer Dichter ist uns Pindar um so wichtiger, weil er uns viele andere, ganz verlorne ersetzen muß. Was wir griechische Litteratur nennen, und als solche in den noch vorhandenen größern Schriftstellern besitzen, ist eigentlich nur jonische und atheniſche, so wie späterhin alexandriniſche Litteratur. Zur selbigen Zeit aber, als in den jonischen Staaten und zu Athen die Dichtkunst, Geschichte und Philosophie aufblühten, hatten die dorischen Völker, jener zweite von dem jonischen in Sitte, Verfassung, Sprache und Denkart so sehr abweichende griechische Stamm, eine von jener uns bekannten noch getrennte und eigne Litteratur; Dichter aller Art, eine eigenthümliche Form des Dramas, seit Pythagoras auch Philosophen und andere Schriftsteller. Pindar kann uns, nachdem alles dieß untergegangen ist, wenigstens ein allgemeines Bild der dorischen Sitten und des diesen Sitten gemäßen Lebens geben, wie der Dichter dieses auffaßte und sich verschönert dachte.

Die erkünstelte wilde Begeisterung und absichtliche

unkelheit, welche bei den neuern Nachahmern des gro-
n Dichters oft Pindarisch genannt wird, ist ihm selbst
nz fremd. Vielmehr ist eine große Ruhe, Würde und
eiterkeit in seiner Darstellung. Ist wo eine Dunkel-
it, so liegt sie meistens in den vielen Anspielungen
f das, was uns fremd ist, seinen Zuhörern aber be-
nnt und gegenwärtig war. Indem er die Sieger in
n Kampfspielen besingt, geht er über auf das Lob der
eldengeschlechter, von denen der Sieger abstammte, der
tadt, welcher er angehört, oder der Götter, denen zu
hren die Spiele gefeiert wurden; was denn bisweilen
waltsame Uebergänge verursacht. Es sind diese Fest-
sänge überhaupt kaum lyrische Gedichte zu nennen, we-
gstens sind sie nicht das, was wir darunter verstehen.
eroische oder epische Gelegenheitsgedichte sind es, welche
n Musik und Tanz begleitet, nicht bloß abgesungen,
ndern gewissermaßen dramatisch aufgeführt wurden. —
Das diesen Dichter am meisten auszeichnet, ist die hohe
chönheit, und die musikalische Weichheit der Sprache,
nd dann die Neigung, alles in einem verschönernden
ichte zu betrachten. Wie edle Herrscher in gefahrlosen
eiten und glückliche Staaten unter schönen Kampf- und
itterspielen sorgenfrei dahin leben unter gleichgesinnten
reunden, von begeisterten Sängern umgeben, und in
hönen Erinnerungen der Heldenahnen schwelgend: das
t Pindar unvergleichlich dargestellt, und in eben dieser
ebensweise seiner geliebten Sieger und der dorischen
dten, stellt er uns auch die Gestalten der Vorzeit und
e Götter dar.

Ein Dichter sehr verschiedener Art und von einem
nz andern Gefühl beseelt, ist Aeschylus. Das kriege-
sche, kühne Hochgefühl des für die Freiheit begeisterten
Siegers, das sich in seinen Werken ausspricht, versetzt
ns in die Stimmung, die etwa in dem stolzen Athen
i jener Zeit des großen Kampfes die herrschende seyn
ochte. Als Dichter ringt er noch mit einer Form, die

erst im Werden ist; jener großen, den Griechen eigenthümlichen Form der Tragödie, die Aeschylus zuerst entwarf und erschuf, ohne sie ganz vollenden zu können. Groß war er, als Dichter besonders in der Darstellung des Furchtbaren und der tragischen Leidenschaften. Zu der Tiefe des Dichters gesellte sich bey ihm der Ernst des Denkers. Denn auch den letzten Namen verdient er mit vollstem Recht, und der Vorwurf, welcher ihm gemacht ward, daß er in seinen Gedichten die Mysterien, oder die verborgenen Lehren der eleusinischen geheimen Gesellschaft verrathen habe, kann uns beweisen, daß er überall nach Wahrheit ernstlich geforscht hatte. In seinem Geiste hat die ganze griechische Mythologie eine durchaus eigenthümliche und neue Gestalt angenommen. Er hat nicht bloß einzelne tragische Begebenheiten dargestellt, sondern es geht durch alle seine Werke eine und dieselbe allgemeine tragische Weltansicht hindurch. Der Untergang der alten Götter und Titanen, und wie ihr erhabenes Geschlecht durch ein jüngeres, schlaueres Geschlecht von geringerm Werthe besiegt und verdrängt worden sey, das ist der beständige Gegenstand, wohin alle seine Darstellungen und Klagen zielen; also die ursprüngliche Erhabenheit und Größe der Natur und des Menschen, und wie beide allmählig in Schwäche und Gemeinheit versinken. Doch erhebt sich ihm aus den Trümmern einer untergehenden Welt die alte Riesenkraft hie und da, wie in Prometheus immer noch kühn und frei, im Innern unbesiegt empor. Man kann dieser Ansicht eine mehr als dichterische und auch sittliche Erhabenheit nicht absprechen.

Herodot, der uns den persischen Krieg darstellt, wird der Vater der Historie genannt. Es ist sein Werk, wenn man will, nur eine Chronik, treuherzige, ausführliche Erzählung aller der Begebenheiten, die den Erzähler zunächst umgaben, und ihm die wichtigsten waren, wobei dann, was er sonst noch irgend von der Welt und

ih-

ihrer Geschichte weiß, bey Gelegenheit eingeschaltet wird; oder auch eine Reisebeschreibung, da er, was er von fremden Ländern mehr als andere Griechen gesehen und sehr genau gesehen und beobachtet hatte, so gern episodisch darstellt. Eben dieser vielen Episoden und der ganz freien dichterischen Anordnung wegen, hat man sein Werk auch mit der epischen Darstellung alter Heldengedichte verglichen. Gewiß aber ist, daß diese Treue, diese Einfalt und Klarheit, diese Leichtigkeit und ungesuchte Anmuth der Erzählung, eben die Eigenschaften sind, die eine darstellende Geschichte eigentlich vollkommen machen, und die man nothwendig und unentbehrlich nennen möchte, wenn sie nicht so selten wären. Er ist der Homer der Geschichte.

An diese drei geschilderten großen Autoren schließen sich später noch einige andre von eben so hoher Würde an. Der erste ist Sophokles. In jeder Art der Geistesentwickelung gibt es, wie in dem Stufengange der Natur, einen Moment der Blüthe und einen höchsten Punkt der Vollendung, der sich dann auch durch eine schöne Vollkommenheit in der Form und in der Sprache kund gibt. Diesen Punkt bezeichnet uns Sophokles, nicht in der tragischen Kunst allein, sondern in der griechischen Poesie und Geistesbildung überhaupt. Es liegt in dieser Vollendung des Sophokles noch mehr und etwas anders als das, was wir oft in ähnlichen Fällen an Dichtern und Schriftstellern bemerken, und weßhalb wir sie für die höchste und in Form und Styl für vollkommen halten. In der Schönheit seiner Werke spiegelt sich die innere Harmonie und die Schönheit seiner Seele ab. Es ist an manchen Stellen der alten Dichter wohl zu bemerken, daß ihnen eine eigentliche Kenntniß und ein richtiger Begriff von Gott fehlte. Hatten sie aber diesen nicht, weil er ihnen und ihrer Zeit überhaupt nicht enthüllt war, so kann man doch ohne Ungerechtigkeit den größten und den besten unter ihnen, eine tiefgefühlte

und oft bewundernswerthe Ahndung des Göttlichen nicht absprechen. Diese scheint mir in keinem der ältesten Dichter so hell und hervorleuchtend, als in Sophokles. Es ist überall das Schicksal und der Gang der Poesie, daß sie mit dem Wunderbaren und Erhabenen, mit den großen Gestalten der Götterwelt und der Heldenzeit beginnt. Sie senkt sich in der Folge immer mehr herab von diesem hohen Fluge, nähert sich mehr und mehr der Erde, bis sie zuletzt in das Bürgerliche und Gemeine herabfällt, und sich da am Ende verliert. Die mittlere Region ist die glücklichste für die Poesie; da, wo das heroisch Große noch natürlich und ungesucht, die Erinnerung des Göttlichen noch vorhanden ist, aber nicht mehr in abschreckender Riesengestalt vor uns aufsteigt, sondern milde und menschlich rührend, und menschlich schön zu uns tritt. Dieß ist der Charakter des Sophokles. — —

---

34. Ueber die Objectivität und Subjectivität der Poesie.

(Aus Fr. Ancillon's Abhandlung: „über die klassische und romantische Poesie, im 2ten Theile, S. 93. seiner Schrift zur Vermittelung der Extreme in den Meinungen. Berlin 1831.")

Keinem aufmerksamen Beobachter der menschlichen Natur kann es entgehen, daß es zwei Hauptarten giebt, die Wesen und die Gegenstände, die uns gegeben sind, so wie die, welche wir erschaffen, aufzufassen, zu beurtheilen und darzustellen. Die eine ist objectiv, die andere subjectiv; in der einen beziehen wir unsere Vorstellungen auf die Dinge selbst, um ihre Eigenschaften zu erkennen; wir treten aus uns selbst heraus, um die Welt, die sich in uns abspiegelt, und die Welt, die aus uns selbst hervorgeht, an sich anzuschauen; in der andern be-

ziehen wir alle Wesen und alle Gegenstände auf unsere sinnliche Empfindung, auf unsere Phantasie, unser Gemüth; wir betrachten sie nicht mehr in ihrem unabhängigen Daseyn, sondern in ihrem Verhältniß zu unserer eigenen Individualität, in ihren Wirkungen auf unsre innere Stimmung, auf unser Vorstellungs- und Empfindungsvermögen, auf unser Wohl und Weh. In dem ersten Gesichtspunkt ist die Anschauung vorherrschend, in dem andern die Reflexion (Betrachtung, Nachdenken). Diese zwei verschiedenen Arten der Thätigkeit der Seele offenbaren sich auch in den Künsten, und vor allen in der Poesie; entweder werden die Wesen, welche die Phantasie hervorbringt, die Handlungen und die Begebenheiten, welche sie erdichtet, dargestellt mit ihren charakteristischen Zügen, ihren frischen Farben, ihrer lebendigen Bewegung, als wären sie wirklich gegenwärtig, als hätten sie ein reelles Daseyn; oder die Phantasie zaubert uns nur gewisse Wesen und gewisse Handlungen vor, um die Seele in einen gewissen Zustand zu versetzen, und die Darstellung beschränkt sich auf die Gefühle, die Gedanken, die leidenschaftlichen Aufwallungen, die dieser Zustand mit sich führt, und die sich aus ihm ergeben.

Diese zwei Haupttendenzen, diese zwei verschiedenen Charaktere aller Poesie, die Objectivität und die Subjectivität, finden sich nie ganz ausschließlich, aber mehr oder minder hervorstechend, bei allen Völkern und in jeder Literatur. Nach dem verschiedenen Alter der Nationen oder nach der Individualität und der Lage des Dichters tritt bald die eine, bald die andere mehr hervor. In den ersten Perioden der Geschichte der Menschheit, in der Jugend der Gesellschaft, geht die Bewegung des Menschen von Innen nach Außen. Er lebt in der Natur und für die Natur; die äußere Welt ist Alles in seinen Augen; er vertieft sich in die Gegenstände und Begebenheiten, die ihn umgeben, oder die er selbst schaffend außer sich projectirt, und mit welchen er sich umgiebt. In dieser

Periode erscheint dem Menschen Alles so frisch, so lebendig, so scharf gezeichnet, so kräftig gestaltet, wie er selbst. Was er empfängt, und was er hervorbringt, soll auf seine Sinne mächtig einwirken, und sich ihm sinnlich offenbaren. In dieser Periode nimmt der Dichter die Farbe seiner Zeit an; es ist die Jugendblüthe der Poesie. Die Objectivität allein waltet und wird allein gesucht, geschätzt und bewundert. Später kehrt der Mensch in sich zurück, seine Kraft bewegt sich von Außen nach Innen, er beobachtet und schaut vorzugsweise, was in ihm selbst vorgeht, an, er schafft in sich eine eigene Welt, er fodert von der Phantasie weniger Eindrücke als Gefühle, und die Darstellung der Letzteren ist ihm das Höchste, das Liebste in der Kunst. Die Poesie gewinnt an Subjectivität und verliert an Objectivität.

Das Uebergewicht bald der einen bald der andern Art der Poesie, nämlich die objective oder subjective Darstellung, hängt von der Periode des Lebens eines Volks ab, in welcher der poetische Genius sich offenbart. Es geht den Nationen wie den Einzelnen. Die Jugend hat andere Bedürfnisse, einen andern Charakter, eine andere Darstellung und führt eine andere Sprache als das reifere Alter. Daher die objective Poesie in der griechischen Literatur sich ausschließlich und in einer hohen Vollkommenheit ausspricht, und daher zeigt die römische Literatur, viel später entstanden, weniger Objectivität, obgleich sie sich der griechischen nachgebildet hat.

Allein die Objectivität und die Subjectivität der Poesie hängt zu allen Zeiten und bei allen Völkern noch von andern Ursachen ab. Die Natur der Neigungen, der Denk- und Empfindungsart, des äußern und des innern Lebens eines Volkes, die Farbe der Gegenstände, welche die Poesie darstellt, die Form, die sie wählt, die Wirkung, die sie hervorbringen will, die Individualität des Dichters selbst, und die vorherrschende Stimmung seines Gemüths und seines Geistes üben einen entschiedenen Einfluß auf

die Haupttendenz, welche diese Kunst bei einem Volke annimmt, und auf die eigenthümliche Gestaltung ihrer Schöpfungen aus.

Die südlichen Völker, im Schooße einer freigebigen, freundlichen, anmuthigen Natur, in einer milden, gleichmäßigen, erwärmenden Luft, unter einem heitern Himmel im überströmenden Licht der Sonne wandelnd, athmen gewissermaßen Freude und Schönheit ein, treten gern aus sich selbst, oder vielmehr kehren nur sehr selten in ihr Ich zurück, stets angezogen von den reizenden Eindrücken, die von allen Seiten ihnen zufließen. Die Sinne und die Phantasie sind bei ihnen vorzugsweise beschäftigt; es genügt ihnen, die äußere Welt anzuschauen, und selten sind sie geneigt, ihrem Innern das innere Auge zuzuwenden, um sich selbst fühlend, denkend, handelnd zu beschauen und zu beobachten. Ihre Künstler und ihre Dichter theilen ihre Ansicht mit ihnen, und entsprechen ihren Forderungen, indem sie ihnen eine Welt von objectiven Dichtungen und von individuellen Wesen zauberisch vorspiegeln. Dieses finden wir in der alten Welt bei den Griechen, in der neuern Zeit bei den Italienern, den Spaniern, den Franzosen. Das Leben fließt diesen Völkern so leicht dahin, wie das Blut in ihren Adern; in ihren Gedichten und Gesängen scheinen wirkliche Gestalten, Handlungen, Begebenheiten sich anmuthig zu bewegen, doch mit dem Unterschiede, daß in Italien die reine Phantasie allein, in Spanien Phantasie mit mehr Gemüth vermischt und versetzt, in Frankreich das Spiel des Witzes und der Laune den vorherrschenden Charakter auszumachen scheint.

Die nördlichen Völker haben im Allgemeinen ein ernsteres, in sich gekehrtes, mehr reflectirendes Wesen; so wie die ihnen zu Theil gewordene Natur eine ernste, düstre, strengere Gestalt und Farbe darbietet. Der Himmel lacht sie selten an, er verkauft ihnen zum Lohne für eine schwere Arbeit, was er den südlichen Völkern freigebig schenkt; er gibt ihnen viel Bedürfnisse, und erleich-

tert ihnen nicht die Mittel, dieselben zu befriedigen. Statt in freier Luft, wie ihre glücklichen Brüder, ihre Beschäftigungen zu treiben, und ihre Vergnügungen zu suchen, müssen sie sich in finsteren Mauern gegen die Natur schützen und verwahren. Daher greift der Mensch in den nördlichen Ländern gern in seinen eigenen Busen, lebt von seinem eigenen Wesen, läßt in seinem Kopf und in seinem Herzen eine Welt von Gefühlen und Bildern aufgehen, und seine Dichter, mit ihm verwandt, kommen ihm hier entgegen; im Norden unterscheidet sich die Poesie durch einen eigenthümlichen Charakter, in ihr wird Alles bezogen auf den Menschen, auf die Art, wie die Dinge ihn bewegen, und die Subjectivität gewinnt die Oberhand. Dieses Gepräge trägt vor allen andern die deutsche und die englische Literatur, obgleich Beide Kunstwerke aufweisen können, die sich durch eine schöne Objectivität auszeichnen.

In einer jeden Periode der Cultur des Menschengeschlechts und bei allen Völkern, sie mögen mehr Neigung und Anlagen zu der einen oder der andern Gattung der Poesie haben, entscheidet die Form und die Natur des Gedichts, ob sie der einen oder der andern Art sich anschließen und gehören. In der epischen und dramatischen Dichtkunst, wo die Handlung und die handelnden Personen mit individuellen Zügen vor uns auftreten, und wo der Zweck des Dichters nur dann erreicht ist, wenn die Darstellung uns so ergreift, wie es die Gegenstände selbst thun würden, muß die Poesie die höchst mögliche Objectivität erreichen. Hingegen in der lyrischen und elegischen Dichtungsart, wo der Dichter seine eigenen Gefühle, Empfindungen, Vorstellungen schildert, und mit lebendigen Farben abmahlt; wo Alles darauf ankommt, den Zustand des Gemüths zu vergegenwärtigen, und wo die Handlung oder die Begebenheit nur zu den Bewegungen des Innern im Menschen den Impuls gibt, muß sich die Poesie zur Subjectivität hinneigen, oder vielmehr einen rein subjec-

tiven Charakter annehmen. Beide Arten von Dichtung würden ihre Wirkung verfehlen, unangemessen, ja schülerhaft erscheinen, wenn die eine die Sprache der anderen führte, und wenn beide, ihren Zweck vergessend, und ihre Mittel verkennend, wechselseitig ihr Gebiet überschritten, um in dem ihnen fremden Gebiet ihr Spiel zu treiben. Allein nach den oben bezeichneten Eigenthümlichkeiten der südlichen und nördlichen Poesie wird es bei einem Volke mehr als bei dem anderen Dichter geben, die entweder die epische und dramatische Dichtung pflegen, oder ihrer individuellen Stimmung gemäß die lyrische und die elegische Form vorzugsweise wählen. Es wäre aber einseitig und ungereimt, zu behaupten, daß bei einem jeden Volke, welches sich zur hohen Cultur emporgeschwungen hat, und dessen poetische Ader reichlich und mit üppiger Fülle schlägt, was auch das Vorherrschende bei ihm sein mag, nicht alle Arten von Dichtung sich vorfinden könnten und sollten.

Bei den Griechen, die in allen Künsten, und auch in der Poesie, das freie Plastische liebten und die Schöpfungen ihres Genius in der äußern Welt unter lebendigern Formen mit individuellen Zügen hervorgehen ließen, haben Pindars Lyra, Moschus und Bions elegische Harfe, ja die Tragiker selbst in den Chören, und besonders Euripides, Anklänge von reflectirender Poesie, und verkünden das tief bewegte Gemüth des Dichters. Dies ist noch mehr der Fall bei den Römern. Nicht allein in Lucrez didactischem Gedicht, sondern auch in Horazens munteren Liedern, so wie in seinen ernsten Gesängen, in Tibull's Liebesseufzern, ja selbst in Virgil trifft man öfters auf Stellen, wo die dargestellten Gegenstände auf das Innere des Dichters bezogen werden, und wo er die Geheimnisse, die Wunden und die Freuden seines eigenen Herzens verräth. Hinwieder bei den Neuern, wo das Subjective von allen Seiten hervortritt, und wo das Gemüth des Dichters entschieden die Oberhand über alle andere mitwirkende Vermögen der Seele hat, zeichnet sich Dante, Ariost,

Tasso am italienischen Himmel durch reine, hervorstechende Objectivität aus, so wie Cervantes, Lopez de Vega und Camoens in der pyrenäischen Halbinsel, Lafontaine, Moliere, Racine in Frankreich, die unbekannten Verfasser des Nibelungen-Liedes und des Reineke der Fuchs in der ältern, in der letzten Zeit vor Allen Goethe in Deutschland, so wie Shakespeare in England.

Aus allen diesen Beispielen bewährt sich die Ansicht, daß weit mehr als alle andere, die Richtung und den Ton eines Dichters bestimmende Ursachen, und öfters ihnen entgegen, der individuelle Charakter des Dichters und die aus seinen Schicksalen entstandene vorherrschende Stimmung seines Gemüths den Ausschlag geben, um seinen Werken ein objectives oder subjectives Gepräge zu ertheilen.

---

35. Ueber Goethe und Schiller.

(Aus der vorigen Abhandlung, S. 148).

In Deutschland überwiegt Goethe Alles, was in anderen Ländern während zwei Menschenalter Schönes und Großes in der poetischen Welt erschienen ist; er allein füllt durch seine, immer neue Bewunderung erregenden Werke ein halbes Jahrhundert. Sein langes Leben hat ihm erlaubt, alle Bahnen der Dichtkunst siegreich zu durchlaufen. Indem er Deutschland mit Ruhm bekränzte, hat das dankbare Vaterland ihn dermaßen mit immer wachsendem Lobe gekrönt, daß es ihm das Bewußtsein und den Vorschmack seiner Unsterblichkeit schon hienieden gewährt; seine beim hohen Alter sinkende Sonne wirft noch Strahlen, die zur Ehre eines andern Dichters hinreichen würden.

Ein wahrer Proteus hat er alle mögliche Formen des Gesanges angenommen, und wenn man seine Virtuosität in einem Fach durch bestimmte Formen gebunden und beschränkt glaubte, hatte sein Genius, entbunden und ent-

fesselt, schon andere Formen sich angeeignet. Es ist schwer, ja unmöglich, den Charakter seines Geistes und seines Gemüths bestimmt anzugeben, da er mit gleichem Glück alle Töne, alle Farben, alle Richtungen versucht, und in einer seltenen Vollendung durchgeführt hat. Wollte man ihn von allen Dichtern unterscheiden, seine Eigenthümlichkeit bezeichnen, so müßte man sie in der Universalität und der reinen Objectivität seines poetischen Genius finden. In seinen Dichtungen vereinigt er immer Idealität des leitenden Gedankens mit individuellen Gestalten, die da zu leben oder gelebt zu haben scheinen, weil sie leben könnten und alle Bedingungen des Lebens in sich tragen. Er hat sich in die Welt der Alten zu versetzen gewußt, wie Wenige der Alten selbst es gethan haben; er hat unsere neuere Welt gekannt, begriffen, umfaßt, dargestellt wie Keiner, und mit einer wundervollen Gewandtheit bald Begebenheiten, Gefühle, Bilder seiner Zeit in die alten Formen gegossen, wie in dem echt homerischen Epos von Hermann und Dorothea; bald von den Alten Stoff und Form entlehnt, und Beides auf eine echt antike Art zusammengeschmolzen, wie in der Iphigenia und in den Elegien. *) Sophokles hätte die eine, Properz die anderen nicht verleugnet. Hier hat er frühere Perioden, verflossene Zeiten unserer Geschichte mit einer solchen Kraft aufgefaßt, und mit einer solchen poetischen Wahrheit auf die Bühne gebracht, daß die Poesie der eigentlichen Geschichte den Rang abgewinnt, wie in Götz von Berlichingen und in Egmont; dort, sich in die Seele des Tasso versetzend, in dessen Person das ideale Leben des dichterischen Genies mit seinen Leiden und seinen Freuden, seiner aufstrebenden Freiheit und seinen Fesseln, aufgestellt, und neben ihm seinen Gegensatz, das durch Verstand verfeinerte wirkliche Leben, contrastiren lassen. Endlich hat

*) Schiller nannte ihn daher den Dichter beider Welten.
Anm. d. Herausg.

Wilhelm Tell ist vielleicht die Krone aller seiner Schöpfungen in Hinsicht der Individualität aller Personen, die sich in dieser historischen Composition seinmüthig begegnen oder verbinden zu einem Zwecke wirken. Die Natur des anmuthig erhabenen Landes, die milden Sitten und zugleich der kräftige Wille, die selbständige Entschlossenheit der Hirten, Alles wird mit Lokalfarben dargestellt; man wandelt durch die Alpenthäler, man sieht die bald spiegelhellen, bald stürmischen Seen, man hört die sanft begeisternden Töne des harmlosen Volks, man athmet eine so frische, belebende Luft, daß man die Fehler des Stücks vergißt und dem Dichter verzeiht, daß er sich eigentlich gegen das erste Gesetz der Tragödie versündiget hat, indem er zwei Handlungen, ganz verschieden und durch einen großen Zeitraum getrennt, an einander reiht. Die Fortschritte, die Schiller's Genius in der dramatischen Laufbahn gemacht hat, und die man bei jedem Produkt seiner tragischen Muse von Carlos an wahrnimmt, berechtigten noch zu größeren Hoffnungen, als er uns der Mitte seines Lebens diesen Erwartungen entrissen wurde, ehe sein Genius das Höchste hinaus zu leisten vermochte, erreicht hatte und dachschmerzliche Gefühl, zurückzulassen, in's Grab mitnahm, ein Schmerz, den ganz Deutschland theilte.

Die kleinern Gedichte dieses Dichters tragen noch weit mehr als seine dramatischen Anheim den Stempel seiner Individualität, seines reflectirenden, in sich gekehrten Geistes und seines herrlichen Gemüthes; aber was in den Trauerspielen stets als Fehler erscheint, wird bei seinen untermischten Gedichten die Quelle ihrer Schönheiten. Hier zeigt sich in seiner eigenthümlichen Kraft und Farbe die Fülle eines Talents, welches allerdings mehr Anlagen zur Redekunst als zur reinen Poesie, zu einer gewissen philosophischen Sentimentalität als zur objectiven Darstellung der Gegenstände hatte. Allein auch diese Art zu dichten erfordert eine eigene Virtuosität, und spricht einer bestimmten Tendenz der menschlichen Natur,

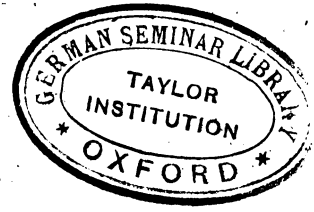
und viele [illegible] entschiedene Vorliebe für Gedichte dieser Gattung. Doch muß man bemerken, daß Schiller in seinen Balladen mit Glück andere Formen versucht, und andere Töne [illegible] St[illegible] seiner Erzählung fließt dort rasch, lebendig, malerisch, und vergegenwärtigt uns die Objecte auf eine höchst anziehende Art.

Im Allgemeinen bleibt es nicht minder wahr, daß Schiller in den meisten seiner kleinen Dichtungen Goethe's Vollendung und Vollkommenheit nicht erreicht; nur in der Wahl, der Correctheit und der harmonischen Melodie des Versbaues kann er es mit ihm aufnehmen und übertrifft ihn sogar. Im ersten überwiegt die Form den Stoff, im andern der Stoff die Form; dieser ist inhaltreicher und gedankenvoll, jener hält es mehr mit den reizenden Bildern der Phantasie; Goethe spielt auch da, wo er den Schein des Ernsten annimmt; Schönheit, Naivetät und Grazie sind ihm das Höchste. Schillern ist auch das Spiel immer ernst; er neigt sich mehr zum Erhabenen; das Uebersinnliche hat für ihn einen besonderen Reiz, und in allen seinen Gemälden zeigt sich immer im Hintergrunde etwas Unendliches, welches in der Seele des Dichters vorherrschend war und den Leser anweht; aus der Tiefe oder von den Höhen zeigt sich das Denken und Empfinden wie ein Hauch des Geistes Gottes, der sich über das Weltall bewegt. Dieser Charakter der Schillerschen Muse wird, so lange die Deutschen ihrem eigenen Charakter treu bleiben werden, Schiller vor Allen zum Nationaldichter machen; sein Genius ist der idealisirte Abdruck des Genius der Gesammtheit; die Deutschen finden sich wieder in demselben, in verklärter Gestalt und in gesteigerter Potenz. Denn der Deutsche liebt vor allen die Kraft der Gedanken, das Allgemeine der Begriffe und der Vorstellungen, die Reinheit der Gesinnung, das Großartige der Gefühle, die Energie der Seelenvermögen, das ethische Gepräge. Goethe durch seine Vielseitigkeit und

des Plastischen seiner Kunst gehört allen Zeiten und allen Völkern; Schiller gehört uns ausschließlicher, und ist als Abbild der Deutschen, so wie die Cultur sie ausgebildet hat, ein Nationaleigenthum.*)

*) Die drei größten Lyriker, welche Deutschland im 18ten Jahrhundert aufzuweisen hat, Klopstock, Goethe, Schiller lassen sich also ihrer Eigenthümlichkeit nach in wenigen Worten etwa so charakterisiren: Klopstock ist das abstracte Ideal, Goethe die verschönerte Wirklichkeit, Schiller das subjective Gefühl des Idealen. Der erste singt, wie es sein soll, der zweite, wie es in der verschönerten Wirklichkeit ist, der dritte, wie er es fühlt. Sie haben das Gebiet der möglichen Darstellungsweise in der Poesie erschöpft. d. Herausg.

Gedruckt bei F. Weible.


GERMAN SEMINAR LIBRARY
TAYLOR
INSTITUTION
OXFORD

GERMAN SEMINARY
TAYLOR INSTITUTION
OXFORD

ziehen, und dieselbe in den Schöpfungen der Kunst wieder zu finden liebt, alle diese, Schillers Genius verwandte Seelen werden ihm den Vorzug geben. *)

Doch, obgleich dieser große Dichter nie ganz den Charakter seines poetischen Geistes verläugnet hat, so ist es unverkennbar, daß auf der Stufenleiter der Entwickelung desselben er sich vielseitig entfaltet hat, und der Objectivität immer näher getreten ist. In Kabale und Liebe, in den Räubern, in Fiesko kündigt sich zwar eine energische Phantasie, ein leidenschaftliches Gemüth an, allein die wilde Kraft ist noch nicht vom Meister gebändigt; eine Goldader fließt durch diese Dichtungen, aber das ungeläuterte Erz ist noch nicht von den Schlacken gereinigt, und das Genie hat noch nicht gelernt, die freiwilligen Fesseln des Geschmacks zu tragen. In dem ersten Stück sieht man deutlich, daß er den Menschen theils erräth, theils willkürlich construirt, aber die Menschen, zumal die sich in den höheren Kreisen bewegen, nicht gehörig beobachtet hat. In dem zweiten hat er neben einer satanischen, mit Niederträchtigkeiten versetzten Bosheit den verführerischen Glanz einer falschen Größe dargestellt. Im Fiesko merkt man leicht, daß er die Geschichte noch nicht gründlich genug kannte, um geschichtliche Gestalten, ihrem Charakter, der Zeit, dem Ort, dem Lande gemäß, in welchem sie auftreten, mit poetischer Wahrheit sprechen und handeln zu lassen. Man vermißt in allen diesen dramatischen Werken die einfache Sprache der Natur. Der Styl derselben, mit Bildern überfüllt, ist abwechselnd pomphaft, schwülstig und gesucht. Es herrschen

*) In diesem Falle befindet sich besonders die Jugend unsers Vaterlandes, ja man kann sagen, der größte Theil der Deutschen jedes Alters, weil sie in Schiller den Repräsentanten des deutschen National-Charakters finden, wie der Verf. auch am Schluß dieses Bruchstücks zu erkennen gibt.

schon in diesen Kindern seines Jugendalters alle Fehler einer rhetorischen Manier. *)

Von diesem Zeitpunkte an suchte Schiller durch gründliches Studium der Geschichte sich die Kunst anzueignen, ausgebildetere Individualitäten in ihrer Lebendigkeit aufzufassen und darzustellen, und auf diese Art seinem Hange zum Abstrakten, Allgemeinen, Unbestimmten entgegen zu streben. Seitdem hat er nur ein einziges Trauerspiel reiner Ordnung, wo die Charaktere und die Handlung aus seiner Phantasie allein hervorgegangen sind, geschrieben, und dieses Trauerspiel, die feindlichen Brüder, die Braut von Messina gehört gewiß nicht, trotz der schönen, hohen, großartigen Sprache, die in demselben herrscht, zu seinen ergreifendsten Werken. Alle seine übrigen Trauerspiele sind der Geschichte entlehnt, und allen sind historische Forschungen vorangegangen, welche man seine poetischen Studien nennen könnte, und denen wir das mit Farben überladene Gemälde des Abfalls der Niederlande, und die reifere, bessere gezeichnete, mehr plastische Geschichte des dreißigjährigen Krieges verdanken. Doch war er weder über den Uebergang der früheren grellen Schilderei zu zweifelnden, immer vorschreitenden und der Vollendung immer näher kommenden Versuchen. Don Carlos ist im strengen Sinne des Worts ein vollkommenes Produkt der Individualität des Dichters; **) der ganze Schiller, wie er damals war, erscheint hier in seiner Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit unter dem Namen aller redenden und handelnden Personen. Wenn könnte es eher, als dramatisirtes, didactisches Gedicht als ein Trauerspiel nennen; es ist in demselben weit mehr Be-

*) Da alle diese Fehler nur dem Auge des Kritikers sichtbar sind, so wird das Interesse der Nation an den genannten Bühnenstücken noch lange ungeschwächt bleiben.

**) Besonders in Beziehung auf den Kosmopolitismus (Weltbürgersinn), der den Charakter des Posa bezeichnet.

redsamkeit als Poesie, und so sehr man auch in ihm den großen Reichthum tiefer und großer Gedanken bewundert, so sehr man auch vom Kampf der gegen einander streitenden Ideen der Zeit fortgerissen oder in die höchste Spannung versetzt wird, so kann man doch nicht umhin zu bekennen, daß Carlos, Posa, Philipp selbst zu sehr die Farbe des achtzehnten Jahrhunderts tragen, den Ueberzeugungen des Dichters nur zur Folie dienen, und daß das Ganze eine geistreiche, öfters erhabene Sünde gegen die historische und poetische Wahrheit ist!

Don Carlos war der Wendepunkt seines dramatischen Genies; seit dieser Erscheinung hat er immer weniger mit allgemeinen, immer mehr mit scharfen, bestimmten, individuellen Zügen seine Helden gezeichnet, und sie mit einem wahren Leben ausgestattet. Seinem Ich sich entfremdend, aus sich selbst heraustretend, hat er von Werk zu Werk fortschreitend seinen Dichtungen immer mehr Objectivität gegeben. Die Erfindung, den Gang der Handlung mag in derselben manchen Tadel verdienen. Aber eben so wenig kann man in allen die Kraft der Darstellung, die Mannigfaltigkeit des Farbenspiels bei einer stets ernsten, würdigen, hohen Sprache, ein tiefes, rathselhaftes, oft tragisches Gefühl, und eine große dramatische Bewegung verkennen. Die Trilogie von Wallenstein ist in so fern ein Mißgriff, als das erste Stück, das Lager von Wallenstein, ein Gemälde ohne Handlung darbietet, das zweite, die Piccolomini, kein entgegengesetzte und gemahte Vorbereitungen ohne Ausgang und eigentlichen Schluß enthält, und das dritte, der Tod Wallensteins, einen Hauptcharakter darbietet, der an sich unschlüssig und zwischen Verrath und Treue schwankend, zwar historisch richtig aufgefaßt sein mag, dem aber die poetische Wahrheit, die zum poetischen Effect nothwendig ist, mangelt. Allein das Lager von Wallenstein ist mit einer seltenen Kunst zusammengesetzt, und gibt vom dreißigjährigen Kriege eine Anschauung, die allen Geschichten desselben fehlt, und

sie alle überwiegt. Die meisterhaft gezeichneten und contrastirenden Charaktere der beiden Piccolomini und die über dem Gewühl des Krieges und der Parteien schwebende Gestalt der reinen, zärtlichen, ätherischen Thekla entschädigen den Zuschauer für das Mangelhafte des Plans, und lassen ihn, wenn der Vorhang fällt, zwar unbefriedigt, aber von den Erwartungen künftiger Dinge tief ergriffen. Die Macht des Schicksals, die Wallenstein, in sich selbst uneins und zerrissen, in einem schwebenden Gemüthszustand mit sich fortreißt, und in den Abgrund des Verderbens stürzt, verbindet den Kampf der Leidenschaften mit der Ankämpfung gegen eine höhere Gewalt, und wirkt auf eine erhabene Art mit der vereinten Kraft der alten und der neuen dramatischen Dichtkunst.

In Maria Stuart hat Schiller zwar das Interesse an der unglücklichen Königin geschwächt, indem er das noch ungelöstere Problem der Verschuldung von Maria gegen so lößt, und indem er in der grellen und heftigen Scene, mit Elisabeth sie aus den Schranken der edelen Weiblichkeit treten läßt; aber trotz dem hat er die Fabel des Stücks mit einer echten künstlerischen Liebe so rührend, so edel stolz, so sanft schwärmerisch im Leben, so natürlich stark den Tode dargestellt, daß alle Gemüther im Innersten bewegt und erschüttert werden. In der Jungfrau von Orleans hat er einen Stoff gewählt, der viel besser zum epischen als zum dramatischen Gedicht sich eignet, da das Wundervolle weit mehr der für Alles leichtgläubigen Phantasie als den ungläubigen Sinnen angemessen ist; auch war vielleicht die einfache Geschichte ergreifender als die Erfindungen, durch welche er sie verändert hat; aber mit welcher poetischen Wahrheit hat er das unschuldige, unbefangene, fromme, demüthige, sich selbst verkennende und zugleich durch den Hauch der göttlichen Eingebung so heldenmüthig handelnde und sterbende Mädchen gezeichnet, ausgemalt, und wie läßt er das ganze Zeitalter sich um diesen schönen Mittelpunkt bewegen!

Wilhelm Tell ist vielleicht die Krone aller seiner Schöpfungen in Hinsicht der Individualität aller Personen, die sich in dieser historischen Compositum seinselig begegnen oder verbunden zu einem Zwecke wirken. Die Natur des anmuthig erhabenen Landes, die milden Sitten und zugleich der kräftige Wille, die selbständige Entschlossenheit der Hirten, Alles wird mit Lokalfarben dargestellt; man wandelt durch die Alpenthäler, man sieht die bald spiegelhellen, bald stürmischen Seen, man hört die sonst begeisternden Töne des harmlosen Volks, man athmet eine so frische, belebende Luft, daß man die Fehler des Stücks vergißt, und dem Dichter verzeiht, daß er sich eigentlich gegen das erste Gesetz der Tragödie versündiget hat, indem er zwei Handlungen, ganz verschieden und durch einen ganzen Zeitraum getrennt, an einander reiht. Die Kunstschnitte, die Schiller's Genius in der dramatischen Laufbahn gemacht hat, und die man bei jedem Product seiner tragischen Muse von Carlos an wahrnimmt, berechtigten noch zu größeren Hoffnungen, als er uns der Mitte seines Lebens diesen Erwartungen entrissen wurde, ehe sein Genie das Höchste, was es zu leisten vermochte, erreicht hatte, und das schmerzliche Gefühl, vorschnell lassen, in's Grab mitnahm, ein Schmerz, den ganz Deutschland theilte. Die lyrischen Gedichte dieses Dichters tragen noch weit mehr als seine dramatischen Arbeiten den Stempel seiner Individualität, seines raffaelirenden, in sich gekehrten Geistes und seines herrlichen Gemüthes; aber was in den Trauerspielen oftens als Fehler erscheint, wird in seinen dramatischen Gedichten die Quelle unserer Schönheiten. Hier zeigt sich in seiner eigenthümlichen Kraft und Farbe die Fülle eines Talents, welches allerdings mehr Anlagen zur Redekunst als zur reinen Poesie, zu einer gewissen philosophischen Sentimentalität als zur objectiven Darstellung der Gegenstände hatte. Allein auch diese Art zu dichten erfordert eine eigene Virtuosität, und spricht einer bestimmten Tendenz der menschlichen Natur,

und viele edle Gemüther [illegible] entschieden [illegible] für Gedichte dieser Gattung. Doch muß noch bemerkt werden, daß Schiller in seinen Balladen mit [illegible] Formen versucht, und andere (Tonmalerei) [illegible] seiner Erzählung fließt dort rasch, lebendig, malerisch, und vergegenwärtigt uns die Objecte auf eine höchst anziehende Art.

Im Allgemeinen bleibt es nicht minder wahr, daß Schiller in den meisten seiner großen Dichtungen Goethe's Vollendung und Vollkommenheit nicht erreicht [illegible] in der Wahl der Correctheit und der harmonischen Melodie des Versbaues kann er es mit ihm aufnehmen und übertrifft ihn sogar. Im ersten überwiegt die Form den Stoff, im andern der Stoff die Form; dieser ist inhaltreicher und gedankenvoll, jener hält es mehr mit den reizenden Bildern der Phantasie; Goethe spielt auch da, wo er den Schein des Ernsten annimmt; Schönheit, Naivetät und Grazie sind ihm das Höchste. Schillern ist auch das Spiel immer ernst; er neigt sich mehr zum Erhabnen; das Uebersinnliche hat für ihn einen besonderen Reiz, und in allen seinen Gemälden zeigt sich immer im Hintergrunde etwas Unendliches, welches in der Seele des Dichters vorherrschend war und den Leser anweht; aus der Tiefe oder von den Höhen zeigt sich das Denken und Empfinden wie ein Hauch des Geistes Gottes, der sich über das Weltall bewegt. Dieser Charakter der Schillerschen Muse wird, so lange die Deutschen ihrem eigenen Charakter treu bleiben werden, Schiller vor Allen zum Nationaldichter machen; sein Genius ist der idealisirte Abdruck des Genius der Gesammtheit; die Deutschen finden sich wieder in demselben, in verklärter Gestalt und in gesteigerter Potenz. Denn der Deutsche liebt vor allen die Kraft der Gedanken, das Allgemeine der Begriffe und der Vorstellungen, die Reinheit der Gesinnung, das Großartige der Gefühle, die Energie der Seelenvermögen, das ethische Gepräge. Goethe durch seine Vielseitigkeit und

des Plastischen seiner Kunst gehört allen Zeiten und allen Völkern; Schiller gehört uns ausschließlicher, und ist als Abbild der Deutschen so viel, wie die Cultur sie ausgebildet hat, Nationaleigenthum.*)

*) Die drei größten Lyriker, welche Deutschland im 18ten Jahrhundert aufzuweisen hat, Klopstock, Goethe, Schiller lassen sich also ihrer Eigenthümlichkeit nach in wenigen Worten etwa so charakterisiren: Klopstock ist das abstracte Ideal, Goethe die verschönerte Wirklichkeit, Schiller das subjective Gefühl des Beeden. Der erste singt, wie es sein soll, der zweite, wie es in der verschönerten Wirklichkeit ist, der dritte, wie er es fühlt. Sie haben das Gebiet der möglichen Darstellungsweise in der Poesie erschöpft. d. Herausg.

Gedruckt bei F. Weible.

GERMAN SEMINAR LIBRARY
TAYLOR INSTITUTION
OXFORD

GERMAN SEMINARY LIBRARY
TAYLOR INSTITUTION
OXFORD

Handbuch

des Deutschen Geschäftstyls

zur Vorbildung

für

Nicht-Studirende und angehende Geschäftsleute.

Von

Dr. Theodor Heinsius,

ordentl. Professor am Berlinischen Gymnasium, Ehrenmitgliede der Deutschen Gesellschaft in Leipzig ꝛc.

Zweite, durchweg umgearbeitete Ausgabe.

Berlin,

bei Duncker und Humblot.

1837.

Teut.

oder

theoretisch-praktisches

Lehrbuch

der gesammten

Deutschen Sprachwissenschaft.

Von

Dr. Theodor Heinsius,

ordentl. Professor am Berlinischen Gymnasium, Ehrenmitgliede der Deutschen Gesellschaft in Leipzig ꝛc.

Sechster Theil.

Zweite Ausgabe.

Berlin,

bei Duncker und Humblot.

1837.

GERMAN SEMINAR LIBRARY
TAYLOR INSTITUTION
OXFORD

GERMAN SEMINAR LIBRARY
TAYLOR INSTITUTION
OXFORD

Vorrede.

Als ich im Jahre 1804. eine Lehrstelle des Deutschen Geschäftstyls bei der damaligen Königl. Bauakademie hieselbst übernahm, wurde mir zugleich von dem Curatorium derselben der Umfang des Unterrichts dahin bezeichnet, daß er die Elemente der Logik, Deutsche Sprache und Styl in grammatischer und rhetorischer Beziehung, besonders den Geschäftstyl in sich fassen und mit praktischen Arbeiten verbunden werden sollte. Die Folge davon war, daß ein von mir eingereichter, und vom Curatorium genehmigter Entwurf zu einem Leitfaden ausgearbeitet und dem Unterricht zum Grunde gelegt wurde. So entstand dieses Lehrbuch.

Die Veränderungen, welche nachher den Preuß. Staat in Folge kriegerischer Ereignisse trafen, berührten auch die Bauakademie und bewirkten die Einziehung der gedachten Lehrstelle, wodurch zugleich dieses Lehrbuch seine nächste Bestimmung verlor. Indessen konnte das, was damals mehr speciell für einen bestimmten Geschäftszweig berechnet war, durch Veränderungen, Abkürzungen und Zusätze für eine allgemeinere Bestimmung eingerichtet werden. Eine solche Umformung schien sogar für Viele ein stärker gefühltes Bedürfniß zu sein, namentlich für die zahl-

der Rede zu thun hat, nennen wir ſie die Lehre vom Styl oder von der Schreibart (Styliſtik); in ſo fern ſie aber Regeln gibt über die vollkommenſte Art der mündlichen Mittheilung und des körperlichen Ausdrucks, iſt ſie die Lehre von der Ton- und Geberdenſprache (Deklamation und Mimik).

Anm. Styl (von στυλος Stift, Griffel, mit welchem die Alten zu ſchreiben pflegten) bezeichnet im engeren Sinne die Art des wörtlichen Ausdrucks in einem Schriftwerke, hat alſo mit Schreibart gleiche Bedeutung; im weiteren Sinne aber die Art des Ausdrucks überhaupt (ſo in jedem ſchönen Kunſtwerke). Iſt dieſer eine bloße Nachahmung, ſo nennt man ſie Manier.

§. 5. Die Lehre vom Styl hat es zu thun theils mit den allgemeinen Grundſätzen der Schreibart überhaupt, theils mit den beſondern Regeln über die einzelnen Arten der proſaiſchen Schreibart, indem jede von ihnen ſowohl durch den Stoff als durch die Zwecke des Darſtellenden ihre unterſcheidenden Eigenthümlichkeiten erhält.

§. 6. Diejenige Stylart, mit der wir es hier zu thun haben, iſt der Geſchäfts-Styl, der die im bürgerlichen Leben vorkommenden, unter einer Art von Pflicht und Nothwendigkeit ſtehenden praktiſchen Angelegenheiten behandelt, und der wegen ſeiner ihm eigenthümlichen Sprache und ſeiner hergebrachten Formen die beſondere Aufmerkſamkeit Derer verdient, die mit ſchriftlichen Verhandlungen in öffentlichen und Privat-Geſchäften zu thun haben.

§. 7. Da aber allen Stylarten, alſo auch dieſen, die Geſetze des menſchlichen Denkens und die Regeln der Sprache und der Schreibart überhaupt zum Grunde liegen: ſo ergibt ſich von ſelbſt, daß, um ein guter Geſchäfts-Styliſt zu werden, man zuvor richtig denken und ſchreiben gelernt haben müſſe. Die wichtigſten Vorkenntniſſe der Logik, Grammatik und Theorie des Styls überhaupt werden daher auch hier die Grundlage zur Lehre vom Geſchäfts-Styl bilden müſſen.

Erste Abtheilung.

Nöthige Vorkenntnisse zu schriftlichen Arbeiten.

Erstes Hauptstück.

Logische Vorkenntnisse.

§. 1. Der Kunst zu schreiben geht die Kunst zu denken als nothwendige Bedingung voran. Diese hat es zu thun mit der Hervorbringung, jene mit der Einkleidung und Mittheilung der Gedanken.

§. 2. Denken lernt der Mensch 1) durch den bloßen Gebrauch seiner Naturkräfte und durch den Umgang mit Andern; 2) durch eine Wissenschaft, welche von den nothwendigen und allgemeinen Gesetzen des Denkens handelt, und von den Griechen Logik (Denk- oder Vernunftlehre, philosophia rationalis) genannt wurde. Dieser zweite Weg führt zu einem geordnetern und gründlichern Denken; es ist der Weg zur Prüfung der Wahrheit.

Anm. Die Logik ist ein wichtiger Theil und gewissermaßen die Grammatik der Philosophie, d. h. derjenigen Wissenschaft, welche die Gründe und Gesetze der Erscheinungen zu erforschen sucht.

§. 3. Unsre Gedanken bestehen 1) in Begriffen 2)

in Urtheilen 3) in Schlüssen. Man nennt das Vermögen der Begriffe Verstand, das Vermögen der Urtheile Urtheilskraft, und das Vermögen der Schlüsse Vernunft. Alle drei Kräfte der menschlichen Seele sind nur verschiedene Thätigkeits-Aeußerungen oder Richtungen eines und desselben Vermögens, nämlich des übersinnlichen Erkenntnißvermögens.

Erstes Kapitel.

Von den Begriffen.

§. 4. Der Mensch hat das Vermögen, sich einen Gegenstand mit Bewußtsein vorzustellen. (Vorstellungs-Vermögen). Durch die Verbindung der wesentlichen Merkmale eines Gegenstandes unter und mit einander entsteht ein Begriff. Zu einem Begriffe gehört also ein Etwas, das wir uns vorstellen, (Sonne, Mond, Baum, Thier, Kugel, Tugend ꝛc.) und das Bewußtsein unsrer Vorstellung selbst.

Anm. Die Vorstellung ist ein mehr oder weniger klares sinnliches Abbild, das durch die Anschauung eines einzelnen Gegenstandes in unsrer Seele entsteht, und durch die Einbildungskraft festgehalten wird. Der Begriff aber (von begreifen d. i. zusammenfassen) bezieht sich immer auf eine Mannichfaltigkeit oder Vielheit der Anschauung, deren Gemeinsames zur Einheit verbunden wird. Ein einzelner Baum gibt eine Vorstellung; mehrere Bäume aber lassen das Vielfache oder die gemeinsamen Merkmale einer Vorstellung, also Wurzel, Stamm, Aeste, Zweige ꝛc. wahrnehmen, und so entsteht der Begriff Baum, der alle Individuen dieses Naturproducts in sich begreift. Hieraus folgt, daß es nur allgemeine Begriffe gibt, also kein Eigenname ein Begriff sein kann.

§. 5. Wir betrachten die Begriffe 1) nach ihrer Bildung, 2) nach ihrer Größe und 3) ihrer Vollkommenheit.

§. 6. 1. Bildung der Begriffe. Der Verstand bildet sich Begriffe durch vergleichen, trennen (abstrahiren) und verbinden. Er vergleicht nämlich mehrere ähnliche Vorstellungen (z. B. Menschen) nach den an ihnen befindlichen ähnlichen und verschiedenen Merkmalen; er trennt das, was den Vorstellungen Gemeinsames zukommt (z. B. Leben, aufrechter Gang, Vernunft und Sprache) von dem, was jedes Individuum Besonderes hat (Größe, Farbe, Gliederbau) ab; und endlich verbindet er die gemeinschaftlich gefundenen Merkmale zur Einheit, und bezeichnet sie mit einem Wort (Mensch). Auf diese Art gewinnt er eine abstracte Vorstellung, die wir, im Gegensatze der concreten, einen Begriff nennen.

Anm. Die meisten Begriffe der Sprache sind schon durch frühere Geschlechter gebildet auf uns herabgekommen; man nennt sie gegebene. Kunst und Mathematik aber bilden sich fortdauernd neue, und diese nennt man gemachte, z. B. Dampfmaschine, Diorama, Eisenbahn. Um aber die gegebenen Begriffe zu verstehen, müssen wir sie in ihre Merkmale auflösen, d. h. analysiren.

§. 7. 2. Größe der Begriffe. Die Analyse eines Begriffs führt uns auf seinen Inhalt und seinen Umfang. Beide machen die Größe des Begriffs aus; jener die innere, dieser die äußere.

§. 8. Inhalt eines Begriffs nennen wir die Summe der wesentlichen Merkmale oder Theilvorstellungen, welche in ihm enthalten sind. In dem Begriff Metall z. B. liegen die Merkmale der Schwere, des Glanzes, der Schmelzbarkeit und Dehnbarkeit ꝛc.

§. 9. Umfang oder Sphäre eines Begriffs bezieht sich auf die Menge gleichartiger Gegenstände, auf welche die Merkmale desselben sich anwenden lassen. So würden zu dem Umfang des Begriffs Metall gehören: Platina, Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Blei, Eisen ꝛc.

§. 10. Die meisten Begriffe sind absolute, d. h. sie sind ihrem Inhalt nach an und für sich selbst verständlich, ohne Vergleichung mit andern, z. B. Mensch, Thier, Pflanze, Erde, Bedürfniß, Gewohnheit, Gesinnung, Handlung, Muth, Scharfsinn, Ursach, Wirkung, ehrlich, fehlerhaft, furchtsam ꝛc. Es gibt aber auch viele relative Begriffe, d. h. solche, deren Inhalt nur durch Vergleichung mit andern Begriffen, an die sie, als an einen Maßstab gelegt werden, bestimmbar ist. Dahin gehören z. B. Größe, Tiefe, Höhe, arm, reich, niedrig ꝛc. So fodert z. B. ein großes Haus einen ganz andern Maßstab als eine große Stube.

§. 11. Bei der Vergleichung eines Begriffs nach seinem Inhalt und Umfang entdecken wir: daß, je mehr Umfang ein Begriff hat, desto kleiner sein Inhalt ist, und umgekehrt, je mehr Inhalt, desto kleiner sein Umfang. So hat der Begriff Mensch mehr Umfang als der Begriff Europäer, denn jener faßt die Bewohner aller Welttheile in sich; Europäer dagegen hat mehr Inhalt, denn er bezeichnet außer den allgemeinen Merkmalen des Menschen auch noch die Vorstellungen der höhern Bildung, der weißen Farbe, und der tellurischen Oertlichkeit des Wohnsitzes.

§. 12. Hieraus ergibt sich, daß die Begriffe verschiedene Grade ihrer Allgemeinheit haben. Ein Begriff nämlich, der alle oder mehrere Individuen nach ihren gemeinsamen Merkmalen unter sich begreift, heißt eine Art (species); der, welcher alle ähnliche Arten unter sich be-

greift, bildet die Gattung, und mehrere Gattungen bilden das Geschlecht (genus). Daher spricht man von Art-, Gattungs- und Geschlechtsbegriffen. So ist z. B. die Tulpe, die ich vor mir habe, ein Individuum; eine Tulpe überhaupt, die alle verschiedenen Blumen dieser Art in sich begreift, eine Art, die verschiedene Arten aber geben mir den Gattungsbegriff Blume, und die Blumen wieder den Geschlechtsbegriff Pflanze.

§. 13. Wir können aber diese Stufenleiter noch erweitern. Bemerken wir nämlich, daß die Pflanze zu denjenigen Dingen gehört, welche Leben haben: so entsteht die Ordnung der lebenden Dinge, welche Menschen, Thiere und Pflanzen unter sich begreift; und da diese Dinge in die Sinne fallen, so haben sie mit allen übrigen sinnlichen Gegenständen eine Aehnlichkeit, und machen also mit ihnen diejenige Klasse der Wesen aus, welche wir Körper nennen. So haben wir den allergemeinsten Begriff (Stammgeschlecht) der Tulpe aufgefunden, der die Aehnlichkeit aller einzelnen Dinge, Arten, Gattungen und Geschlechter in sich schließt.

§. 14. Aus diesem Verhältniß in dem Umfang der Begriffe erklären sich die Ausdrücke höherer, niederer, übergeordneter, untergeordneter (subordinirtes) und beigeordneter (coordinirter), weiterer und engerer Begriff. Denjenigen Begriff, der einen andern in sich schließt, nennt man in Bezug auf diesen den höhern, und diesen in Bezug auf jenen den niedern; also ist jeder Gattungsbegriff bezüglich des Artbegriffs der höhere, und der Artbegriff bezüglich des Gattungsbegriffs der niedere. Blume ist ein höherer Begriff als Tulpe, aber in Bezug auf Pflanze ist er ein niedriger. Jeder höhere Begriff ist zugleich übergeordnet, jeder niedere untergeordnet; die untergeordneten

aber sind dann beigeordnet, wenn sie einer und derselben Sphäre angehören, also gleichen Umfang haben. Tulpe, Rose, Lilie sind also beigeordnete Begriffe, denn sie machen einen Theil des Gattungsbegriffs Blume aus. Die Ausdrücke weiterer und engerer Begriff bezeichnen die größere oder kleinere Sphäre in dem Verhältniß zweier Begriffe. So ist jeder Gattungsbegriff bezüglich des Artbegriffs der weitere, und dieser der engere.

§. 15. Erst wenn man einen Begriff nach seinem Inhalt und Umfang erkannt hat, kann man ihn erklären (definiren) und eintheilen.

§. 16. Die Erklärung oder Definition eines Begriffs besteht in der möglichst kurzen Zusammenfassung und Begränzung seines wesentlichen Inhalts mittelst des Sprachausdrucks. Sage ich: der Mensch ist ein aufrecht gehendes, vernünftig-thierisches Wesen, oder ein Dreieck ist eine dreiseitige Figur: so habe ich die Begriffe Mensch und Dreieck nach ihren wesentlichen Merkmalen aufgefaßt und begränzt, also definirt.

§. 17. Man gelangt zu einer guten Definition, wenn man zuerst die Gränzen des zu bestimmenden Begriffs aufsucht. Diese finden sich in den zunächst liegenden Begriffen seiner Art, Gattung ꝛc. Dann ist es nöthig, die wesentlichen Merkmale zu erforschen, wodurch er sich von andern Begriffen seiner Art unterscheidet. So fanden wir §. 16, daß der Mensch zur Gattung der thierischen Wesen gehört, und dann entdeckten wir die Merkmale des aufrechten Ganges und der Vernunft, wodurch er sich von allen übrigen Geschöpfen seines Gebiets unterscheidet.

§. 18. Wenn eine auf diese Art gefundene Definition das Wesen des Begriffs erschöpft: so ist sie vollkommen, indem sie alsdann mit ihrem Gegenstande

übereinstimmt, oder ihn deckt. Wenn ich also sage: ein Dreieck ist eine dreiseitige Figur, so kann ich auch umgekehrt sagen: eine dreiseitige Figur ist ein Dreieck; denn Beides deckt sich.

§. 19. Hieraus leiten wir nachfolgende *specielle* Regeln für die Definition ab:

1) sie soll nur *wesentliche* Merkmale enthalten. So gehören die §. 16 genannten Merkmale wesentlich zu dem Begriff eines Menschen; Farbe und Bildungsgrad sind bloß zufällig;

2) sie darf weder zu *weit* sein, d. i. zu wenig Merkmale, noch zu *eng*, d. i. zu viel Merkmale enthalten. In jenem Falle würde sie auch noch andern höhern Begriffen, in diesem andern niedern Begriffen zukommen. So würde die Definition: ein Dreieck ist eine Figur, zu weit sein, denn das ist ein Quadrat auch; und: ein Baum ist ein mit Wurzeln, Stamm, Zweigen, Blüthen und Früchten versehenes Gewächs, zu eng, denn nicht jeder Baum treibt Früchte;

3) sie darf keinen Zirkel beschreiben, d. i. das, was erklärt werden soll, nicht unter die Merkmale der Erklärung aufnehmen. Man würde also z. B. nicht sagen können: der Wille ist das Vermögen zu *wollen*, denn ich will ja eben erfahren, was Wille und Wollen ist.

§. 20. Aber nicht alle Begriffe lassen sich definiren. Am besten eignen sich dazu Kunstgegenstände (Uhr, Barometer, Luftballon, Dampfschiff ꝛc.) und Abstracta in den philosophischen und besonders mathematischen Wissenschaften. Was keine Gränze hat, wie das unendlich Große und unendlich Kleine, ist gar keiner Definition fähig; dahin gehören die Begriffe: Sein, Farbe, Ton. In vielen Fällen hilft man sich zur Verdeutlichung mit bloßer Angabe einiger Unterscheidungen, mit Erläuterung

und besonders mit Beschreibung, die man am häufigsten bei Naturkörpern und sehr zusammengesetzten Kunstwerken anzuwenden pflegt, oft sogar mit bloßer Uebertragung in eine andere Sprache, z. B. Psychologie ist Seelenlehre.

§. 21. Die Eintheilung hat es zu thun mit dem Umfang, und besteht also in der Darstellung eines gegebenen Begriffs nach allen ihm untergeordneten Arten. So theilen wir z. B. die Erde in fünf Welttheile, und die Natur in drei Reiche.

Anm. Eintheilung muß nicht verwechselt werden mit der Zertheilung und lexikalischen Unterscheidung. Die Zertheilung hat es zu thun mit der Zerlegung eines Ganzen in seine neben einander stehenden Bestandtheile, die also keinen Artbegriff angeben. So besteht der Mensch aus Leib und Seele, und der Leib besteht wieder aus festen und flüssigen Theilen; die Erde besteht aus Land und Wasser, ein Baum aus Wurzel, Stamm, Aesten, Blättern ꝛc. Die Unterscheidung aber gibt uns die einzelnen Bedeutungen eines Worts, wie sie das Lexikon enthält. So hat z. B. der Begriff Welt die Bedeutung von Universum, von Erde, von Menschen, von Inbegriff des Materiellen, von Sinnlichkeit und irdischer Gesinnung.

§. 22. Jede Eintheilung hat Eintheilungsglieder, d. i. ihre Arten, in welche ein höherer Begriff eingetheilt wird, und diese Glieder müssen sich gegenseitig ausschließen. So theilt z. B. der Naturhistoriker die Thiere in Säugthiere, Vögel, Amphibien, Fische, Insecten, Würmer, und jedes dieser sechs Glieder enthält eine Art, welche die übrigen ausschließt.

§. 23. Die Zahl der Eintheilungsglieder ist unbestimmt, denn sie hängt von dem Umfang des einzutheilenden Begriffs ab, und kann daher zwei- und mehrgliedrig

sein. Das menschliche Denkvermögen kennt nur eine zweigliedrige Eintheilung, denn ein Sein oder Nichtsein, ein Bejahen oder Verneinen, ein Setzen oder Aufheben erschöpfen den ganzen Umfang eines Denkobjects. So ist von jedem A nur ein einziges Gegentheil, ein Nicht-A denkbar, und die Seele ist daher entweder sterblich oder nicht sterblich. Aber eben in diesem Nicht-A können oft mehrere Trennungsglieder liegen. Sagen wir z. B. alle Producte der Natur sind entweder Thiere oder Nicht-Thiere, so können wir die Nicht-Thiere wieder eintheilen in Pflanzen und Mineralien. Daher nennen wir lieber gleich alle die Begriffe, die den Gegensatz der Bejahung enthalten, und sagen also: die Naturproducte zerfallen in drei Theile, die Geographie theilt die Erde in fünf Welttheile, die Geometrie ihre Dreiecke in drei Theile.

§. 24. Jede Eintheilung hat aber auch ihren Eintheilungsgrund, d. h. einen Gesichtspunkt, aus dem der einzutheilende Begriff betrachtet wird. Wenn wir die Menschen eintheilen in weiße, gelbe, braune, schwarze, so liegt der Eintheilungsgrund in der Farbe; theilen wir sie in Wilde, Nomaden und Ackerbau-Treibende, so finden wir den Gesichtspunkt in dem Bildungsgrad; theilen wir sie in Europäer, Asiaten, Afrikaner ꝛc., und die Europäer wieder in Deutsche, Franzosen, Engländer ꝛc., so fassen wir das Merkmal des Welttheils oder Landes auf, in dem sie leben.

§. 25. Hieraus ergibt sich, daß man für einen und denselben Begriff (Mensch) einen mehrfachen Eintheilungsgrund haben kann, je nachdem man dieses oder jenes Merkmal auffassen will. Dies gibt die Neben-eintheilungen. Da aber jeder Eintheilungsgrund wieder eingetheilt werden kann, so entstehen daraus die Untereintheilungen, wovon im §. 24 die Eintheilung

der Europäer ein Beispiel enthält. Stellt man nun solche Haupt-, Neben- und Untereintheilungen eines Begriffs wissenschaftlich geordnet zusammen: so gewinnt man eine Classification, die ein treffliches Hülfsmittel ist, die ganze Reihe solcher Begriffe zu übersehen, und das Fehlerhafte leicht zu entdecken.

§. 26. Die Hauptregel für die Eintheilung gleicht der Hauptregel für die Definition (§. 18). So wie diese mit ihrem Gegenstande übereinstimmen oder ihn decken muß: so müssen die Eintheilungsglieder das Ganze erschöpfen. Daraus folgt:

1) daß eine Eintheilung weder zu weit, noch zu zu eng sein darf. Zu weit ist sie, wenn sie ein Theilungsglied enthält, das gar nicht in dem einzutheilenden Begriff liegt. So gehören z. B. Linien und Punkte nicht in die Eintheilung der mathematischen Figuren, da beide nur die Gränze einer Linie und einer Fläche bilden. Zu eng ist die Eintheilung, wenn die aufgenommenen Glieder nicht den Hauptbegriff erschöpfen. Dies würde z. B. der Fall sein, wenn Jemand die Lufterscheinungen bloß in wässerige und feurige eintheilen und die glänzenden übergehen wollte;

2) daß jede Eintheilung nur einen einzigen Theilungsgrund haben, und nie ein Glied aus einer Nebeneintheilung eingemischt werden darf. Wenn ich z. B. die Geschichte eintheile nach dem Begriff der Zeit in alte, mittlere und neue: so würde der Zusatz: in Culturgeschichte, hier ein fremdartiges Glied sein, das wohl mit dem Stoff der Geschichte, nicht aber mit der Zeit zu thun hat.

§. 27. 3. Vollkommenheit der Begriffe. Wir nennen einen Begriff vollkommen, wenn er alles das in und an sich hat, was zu seiner Vollständigkeit

dient. Dazu gehört besonders Klarheit und Bestimmtheit.

§. 28. Die Klarheit hat ihre Grade. Im ersten Grade unterscheiden wir einen Begriff von andern ähnlichen und verwandten nur theilweise, können also nicht alle Merkmale desselben in unserm Bewußtsein auffassen. Im zweiten Grade sind wir uns aller Merkmale vollständig bewußt, und darum nennen wir ihn Deutlichkeit. Der Gegensatz beider ist Undeutlichkeit. Wer z. B. die Begriffe Selbstliebe und Eigenliebe, überreden und überzeugen, Absicht und Zweck, Ursach und Grund, umsonst und vergebens ꝛc. mit einander verwechselt, denkt dunkel und undeutlich. Bei der Unbekanntschaft mit vielen Natur- und Kunstgegenständen, die wir nicht aus eigner Anschauung kennen gelernt haben, werden wir uns oft mit der Klarheit begnügen müssen.

§. 29. Bestimmt nennen wir einen Begriff, wenn er uns in der Verbindung mit andern Begriffen das wirklich gibt, was der Redende oder Schreibende geben wollte, uns also über den Inhalt nicht ungewiß läßt. Ihm steht entgegen das Unbestimmte, Zweideutige und Schwankende. So können z. B. die Begriffe: verfolgen, übersehen, gewisse (Mittel), ꝛc. oder die Partikeln: nur, allein, wenigstens, selbst, nicht ꝛc., die zur nähern Bestimmung eines andern Begriffs dienen sollen, durch unrichtige Stellung das Verständniß eines ganzen Gedankens schwankend und unsicher machen.

Zweites Kapitel.

Von den Urtheilen und Sätzen.

§. 30. Wir urtheilen, wenn wir einen Begriff mit dem andern zur Einheit verbinden. Sagen wir: der Hut ist

schwarz, so haben wir den Begriff schwarz mit dem Begriffe Hut verbunden. Ein Urtheil ist also die Vorstellung von dem Verhältnisse zweier oder mehrerer Begriffe unter einander. Wir denken uns dabei nicht bloß die beiden Begriffe Hut und schwarz für sich, sondern sie stehen uns in unserm Bewußtsein als zusammengehörig da, und die Vorstellung dieser Verbindung gibt eben das Urtheil. Das Vermögen des Verstandes zu urtheilen heißt in dieser Beziehung Urtheilskraft.

§. 21. Zu jedem Urtheile gehören nothwendig zwei Stücke: 1) ein Gegenstand, von welchem etwas gesagt wird (Haus.), 2) ein Etwas, das mit dem Gegenstand verbunden gedacht wird. Jenen nennen wir Subject (Grundbegriff), dieses Prädicat (Aussagebegriff), und Beides zusammen macht die Materie oder den Stoff des Urtheils aus. Die Art und Weise, wie wir beide Begriffen durch den Sprachausdruck äußerlich verbinden, gibt die Form, und diese macht das Urtheil zu einem Satz (Redesatz). Hut und schwarz also geben das Urtheil aber: der Hut ist schwarz, gibt den Satz.

Anm. Die gewöhnliche Urtheilsform liegt in der ausgedruckten Copula ist, die eben darum Verbum heißt. Sie tritt aber nicht in jedem Urtheil hervor, sondern liegt oft in dem Prädicat versteckt. Sagen wir z. B. Cajus denkt, so ist dies nur eine kürzere Form für: Cajus ist denkend. Die Beschaffenheit mancher Sprachen erlaubt sogar den Satz durch ein einziges Wort auszudrucken, welches Materie und Form zusammenfaßt, z. B. amo, d. i. ego sum amans. — Die Stellung der einzelnen Bestandtheile eines Satzes ändert an dem Urtheil nichts, und hängt ganz von der jedesmaligen Absicht des Redners ab, so daß er mit dem Prädicat anfangen, und mit dem Subject schließen kann.

§. 32. Sehen wir auf die Materie eines Urtheils, so ist dieses

1) einfach, wenn es nur Ein Subject und Ein Prädicat enthält, z. B. Erde, rund — die Erde ist rund.

2) zusammengesetzt, wenn es eine Mehrzahl von Subjecten oder Prädicaten enthält, z. B. die Erde und alle Planeten sind kugelförmig, oder: die Sonne ist leuchtend und wärmend. Auch kann die Zusammensetzung versteckt sein, z. B. unter allen Baumfrüchten ist mir die Birne die angenehmste, worin drei Urtheile enthalten sind: es gibt mehrere Baumfrüchte, die Birne ist eine Baumfrucht, und diese Frucht ist mir die angenehmste.

3) identisch, d. i. einerlei, ähnlich, verwandt, wenn Subject und Prädicat wirklich oder scheinbar dieselben Merkmale enthalten, z. B. ein Narr ist ein Narr, ein Kind ist ein Kind; was lebt, muß vergehen, und alles Leben ist vergänglich;

4) analytisch, wenn das Prädicat aus dem Begriff des Subjects selbst unmittelbar hervorgeht, also schon in demselben enthalten ist, und nur durch die Analyse (Auflösung) näher entwickelt wird, z. B. die Kugel ist rund, in welchem Urtheil der Begriff rund blos das schon in Kugel enthaltene Merkmal ausdruckt;

5) synthetisch ist dasjenige Urtheil, in welchem dem Subject ein nicht in ihm enthaltenes Prädicat als nothwendig oder zufällig beigelegt wird, z. B. das Messer ist scharf, der Himmel ist heute trübe.

§. 33. Von der Verschiedenheit des Inhalts und des Gebrauchs, den man von den Urtheilen macht, haben sie auch verschiedene Namen erhalten. Die wichtigsten sind: Axiome und Postulate, Theoreme, Probleme und Hypothesen.

1) Axiome gehören zunächst der Mathematik, welche

darunter solche theoretische Sätze versteht, die keines Beweises bedürfen. Man kann aber ohne Widerspruch Alles ein Axiom nennen, was der Verstand in sich selber anerkennt. So würden als Axiome zu betrachten sein die drei Grundgesetze des menschlichen Denkens: a) was gedacht werden soll, muß mit sich selbst übereinstimmen, oder: was sich widerspricht kann nicht gedacht werden (Satz der Identität und des Widerspruchs), z. B. eine viereckige Kugel; b) von zwei unmittelbar entgegengesetzten Merkmalen kommt einem Dinge nur eines zu (Satz des ausgeschlossenen Dritten), z. B. die Seele ist sterblich oder nicht sterblich; c) alles Denkbare muß einen zureichenden Grund haben, der uns nöthigt, bei entgegengesetzten Bestimmungen die eine zu bejahen, die andere zu verneinen (Satz des zureichenden Grundes), z. B. ist es nothwendig, daß einem Körper das Prädicat „ausgedehnt" zukomme, weil kein Körper ohne Raum gedacht werden kann. — Solche Axiome werden auch Postulate genannt, weil sie Urtheile enthalten, die man ohne Verläugnung seiner Vernunft nicht von sich weisen kann;

2) Theoreme sind den Axiomen entgegengesetzt, denn sie enthalten Lehrsätze, deren Wahrheit bewiesen sein will, z. B. Hitze dehnt aus, Kälte zieht zusammen;

3) Probleme sind Aufgaben, oft fragweise ausgedruckte Sätze, die als ungewiß oder zweifelhaft zur Untersuchung und Lösung hingestellt werden, z. B. ob die Tugend gelehrt werden könne;

4) Hypothesen (Wagesätze) nennt man solche mehr oder weniger wahrscheinliche Voraussetzungen, die man einstweilen annimmt, um gewisse Erscheinungen dadurch erklären zu können. So hat man bekanntlich über das Sonnensystem drei Hypotheſen.

§. 34. Sehen wir auf die Form eines Urtheils,

so stellen sich uns vier Gesichtspunkte dar: 1) die Quantität (Umfang des Subjectbegriffs); 2) die Qualität (Beschaffenheit des Prädicats); 3) die Relation (Verhältniß oder gegenseitige Beziehung des Subjects und Prädicats); 4) die Modalität (Wahrheit oder Grad der Gewißheit).

§. 35. 1) Die Quantität des Urtheils besteht in der Größe oder dem Umfang des Subjects, indem wir dabei fragen, von wie vielen Dingen etwas ausgesagt werde. In dieser Hinsicht haben wir drei Urtheilsformen: eine allgemeine, eine besondere und eine einzelne.

§. 36. Eine allgemeine Urtheilsform entsteht, wenn das Prädicat sich bezieht auf den ganzen Umfang des Subjectsbegriffs, in welchem Falle man sich der Wörter alle und jede bedient oder doch bedienen kann, z. B. alle Menschen sind sterblich, jeder Mensch ist sterblich, oder der Mensch (jeder Mensch) ist sterblich. Eine besondere Urtheilsform ist es, wenn von mehreren Dingen etwas ausgesagt wird, alsdann wir die Wörter einige, viele, manche, mehrere gebrauchen, z. B. einige Menschen sind weise, viele sind Thoren, mehrere sind gelehrt ꝛc. Eine einzelne Urtheilsform gibt es, wenn man etwas von einem einzelnen Gegenstand aussagt, wozu man sich der Wörter dieser, jener oder eines Eigennamens bedient, z. B. dieser Mann ist klug, Sokrates war weise.

§. 37. 2) Die Qualität des Urtheils besteht in der Beschaffenheit des Prädicats, das man mit dem Subject verbindet, daher wir dabei fragen, wie etwas ausgesagt werde. In dieser Hinsicht haben wir ebenfalls drei Urtheilsformen: a) eine bejahende, b) eine verneinende und c) eine limitirende.

§. 38. Bejahend ist die Urtheilsform, wenn dem

Subject durch das Prädicat etwas beigelegt, verneinend, wenn ihm etwas abgesprochen wird, z. B. der Mensch ist vernünftig, aber: der Mensch ist nicht fehlerfrei, oder: kein Mensch ist vollkommen.

§. 39. Ungeachtet nach dem (§. 33. b) ausgesprochenen Denkgesetze in einem Urtheil nicht ein Bejahen und Verneinen zugleich Statt finden kann: so gibt es doch Urtheile, in welchen zwar ein Prädicat verneint, aber durch die Verneinung zugleich etwas Anderes, obwohl Unbestimmtes, gesetzt wird. Dergleichen Urtheile nennt man limitirende oder beschränkende. Das Urtheil z. B.: die Seele ist unsterblich sagt noch etwas anderes als: die Seele ist nicht sterblich. Letzteres ist gänzlich verneinend, denn es hebt den Begriff der Sterblichkeit in Ansehung der Seele auf; jenes aber setzt zugleich an die Stelle des aufgehobenen Prädicats einen andern, obwohl uns unbekannten Zustand, den wir Unsterblichkeit nennen. Ein Unglücklicher, ein Unweiser sind zwar nicht glücklich, nicht weise; aber sie haben Statt dessen, was ihnen abgeht, noch etwas Anderes, das wir bei dem Nicht-Glücklichen und Nicht-Weisen nicht wahrnehmen. Oft hebt diese Limitation nur einen Theil des Begriffs, ein Merkmal desselben auf, und setzt an dessen Stelle ein entgegengesetztes. So liegt in Unkraut nicht die Aufhebung des ganzen Begriffs Kraut, sondern nur seines Nutzens, durch dessen Mangel der Begriff des Schadens erzeugt wird.

Anm. Auch können als limitirend betrachtet werden die Prädicate, die ohne ein äußeres Zeichen der Verneinung (nicht, kein, un) doch ihrem Inhalt nach verneinend sind, z. B. schwach, krank, arm, weil sie neben dem verneinenden Gegensatze nicht stark, nicht gesund, nicht reich noch etwas Positives in sich tragen, das unsre Theilnahme erweckt.

§. 40. 3) Die Relation des Urtheils besteht in dem Verhältniß, worin die einzelnen Vorstellungen zu einander stehen. In dieser Beziehung gibt es wieder drei Urtheilsformen: eine kategorische (unbedingte), eine hypothetische (bedingte) und eine disjunctive (trennende oder ausschließende).

§. 41. Kategorisch nennen wir ein Urtheil, in welchem das Prädicat einem Subject schlechthin oder unbedingt beigelegt oder abgesprochen wird, z. B. alle Körper sind schwer; einige Kräuter sind giftig; nicht alle Bäume sind fruchtbar, kein Lasterhafter ist glücklich. Diese Urtheile bilden die Hauptform der Rede.

§. 42. Hypothetisch ist ein Urtheil, in welchem dem Subject ein Prädicat nur bedingt (gemeinhin durch wenn) beigelegt wird. Da die Theile sich hier verhalten wie Grund und Folge: so gehören zu einem solchen Urtheil zwei Glieder: ein Vordersatz, der den Grund oder die Bedingung, und ein Nachsatz, der die Folge enthält. Sagen wir also: wenn der Sommer kommt (so) werden die Bäume grün, so ist die zweite Hälfte oder der Nachsatz bedingt durch die erste.

Anm. Der Sprachgebrauch kürzt den Vordersatz oft ab, und sagt z. B. kommt der Sommer, so ꝛc.; dies ändert in dem Denkobject nichts. Auch kann die Folge voran stehen, z. B. die Bäume werden grün, wenn ꝛc., ja Grund und Folge werden sogar oft in einem einzigen Satz vereint, z. B. mit dem kommenden Sommer werden die Bäume grün.

§. 43. Disjunctiv heißt dasjenige Urtheil, in welchem einem Subject mehrere Prädicate, auch wohl einem Prädicat mehrere Subjecte als möglich beigelegt werden, ohne zu bestimmen, welches als wirklich gedacht werden soll. Die Form des Urtheils wird bezeichnet mittelst der trennenden Partikeln entweder — oder; z. B.

er kommt entweder heute oder morgen; entweder kommt er selbst oder sein Bruder.

§. 44. 4) Die Modalität des Urtheils bestimmt den Grad der Gewißheit, nicht aber in Ansehung des Gegenstandes, sondern in der Art und Weise, wie wir uns die Verknüpfung des Subjects und Prädicats denken. Dies kann auf dreierlei Art geschehen: als möglich, als wirklich und als nothwendig, und daraus entspringen drei Urtheilsformen: die problematische, assertorische und apodiktische.

§. 45. Problematisch oder bloß möglich (ungewiß, zweifelhaft) ist jedes Urtheil, welches etwas Denkbares (sich nicht Widersprechendes) enthält. Es ist daher auch immer bejahend, und das Prädicat wird mit dem Subject durch kann verbunden. Also: der Mond kann bewohnt sein, eine Vorhersagung kann eintreffen. Aber widersprechend und undenkbar ist eine viereckige Kugel.

§. 46. Assertorisch nennen wir dasjenige Urtheil, in welchem die Verknüpfung des Prädicats mit dem Subject als wirklich gedacht wird. Dies kann bejahend oder verneinend ausgedruckt werden. Also: die Erde ist rund, jeder Körper ist schwer; der Würfel ist nicht rund, kein Mensch ist fehlerfrei.

§. 47. Apodiktisch ist ein Urtheil, wenn die Verknüpfung seiner beiden Elemente als etwas Nothwendiges und mit dem Verstande unzertrennlich Verbundenes gedacht werden muß. Also: die Kugel muß rund, der Würfel muß achteckig sein, jede Wirkung muß ihre Ursach haben.

Wir haben also zwölf Urtheilsformen.

Anm. Der Unterschied zwischen einem apodiktischen und assertorischen Urtheil besteht also darin, daß in jenem das dem Subject beigelegte Prädicat gar nicht anders

gedacht werden kann; in diesem dagegen das Prädicat nicht als unabänderlich betrachtet wird. Sagen wir z. B. Meteorsteine sind vulkanische Auswürfe des Mondes, so ist dies nur assertorisch, oder eine vielleicht sogar über gehende Annahme, die nach hundert Jahren nicht mehr gilt; aber: jeder Körper ist zerstörbar wird ewig als ein unabänderliches Urtheil gelten. Und aus diesem Urtheil ergibt sich zugleich, daß ein apodiktisches Urtheil die Form eines assertorischen annehmen kann, ohne daß es darum aufhört, apodiktisch zu sein.

Drittes Kapitel.

Von den Schlüssen.

§. 48. Schließen heißt: die Wahrheit oder Falschheit eines Urtheils aus einem andern folgern oder erkennen. Die Kraft zu schließen ist die Vernunft. So folgere ich z. B. die Wahrheit des Urtheils: ich bin sterblich, aus dem andern Urtheile: alle Menschen sind sterblich. Ein Vernunftschluß ist also ein Urtheil, das nur durch ein anderes allgemeines Urtheil möglich wird.

§. 49. Bei jedem Schlusse (Syllogismus) liegen drei Urtheile zum Grunde:

1) eine allgemeine Regel, welche durch die Vernunft eingesehen wird, ein Grund oder eine Bedingung, z. B. der Theil einer Sache ist kleiner als das Ganze;

2) ein Satz, der etwas unter die Bedingung der Regel setzt, z. B. ein Groschen ist ein Theil von einem Thaler;

3) der Satz selbst, den man aus den beiden vorigen herleitet, z. B. also ist ein Groschen kleiner als ein Thaler.

Hieraus sieht man zugleich, daß alle zu einem Schlusse gehörigen Urtheile in Einem Bewußtsein vereiniget werden und eine Einheit ausmachen.

§. 50. Die allgemeine Regel heißt der Oberſatz; der zweite Satz, der etwas unter die Bedingung der Regel ſetzt, Unterſatz, beide zuſammen heißen Vorderſätze oder Prämiſſen; das Urtheil ſelbſt, welches aus den Vorderſätzen hergeleitet wird, Schlußfolge oder Concluſion.

Beiſpiele: Jeder Körper iſt der Zerſtörung unterworfen,
der Diamant iſt ein Körper:
alſo iſt er der Zerſtörung unterworfen.

Wer unvollkommen iſt, hat Fehler,
alle Menſchen ſind unvollkommen:
alſo haben alle Menſchen ihre Fehler.

§. 51. Die natürliche Ordnung der Sätze in einer Schlußrede iſt: daß der Oberſatz, als der entfernte Grund, die erſte, der Unterſatz, als der nächſte Grund, die zweite, und die Concluſion, als die Folge, die dritte Stelle einnehme. Ein Schluß, deſſen Theile nach dieſer Ordnung geſtellt werden, heißt ein ordentlicher oder förmlicher, und da die Wahrheit eines Urtheils aus einem andern durch Hülfe eines dritten erkannt wird, ein mittelbarer Schluß.

§. 52. Nicht aber alle Schlüſſe ſind förmliche. In den meiſten behält man einen der Vorderſätze im Sinn, und einen ſolchen Schluß nennt man einen verkürzten, oder unmittelbaren, weil bei ihm die Wahrheit eines Urtheils aus einem andern ohne Hülfe eines dritten erkannt wird; z. B.

Ich bin ein Menſch,
alſo habe ich meine Fehler.

Hier fehlt der Oberſatz: alle Menſchen haben ihre Fehler. Oder:

Alle Menschen haben ihre Fehler,
also hab' ich die meinigen.

Hier fehlt der Untersatz: ich bin ein Mensch.

Anm. Dieser verkürzten Art zu schließen bedienen wir uns in Schriften und im gemeinem Leben beständig, wenn wir gleich nicht darauf achten, besonders in den Fällen, wo wir die Wörter deswegen, darum, daher, also, folglich ꝛc. gebrauchen; denn von Jugend auf werden wir mit einer Menge allgemeiner Sätze bekannt, deren Anwendung uns mit der Zeit geläufig wird, ohne daß wir uns der Regeln, die ihnen zum Grunde liegen, deutlich bewußt sind. Wenn wir z. B. denken: weil es im Winter in der Stube warm ist, so wird Feuer im Ofen sein: so schließen wir, aber auf eine verkürzte Weise.

§. 53. Die förmlichen Schlüsse sind aber darum nicht unnütz, denn

1) lernen wir dadurch unsere eigenen und Anderer Gedanken prüfen, und ihre Richtigkeit oder Falschheit einsehen;

2) entsteht dadurch in uns eine regelmäßige Fertigkeit im Denken.

§. 54. Man theilt die Schlüsse nach den drei Urtheilsformen der Relation (§. 40) in drei Schlußarten, in: kategorische, hypothetische und disjunctive.

§. 55. Kategorisch nennen wir diejenige Schlußform, deren Obersatz (§. 50) ein kategorisches Urtheil (§. 41) enthält, das bejahend oder verneinend sein kann, aber allgemein (d. i. von einer ganzen Gattung gesagt) sein muß. Wir können also schließen:

Alle Menschen sind fehlerhaft,
Ich bin ein Mensch,
Also bin ich fehlerhaft;

oder verneinend:

Kein Mensch ist untrüglich,
Der Papst ist ein Mensch,
Also ist der Papst nicht untrüglich.

Nicht aber:

Einige Pflanzen sind giftig,
Der Schierling ist eine Pflanze,
Also ist der Schierling giftig;

denn, obwohl der Schluß in der Sache richtig ist, so ist er es doch nicht in der Form, da der Obersatz partikulär ist, also die Conclusion nicht daraus gefolgert werden kann.

§. 56. Hieraus ergeben sich folgende Regeln für die Bildung kategorischer Schlüsse:

1) der Obersatz muß ein allgemeines Urtheil sein, d. h. das Subject des Obersatzes (Alle Menschen) muß seinem Umfang nach der höhere Begriff (die Gattung) in Bezug auf das Subject des Unter- und Schlußsatzes (ich) sein;

2) der Untersatz muß aussagen, daß sein Subject (ich) dem Subject des Obersatzes (Menschen) untergeordnet ist, und nothwendig bejahend sein, da er einen bestimmten Fall unter eine allgemeine Regel bringt;

3) der Schlußsatz muß sich in Ansehung der Quantität nach dem Untersatze, in Ansehung der Qualität nach dem Obersatze richten, d. h. er muß aussagen, daß dem Subject des Untersatzes dasselbe Merkmal zukomme, welches dem Subject des Obersatzes beigelegt ist.

Anm. Als Beispiele mögen hier noch folgende kategorische Schlüsse stehen:

1. Die Menschen sind Vernunftwesen;
   Der Neger ist ein Mensch,
   Also ist der Neger ein Vernunftwesen.
2. Thiere, welche lebendige Junge gebären, sind Säugthiere;
   Der Wallfisch gebärt lebendige Junge,
   (Die Wallfische gebären lebendige Jungen)

Alſo iſt der Wallfiſch ein Säugthier.
(Alſo ſind die Wallfiſche Säugthiere.)

3. Die Pflanze iſt ein organiſcher Körper;
Die Blume iſt eine Pflanze,
Alſo iſt die Blume ein organiſcher Körper.

4. Kein Körper iſt unzerſtörbar;
Der Diamant iſt ein Körper,
Alſo iſt auch der Diamant nicht unzerſtörbar.

5. Wer nicht ſein Vaterland liebt, iſt kein guter Bürger;
Der Empörer liebt nicht ſein Vaterland,
Alſo iſt der Empörer kein guter Bürger.

§. 57. Die kategoriſche Schlußform liegt der hypothetiſchen und disjunctiven zum Grunde.

Hypothetiſch iſt ein Schluß, deſſen Oberſatz aus einem hypothetiſchen Urtheil (§. 42) beſteht. Daher iſt es nothwendig, daß der Oberſatz zwei Glieder enthalte, die in dem Verhältniß von Grund und Folge ſtehen.

Alſo: Wenn das Thermometer fällt (Grund), ſo wird es kälter (Folge);
Nun fällt jetzt das Thermometer (Unterſatz),
Alſo wird es kälter (Schlußſatz),

Hier ſchließen wir im Oberſatze von dem Daſein des Grundes auf die Folge; im Unterſatz wird das Vorderglied geſetzt, und im Schlußſatze das Hinterglied. Ein ſolcher Schluß iſt bejahend. Machen wir daraus einen verneinenden:

Wenn das Thermometer fällt, ſo wird es kälter;
Nun wird es jetzt nicht kälter,
Alſo fällt auch nicht das Thermometer,

ſo ſchließen wir umgekehrt von dem Nicht-Daſein der Folge auf das Nicht-Daſein des Grundes.

§. 58. Hieraus ergibt ſich die Regel für die hypothetiſche Schlußform: wenn der Grund richtig iſt, ſo iſt auch die Folge richtig, und wenn die Folge nicht richtig iſt (aufgehoben wird), ſo iſt es auch nicht der Grund

(so ist auch der Grund aufgehoben). Umgekehrt aber kann man nicht schließen: wenn der Grund *nicht* richtig ist, so ist es auch nicht die Folge; denn eine Folge kann oft mehr als einen Grund haben, also Folge von einem andern Grund sein; eben so schließt man auch nicht von der Wahrheit der Folge auf die Wahrheit des Grundes. So ist z. B. der Schluß:

Wenn Feuer in meinem Ofen ist, so ist mein Zimmer warm;
Nun ist kein Feuer in meinem Ofen,
Also ist auch mein Zimmer nicht warm,

darum falsch, weil das Zimmer ja auch durch die Sonne erwärmt sein kann.

§. 59. *Disjunctiv* nennen wir die Schlußform, die im Obersatze ein disjunctives Urtheil (§. 43) enthält. Da in diesem dem Subject zwei oder mehrere entgegen gesetzte Prädicate beigelegt werden, so wird entweder das eine im Untersatze gesetzt und das andere im Schlußsatze aufgehoben, oder umgekehrt, es wird im Untersatze ein Glied aufgehoben, und im Schlußsatze das andere gesetzt. Also:

Die Fledermaus ist entweder ein Säugthier oder ein Vogel;
Nun ist sie ein Säugthier,
Also ist die Fledermaus kein Vogel; oder:
Die Fledermaus ist ꝛc.;
Nun ist sie kein Vogel,
Also ist die Fledermaus ein Säugthier.

§. 60. Zur Richtigkeit eines disjunctiven Schlusses aber gehört:

1) daß die Disjunction im Obersatze vollständig sei, oder daß kein zum Ganzen gehöriges Trennungsstück fehle, weil sonst die Folge nicht richtig sein würde. Wollte man z. B. schließen:

Die ebenen Winkel sind entweder rechte oder spitze;
Nun ist dieser Winkel ein rechter,
Also ist er kein spitzer,

so würde die Disjunction nicht vollständig sein, da es ja auch stumpfe Winkel gibt, und dies fehlende Glied gerade das wahre sein könnte;

2) daß die Trennungsglieder nicht bloß verschieden, sondern auch wirklich entgegen gesetzt seien. Sagte Jemand:

Die Lufterscheinungen sind entweder wässerige, oder glänzende, oder feurige, oder schädliche,

so würde das letzte Trennungsglied keinen Gegensatz der übrigen Glieder bilden, indem diese ja auch nützlich und schädlich sein können.

§. 61. So wichtig diese förmlichen Schlüsse sind zur Entdeckung der Wahrheit, so nöthig ist auch unsre Aufmerksamkeit, wenn wir nicht Schein für Wahrheit nehmen, und durch Trugschlüsse (Sophismen) getäuscht werden sollen. Eine solche Täuschung kann bewirkt werden durch die Form eines Schlusses (wovon die vorhergehenden §§. Beispiele enthalten) und durch die Materie desselben. Letztere gehört nicht zur Logik, die es nur mit der Form zu thun hat; da aber die Prämissen eines Schlusses eine Materie in sich tragen, so wird sehr viel darauf ankommen, die Richtigkeit derselben zu prüfen, da, sobald diese fehlt, auch die Conclusion nicht zugegeben werden kann. Ein Beispiel dazu gibt §. 60.

Viertes Kapitel.
Von den Beweisen.

§. 62. Da wir bei allen Urtheilen, die uns, gleich den Axiomen (§. 33), nicht von selbst einleuchten, nach dem

warum? oder nach einem Grunde fragen, so ist es zur Wahrheit und Gültigkeit unsrer Urtheile nöthig, sie durch andere Urtheile zu beweisen. Ein Beweis (argumentatio, demonstratio, deductio) ist also die Darlegung der Gründe eines Urtheils, oder eine solche Gedankenverknüpfung, wodurch die Wahrheit einzelner Urtheile als nothwendige Folge der Wahrheit anderer hergeleitet wird.

Anm. Der Ausdruck Deduction wird besonders im Geschäftsleben von den Beweisen der Rechtsgelehrten gebraucht, die ihre Beweise, wenn diese auf die Thatsache gehen, deductiones facti, wenn sie auf die eigentliche Rechtsfrage gehen, deductiones juris zu nennen pflegen.

§. 63. In so fern der Beweis aus einer Verknüpfung mehrerer Urtheile, von denen das eine aus dem andern gefolgert wird, entsteht, gründet er sich auf Schlüsse, die aber in dem Beweise nicht immer förmlich ausgedruckt zu sein brauchen. In so fern es aber bei den Beweisen nicht auf die Richtigkeit der Form allein ankommt, haben wir dabei auch auf die Materie oder die objective Wahrheit zu sehen. Hienach beschäftigt uns bei der Bildung eines Beweises Stoff und Form.

§. 64. Der Stoff des Beweises liegt in den einzelnen Urtheilen desselben, oder in der Kraft der Gründe, welche für oder wider hingestellt werden, daher man solche auch den Nerven oder die Seele des Beweises zu nennen pflegt; die Form dagegen besteht in der Art und Weise der Verbindung der einzelnen Beweisgründe, und auch von ihr hängt ein Theil der Beweiskraft selbst ab.

§. 65. Sehen wir zunächst auf den Stoff der Beweise, so kann solcher entnommen sein aus der Erfahrung und aus der Vernunft. In jenem Falle entstehen die Erfahrungsbeweise, in diesem die Ver-

nunftbeweise. Oft sind beide mit einander verbunden, und dann heißen die Beweise gemischte.

Anm. Die Philosophen sprechen von Beweisen a posteriori und a priori. Jene werden aus der Erfahrung geführt, und dazu gehören alle historische Beweise, die auf Wahrnehmungen, Beobachtungen, Versuchen, Zeugnissen ꝛc. beruhen; diese aus der Vernunft oder aus allgemeinen Grundsätzen, deren Gültigkeit auf der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes selbst beruht, und dazu gehören die mathematischen und philosophischen Beweise. Wenn wir also z. B. den Beweis für die Rundung des Erdkörpers a posteriori führen, so entnehmen wir ihn aus den Umschiffungen, aus dem Erdschatten bei Mondfinsternissen; wollen wir den Beweis für die Weisheit Gottes a priori führen, so finden wir ihn in der Vernunft, die uns auf die Idee des allervollkommensten Wesens hinführt.

§. 66. Sehen wir auf die Form des Beweises, so entdecken wir eine zwiefache Verknüpfung der einzelnen Theile desselben. Entweder leitet man das zu beweisende Urtheil unmittelbar und geradezu aus der Wahrheit der vorausgeschickten Beweisgründe ab; oder man nimmt einstweilen das Gegentheil des zu beweisenden Satzes an, und zeigt, daß aus dieser Annahme etwas Absurdes, Widersprechendes oder Falsches folge. Jene Beweisart nennt man directe (auch ostensive), diese indirecte (auch apagogische).

§. 67. Der directe Beweis hat den Vorzug, weil er dem natürlichen Gange des menschlichen Denkens gemäßer ist, und durch seine positiven Gründe eine größere Ueberzeugung gewährt. Der indirecte Beweis bewährt seine Brauchbarkeit besonders in der Disputirkunst, wo es uns darum zu thun ist, ein unhaltbares Urtheil in seiner Blöße darzustellen, und den Urtheilenden zur bessern Einsicht seiner Widersprüche ad absurdum zu führen.

Anm. Wollten wir z. B. die Freiheit des menschlichen Willens indirect beweisen, so würden wir einstweilen das Gegentheil annehmen: der Wille des Menschen ist nicht frei. Daraus aber folgt nun, daß die Handlungen der Menschen eben so nothwendig sind wie die Bewegungen einer Maschine, und hieraus wieder, daß die guten und bösen Handlungen dem Menschen nicht zugerechnet werden können, und daß es folglich auch keine Tugend und kein Laster gebe. Da nun dieses Urtheil offenbar falsch ist, so muß es auch dasjenige sein, von welchem es hergeleitet worden. Wenn aber der Satz: der Wille des Menschen ist nicht frei, falsch ist, so muß nothwendig das Gegentheil wahr sein.

§. 68. Sehen wir bei der Form ferner auf die verschiedene Anordnung der einzelnen Sätze in der Beweisführung, so sind die Beweise entweder analytische oder synthetische.

§. 69. Die analytische Beweisart fängt mit dem Satze an, der bewiesen werden soll, und geht bis zum Vordersatz zurück, daher wird sie auch die regressive genannt. Sie schließt also von der Folge auf den Grund. Die synthetische Beweisart dagegen geht von dem Vordersatze oder den Principien aus, und schreitet dann zu den Folgesätzen fort, daher heißt sie auch progressive. Sie schließt also von dem Grund auf die Folge, von dem Allgemeinen auf das Besondere.

§. 70. Der Unterschied zwischen beiden Beweisarten ist nur äußerlich und unwesentlich, denn es ist für die Wahrheit, die ich suche, ganz gleichgültig, ob ich mir erst die allgemeine Regel im Obersatze denke, ihr im Untersatze gewisse Gegenstände unterordne, und in der Schlußfolge die allgemeine Regel darauf anwende, oder: ob ich umgekehrt verfahre. Ich kann also z. B. analytisch schließen: auch Sokrates irrte, weil alle Menschen irren, aber auch synthetisch: alle Menschen irren, also hat auch

Sokrates gelehrt. Der innere Zusammenhang der Gedanken ist derselbe, daher bedient man sich beider Beweisarten abwechselnd, obwohl die Wissenschaft, besonders die Mathematik, die synthetische vorzieht, da diese den Zusammenhang der Gründe leichter wahrnehmen läßt.

§. 71. Wenn nun ein Beweis mit solchen Gründen geführt wird, daß sich das Gegentheil davon nicht mehr denken läßt, so ist er apodiktisch (§. 47). Ein solcher Beweis gibt die höchste Gewißheit, da er seinem Gehalt nach allgemeine Gültigkeit hat, und das eigentliche Wissen im Gegensatze des Meinens und Glaubens begründet. Die Mathematik, welche ein streng wissenschaftliches Verfahren beobachtet, kennt keine andere Beweise.

§. 72. Da aber eine solche Gewißheit nicht überall in unsrer Erkenntniß möglich ist, so müssen wir uns in vielen Fällen mit der Wahrscheinlichkeit begnügen. Die Wahrscheinlichkeit ist sich als eine unvollkommene problematische Wahrheit (als Aehnlichkeit des Wahren, veri similitudo) der Gegengründe bewußt, während die Wahrheit und Gewißheit solche ausschließt. Sie liegt zwischen der Möglichkeit und Wahrheit in der Mitte, und nähert sich dieser oder entfernt sich von ihr, je nachdem ihre Gründe an Zahl und innerer Haltbarkeit zu- oder abnehmen. Es beruht indessen auf ihrer Theorie ein großer Theil unsers Wissens in der Geschichte, Natur- und Arzeneikunde, so wie in der Sprachkenntniß; nicht minder beruhen darauf viele bürgerliche und gesellschaftliche Einrichtungen, wie die Wittwen- und Sterbekassen, die Assecuranzen, Lotterien, ja der ganze Handel und das Wohlsein unsers äußern Lebens.

Anm. Zu den Wahrscheinlichkeitsbeweisen gehören auch die, welche aus den sogenannten Hypothesen, d. i.

Annahmen oder Voraussetzungen zur Erklärung gewisser Erscheinungen geführt werden. So nimmt man z. B., um die Phänomene der Elektricität zu erklären, an, daß es in der Natur ein elektrisches Fluidum von doppelter (positiver und negativer) Qualität gibt, und so hat man andere Voraussetzungen gemacht, um das Entstehen der Berge, die Versteinerungen ꝛc. zu erklären. Oft hat man auch mehrere Hypothesen, wie in unserm Sonnensystem, alsdann nimmt man diejenige als die wahrscheinlichste an, welche die meisten und wichtigsten Gründe für sich hat.

§. 73. Das Hauptgesetz der Beweisführung ist: „der Beweis muß seinem Gegenstande angemessen sein," d. i. er muß wirklich beweisen, was bewiesen werden soll. Hieraus fließen folgende specielle Regeln:

1) der Beweis muß auf hinreichenden Gründen beruhen, d. i. auf solchen, die als allgemein anerkannte Grundsätze der Vernunft, als ausgemacht richtige Erfahrung oder als gültige Zeugnisse da stehen. Ein Beweis, der nicht auf einem als gültig anerkannten Grundsatze beruht, heißt ein erschlichener oder erbettelter (petitio principii). So kann man z. B. das Dasein von Vulkanen im Monde nicht aus dem Herabfallen der Meteorsteine beweisen, da ja noch nicht erwiesen ist, daß diese Steine wirklich aus dem Monde kommen;

2) der Beweisgrund muß von dem zu Beweisenden verschieden sein, sonst dreht sich der Beweis in einem Kreise und heißt darum Zirkelbeweis. Man kann also nicht a aus b, und b wieder aus a beweisen;

3) ein Beweis darf nicht zu viel und nicht zu wenig enthalten. Zu viel enthält er (oder zu weit ist er), wenn aus den Vordersätzen auch noch andere Sätze folgern. Wollte z. B. Jemand den Nachtheil der Religion daraus beweisen, daß aus ihrem Mißbrauch religiöse Schwärmer hervorgegangen sind, so würde daraus auch

der Schaden des Essens und Trinkens folgen, da sich der Unmäßige den Magen verdirbt. Zu wenig aber enthält der Beweis (oder zu eng ist er), wenn aus den Vordersätzen nicht Alles hergeleitet werden kann, was bewiesen werden soll. So kann man z. B. den Beweis für die Unsterblichkeit nicht aus der Idee der Vergeltung ableiten, denn diese beschränkt sich nur auf die freithätigen Wesen, welche sich Verdienst erworben, nicht auf die, welche unentwickelt gestorben sind.

§. 74. Die gesellschaftlichen Unterhaltungen, die freilich nicht schulgerechter Beweise bedürfen, erlauben sich manche Schlüsse, die in der Wissenschaft keine Gültigkeit haben. So schließt man häufig vom bloß Möglichen auf das Wirkliche, von dem Nichtkennen auf das Nichtsein, besonders aber von der Aufeinanderfolge gewisser Erscheinungen, die in gar keiner Verbindung mit einander stehen, auf ein Verhältniß von Ursach und Wirkung. Diese Schlußweise erzeugt den gröbsten Aberglauben.

Anm. Streitigkeiten, wie sie im gemeinen Leben über politische und sittliche Urtheile geführt werden, haben, so heftig sie auch zuweilen sein mögen, selten die Wahrheit, meist nur die Rechthaberei zum Zweck, und führen schon darum zu keinem genügenden Resultat, weil die Leidenschaft den geordneten Gang der Untersuchung verhindert. Ist es aber ein ernstes und ruhiges Disputiren, so verständige man sich vor allen Dingen über den Streitpunkt, um Mißverständnissen vorzubeugen, prüfe dann ruhig die Gründe des Gegners nach ihrer Form und Materie, widerlege sie aus seinen eigenen Grundsätzen oder aus der Sache selbst, und beweise ihm das Gegentheil aus Vernunft und Erfahrung.

Fünftes Kapitel.

Von den Bedingungen unsrer Erkenntniß.

§. 75. Begriffe, Urtheile und Schlüsse sind nur unter der Bedingung möglich, daß dem übersinnlichen oder höhern Erkenntnißvermögen (dem Verstande und der Vernunft) von dem sinnlichen Erkenntnißvermögen die Gegenstände (Objecte) dazu dargeboten werden.

§. 76. Das sinnliche Erkenntnißvermögen besteht in der uns angebornen Fähigkeit, Eindrücke zu empfangen, oder in der Empfänglichkeit (Receptivität), von einem sich uns darbietenden Gegenstande afficirt zu werden.

§. 77. Die Eindrücke selbst kommen entweder von Außen oder von Innen, d. h. aus der uns umgebenden Welt oder aus unserm Ich. Daher spricht man von einem äußern und einem innern Sinn.

§. 78. Der äußere Sinn besteht in der Fähigkeit, Eindrücke von sinnlichen Gegenständen in uns aufzunehmen. Er wird bedingt theils durch besondere körperliche Organe oder Werkzeuge, von denen jedes eine besondere Art der sinnlichen Erkenntniß, oder einen eigenen Sinn begründet, theils durch das allgemeine Organ des Nervensystems. Die unmittelbare Auffassung der Gegenstände mittelst der Organe nennen wir äußere Wahrnehmung, die den Anfangspunkt zur Anregung des innern Sinnes bildet.

Anm. Den fünf Sinnen, dem Gesicht, Gehör, Gefühl, Geschmack, Geruch, deren Organe die Augen, Ohren, der Gaumen und die Nase sind, läßt sich füglich noch das deutlichere Gefühl in den Fingerspitzen (Tastsinn) hinzufügen, wodurch wir nicht bloß das Dasein der Dinge erfahren, sondern sie auch unter-

scheiden. Gewöhnlich aber braucht man das Gefühl auch nur darauf. Diese Organe sind die Pforten aller sinnlichen Erkenntniß, denn sie führen unserm Ich die Eindrücke zu von dem, was sich in Raum und Zeit als Erscheinung darbietet. Keines ist entbehrlich, wenn gleich der Mangel des Einen durch ein anderes ihm verwandtes Organ nothdürftig ersetzt wird. Am wichtigsten aber sind Auge und Ohr, weil sie die meisten und bestimmtesten Eindrücke uns darbieten, und auch einer ästhetischen Ausbildung fähig sind; daher werden sie auch die edlen Sinne genannt. Die übrigen heißen niedere.

§. 79. Das allgemeine Organ des menschlichen Körpers ist das Nervensystem (Ganglien-System), welches uns aber nur unbestimmte Eindrücke der Luft (Wärme, Kälte, Feuchtigkeit) und des Gesundheitszustandes zuführet, wodurch in uns eine angenehme oder unangenehme Empfindung entsteht, die wir Lebensempfindung (Vital-Empfindung) nennen.

§. 80. Der innere Sinn, der keine uns sichtbare Organe besitzt, besteht in dem Vermögen der innern Wahrnehmung oder in dem Bewußtsein gehabter Eindrücke. Wir nennen diesen Wahrnehmungssinn das Anschauungs- und Empfindungsvermögen, und die Kenntniß, die wir auf diesem Wege erlangen, eine anschauliche.

Anm. Die Umgangssprache beschränkt den Begriff der Anschauung auf den Gesichtssinn; die Wissenschaft aber dehnt ihn aus, und gebraucht ihn nicht nur von allen sinnlichen, sondern auch von den inneren Wahrnehmungen. Bei der Anschauung denken wir uns besonders den wahrgenommenen Gegenstand oder die Beschaffenheit desselben, bei der Empfindung mehr den Eindruck des Gegenstandes, oder den Zustand des Wahrnehmenden.

§. 81. Anschauung und Empfindung erzeugen nun

in unserm Bewußtsein ein sinnliches Abbild von dem Gegenstande, der unsrer Seele gleichsam vorgehalten (vorgestellt) wird; daher nennen wir dieses Abbild Vorstellung, und das Vermögen solche Vorstellungen zu bilden, das Vorstellungsvermögen.

§. 82. Wenn wir mittelst der genannten Kräfte des sinnlichen Erkenntnißvermögens (der Wahrnehmung, Anschauung, Empfindung und sinnlichen Vorstellung) den Stoff in uns aufnehmen, so bedürfen wir nur noch einer sinnlichen Kraft, durch die wir im Stande sind, ihn festzuhalten, wenn der Gegenstand unsrer Wahrnehmung uns schon entrückt ist. Dies ist die Einbildungskraft, die theils das sinnliche Abbild einer gehabten Erscheinung zu jeder Zeit wieder beliebig in uns hervorruft, theils neue Bilder daraus gestaltet, uns also von den Objecten der Sinnenwelt selbst absondert.

§. 83. Wegen dieser doppelten Art der Thätigkeit theilen wir die Einbildungskraft in die reproductive (wiederholende) und productive (schaffende).

§. 84. Durch die reproductive Einbildungskraft treten ehemals gehabte Vorstellungen theils unwillkürlich, theils willkürlich wieder in unser Bewußtsein ein. In jenem Fall zeigt sich die Einbildungskraft als Gedächtniß (memoria), oder als ein Festhalten schon gehabter Vorstellungen; in diesem als Erinnerung (reminiscentia), oder als eine methodische Wiederbelebung gewisser schon ermatteter Vorstellungen. Diese Erinnerung findet eine mitwirkende Kraft in der Association oder in der Vergesellschaftung der Vorstellungen, die nach gewissen natürlichen Gesetzen der Gleichzeitigkeit, der Aufeinanderfolge, der Aehnlichkeit oder Entgegensetzung ihre Thätigkeit äußert. Ohne die reproductive Einbildungskraft ist also gar kein Lernen und Behalten möglich.

§. 85. Durch die productive Einbildungskraft sind wir im Stande, den mittelst der reproductiven aufgesammelten Stoff frei und nach eignen Gesetzen zu ordnen, zu verbinden und zu ganz neuen Gebilden zu gestalten. In dieser Beziehung nennen wir sie Phantasie, und, in so fern sie der Dichter nach den Gesetzen des Schönen benutzt, Dichtungsvermögen. Sie ist für den redenden, plastischen und tonischen Künstler unentbehrlich; in ihrer Ueberspannung aber führt sie zur Täuschung und Schwärmerei.

§. 86. Der Mensch ist aber nicht auf das sinnliche Erkenntnißvermögen beschränkt; er hat auch ein übersinnliches, d. i. eine höhere selbstthätige Kraft der Seele, solche Vorstellungen hervorzubringen, deren Gegenstände über die Grenzen aller sinnlichen Wahrnehmung hinausgehen. Dieses Vermögen nennen wir Denkvermögen, das sich uns nach der Verschiedenheit seiner Thätigkeit bald als Vernunft, bald als Verstand zeigt.

§. 87. Wir unterscheiden zwischen Vernunft und Verstand, wenn gleich beide im Leben als gleichbedeutend gebraucht, und selbst in Schriften mit einander verwechselt werden. Vernunft ist die unserm Geschlecht anerschaffene höchste Kraft des Geistes, das Uebersinnliche, über Raum und Zeit Erhabene, zu vernehmen, die Schöpferin der Ideen (z. B. Gott, Unendlichkeit, Unsterblichkeit ꝛc.), das wahre Ebenbild Gottes. Verstand dagegen ist das Vermögen, das Sinnliche, Räumliche und Zeitliche zu verstehen (zu begreifen), oder diejenige Thätigkeitsäußerung, welche sich auf Sachen und Begriffe hinrichtet. Aus ihm gehen daher alle Begriffe und Urtheile hervor, aus der Vernunft aber alle Ideen und Schlüsse.

Sechstes Kapitel.

Von der Wahrheit der Erkenntniß.

§. 88. Der Zweck des Gebrauchs aller unsrer Erkenntnißkraft ist die Auffindung der Wahrheit.

§. 89. Wahrheit ist die Uebereinstimmung unsrer Vorstellungen theils mit den allgemeinen Gesetzen des Denkens (s. §. 33), theils mit den Gegenständen der Erkenntniß selbst. Jene nennen wir die formelle (logische, innere), diese die materielle (objective, äußere) Wahrheit.

§. 90. Die formelle Wahrheit hat es nur mit dem logisch-Möglichen oder Denkbaren zu thun, und beruht also auf dem Satz der Uebereinstimmung (Identität), oder des Widerspruchs, nach welchem wir in unserm Bewußtsein nur zwei einstimmige Vorstellungen mit einander verbinden können (Zirkel und rund), indem alles Widersprechende (Zirkel und viereckig) undenkbar ist.

§. 91. Die materielle Wahrheit kennt kein allgemeines Gesetz, oder keinen natürlichen Maßstab, an den sie gehalten werden kann, weil die Denkmasse (das Leben, die Wissenschaft, die Kunst) von so unendlicher Mannichfaltigkeit ist, daß ein einziges Merkmal nicht für alle Gegenstände gültig und zureichend ist. Auch kann die formelle Wahrheit recht gut ohne die materielle bestehen, denn es widerspricht z. B. nicht den Gesetzen des Denkens, daß sich die Sonne um die Erde bewege, sondern nur der materiellen Wahrheit, wie sie in der Wissenschaft der Astronomie gelehrt wird.

Anm. Man bezeichnet das wissenschaftliche Gebiet, dem die Wahrheit angehört, gemeinhin durch ein Prädicat,

z. B. moralische, historische, mathematische ꝛc. Wahrheit. Im Plural erhält der Begriff eine weitere Bedeutung, indem man unter Wahrheiten überhaupt angenommene Lehren, Sätze, Sprüche versteht, wenn auch ihr Inhalt nicht immer erwiesen sein sollte.

§. 92. Die Wahrheit einer Erkenntniß bewirkt in uns das Fürwahrhalten, das wir als eine auf Gründen beruhende Thatsache betrachten, deren wir uns genau bewußt sind. Da aber die Gründe selbst entweder subjectiv oder objectiv sind: so hat auch das Fürwahrhalten seine Grade der Stärke, die wir durch Meinen, Glauben und Wissen bezeichnen.

§. 93. Das Meinen (das auch oft nur als ein Muthmaßen, Wähnen, Ahnen sich darstellt, ja bis zur Grille oder Chimäre herabsinken kann) ist der schwächste Grad des Fürwahrhaltens, denn es besteht eigentlich nur in einem Dafürhalten aus solchen Gründen, die weder subjectiv (für mich) noch objectiv (für Andere) zureichend sind. In dem Meinen dämmert nur die Wahrheit; das Gegentheil kann eben sowohl möglich sein.

Anm. Man nennt die Gründe, aus denen wir etwas für wahr halten, subjective, wenn sie aus den zufälligen Beschaffenheiten (des Muths, der Furcht, Laune, Stimmung, Beschränktheit des Verstandes ꝛc.) des denkenden Subjects, objective aber, wenn sie aus der Sache oder dem Gegenstande selbst (der Vernunft, der Erfahrung, der Geschichte ꝛc.) hergenommen sind. Jene gelten nur für den, der gleicher oder ähnlicher Beschaffenheit ist, diese für jedes Vernunftwesen. Doch folgt daraus nicht, daß subjective Gründe darum schon falsche sein müssen; sie haben nur nicht den Werth und die innere überzeugende Kraft der objectiven.

§. 94. Das Glauben ist ein Fürwahrhalten aus subjectiven Gründen, die von dem Glaubenden für zureichend gehalten werden. Wird es unterstützt durch

Gründe der Vernunft, so ist es Vernunftglaube; beruhen die Gründe auf Zeugnissen und Aussagen, Geschichtsglaube, und wenn Beides sich vereinigt, Offenbarungsglaube. Wenn aber unser Glaube durch gar keine Gründe gerechtfertigt werden kann, ist er ein blinder; geht er über das Denkbare (Mögliche) hinaus, Aberglaube; verwirft er alle Vernunft- und Geschichtsgründe, Unglaube.

§. 95. Das Wissen ist ein Fürwahrhalten aus subjectiv und objectiv hinreichenden Gründen. Dies allein gibt die höchste, allgemein gültige Erkenntniß, oder die Gewißheit, aus der die Ueberzeugung (Evidenz) hervorgeht, und nur aus solchem Wissen kann sich die Wissenschaft herausbilden, wenn gleich diese auch manchen Gegenstand des bloßen Glaubens in sich aufnehmen, und sich nicht selten mit der Wahrscheinlichkeit, die nur eine Aehnlichkeit des Wahren (veri similitudo) ist, begnügen muß.

Anm. Die Wahrscheinlichkeit ist sich immer der Gegengründe bewußt, während die Wahrheit solche ausschließt. Indessen hat sie so verschiedene Grade, daß sie durch die steigende Zahl und Gewichtigkeit ihrer Gründe oft die Stelle der Wahrheit ersetzt. Daher beruht auf ihr ein großer Theil unsers Wissens in der Geschichte, Natur- und Arzeneikunde, selbst der Sprache; auch eine Menge bürgerlicher Einrichtungen und öffentlicher Anstalten, wie die Wittwen- und Sterbekassen, die Assecuranzen, Lotterien, kaufmännische Speculationen, so unser ganzes äußeres Leben.

§. 96. Oft tritt der Fall ein, daß objective Gründe wider eine Sache streiten, und unsere Ueberzeugung aufheben. Daraus entsteht der Zustand des Zweifelns. Jeder, dem Fürwahrhalten entgegen stehende Grund ist ein Zweifel (zwei und Fall), der, in so fern er der Behauptung eines Andern entgegen tritt, Ein-

wurf (Einwand) heißt, und wenn er dunkler und beunruhigender Art ist, Skrupel. Ein bloß subjectiver Zweifel aber, der aus der Beschränktheit der Verstandeskräfte und Einsicht, oder aus einem eigenthümlichen Gefühl hervorgeht, kann die Wahrheit der Erkenntniß nicht wankend machen.

§. 97. Das Gegentheil der Wahrheit ist der Irrthum, d. h. ein falsches, aber für wahr gehaltenes Urtheil, das in der Nichtübereinstimmung unsrer Vorstellungen mit den allgemeinen Gesetzen des Denkens oder mit den Gegenständen der Erkenntniß selbst steht. Er ist daher formell und materiell.

§. 98. Der formelle Irrthum entspringt aus einer falschen Anwendung der Denkgesetze, und findet daher seine Verhütung oder Heilung in dem fleißigen Studium der Logik; der materielle geht aus der Verfälschung unsrer Vorstellungen und den davon abhängigen Erkenntnissen hervor, und ist eine nothwendige und unvermeidliche Folge menschlicher Beschränktheit (wie schon das bekannte Sprichwort: errare humanum est andeutet), obwohl darum nicht jeder einzelne Irrthum nothwendig und unvermeidlich genannt werden kann.

§. 99. Die nächste Quelle des Irrthums liegt in dem Einfluß der Sinnlichkeit auf die Urtheilskraft, indem diese durch jene in ihrem richtigen Gebrauch gehindert und verleitet wird, das Subjective und Zufällige für das Objective und Nothwendige zu nehmen. Diese Verleitung nennen wir Schein, der um so stärker täuscht, je geringer die Aufmerksamkeit, je schwächer und ungeübter die Urtheilskraft ist. So scheint uns ein in Wasser gehaltener Stock krumm, ohne es zu sein; dem Gelbsüchtigen scheint der Schnee gelb, und beim Kerzenlicht verwechselt man leicht grün und blau.

§. 100. Aber auch die Geisteskräfte selbst, namentlich Einbildungskraft und Gedächtniß, die mancherlei Krankheiten und Schwächen unterworfen sind, so wie die Leidenschaften und Affecte, die den Verstand in seiner Klarheit trüben, erzeugen vielfache Irrthümer, die als ursprüngliche oder abgeleitete, gleich dem Unkraut wuchernd, durch Erziehung, Unterricht und Umgang von Geschlecht zu Geschlecht forterben, und sich endlich in der Sprache festsetzen.

Anm. Ohne hier die Vorurtheile des Ansehens, der Geburt, der Nationalität, der Religion, des Kastenwesens, der Mode, der blinden Anhänglichkeit an das Alte, Neue, Ausländische ꝛc. zu verfolgen, verweilen wir nur bei der Sprache, die in ihren Wortzeichen und Redensarten alte Irrthümer fortdauernd bewahrt, und durch Vieldeutigkeit, Unbestimmtheit, Schwankung der Bedeutung und Unrichtigkeit im Ausdruck noch immer im Volke erhält, ja durch neue vermehrt. Es gehören dahin

a) Wörter, die positive und negative Bedeutung haben, z. B. aufheben (in die Höhe heben, und abschaffen), vergeben (zu viel und zu wenig geben, sein Leben durch Gift endigen, eine Stelle besetzen), aufgeben, versprechen, versehen, verhören ꝛc.;

b) dunkle Abstractionen, z. B. Tugend, Glück, Aufklärung, Freiheit, Religion ꝛc.;

c) unbestimmte und vieldeutige Wörter, z. B. gut, schlecht, schön, häßlich, groß, klein, klug, viel, wenig ꝛc.;

d) Redensarten, die materielle Irrthümer enthalten, z. B. Thau des Himmels, der Thau fällt, das Fenster schwitzt, die Sonne geht auf und unter ꝛc.

Manche Wörter haben durch ihre verschiedene Bedeutung Aberglauben erzeugt. So hat Krebs, da es außer dem bekannten Insect auch ein Sternbild bezeichnet, den Wahn veranlaßt, daß Alles, was zu der

Zeit geſchieht, da die Sonne im Zeichen des Krebſes ſteht, den Krebsgang gehen werde.

Siebentes Kapitel.

Von den Hauptmitteln zur Berichtigung und Erweiterung der Erkenntniß.

§. 101. Eine gründliche und geordnete Kenntniß kann nur auf theoretiſchem Wege erworben werden. Die Praxis, obwohl ſie in vielen Fällen damit verbunden werden kann, beſteht nur in der Anwendung der Theorie, und gibt die Fertigkeit im Gebrauch der Mittel, das blos Gedachte in der Erſcheinung darzuſtellen; ſie allein aber führt nicht zum klaren Bewußtſein und zur Sicherheit. Es gibt keine Praxis ohne alle Theorie.

§. 102. Die Hauptmittel, durch welche wir die im Unterricht und Umgang gewonnenen theoretiſchen Erkenntniſſe berichtigen, ordnen, erweitern, und unſre Seelenkräfte für alle höhere Functionen des Geiſtes ſchärfen und fortbilden können, ſind: 1) die Wiſſenſchaft und 2) die Meditation.

§. 103. 1. Wiſſenſchaft in weiter Bedeutung iſt die Geſammtheit theoretiſcher Erkenntniß als ein Ganzes gedacht. Da aber dieſes Ganze bei der Mannichfaltigkeit des Stoffs in verſchiedene Gattungen und Arten zerfällt, ſo entſtehen daraus eben ſo viele Wiſſenſchaften, von denen jede einzelne als Inbegriff aller gleichartigen Stoffe da ſteht, die, aus einem oder mehreren Principien abgeleitet und in ſtrengen Zuſammenhang gebracht, ein Syſtem bilden, aus dem erſt eine deutliche und beſtimmte Erkenntniß des ganzen zuſammengehörigen Stoffes erlangt wird.

§. 104. Der Stoff einer Wissenschaft entspringt aus zwei Quellen: 1) aus der Erfahrung und 2) aus der Vernunft. Beide heißen daher Erkenntnißquellen, und die Wissenschaften, welche daraus gebildet werden, Erfahrungs- und Vernunftwissenschaften (empirische und rationale).

§. 105. Erfahrung schlechthin nennen wir die ganze Summe einzelner Wahrnehmungen in der Sinnenwelt; sie gründet sich also auf Anschauung und Empfindung. Jede einzelne Wahrnehmung ist eine Erfahrung, die, da sie von Jedem gemacht werden kann, die gemeine genannt wird.

§. 106. Da aber die gemeine Erfahrung immer nur etwas Einzelnes und Zufälliges ist, und unter eigenthümlichen Umständen gemacht wird, so tritt sie nicht selten mit der Erfahrung eines Andern in Widerspruch. Daher erlangt sie erst vollständige Brauchbarkeit für die Wissenschaft, wenn sie durch mehrmalige Beobachtungen und Versuche sich bewährt hat.

§. 107. Beobachtung nennen wir jede zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Umständen angestellte absichtliche und aufmerksame Wahrnehmung eines Gegenstandes, wie sie z. B. der Astronom, der Arzt, der Landwirth, der Bergmann, jeder in seinem Fache zu machen pflegt. Sie steigert sich zum Versuch, wenn man den Gegenstand gewissen Veränderungen unterwirft. Dergleichen Versuche werden besonders in der Physik und Chemie vorgenommen, wo sie zu wichtigen Entdekkungen führen. Erst auf diesen beiden Wegen erhebt sich die gemeine Erfahrung zu einer wissenschaftlichen oder gelehrten.

§. 108. Da wir aber nicht an allen Einzelheiten einer Art solche Beobachtungen und Versuche anstellen

können: so helfen wir uns durch diejenigen Schlüsse, welche wir Induction und Analogie nennen.

§. 109. Induction nennen wir denjenigen Schluß, der von dem Besondern auf das Allgemeine, von den Theilen auf das Ganze gemacht wird. Man schließt so: was den uns bekannten Dingen einer Gattung oder Art zukommt oder widerspricht, das kommt zu oder widerspricht der ganzen Gattung, z. B. schließen wir von unsern Fehlern auf die Fehlerhaftigkeit aller Menschen.

Anm. Bei der §. 48 seq. behandelten Lehre von den Schlüssen sahen wir, daß unsre Vernunft umgekehrt von dem Allgemeinen auf das Besondere schließt, weil nur auf diesem Wege die unbedingte Gewißheit unsrer Erkenntniß erlangt wird. Daher betrachten wir den Inductions-Schluß nur als ein reflectirendes Urtheil, das für uns so lange Wahrheit hat, als kein entgegengesetzter Fall aufgefunden wird.

§. 110. Analogie ist diejenige Schlußart, in welcher man von den Bestimmungen und Eigenschaften eines bekannten Dinges auf die Merkmale eines uns unbekannten derselben Art oder Gattung schließt. Man urtheilt so: wenn Dinge einer Art in mehreren Stücken mit einander übereinstimmen, so werden sie es auch wohl in den übrigen, folglich in allen. Also z. B. da der Mond wie die Erde von der Sonne erleuchtet wird, und wie diese Dunstkreis, Meere, Berge, Thäler und periodischen Umlauf hat: so wird er auch wohl lebende Geschöpfe haben. Auch dieser Schluß gibt nur Wahrscheinlichkeit, kann aber da nicht entbehrt werden, wo eine vollständige Gewißheit zu erlangen unmöglich ist.

§. 111. Auch ist noch bei den Erfahrungswissenschaften zu berücksichtigen, daß unendlich viele Erscheinungen der Vor- und Mitwelt von uns selbst nicht wahrgenommen werden können. Bei diesem Mangel eigener

Erfahrung nehmen wir die Freunde zu Hülfe, und berufen uns auf die Aussagen und Erzählungen, welche uns von solchen Zeugen überliefert werden, die unverdächtig die Wahrheit sagen konnten und wollten. Daraus entspringt für unsre Erkenntniß die historische Glaubwürdigkeit.

§. 112. So wie nun aus der Erfahrungserkenntniß die Erfahrungswissenschaften (empirische) entstehen, so bauen sich aus der Erkenntniß der Vernunft die Vernunftwissenschaften (rationale).

§. 113. Die Vernunft, nach §. 87 die höchste Kraft unsers Geistes, durch die wir das Uebersinnliche zu vernehmen im Stande sind, ist unter den Erdbewohnern das ausschließliche Merkmal einer höhern Bestimmung, und das Mittel, wodurch wir im Stande sind, uns diejenigen unsinnlichen Vorstellungen zu schaffen, welche wir Ideen nennen, und gewisse allgemeine Grundsätze (Principien) für jede Art der Wissenschaften aufzufinden.

§. 114. An der Spitze der Vernunftwissenschaften steht die Philosophie, die wir als die Ur- und Grundwissenschaft betrachten, weil sie es erst möglich macht, alle andere Erkenntnißstoffe wissenschaftlich zu behandeln, d. h. sie nach Principien zu ordnen, und ihnen die wissenschaftliche Form zu geben.

Anm. Die Frage: was ist Philosophie? ist zu allen Zeiten sehr verschieden beantwortet worden. Der Griechische Name selbst führt uns nur auf die Liebe zur Weisheit, und die mehrfachen Deutschen Benennungen (Weltweisheit, Vernunftwissenschaft, Wissenschaftslehre ꝛc.) sind theils schielend, theils den Begriff nur allgemein andeutend. Indessen können wir, um ihr Wesen zu begreifen, sagen: die Philosophie hat es nicht zu thun mit dem Geschehenen, wie die Geschichte, nicht mit den in der Natur vorhandenen Grundstoffen, wie

die Naturbeſchreibung, auch nicht mit den Verhältniſſen der Dinge, ihrer Größe, ihrem Werth, wie die Mathematik, überhaupt nicht mit der Welt der Erſcheinungen, oder mit dem was iſt; ſie beſchäftigt ſich vielmehr nur mit Ideen (§. 113), und forſcht nach den Gründen aller unſinnlichen menſchlichen Erkenntniß, oder nach dem warum und wie etwas iſt. Hienach wäre ſie zu betrachten als der ſyſtematiſche Inbegriff deſſen, was in den Principien menſchlicher Erkenntniß als wahr erkannt worden iſt. Da aber nicht alle Philoſophen in dem, was wahr iſt, übereinſtimmen, ſo haben ſich ſeit den Griechiſchen Weiſen Platon und Ariſtoteles verſchiedene Syſteme herausgebildet, die, nach ihren Erfindern benannt (Platoniſche, Ariſtoteliſche, Wolfiſche, Kantiſche, Fichteſche, Schellingſche, Hegelſche Philoſophie), alle nach einem und demſelben Ziel, nach Wahrheit ſtreben, die zu ſuchen ehrenvoll, zu finden für menſchliche Kraft ſchwer, wenn nicht unmöglich iſt.

§. 115. In ſo fern nun die durch Vernunft erkannten Wahrheiten mit den aus der Erfahrung entnommenen Grundſtoffen in Verbindung treten, ſo daß beide ſich durchdringen, entſtehen die empiriſch-rationalen Wiſſenſchaften, wohin die Anthropologie und Phyſik gehören; in ſo fern die rationalen von poſitiven oder von den durch äußere Autorität ſanctionirten Lehren abhängig ſind, die gebundenen, wie die Theologie und Jurisprudenz; und in ſo fern endlich die Theorie zwar rational, aber in der Anwendung oder Praxis durch die einzelnen Fälle bedingt und gebunden iſt, die gemiſchten, wie die cameraliſtiſchen und mediciniſchen Wiſſenſchaften.

§. 116. So wie für die Jugend das erſte und nothwendigſte Mittel zur Begründung und Erlangung wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe in dem Unterricht und der mündlichen Belehrung beſteht: ſo beſteht für das reifere Alter das allgemeinſte Mittel zur Berichtigung und Er-

weiterung unsrer Erkenntniß in der Lectüre, die das sicherste Mittel aller Fortbildung ist.

§. 117. Die Lectüre aber ist, wenn der Zweck der wissenschaftlichen Fortbildung wirklich erreicht werden soll, an gewisse Gesetze gebunden, die theils beschränken, theils die Methode des Lesens bestimmen, daher man sie mit Recht als eine Kunst betrachtet.

§. 118. Sehen wir zuerst auf die Wahl der Lectüre, und fragen uns: was sollen wir im männlichen Alter lesen? so läßt sich im Allgemeinen nur darauf antworten: das, was den Zweck der geistigen und sittlichen Bildung zu erreichen geeignet ist. Der Mensch bildet also erst seine Menschheit aus, und schafft sich eine allgemeine Grundlage für seine specielle oder Geschäftsbildung. Kenntniß der Natur und seiner eigenen Kräfte und Anlagen, Kenntniß der Erde, als des Wohnsitzes seines Geschlechts, Kenntniß der Geschichte und allmähliger Bildung des menschlichen Geistes sind die Stoffe, die er in Verbindung mit der Sprache seines Volks zu bearbeiten und in sich aufzunehmen hat. Auf diesem Boden allein wachsen und gedeihen alle spätere theoretische und praktische Kenntnisse, wie sie die Kaste oder das bürgerliche Geschäft, dem wir leben wollen, fodert.

Anm. Auch die Lectüre zum Vergnügen kann bildend sein für unsern Geschmack; aber sie fodert Vorsicht und sorgfältige Wahl, wenn sie den ästhetischen Sinn veredlen und beleben und dem moralischen nicht nachtheilig werden soll. Diese Vorsicht wird besonders bei der Unzahl unsrer Tagesblätter und Romane nöthig sein.

§. 119. Nicht minder wichtig ist die Frage: wie sollen wir lesen? Bei jedem nützlichen Zweck, den wir erreichen wollen, kommt es auf die Mittel an, welche wir dazu wählen. Wer zur Beförderung seiner geistigen und sittlichen Bildung lies't, wird nach gewissen Regeln

Regeln lesen, die theils verbietend theils gebietend sind. Jene warnen uns, zu viel, zu schnell und zu vielerlei unter einander zu lesen, weil ein solches Lesen ermüdet, verwirrt und zur Flüchtigkeit verleitet. Die gebietenden Regeln dagegen fodern, mit prüfendem Nachdenken zu lesen und mit der Feder in der Hand. Jenes wird besonders bei Schriften philosophischen Inhalts nöthig sein, die, wenn sie dem Leser Schwierigkeiten darbieten, auch wohl öfter gelesen werden müssen; dieses bei historischen, geographischen und itinerarischen Werken, aus denen man das Merkwürdigste in kurzen Worten aufschreibt, um dem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen. Bei allen Schriften aber achte man nicht bloß auf den Inhalt, sondern auch auf die Form, Art der Darstellung und Schreibart. Erhöht wird der Nutzen, wenn man über die gelesene Schrift oder über einzelne Stellen derselben seine eignen Gedanken als ein kritisches Urtheil niederschreibt.

§. 120. 2. Meditation nennen wir das wissenschaftliche Nachdenken über das, was wir gelesen und gehört, um die in uns zerstreut liegenden Kenntnisse nach bestimmten Gesetzen und zu gewissen Zwecken zu verbinden und zu ordnen. Dadurch macht man die Gedanken Anderer nicht nur zu seinem geistigen Eigenthum (man verwandelt sie bei sich in Saft und Blut), sondern man berichtiget, verdeutlichet, erweitert sie auch, und erwirbt sich dadurch ganz neue Arten von Kenntnissen.

§. 121. Die allgemeine Regel über das Meditiren ist: bei jeder Meditation muß man einen Hauptgegenstand oder ein Thema haben, das man sich nach seinem Inhalt entwickelt, den man zur weitern Ausführung disponirt oder anordnet. Einen guten Leitfaden dazu geben die bekannten loci topici oder die sieben Fragen:

wer? was? wo? wodurch? warum? wie? wann? durch deren Anwendung man bei jedem Thema die darin liegenden Stofftheile leichter wird auffinden und anordnen können. Fertigkeit darin erlangt man durch fleißige Uebung nicht nur in eigenen Arbeiten, sondern auch in der aufmerksamen Beachtung des Ideenganges guter Schriftsteller, und in den aus ihren Werken gemachten Auszügen.

Zweites Hauptstück.

Grammatische Vorkenntnisse.

Erstes Kapitel.

Von dem Ausdruck der Gedanken und Empfindungen überhaupt, oder der Sprache im Allgemeinen.

§. 122. Die Begriffe bedürfen gewisser Zeichen (Symbole), wodurch sie theils festgehalten und auch ohne Anschauung der Gegenstände erkannt, theils Andern mitgetheilt werden können. Solche Zeichen sind also Mittel, Begriffe in unserm Bewußtsein zu erwecken, daher vertreten sie die Stelle der Gegenstände selbst.

§. 123. Es gibt verschiedene Arten von Zeichen, die aber nicht alle gleiche Vollkommenheit haben. Eine Menge solcher mit einander verbundener Zeichen ähnlicher Art macht das aus, was man im weitesten Sinne Sprache nennt.

§. 124. Die Sprache besteht 1) in Tönen, Mienen und Geberden, oder 2) in Worten. Jene nennen wir Ton- und Geberdens-, diese — Wortsprache oder Sprache schlechtweg.

§. 125. 1. Die Ton- und Geberdensprache geht der Wortsprache voraus; denn schon der Säugling bezeichnet dadurch seine Empfindungen, und der Leidenschaftliche spricht durch Töne und Geberden, wenn die Wortsprache nicht zureicht. Auch ist sie die allgemeinste, wodurch nicht allein Menschen von den verschiedensten Nationen sich bis auf einen gewissen Grad verständigen können, sondern wodurch wir sogar mit den Thieren reden (indem wir sie locken, ihnen gebieten, zürnen ꝛc. ꝛc.). In manchen Fällen ist sie auch reicher und stärker als die Wortsprache, und richtet mehr aus, weil sie auf mehrere Sinne zugleich und unmittelbar auf die Empfindung einwirkt.

Anm. Die Ton- und Geberdensprache in ihrer Kunstbildung macht das aus, was wir körperliche Beredsamkeit nennen. Diese befördert den sinnlichen Eindruck auf zwei Wegen, durch den Sinn des Gehörs und des Gesichts, daher zum äußerlichen Vortrag auch zwei Stücke erfodert werden, nämlich: 1) etwas, das in die Ohren, und 2) etwas, das in die Augen fällt. Derjenige Theil nun, der, vermittelst der Töne, auf das Ohr wirkt, heißt Declamation; derjenige aber, durch welchen man vermittelst Geberden das Auge beschäftigt, Action. Die Anweisung zur Declamation gibt die Declamatorik, die Anweisung zur Action die Mimik; jene beschäftigt sich mit den Tönen und der Aussprache der Elemente, so wie mit der Darstellung des Sinnes und Charakters einer Rede; diese mit der Haltung, der Gesticulation und dem Mienenspiel.

§. 126. Diese Sprache reicht aber nur für den ersten Naturzustand der Menschen aus; denn wir können

dadurch nur Empfindungen, Gemüthsbewegungen, Begierden und Leidenschaften andeuten, nicht einmal die Veranlassung dazu, besonders wenn diese in etwas Unsinnlichem, Abwesendem, Vergangenem oder Zukünftigem sich findet, überhaupt nur — wie wir von den Gegenständen afficirt werden, nicht aber die Gegenstände selbst.

Anm. Die Mime, besonders die Geberdensprache im engern Sinne, oder die Gesticulation, ist nach Gall nichts anders als eine Folge der innern Thätigkeit der Organe. Der Körper nimmt unwillkürlich solche Stellung und das Spiel der Hände solche Formen an, als das in Wirksamkeit gesetzte Organ nothwendig mit sich bringt. So beschaut z. B. der Künstler sein Werk mit seitwärts gelegtem Kopf, weil der Kunstsinn sich an den Seiten des Schädels befindet; so drückt der, welcher einen Angriff erwartet, den Kopf in die Schultern, weil das Organ des Rauffinnes am Hinterkopf liegt; und der Betende strebt mit seinen Augen gen Himmel, obschon er weiß, daß Gott nicht auf diesen Raum beschränkt ist, weil das Organ des Glaubens oder der Theosophie den höchsten Punkt am Scheitel einnimmt.

§. 127. Auch hat die Geberdensprache mehrere conventionelle Zeichen, die unter jedem Volke, ja sogar unter den Ständen eines und desselben Volkes verschieden sind. Wie verschieden sind z. B. die Höflichkeitsbezeugungen bei den verschiedenen Völkern!

§. 128. Daher haben die conventionellen Zeichen nicht selten eine zwiefache Bedeutung. Das Klatschen mit den Händen kann Beifall und Tadel ausdrucken; das Zischen und Kopfschütteln ist sehr vieldeutig; das Achselzucken eines Arztes ist ein ganz anderes als das eines Vaters, der eine Unschicklichkeit an seinem Sohne bemerkt; jemand Salz und Brot vorsetzen, bedeutet bei den Arabern — ihn als Gastfreund aufnehmen, wir dagegen speisen mit Salz und Brot die Verbrecher.

§. 129. Daraus folgt zugleich, daß die conventionellen Zeichen eben so wenig verstanden werden können als eine fremde Sprache, die man nicht erlernt hat. So ist z. B. das Händewaschen ein Bezeugen seiner Unschuld; das Hauchen über die leere, flache Hand zeigt an, daß da, wo etwas vermuthet wurde, nichts sei: aber die Verbindung zwischen dem Zeichen und dem bezeichneten Gegenstande ꝛc. wird nur von dem verstanden, der darüber belehrt worden ist.

§. 130. 2. Die Wortsprache oder Sprache schlechtweg, die aus Wörtern oder articulirten Tönen besteht, ist der Geberdensprache bei weitem vorzuziehen; denn sie ist 1) reicher, indem sie abwesende und unsinnliche Gegenstände, die Eigenschaften der Dinge, die verschiedenen Zeiten und Umstände, die Verbindung unsrer Begriffe ꝛc. aufs vollständigste angeben kann; 2) bestimmter und deutlicher und 3) mannichfaltiger.

Zweites Kapitel.

Von der Wortsprache, oder der Sprache schlechtweg und der Geschichte der Deutschen Sprache insbesondere.

§. 131. Die Wortsprache ist eine Erfindung des Menschen, die er nicht bloß der bessern Articulation seiner Sprachwerkzeuge, sondern vorzüglich einem ihm eigenthümlichen, seiner Gattung wesentlich angehörigen Sprachvermögen verdankt. Der Mensch, als horchendes, merkendes Geschöpf, zur Sprache natürlich gebildet, im Zustande einer frei wirkenden Reflexion mußte sich eine Sprache erfinden.

Anm. In so fern eine Wortsprache ohne das dem Men-

schen anerschaffene Sprachvermögen nicht denkbar ist, kann man allerdings sagen, daß sie göttlichen Ursprungs sei; in so fern aber der Mensch selbst die Sprachzeichen sich erfand, ist sie nur ein menschliches Werk.

§. 132. In Bezug auf das Sprachvermögen denken wir uns unter Sprache die subjective Fähigkeit, Vorstellungen und Begriffe durch Wortzeichen auszudrukken; in Bezug auf die Wortzeichen aber denken wir uns den objectiven Inbegriff aller Bezeichnungsmittel und deren Verbindungen unter einander. In diesem letztern Sinne nimmt man gewöhnlich das Wort Sprache.

§. 133. Da es unter den verschiedenen Völkern auch verschiedene Arten gibt, Begriffe durch vernehmliche Laute auszudrucken: so haben wir auch mehrere und verschiedene Sprachen, und diese Verschiedenheit ist durch Clima, Erzeugnisse und Lebensweise eben so nothwendig bedingt als die Verschiedenheit der Vorstellungsarten, Sitten und Cultur. In Hinsicht auf das Volk, welches eine solche Sprache spricht, heißt sie Muttersprache.

Anm. Wenn man unter den verschiedenen Sprachen der Völker gewisse Aehnlichkeiten wahrnimmt: so folgt daraus noch nicht nothwendig ein gemeinschaftlicher Ursprung oder eine Vermischung dieser Völker, sondern vermöge des, allen Menschen angebornen, Sprachsinnes können auch die entferntesten Völker in den Gesetzen ihrer Sprache mit einander übereinstimmen. Doch läßt sich allerdings in den Ursprachen eine Verwandtschaft nachweisen.

§. 134. Man kann die verschiedenen Sprachen eintheilen nach den Erdtheilen (Europäische, Asiatische ꝛc.), nach den Graden ihrer Ausbildung, nach der Zeit und dem Gebrauch. In dieser letzten Beziehung nennt man diejenigen Sprachen, welche noch jetzt von ganzen Völkern gesprochen werden, lebende; diejenigen, welche nicht mehr von ganzen Völkern gesprochen werden, todte Spra-

chen. Zu diesen gehören besonders die Griechische und Römische, die, in so fern sie die wissenschaftliche Cultur der neuern Völker begründet haben, auch gelehrte Sprachen genannt werden.

§. 135. Jede dieser Sprachen hat nach der Verschiedenheit der einzelnen Provinzen auch ihre verschiedenen Mundarten oder Dialekte, die aber nicht gleich gut sind. Die vollkommenste Mundart wird mit der Zeit die beliebteste und allgemeinste, indem man sich ihrer in Schriften und höheren Gesellschaften bedient, d. h. sie wird Nationalsprache.

§. 136. Die Deutsche Sprache, mit der wir es hier zu thun haben, ist die Muttersprache mehrerer alten und zahlreichen Völkerschaften, welche ihre Wohnsitze ursprünglich in den Gegenden des schwarzen und kaspischen Meeres hatten, und auf verschiedenen Wegen und zu verschiedenen Zeiten nach dem heutigen Deutschlande gewandert sind. Die Römer belegten diese Völker mit dem gemeinschaftlichen Namen Germanen.

§. 137. Diese Völkerschaften der Germanen waren reich an Stämmen, von denen in sprachlicher Hinsicht drei Hauptstämme besonders merkwürdig sind: der Gothische (Ostdeutsche), der Oberdeutsche im Süden und der Niederdeutsche im Norden.

§. 138. Unter ihnen war der Gothische Sprachstamm am frühsten gebildet. Die Gothen hatten ihre Sänger und kannten schon die Buchstabenschrift, während die andern Stämme sich noch der Runen bedienten. Auch waren sie das erste Volk, welches das Christenthum annahm, indem schon im 4. Jahrhundert (360—380) ein unter ihm lebender Bischof Ulphilas eine Bibelübersetzung aus dem Griechischen in's Gothische veranstaltete. Dies ist das älteste, einem großen Theil nach uns

noch übrige Schriftdenkmal des Germanischen Alterthums.

§. 139. Erst drei Jahrhunderte nach dem Untergange des Weström. Reichs sehen wir den Fränkisch-Oberdeutschen Sprachstamm sich vorherrschend herausscheiden. Die anregende Kraft dazu gab Karl d. Große (768—814), der Gründer des großen Fränkischen Reichs, der mit Hülfe einiger gelehrten Mönche seiner Zeit die schicklichsten Mittel wählte, sein Volk zu veredeln und die Ausbildung der Fränkischen Mundart zu fördern. Das wichtigste Denkmal derselben ist Otfried's gereimte Evangelienharmonie (870), das erste Reimgedicht unsers Volks (s. Teut IV., zweite Per.). Dies Fränkisch-Deutsche, das wir das Alt-Hochdeutsche nennen, ist die Mutter unseres jetzigen Neu-Hochdeutschen und die Grundlage unsrer Literatur.

§. 140. Langsam fortschreitend in der Sprach- wie in der allgemeinen Bildung tritt erst im 12. Jahrh. eine bessere Zeit für die Deutsche Literatur ein, indem die feinere Allemannisch-Oberdeutsche (Schwäbische) Mundart durch die Regierung der Schwäbischen Kaiser (Hohenstaufen) das Uebergewicht gewinnt und Hof- und Bücherſprache des damaligen gesitteten Deutschlands wird. Dies ist das sogenannte Mittelhochdeutsch, das sich bis zur Kirchenverbesserung in seinem Ansehen erhält.

§. 141. Die Zeit, in welcher die Schwäbischen Kaiser auf Deutschem Throne walteten, ist, wie die kraftvollste in politischer Hinsicht, auch die fruchtbarste und einflußreichste im Gebiet der Sprache und Poesie. Die reichen Erscheinungen der lyrischen und epischen Dichtkunst werden mit dem Namen des Minnegesangs belegt, dem nicht nur zahlreiche Ritter damaliger Zeit, sondern auch

Kaiser und Könige huldigten. In diese Heldenzeit fällt auch das berühmte Nibelungen-Lied, das älteste Epos unsrer Literatur (s. Teut IV. dritte Per.).

§. 142. Nach dem Untergange des Hohenstaufschen Kaiserstammes (1268) verhallt der Minnegesang, und die Dichtkunst flieht in die Werkstätte der Handwerker, die in mehreren alten Reichsstädten ihre Innungen und geschlossenen Gesellschaften hatten. Daher belegt man sie mit dem Namen Meistergesang. Die Sprache verliert an Kraft, Kühnheit, Klang und Anmuth, wird aber brauchbarer für die prosaische Darstellung, die nun bei der Errichtung der Universitäten sich herauszubilden und Bedürfniß zu werden begann. Doch hat auch diese Zeit didaktische und satirische Dichtungen aufzuweisen, so wie in der epischen Poesie ein allegorisches Gedicht, das unter dem Namen Reineke Fuchs zu den bessern Erscheinungen unsrer Literatur gehört, obwohl alle diese Dichtungen mit der Ritterpoesie früherer Zeit nicht zu vergleichen sind.

§. 143. Mit der Kirchenreformation (1517) trat das Streben nach wissenschaftlicher Bildung stärker und allgemeiner heraus, und mit ihr wurde zugleich das Bedürfniß fühlbarer, ein allgemeines Idiom für die Verbreitung der neuen Lehre Luthers in der Muttersprache zu begründen. So entstand durch die angestrengten Bemühungen des Reformators ein reineres Deutsch, das von ihm zuerst bei seiner Bibelübersetzung angewandt unter dem Namen Neu-Hochdeutsch zur Schrift- und Nationalsprache erhoben wurde, und solches in steigender Vervollkommnung bis auf den heutigen Tag geblieben ist.

§. 144. Einen höhern Aufschwung gewinnt Deutsche Poesie erst wieder im Anfang des 17. Jahrh. in

Schlesien durch Martin Opitz von Boberfeld (gest. 1639), um den sich die bessern Talente seiner Zeit bewegen, deren Verein unter dem Namen der ersten Schlesischen Dichterschule besonders des Kirchengesanges sich annimmt, das Prosodische der Sprache regelt und dem allgemeinen Verderben der Sprachmengerei entgegen arbeitet. Auch zeigen sich in dieser Zeit manche bedeutende Erscheinungen in dem Gebiet der Grammatik und Lexikographie, wozu das Zeitalter der Reformation die erste, obwohl geringe Anregung gegeben hatte.

§. 145. Doch die Morgenröthe Deutscher Sprache und National-Literatur erblicken wir erst im Anfang des 18. Jahrh. Zwei Dichter, Albrecht v. Haller, ein Schweizer (gest. 1777) und Friedrich v. Hagedorn, ein Hamburger (gest. 1754), verkündeten, jener als Lyriker und didaktischer Dichter, dieser als Schöpfer des leichten und scherzhaften Gesellschaftsliedes und als glücklicher Erzähler und Fabeldichter, eine bessere Zukunft. Gleichzeitig bilden sich in Leipzig, angeregt durch Joh. Christoph Gottsched und dessen literarische Kämpfe mit Joh. Jac. Bodmer, Sächsische Dichtervereine, in denen ausgezeichnete Talente, wie Christ. Fürchtegott Gellert, Gottl. Wilh. Rabener, Joh. El. Schlegel, und dessen Bruder Joh. Adolf, Abrah. Gotth. Kästner, Just. Friedr. Wilh. Zachariä, Joh. Arn. Ebert, Nicol. Dietr. Giseke, Joh. Andreas Cramer ꝛc., sich entwickelten und alle Dichtarten belebten und bereicherten.

§. 146. Auch die Wissenschaft strebt nach klassischer Bildung. Die Philosophie erhebt ihr Haupt in Gottfr. Wilhelm v. Leibnitz, und bildet sich zu einem System durch Christian v. Wolff. Die Kunstkritik wird begründet durch Joh. Joach. Winckel-

mann, und die philologischen Wissenschaften finden kräftige Förderer in Ernesti und Heyne, so wie die pädagogischen in Basedow. Die Deutsche Sprache beginnt in ihren frühern Denkmälern ein Gegenstand tiefrer Forschung zu werden, und jeder Zweig des gelehrten Wissens nach festerer Begründung zu streben.

§. 147. Die höchste Blüthe aber dieser vielseitigen Bestrebungen in Kunst und Wissenschaft zeigt sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. In ihr erhebt sich die Poesie in klassischer Würde durch Klopstock und Goethe. Jener beherrscht sein Zeitalter besonders in der Lyrik und Epik, dieser im Drama und Roman; beide beleben durch Gelehrsamkeit und Geschmack den Sinn für Griechische Wissenschaft und Kunst. Viele Talente schließen sich ihnen an, oder streben doch nach gleichem Ziele, wie Schiller, Herder, Voß, Wieland. Die philosophische Forschung gewinnt höheres Leben durch Immanuel Kant; Grammatik und Lexikographie werden sorgsam gepflegt durch Adelung und Campe, und Schriftsteller wie Möser, Garve, Engel ꝛc. stellen in ihren gediegenen Schriften Muster des prosaischen Styls auf. So gehen tiefere Wissenschaft und reinerer Geschmack in das 19. Jahrh. über.

Drittes Kapitel.

Von der Grammatik und den Theilen der Sprache.

§. 148. Die Grammatik (Sprachlehre) ist eine Sammlung von Vorschriften oder Regeln, nach denen die Wörter einer Sprache gebildet, gesprochen, verändert, verbunden und geschrieben werden müssen.

§. 149. Sie hat es also theils mit einzelnen Wörtern, theils mit der Verknüpfung derselben zu einem Ganzen zu thun, und zerfällt daher in zwei Theile, von denen der erste die Lehre von den einzelnen Wörtern oder die Etymologie (Wortforschung) und der zweite die Lehre von der Verbindung der Wörter zu Sätzen oder die Syntax enthält.

§. 150. Alle Abweichungen von den Regeln und alle streitige Fälle in der Sprache werden nach Gründen aus der Sprache selbst entschieden, die gewissermaßen die Gesetzgebung derselben bilden. Sie stehen in folgender Rangordnung:

1) Der Sprachgebrauch oder die übereinstimmige Gewohnheit der besten Schriftsteller von Geschmack. Er ist der höchste Gesetzgeber und gebietet selbst da, wo wir eines Bessern überzeugt sind.

2) Die Analogie oder Sprachähnlichkeit ist die übereinstimmige Art des Verfahrens in ähnlichen Fällen und entscheidet da, wo der Sprachgebrauch getheilt, schwankend und ungewiß ist.

3) Die Etymologie oder Abstammung, die aber in vielen Fällen ungewiß ist, entscheidet besonders in der Rechtschreibung.

4) Der Wohllaut, der feines Gefühl und geläuterten Geschmack voraussetzt, entscheidet da, wo die drei ersten Gründe schweigen.

§. 151. Alles, was wider den Sprachgebrauch und die Analogie verstößt, ist ein Sprachfehler, und zwar entweder ein Barbarismus oder ein Solöcismus.

§. 152. Ein Barbarismus ist ein Fehler, der in einzelnen Wörtern wider die Richtigkeit und Reinigkeit der Sprache begangen wird, oder mit einem Worte:

ein Fehler wider die Etymologie; z. B. öfterer, Mädchens, die Fräulein, Visite ꝛc.

Anm. Der Name Barbarismus ist von den Griechen entlehnt, welche alle fremde, zu ihnen nicht gehörige Nationen Barbaren nannten. Da nun diese nicht solche Wortrichtigkeit beobachteten als die Eingebornen: so nannte man Fehler dieser Art Barbarismen.

§. 153. Ein Solöcismus ist ein Fehler wider die richtige Verbindung der Wörter zu Sätzen, oder wider die Syntax, z. B. ich schmeichle mich; das Volk huldiget ihn; er ist über das Lesen eingeschlafen.

Anm. Den Namen Solöcismus leitet man von der Stadt Soloe in Cilicien ab. Die Einwohner derselben waren zwar Attischen Ursprunges, aber mit der Zeit hatte ihre Sprache die Attische Eigenthümlichkeit, den Attischen Genius verloren. Sie sündigten wider die Attische Sprechart nicht sowohl in Ansehung einzelner Wörter, als vielmehr in Ansehung der Verbindung derselben zu Sätzen.

§. 154. Was die Theile der Sprache betrifft, mit denen es die Grammatik zu thun hat, so sind diese

1) Buchstaben, oder, in so fern sie hörbar gemacht werden können, Laute, die entweder Vocale (Selbstlaute) d. i. einfache, reine Laute der Stimme sind, die ohne Beihülfe anderer Buchstaben deutlich vernommen werden, oder Consonanten (Mitlaute) d. h. solche Buchstaben, die für sich selbst nicht ganz rein vernommen werden können, und deshalb noch mit einem Vocal verbunden werden müssen. 2) Sylben, sind solche articulirte Laute, die mit einer Oeffnung des Mundes oder mit einem Stimmabsatze ausgesprochen werden, und entweder aus einem Vocal, oder aus Vocalen und Consonanten bestehen, z. B. a — ber, ei — len, ster — ben. 3) Wörter, die aus der Verbindung von Laut und Begriff bestehen, z. B. Tisch, Mensch, Vogel ꝛc.

Anm. Durch die Zusammensetzung der Vocale a, o, u mit e entstehen Umlaute, z. B. Schäfer, Löwe, Hügel, die nur einen Laut haben, und sich dadurch von den Diphthongen: ai, au, ei, eu, oi, ui unterscheiden, die in der Schrift durch zwei Buchstaben und in der Aussprache durch zwei Laute ausgedruckt werden.

Viertes Kapitel.

Von der Bildung der Wörter.

§. 155. Ein Wort besteht aus einer oder mehreren Sylben und ist der vernehmliche Ausdruck einer Vorstellung. Hienach ist die Interjection kein Wort, denn sie bezeichnet nur eine Empfindung.

§. 156. Alle Wörter bestehen entweder aus einer oder mehreren Sylben. Jene nennt man einsylbige, (Stuhl, gut) diese viel- oder mehrsylbige (Vater, empfinden, unvergleichlich).

§. 157. Jedes ursprüngliche Wort, das aus keinem andern entstanden ist, wohl aber ein anderes hervorbringen kann, heißt Stammwort, z. B. Berg, Mann, Haus; dasjenige aber, welches aus einem solchen Stammworte gebildet worden, heißt ein abgeleitetes: das Gebirge, männlich, Behausung.

§. 158. Wenn zwei oder mehr Wörter mit einander zu einem einigen verbunden werden, so nennt man sie zusammengesetzte, als Hausvater, braunroth, Feldbaukunst, im Gegensatze der einfachen, Haus, roth, ꝛc. deren Theile nicht aus Wörtern bestehen.

§. 159. In den zusammengesetzten Wörtern wird das hintere durch das vordere, das gleichsam die Stelle des Eigenschaftswortes vertritt, näher bestimmt, daher

wir jenes Grund- und dieses Bestimmungswort nennen, z. B. Baumöl und Oelbaum, Briefwechsel und Wechselbrief.

§. 160. Wir brauchen zur Bildung der Wörter zweierlei Arten von Sylben: 1) Flexions- oder Biegungssylben. 2) Ableitungssylben.

§. 161. 1. Die Biegungssylben bezeichnen die Verhältnisse der Dinge und werden dem Stammworte angehängt. So entsteht aus lieb durch Anhängung der Sylbe est — liebest, aus gut — gute und guter. Die Deutsche Sprache hat folgende Biegungssylben: e, m, em, n, en, r, er, s, es, st, est, t, et.

§. 162. 2. Die Ableitungssylben bezeichnen einen Nebenbegriff, und werden dem Worte entweder vor- oder nachgesetzt. In jenem Falle heißen sie Vor-, in diesem Nachsylben. Zu den Vorsylben gehören z. B. ant, be, ge, er, ent, emp, miß, un, ur, ver, zer ꝛc. ꝛc. begleiten, ge—winnen, er—fahren, Ur—sache; der Nachsylben gibt es sehr viele, z. B. en, chen, ei, lei, ich, icht, ig, isch, bar, haft, heit, keit, thum, ung, zig ꝛc., z. B. hör—en, Fitt—ich, fleisch—icht, Kön—ig, kind—isch, frucht—bar ꝛc. ꝛc.

§. 163. Die Ableitung geschieht aber auch durch die Aenderung des Vocals und Consonanten, als: sizzen — setzen, fallen — fällen, Geld — gelten, Schnitt — schneiden, Schlacht — schlagen.

Anm. Durch Ableitung und Zusammensetzung bilden wir uns immer neue Wörter.

Fünftes Kapitel.

Von dem Wortaccent.

§. 164. Der Wortaccent besteht in der größern Erhebung der Stimme, durch welche in den mehrsylbigen Wörtern eine Sylbe vorzüglich herausgehoben wird. Eine solche vor andern herausgehobene, durch einen stärkern Druck der Stimme besonders bezeichnete Sylbe heißt eine accentuirte oder betonte Sylbe. In dem Worte Gesang ist sang die betonte Sylbe.

165. In den meisten mehrsylbigen Wörtern ist der Wortaccent fest und unwandelbar durch die Bedeutsamkeit bestimmt. Es wird nämlich diejenige Sylbe betont, die zur Bestimmung der ganzen Vorstellung das Meiste beiträgt, also die Stamm- oder Wurzel-Sylbe, z. B. die Sylbe geb in dem Worte Vergebung, weil sie den Hauptbegriff des Gebens in sich schließt.

Anm. Von dieser Regel machen einige Deutsche und ausländische Wörter eine Ausnahme, als: lebéndig, Kinderei und alle abgeleitete Wörter auf ei, ferner Soldát, Altán u. s. w.

§. 166. Der Wortaccent ist sich aber in Ansehung seiner Dauer nicht bei allen Wörtern gleich; denn der Ton ist entweder gedehnt oder geschärft.

§. 167. Gedehnt nennt man den Ton, wenn er länger auf dem Vocal verweilt, wie in traf, Schlaf, schief, froh, schön, da, wie, blau ꝛc.; geschärft, wenn der Ton schneller über den Vocal hinwegeilt, wie in blitzen, plötzlich, Fall, Herr, Stadt ꝛc. ꝛc.

Anm. Von dem Wortaccent ist der Redeaccent zu unterscheiden. Jener hat es bloß mit einzelnen Wörtern als Zeichen der Vorstellungen zu thun, ohne Rücksicht

auf das Verhältniß, in welchem sie als Worte zu einander stehen. Der Redeaccent aber deutet den Rang der Vorstellungen an, den diese in der Seele des Sprechenden einnehmen, indem er die wichtigste Vorstellung in einem Satze durch einen stärkern Druck der Stimme hervorhebt. Dieser auf einzelne Vorstellungen gelegte Nachdruck der Stimme heißt auch Emphasis, z. B. nicht nach, sondern vor der That.

Sechstes Kapitel.

Von den Redetheilen im Allgemeinen.

§. 168. Alle Wörter der Deutschen Sprache zerfallen in neun Klassen oder Redetheile. Sie heißen: 1) Hauptwörter, 2) Eigenschaftswörter, 3) Fürwörter, 4) Zeitwörter, 5) Geschlechtswörter, 6) Zahlwörter, 7) Verhältnißwörter, 8) Umstandswörter, 9) Bindewörter.

§. 169. Die erstgenannten vier Redetheile sind die nothwendigsten, indem ohne sie eine Sprache nicht denkbar ist. Wir nennen sie daher Grundbestandtheile der Sprache, und die fünf letzten Nebenbestandtheile, weil diese keine Sprache begründen können.

§. 170. I. Grundbestandtheile: 1) Das Haupt- oder Nennwort (Substantivum) ist der Name für jeden Gegenstand in der Natur und Kunst, er sei lebendig (Mensch) oder leblos (Tisch), körperlich (Haus) oder geistig (Tugend); 2) das Eigenschaftswort (Adjectivum) zeigt die Merkmale eines Gegenstandes, oder dessen Eigenschaften, an, z. B. groß, klein, roth, reich, schwach ꝛc. ꝛc. 3) Das Fürwort (Pronomen), auch Personwort ist seiner Bestimmung nach mit dem Hauptworte gleich, denn es wechselt mit diesem in der Rede ab, bezeichnet aber nicht den Begriff desselben, sondern unterscheidet nur die

Sprechenden und Handelnden von den übrigen Personen und Sachen der Rede, z. B. das Studium der Mathematik ist dem Baukünstler unentbehrlich, denn sie gehört zu seinem Fach; 4) das Zeitwort (Verbum) verbindet den Gegenstand der Zeit nach als ein Sein, Thun oder Leiden mit dem an ihm wahrgenommenen Merkmale zu einem Ganzen, z. B. das Papier ist weiß; der Mensch denkt.

§. 171. II. Nebenbestandtheile, oder Bestimmungswörter (weil sie die Grundbestandtheile der Rede noch näher bestimmen) sind: 1) das Geschlechtswort (Artikel), der, die, das; ein, eine, ein; welches zur Bezeichnung der Selbständigkeit eines Dinges dient und also das Zeichen eines Hauptworts ist. Daß dieser Redetheil das Geschlecht bezeichnet, ist nur eine Nebenbestimmung; 2) das Zahlwort bestimmt theils die Anzahl oder Menge der durch das Hauptwort bezeichneten Gegenstände, theils die Ordnung derselben, z. B. eins, zwei, zehn, viel, wenig; der erste, zehnte, zwanzigste ꝛc. ꝛc. 3) das Verhältnißwort (Präpositiv) bezeichnet das Verhältniß der Gegenstände und ihren wechselseitigen Einfluß auf einander, und wird gewöhnlich vor das Hauptwort gesetzt, daher es auch Vorwort heißt, z. B. wegen, durch, für, an, in, auf, bei, zu, nach, mit ꝛc. ꝛc. 4) Das Beschaffenheits- oder auch Umstandswort (Adverbium) ist ein Bestimmungswort theils des Verbi, theils des Adjectivs, und bezeichnet die nähern Umstände, unter denen etwas ist oder geschieht, z. B. gewiß, nothwendig, selten, ehemals; 5) das Bindewort (Conjunction) ist das Bestimmungswort für ganze Sätze, die es mit einander in Verbindung bringt, daher der Deutsche Name, z. B. aber, weil, da, auch ꝛc. ꝛc.

Anm. Die Interjectionen: o, ach, ha ꝛc. gehören als bloße Empfindungslaute nicht zu den Redetheilen.

Siebentes Kapitel.

Von den verschiedenen Arten der Flexion.

§. 172. Die verschiedenen Wörter, welche wir unter neun Klassen gebracht haben, sind entweder einer Abänderung fähig oder nicht. Im ersten Falle werden ihnen zur Bezeichnung der verschiedenen Verhältnisse gewisse Laute angehängt, z. B. an Mann die Sylbe es und an liebe der Laut st. Diese Aenderung, welche an und mit dem Worte vorgenommen wird, heißt Flexion (Biegung), die Wörter selbst werden flexibel (abänderlich) genannt, und die Laute, welche man ihnen anhängt, Flexions- oder Biegungslaute.

§. 173. Flexibel sind unter den neun Redetheilen das Substantiv, Adjectiv, Pronomen, Verbum, der Artikel und das Zahlwort. Die Flexion derselben aber ist verschieden, denn man hat 1) eine Declination, 2) eine Comparation, 3) eine Motion und 4) eine Conjugation.

§. 174. 1. Durch die Declination werden die Substantive, Pronomina, Adjective, Artikel und Zahlwörter gebogen. Diese Declination bezeichnet a) die verschiedenen Verhältnisse der Gegenstände (Casus), z. B. Mann, — Mannes, — Manne; b) die Menge oder Quantität der Gegenstände (Numerus), und zwar entweder als Einzahl (Singularis) oder als Mehrzahl (Pluralis), z. B. Mann — Männer.

§. 175. 2. Die Comparation trifft bloß die Adjective und Adverbien. Wir verstehen unter Compara-

tion die Steigerung oder die verschiedenen Vergleichungsstufen, und zwar durch Anhängung der Sylbe er als schön—er (Comparativus) und der Sylbe st als schön—st (Superlativus). Die Bezeichnung eines Merkmals ohne solche Vergleichung heißt Positivus, als schön.

§. 176. 3. Die Motion ist nur bei den Adjectiven, Fürwörtern und Artikeln anwendbar und besteht in der Bezeichnung des Geschlechts an einem Worte, mittelst gewisser Laute, welche man Motionslaute nennt, z. B. großer, große, großes.

§. 177. 4. Die Conjugation trifft nur das Verbum, und besteht in der Abänderung desselben zur Bezeichnung gewisser Verhältnisse, die wir Modus, Tempus, Person und Numerus nennen. Diese Verhältnisse an den Verben durch Vor- und Nachsylben bezeichnen heißt: conjugiren.

Achtes Kapitel.

Bemerkungen über die Substantive.

§. 178. Das Substantiv ist der Name eines Dinges, das für sich allein gedacht werden kann, und zwar entweder ein Concretum (Einzelnes), als: der Tisch, Baum, Mensch, oder Abstractum (Allgemeines), als: Menschheit, Größe, Jugend, Schönheit.

§. 179. Die Concreta sind entweder Eigennamen (Nomina propria) als Friedrich, Berlin ꝛc., oder Gattungsnamen (Nomina appellativa) Frau, Mann, Fisch ꝛc.

§. 180. Wenn Gattungsnamen einen Stoff bezeichnen, an dem man nur die Menge, nicht aber die Zahl unterscheidet, so heißen sie Stoffwörter (Materialia),

z. B. Luft, Wasser, Erde, Sand, Milch, Blut ꝛc., die auch keine Mehrzahl haben; fassen sie eine Menge von gleichartigen Einzeldingen zu einem abstracten Begriff zusammen, so heißen sie Sammelwörter (Collectiva), z. B. Menschheit, Bürgerschaft, Christenheit, Judenthum, Volk, Gewölk ꝛc.; werden die Dinge in Vergleich mit andern ihres Gleichen als verkleinert bezeichnet, welches durch die Endsylben chen, lein, auch el geschieht, so heißen sie Verkleinerungswörter (Diminutiva), z. B. Mädchen, Knäbchen, Knäblein, Mädel ꝛc.

§. 181. Von den verschiedenen Arten der Substantiva haben nur diejenigen eine Mehrzahl, welche Dinge bezeichnen, die in ihrer Art mehrfach vorhanden sind. Dies ist nicht der Fall bei den Eigennamen, wenn solche nicht etwa zur Bezeichnung einer Eigenschaft dienen, z. B. die Solone unsrer Zeit; auch nicht bei den Stoff- und Sammelwörtern, die schon eine Mehrzahl in sich schließen, sie müßten denn eine andere Bedeutung annehmen, wie Erden für Erdarten. Mehrere Sammelwörter aber haben nur eine Mehrzahl, wie Leute, Kosten, Einkünfte, Geschwister ꝛc.

§. 182. In Ansehung des Geschlechts werden die Substantive in männliche, weibliche und sächliche getheilt. Hier aber herrscht, wegen der wenigen Regeln, viel Willkür, daher man sorgfältig auf den Gebrauch klassischer Schriftsteller achten muß.

Anm. 1) Zu den gewöhnlichen Fehlern gehört: der Tuch, die Fräulein, die Knie, der Zepter. Schwankenden Gebrauchs sind: der und die Pfirsich, der und das Talg, der und das Heft, der und das Wispel.

2) Mehrere Wörter haben ein verschiedenes Geschlecht, aber auch eine verschiedene Bedeutung: der und das Band, der und das Bund, der und das Schild, der und das Verdienst, der und die Flur, der und die Mast, der und die See, die und das Mark ꝛc.

§. 183. Die Declination der Deutschen Gattungsnamen hat noch keinen festen Charakter gewonnen. Die meisten Sprachlehren nehmen drei Declinationen an, die sich durch die Beugung des Genitivs Singul. unterscheiden. Die erste hat im Genitiv s oder es (Vogel—s, Mann—es); die zweite, die nur männliche Wörter in sich begreift, n oder en (Knabe—n, Mensch—en); die dritte, die nur weibliche Wörter hat, ist im Singular ganz ohne Beugung, und bedient sich zur Bezeichnung der Casus bloß des Artikels (Frau, Blume). Ueber die hier vorkommenden Abweichungen und Eigenthümlichkeiten belehrt die Grammatik (Theil I.) ausführlicher.

Neuntes Kapitel.

Bemerkungen über die Adverbia, Adjectiva und Pronomina.

§. 184. Die Adverbia oder Beschaffenheits- und Umstandswörter sind Bestimmungswörter, welche den Inhalt eines durch das Verbum oder durch das Adjectiv ausgedrückten Prädicats näher angeben, z. B. er denkt gut, ein sehr weiser Mann. Die Adjectiva oder Eigenschaftswörter bezeichnen die dem Hauptworte (der Substanz) zukommenden, und mit ihm innerlich schon verbundenen Merkmale, daher sie ihre Stelle vor dem Hauptworte einnehmen, z. B. der gute Mensch, der weise Mann; sie können aber auch als Adverbien gebraucht und hinter das Substantiv gestellt werden, bleiben jedoch in diesem Falle in Ansehung des Geschlechts, des Falles und der Zahl unverändert, z. B. der Mann ist gut, die Frau ist gut, die Männer handeln gut ꝛc.

§. 185. Die wahren Adverbien haben keine Declination. Die Declination der Adjectiva aber iſt zweierlei Art, je nachdem das Adjectiv mit ſeinem Subſtantiv allein ſteht, oder noch andere Beſtimmungswörter vor ſich hat.

§. 186. Steht das Adjectiv mit dem Subſtantiv allein, ſo erhält es nach Verſchiedenheit des Geſchlechts im Nominativ die Endſylben er, e, es, als: reicher, e, es; hat es aber noch ein oder mehrere Beſtimmungswörter vor ſich: ſo wird nur das erſte Beſtimmungswort vollſtändig declinirt, z. B. der reiche Mann, des reichen Mannes ꝛc.

Anm. 1. Des Wohllauts wegen ſagt man im Genitiv lieber en als es, z. B. guten Mannes. Eben ſo erhalten die Adjectiva auf em, als (lahm, angenehm, gehorſam, vornehm) im Dativ Singul. lieber en als em, als: mit lahmen Fuße.

Anm. 2. Nach der, dieſer, derſelbe, derjenige, jener bekommt das Adjectiv im Nominativ Plural. ein n, z. B. die guten (nicht gute) Menſchen.

§. 187. Die Comparation haben alle Adjective, wenn ſie nicht ihrer Natur nach einen höhern Grad ausſchließen, als todt, ziemlich, ſchriftlich, hölzern, eiſern ꝛc. Bei einigen iſt ſie unregelmäßig, als hoch — höher — höchſt; viel — mehr — meiſt.

Anm. Auch durch Umſchreibung kann man compariren, und zwar durch die Wörter viel, weit, mehr, ungleich, wenig, minder, ſehr, ungemein, außerordentlich ꝛc. ꝛc.; eben ſo durch das vorgeſetzte erz, oder durch eine Vergleichung vermittelſt der Zuſammenſetzung, als: bettelarm, kohlſchwarz, ſchneeweis, eiskalt. Den höchſten Grad bezeichnet man durch das vorgeſetzte aller, z. B. allergrößt.

§. 188. Die Adjectiva regieren den Genitiv, Da-

tiv und Accusativ derjenigen Substantive, mit denen sie in Verbindung gebracht werden.

§. 189. Den Genitiv, gewöhnlich der Sache, regieren diejenigen, die man nur als objectives Merkmal, also nicht ohne ein dazu gehöriges Object zu denken pflegt. Dahin gehören: bedürftig, beflissen, benöthigt, bewußt, eingedenk, fähig, gewahr, gewiß, gewachsen, gewohnt, gewärtig, kundig, mächtig, müde, quitt, satt, schuldig, theilhaftig, überdrüssig, unfähig, unwürdig, verdächtig, verlustig, voll, werth, würdig.

§. 190. Den Dativ regieren diejenigen, die ein subjectives Merkmal ausdrucken, also: angenehm, bekannt, bequem, bange, beschwerlich, deutlich, dienlich, dienstbar, dunkel, ersprießlich, erwünscht, gefährlich, gehorsam, geneigt, gewogen, gleich, gut, heilsam, leicht, lieb, nachtheilig, nahe, nöthig, nützlich und viele andere.

§. 191. Den Accusativ regieren die Adjectiva, die ein Maß, Gewicht, Alter, und einen Werth bezeichnen, als: alt, breit, dick, groß, hoch, lang, reich, stark, schwer, tief, werth, weit ꝛc.

§. 192. Wenn ein Adjectiv mit einem zusammengesetzten Worte verbunden wird, z. B. Hundsbiß, Strumpfwirker ꝛc., so bezieht es sich immer auf den letzten Theil des Worts, weil dieser der wichtigste ist. Daher ist es falsch, wenn man ein Adjectiv wählt, das, nach dem Sinne des Sprechenden, nur auf den ersten Theil des Worts bezogen werden soll, als: ein toller Hundsbiß, ein seidener Strumpfwirker ꝛc.

§. 193. Wird ein Adjectiv als Adverbium gebraucht, so verliert es seine Biegungszeichen. Man sagt z. B. nicht, ein rechter guter Mann, sondern: ein recht guter

Mann, nicht: ein ganzes großes Haus, sondern ein ganz großes ꝛc.

§. 194. Was die Pronomina betrifft, so sind sie: 1) persönliche (ich, du, er, sie, es), 2) zueignende oder possessive (mein, dein, sein, unser, euer ꝛc.), 3) anzeigende oder demonstrative (dieser, jener, der), 4) vorher bestimmende oder determinative (derjenige, derselbe, der, wer), 5) beziehende oder relative (welcher, der, wer, was), 6) fragende oder interrogative (wer, welcher, was). Zu den persönlichen gehört auch das zurück- und wechselbezügliche oder reflexive und reciproke Pronomen sich.

§. 195. In Ansehung des Gebrauchs der Pronomina sind folgende Fehler zu vermeiden:

1) Daß man nicht den Besitz, der schon durch den Genitiv bezeichnet ist, noch durch ein Possessivum ausdruckt, als: meiner Mutter ihr Haus, meines Vaters sein Pferd;

2) daß man nach einem Gattungsnamen nicht das Relativum was folgen läßt, z. B. das Buch, was ꝛc., sondern das oder welches, da was nur auf etwas Unbestimmtes sich beziehen kann;

3) daß man auf die Verkleinerungswörter (Stübchen, Mädchen ꝛc.) nicht bald es bald sie folgen läßt;

4) daß man durch die Stellung und den Gebrauch der persönlichen Pronomina nicht Dunkelheit und Zweideutigkeit in der Rede verursacht, z. B. sein Freund schrieb ihm, er(?) habe das große Loos gewonnen; das Vertrauen, womit der Fürst diesen Günstling beehrte, gereichte zu seinem (?) größten Unglück.

§. 196. Die Deutsche Höflichkeit bedient sich in Briefen noch der alten Curialien: Ew., Ihro, Sr. In Anreden an Personen jedes Standes gebraucht man

das Ew. (Euer); auch wohl in mündlichen Anreden an fürstliche Personen sagt man Ihro, und zwar ohne Unterschied des Geschlechts; in der dritten Person von Königen und Fürsten Sr. und von Königinnen ꝛc. Ihre; letzteres auch, wenn im Plural gesprochen wird.

Zehntes Kapitel.

Bemerkungen über das Verbum.

§. 197. Ein Verbum ist ein Wort, durch welches einem Gegenstande ein an ihm wahrgenommenes Merkmal mit der Bestimmung der Zeit in einem Urtheile beigelegt und dadurch die Verbindung zwischen Subject und Prädicat ausgedruckt wird, als: das Papier ist weiß, der Vogel singt.

§. 198. In so fern durch diese Verbindung das Verhältniß zwischen Subject und Prädicat ausgedruckt wird, nennen wir die dem Verbum zukommende Bestimmung Modus; in so fern wir aber damit auch den Begriff der Zeit verbinden, Tempus. In beiden Fällen wird durch diese Verbindung sowohl der Numerus als die Person bezeichnet.

§. 199. Unter Modus versteht man die Art und Weise, wie das Prädicat mit dem Subject durch das Verbum verbunden wird. Dies kann auf eine dreifache Art geschehen, daher haben wir auch drei Modos: Indicativ, Conjunctiv, Imperativ.

§. 200. Der Indicativ stellt die Verknüpfung des Prädicats mit dem Subject als wirklich und gewiß dar, ist also das Zeichen der Wirklichkeit; der Conjunctiv stellt das Prädicat in einer bloß möglichen Ver-

knüpfung mit dem Subject dar, und der Imperativ in einer nothwendigen oder als ein Sollen.

§. 201. Außerdem gibt es an einem Verbum noch einen Infinitivus, der einen solchen Theil des Verbi bezeichnet, durch den dem Subject kein Prädicat beigelegt wird, und ein Participium, d. h. ein vom Verbum abgeleitetes Eigenschaftswort mit dem Nebenbegriff der Zeit.

Anm. 1. Jeder Infinitiv kann als Substantiv behandelt werden, z. B. das Gehen, Stehen, Arbeiten ꝛc.

Anm. 2. Das Lat. Gerundium und Supinum fehlt dem Deutschen, weil er seine Verba nicht declinirt; er kann diese Formen nur durch Umschreibung bilden, z. B. um zu lieben; zu lieben.

§. 202. Der Zeiten, welche das Verbum bezeichnet, sind drei: Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft. Die Vergangenheit ist wieder entweder ein Imperfectum, Perfectum oder Plusquamperfectum; die Zukunft entweder ein Futurum absolutum (simplex) oder Futurum exactum (compositum).

§. 203. Es gibt zweierlei Arten von Verben, nämlich: 1) solche, welche einem Gegenstande etwas beilegen, das außer ihm vorgeht, oder Transitiva, und 2) solche, welche einem Gegenstande etwas beilegen, das an ihm allein gedacht werden kann, oder Intransitiva.

§. 204. Die transitiven Verba erfodern einen äußern Gegenstand, auf den sie hinwirken, und sind leicht daran zu erkennen, daß man bei ihnen fragen kann: was, oder wer und was wird?

§. 205. Da bei den Transitiven immer ein Gegenstand als handelnd und der andere als leidend vorgestellt wird: so ist auch jedes Transitivum entweder ein Activum (thätiges) oder ein Passivum (leidendes). Ist der handelnde Gegenstand zugleich leidend: so ist das Verbum ein Reflexivum.

Anm. Handeln heißt hier: auf einen Gegenstand einwirken, so daß man die Ursache gewisser Veränderungen in demselben ist. Leiden heißt: die Einwirkung geschehen lassen, oder die Veränderung empfinden.

§. 206. Die Intransitiva bezeichnen einen Zustand, der mit und an dem Dinge selbst befindlich gedacht wird; sie sind weder activ noch passiv, also Neutra; jedoch haben mehrere unter ihnen auch eine active Bedeutung, in welchem Falle alsdann auch ein Passiv aus ihnen gebildet werden kann, z. B. schießen, sehen, stürzen.

§. 207. Zu den Intransitiven gehören auch diejenigen Verba, welche den Modus, das Tempus und Genus der Verba ausdrucken und umschreibende genannt werden. Die, welche den Modus umschreiben, heißen: dürfen, können, lassen, mögen, sollen; die, welche das Tempus und Genus umschreiben: sein, werden, haben. Die drei letzten nennt man Verba auxiliaria (Hülfszeitwörter).

Anm. Unter allen Verben ist sein das erste und unentbehrlichste, durch welches alle übrige aufgelöst werden können.

§. 208. Alle Verba sind entweder persönliche, d. h. solche, welche die Personwörter ich, du, er vor sich haben, oder unpersönliche, d. h. solche, bei denen das Subject ganz unbestimmt durch es ausgedruckt wird.

§. 209. Die Verba können conjugirt, d. h. nach allen ihren Theilen (dem Modus, der Zeit, der Zahl und der Person) abgeändert werden. Die übereinstimmige Art, wie solches an allen Verben geschieht, heißt Conjugation. Wenn diese sich nicht über alle Theile des Verbi erstreckt, so ist sie defectiv (unvollständig), wie bei aufersiehen, auserlesen.

§. 210. Der Deutsche hat nur Eine regelmäßige Conjugation, die man theils an der Unabänder-

lichkeit des Wurzellauts, theils an dem Imperfectum, welches ſich auf te endigt, und an dem Participium, welches auf et oder t ausgeht, erkennt. Alles, was darnach nicht abgeändert wird, heißt unregelmäßig.

§. 211. Die unregelmäßigen laſſen ſich in ſechs Klaſſen bringen: 1) einige haben zwar im Imperfect te, aber ſie verändern gemeiniglich etwas an der Wurzel des Wortes, z. B. wiſſen, gewußt, wußte; 2) andere haben im Participium Perfecti en und ändern im Imperfect den Vocal des Wurzelwortes in a, z. B. befehlen, befahl; 3) noch andere haben im Imperfect ie, z. B. laſſen — ließ; oder 4) i, als beißen — biß, oder 5) o, gießen, goß, oder 6) u, ſchlagen — ſchlug. — Auch haben einige unregelmäßige im Präſens den Umlaut, als graben — gräbſt — gräbt; andere nicht, als ſchaffen, fragen, kommen.

Anm. 1. In der Conjugation der Verba, beſonders der unregelmäßigen, findet man vorzüglich Verwechſelungen und Verirrungen folgender Art: gemahlen und gemahlt, verdorben und verderbt, bewogen und bewegt, geſtochen und geſteckt, gelitten und geläutet, erſchrocken und erſchreckt, brauchen und gebrauchen, worden und geworden. — Veraltet ſind: frug, jug, ſtund, fund ꝛc. ꝛc.

2. Auch in Verbindung mit den Hülfszeitwörtern wird gefehlt: er hat begegnet ſt. er iſt; er iſt geſtanden ſt. er hat. Die Neutra aber, welche auch tranſitiv gebraucht werden, haben bald ſein bald haben, je nachdem die Bedeutung es fodert. Dahin gehören: fahren, reiten, umwerfen, fließen.

§. 212. Unter den Verben gibt es mehrere, die mit den Wörtern durch, um, unter, über, wieder zuſammengeſetzt ſind. Dieſe Wörter werden in der Conjugation theils von den Verben getrennt, theils an ihrer Stelle gelaſſen, je nachdem die Bedeutung es fodert,

und der Ton auf der Vorsylbe oder auf dem Verbum selbst ruht. Getrennt werden sie, wenn der Ton auf der Partikel ruht, als: úmfahren (ich fuhr ihn um), úmgehen (ich gehe mich um), únterhálten, übersetzen ꝛc., und in diesem Falle erhält auch das Mittelwort der Vergangenheit die Sylbe ge zwischen der Partikel und dem Verbum, z. B. umgefahren ꝛc.; aber in umfáhren, umgéhen, unterhálten, übersétzen ruht der Ton auf den Verben selbst, daher hier auch keine Trennung statt findet.

§. 213. Was die Rection der Verba betrifft, so verbindet der Deutsche das Verbum mit dem Infinitiv und mit dem Substantiv.

§. 214. 1. Verbindung des Verbi mit dem Infinitiv. Die Verba, welche den Infinitiv erfodern, sind a) die, welche zur Umschreibung der Zeit und des Modus dienen, als: dürfen, können, lassen, mögen, müssen, sollen, werden und wollen, z. B. nicht ausgehen dürfen; arbeiten sollen ꝛc. b) Die Verba heißen, helfen, hören, lehren, lernen, sehen, fühlen, als: einen gehen heißen ꝛc.

§. 215. 2. Bei der Verbindung des Verbi mit dem Substantiv tritt dieses bald in den Genitiv, bald in den Dativ, bald in den Accusativ. Mit dem Genitiv werden verbunden: anklagen, beschuldigen, entlassen, entledigen, überführen, berauben, überheben, überzeugen, erwähnen, gedenken, schonen, verweisen (des Landes); sich beklagen, freuen, verwundern, erbarmen, erinnern, bedienen, begeben, bescheiden, enthalten, bemächtigen, befleißigen, besinnen ꝛc. ꝛc.

Anm. 1. Mehrere dieser Verba kommen auch mit der Präposition vor, z. B. ich freue mich über mein Glück.

2. Die Verba leben, sterben, pflegen, lachen, spotten, nehmen in einigen Verbindungen den Genitiv zu sich.

§. 216. Mit dem Dativ werden verbunden a) die meisten unpersönlichen Verba, als: es ahnet, bekommt, ekelt, beliebt, gebricht, fehlt, genügt, gewinnt, graut, schaudert, schwindelt, träumt, behagt, däucht, glückt mir ꝛc.; b) die meisten Intransitive: anliegen, kosten, angehören, ausweichen, begegnen, bleiben, beifallen, danken, dienen, drohen, fluchen, folgen, fröhnen, gefallen, gehören, gleichen, leuchten, lohnen, nutzen, rathen, schaden, scheinen, schmeicheln, trotzen ꝛc.; c) alle die Verba, welche anzeigen, daß einem Dinge etwas zum Nutzen oder Schaden gereiche, z. B. er schenkt ihm ein Buch; es ist ihm nicht wohl.

Anm. Ueber einige Verba hat der Sprachgebrauch noch nicht fest entschieden; dahin gehören däuchten, dünken, kosten, die bald mit dem Dativ, bald mit dem Accus. vorkommen.

§. 217. Den Accusativ erfodern a) alle Activa, wenn sie im Passiv den Nominativ haben; hat aber das Passiv den Dativ, so erfodern sie ebenfalls den Dativ, z. B. ich liebe dich, ich werde geliebt, aber: ich gebe dir ein Buch, mir wird ein Buch gegeben; b) die meisten Reflexiva: ich erinnere, betrübe, bediene, freue, schäme, ärgere mich; c) sehr viele unpersönliche Verba, besonders wenn sie eine active Bedeutung haben: es befremdet, betrifft, befällt, betrübt, dauert, dürstet, ergötzt, freut, friert, gereut, hungert, kränkt, sticht, schmerzt, verlangt, wundert mich.

Anm. Die Verba heißen (so viel als nennen), schelten, schimpfen haben einen doppelten Accusativ der

Person und der Sache nach sich, z. B. er heißt ihn einen Narren; auch lehren wird häufig mit einem doppelten Accusativ verbunden. — Lassen hat den Dativ und Accusativ; im letztern Falle hat es die Bedeutung von zulassen, gestatten, daß etwas geschehe. Es gibt also einen ganz verschiedenen Sinn, wenn ich sage: lassen Sie mich sagen, lesen ꝛc. und: lassen Sie mir sagen; er läßt mir eine Feder schneiden, und: er läßt mich eine Feder schneiden.

§. 218. Der Participien, deren ungeschickter Gebrauch im Deutschen so viele Dunkelheiten erzeugt, gibt es drei: 1) ein Participium der gegenwärtigen Zeit, als lobend, 2) der vergangenen Zeit, als gelobt, 3) der zukünftigen Zeit, als zu lobend.

§. 219. 1. Das Participium der gegenwärtigen Zeit ist immer thätig und kann in allen Arten der Verben gebildet werden, als: ein liebender, denkender, strafender, schlafender, sich ärgernder Mensch. Nur muß man sich vor dem fehlerhaften Gebrauch in der Verbindung dieses Participiums mit einem Substantiv hüten, und also z. B. nicht, wie man häufig hört, sagen: eine wohlschlafende Nacht, ein stillendes Kind, eine vorhabende Reise.

§. 220. 2. Das Participium der vergangenen Zeit hat eine thätige und leidende Bedeutung, als: ich habe und ich bin gesehen, gesucht ꝛc. Als Adjectiv aber hat es nur eine leidende Bedeutung, z. B. der gehärtete Stahl, der gehoffte Schatz ꝛc., doch findet man in mehreren üblichen Redensarten, daß dieses Particip auch thätig gebraucht wird, als: eine betrübte (st. betrübende) Nachricht.

§. 221. 3. Das Participium der zukünftigen Zeit wird aus dem Participium der gegenwärtigen

Zeit mit dem vorgesetzten zu gebildet und kann nur leidend gedacht werden. Es zeigt an, was gethan werden soll, als: der zu schreibende Brief, die zu beweinende Frau. Die Neutra können dieses Participium nicht haben.

Anm. Nachstehende oder ihnen ähnliche Barbareien wird man noch häufig gesprochen und geschrieben finden:

Das bei sich habende Geld.

Meines führenden Notariats-Amts wegen.

Seiner aufhabenden Pflicht gemäß.

Das vorseiende Geschäft und die dabei vorkommenden Schwierigkeiten, anderer aufgehabten Commissionen zu geschweigen, haben mich verhindert, über das Gesuch des N— wegen zu fordern habender 700 Thlr. die anzustellende Untersuchung zu beendigen.

Elftes Kapitel.

Bemerkungen über die Nebenbestandtheile.

§. 222. I. Ueber den Artikel. Wir haben im Deutschen zwei Artikel, einen bestimmten: der, die, das, und einen unbestimmten: ein, eine, ein.

§. 223. In Ansehung der Declination des bestimmten Artikels findet man im Geschäfts-Styl häufig eine Verwechselung desselben mit dem Pronomen relativum, indem im Genitiv Plural derer für der, und im Dativ Plural denen für den gesetzt wird.

§. 224. Der unbestimmte Artikel wird, einem gewissen Herkommen gemäß, im Geschäfts-Styl oft für den bestimmten gebraucht, z. B. eine hohe Obrigkeit; ein hochweiser Rath.

§. 225. II. Ueber das Zahlwort. Die Zahlwörter sind Grundzahlen, wenn sie die Menge der

Dinge ohne Bestimmung des Platzes anzeigen (eins, zwei, zehn, hundert) und Ordnungszahlen, wenn sie in der Menge den Platz bestimmen (der Erste, Zehnte, Hundertste).

§. 226. Wenn die Grundzahlen vor solche Hauptwörter gesetzt werden, die ein Maaß, eine Zahl und ein Gewicht bedeuten, so stehen die Hauptwörter nicht im Plural, sondern im Singular. Man sagt also: zwölf Mann hoch, fünf Fuß breit, zehn Paar Schuh, vier Stück Garn, zwei Buch Papier, sechs Schock. Ausgenommen sind die Wörter auf e, als Stunde, Minute, Woche, Elle, Meile; ferner Tag, Jahrhundert, so wie die Namen der Münzen, als: drei Pfennige, zwanzig blanke Thaler, fünf Preußische Groschen.

§. 227. III. Ueber die Präpositionen. Diese können wir in Rücksicht der Rection in fünf Klassen bringen. Die

1ste Klasse regiert den Genitiv;
2te — den Dativ;
3te — den Accusativ;
4te — den Genitiv und Dativ;
5te — den Dativ und Accusativ.

1. Präpositionen mit dem Genitiv.

§. 228. Dahin gehören: anstatt oder statt, halb oder halben und halber, außerhalb, innerhalb, oberhalb, unterhalb, kraft, laut, mittelst, ob (in der Bedeutung von wegen), vermittelst, ungeachtet, unweit und unfern, vermöge, während, wegen, um willen. Einige andere, als: unangesehen, ungehindert, unerwogen, besage u. s. w. kommen häufig noch im Kanzellei-Styl vor.

Anm. Ungeachtet (nicht unerachtet oder ohnerachtet) regiert immer den Genitiv, daher es falsch

ist, zu sagen: dem ungeachtet. Manchmal steht es gewöhnlich hinter dem Substantivum seiner Thätigkeit ungeachtet. — Wegen in Verbindung mit mein, sein, dein lautet: meinetwegen, deinetwegen. Oft findet man auch das um. Lieber um deinetwegen, welches aber fehlerhaft ist, und nur bei willen stehen darf: um meinetwillen, um deinetwillen. Bisweilen erhält es auch wohl, doch nur im gemeinen Leben, die Präposition von: grüße ihn von meinetwegen. Als Kunstausdruck ist es anzusehen in den Formel: von Rechts wegen.

2. Präpositionen mit dem Dativ.

§. 229. Dahin gehören: aus, außer, bei, entgegen, gegenüber, mit, nach, nächst, nebst, sammt, seit, von, zu, zuwider, ob, (so viel als über und jenseit) und binnen (so viel als innerhalb).

Anm. 1. Aus und außer dürfen nicht mit einander vermechselt werden. Letzteres ist von dem erstern abgeleitet, und schließt Ort, Person und Zustand aus: außer der Stadt, außer sich sein, außer Gefahr.

2. Auch ist die Präposition außer, die den Dativ regiert, von dem Adverbium außer zu unterscheiden. Dieses richtet sich immer nach dem Zeitworte, von dem es abhängt, und kann daher bald den Nominativ, bald den Genitiv, bald den Dativ und Accusativ nach sich haben; z. B. sie sind alle verwundet, außer diese drei; er bediente sich deiner Werkzeuge, außer dieses Zirkels nicht; er erinnerte sich keines Menschen mehr, außer des alten Verwalters; er traut keinem, außer dir; ich erkannte keinen, außer dich.

3. Die Präpositionen mit und sammt haben dieselbe Grundbedeutung, daher nicht: er ist mit sammt dem Gelde davon gelaufen.

4. In der Redensart: von Alters her wird von als Ausnahme mit dem Genitiv verbunden.

5. Bei bezeichnet das Verhältniß der Nähe eines Din-

ges im Zustande der Ruhe, z. B. er sitzt, steht bei mir, aber nicht er kommt bei mir.

3. Präpositionen mit dem Accusativ.

§. 230. Dahin gehören: durch, für, gegen (gen), ohne (sonder), um, wider (contra).

§. 231. Für wird von Sprachunkundigen häufig mit vor verwechselt, ungeachtet beide eine ganz verschiedene Bedeutung haben. Wenn ich z. B. sage: A.. predigt morgen für den Rath N..., so heißt dies: der Rath N... sollte morgen predigen, aber A.. vertritt seine Stelle. Sage ich aber: A.. predigt morgen vor dem Rath N..., so heißt es: A.. hält die Predigt in des Raths Gegenwart. — Man merke sich daher folgende Regeln: Für wird gebraucht

a) wenn es so viel heißt, als: anstatt jemandes, statt einer Sache, oder wenn es zu jemandes Gebrauch, Nutzen und Vergnügen dient, als: ich übernehme für ihn diese Schuld; der Furchtsame sieht einen Schatten für ein Gespenst an; vor Gericht spricht er für mich; er belohnt mich für meine Mühe; ich kaufe das Buch für 8 gr.; er predigt für mich; der Vater sorgt für seine Kinder; das Haus ist für Arme erbaut. Hieher gehört auch die Redensart: diese Arzenei hilft für alles, welches aber richtiger wider alles heißen müßte;

b) bei den Verbis, die ein dafür halten bedeuten: er hält es für wahr, für gewiß, nützlich, schädlich; ich halte ihn für einen witzigen Kopf; finden Sie das für gut? Halten Sie das für Schmeichelei?

c) wenn man nach der Beschaffenheit einer Person oder Sache fragt, besonders wenn sich die Frage mit

was anfängt: was für Beweise haben Sie für diese Sache? Was für Wetter ist heute? Was sind das für Leute? Was führen Sie da für Reden? Was für ein Buch lesen Sie?

d) wenn man eine gewisse Ordnung anzeigt: für das erste; Fuß für Fuß; Mann für Mann; Schritt für Schritt; Tag für Tag; Nacht für Nacht; für und für. Eben so in den Redensarten, für jetzt; für diesmal; für Morgen; für Ewig; für die Zukunft; für die Ewigkeit; dafür kann ich nicht; er lebt für sich; dafür stehe ich Ihnen; ich, für meinen Theil; ich stehe für nichts; ich kann es für mich nicht thun.

Anm. 1. Richtige Zusammensetzungen mit für sind: Fürbitte, Fürsorge, Fürsprache, Fürsprecher, Fürwort, Fürbitte.

2. Gegen hat nur in gegen über den Dativ, als: er wohnt mir gegen über, oder gegen mir über. Das veraltete gen wird von Dichtern und in der erhabenen Schreibart, doch ohne Artikel gebraucht; gen Himmel; gen Morgen; gen Westen. Noch ungewöhnlicher ist sonder statt ohne. Dieses erfodert allemal den Accusativ, daher das ehemalige ohnedem in ohnedies übergegangen ist.

3. Wider ohne e zeigt eine Richtung in gerader Linie, einen Widerstand, oder eine Abneigung an (contra); wieder aber mit e eine Wiederholung, also so viel als wiederum (iterum).

4. Präpositionen mit dem Genitiv und Dativ.

§. 232. Dahin gehören zufolge und längs (nicht längst). Das erstere hat den Genitiv bei sich, wenn es vor dem Substantiv steht, als: zufolge meines Befehls; zufolge des mir gegebenen Auftrages; den Dativ aber, wenn es hinter demselben steht, als: deinem Befehle zufolge. — Längs hat zwar

gewöhnlich den Dativ bei sich, doch auch den Genitiv: längs dem Ufer hin fahren, und längs des Weges hin gehen.

5. Präpositionen mit dem Dativ und Accusativ.

§. 233. Dahin gehören an, auf, hinter, in, neben, über, unter, vor, zwischen.

§. 234. Den Accusativ nehmen sie zu sich, wenn eine Bewegung, den Dativ, wenn eine Ruhe, ein Verweilen an einem Orte angezeigt wird. In jenem Falle fragt man: wohin? in diesem wo? z. B. ich lege das Buch auf den Tisch; ich stelle mich an die Ecke; wir gehen vor das Thor; hinter der Kirche wohnt der Prediger; in der Stadt ist Feuer; neben dem Thurme hängt sein Bild.

Anm. 1. Die Bewegung muß aber, wenn der Accusativ stehen soll, durchaus eine Ziehbewegung sein. Ist sie in einem bestimmten Raume eingeschränkt, und wird dem Subject in demselben nur eine gewisse Thätigkeit beigelegt, so steht der Dativ. Z. B. ich schreibe an der Thür, nämlich mich befindend; er geht auf der Straße umher; der Bediente geht hinter seinem Herrn; der Knabe springt in der Stube herum; über mir wird getanzt; unter der Erde fließt Wasser; ich ging vor dem Thore spazieren. Der Gegenstand steht nur in dem Accusativ, wenn eine Richtung von einem Orte zum andern, oder das Hinstreben nach einem Punkt bezeichnet werden soll, z. B. er hat an mich geschrieben; an wen wollen Sie das schicken? setzen Sie Ihren Hut auf den Kopf; er stellt sich hinter die Thüre; er steigt auf den Berg; ich fahre über den Fluß; er taucht sich unter das Wasser; ich trete vor den Spiegel; ich gehe vor das Thor; er versteckt sich zwischen die Häuser.

2. Ungeachtet dieser bestimmten Regel hat der Gebrauch

mancher Präpositionen doch einige Schwierigkeiten, weil die Richtung nach einem Ziele, oder die Ortsbestimmung nicht immer so deutlich wahrgenommen wird. So sagt man z. B. ganz richtig: er hat sich auf den Sommer eine Gartenwohnung gemiethet; er hat ein Buch über die Deutsche Sprache geschrieben ꝛc. ꝛc.; da in diesen Beispielen auf und über uneigentlich gebraucht werden.

3. Unter findet man noch in einigen alten Redensarten mit dem Genitiv, z. B. unter Weges, unser dessen. Beide aber werden auch als Adverbien der Zeit angesehen und als ein Wort behandelt.

§. 235. Die Präposition vor, welche sich von für (s. §. 231) unterscheidet, wird gebraucht:

a) wenn von dem Orte, der Zeit oder Gegenwart die Rede ist, als: vor dem Thore stehen; vor dem Tische sitzen; vor zehn Jahren; vor Sonnenaufgang; vor meinen Augen; vor Gericht;

b) wenn von einer Sicherstellung, von Furcht oder Abscheu die Rede ist: sich in Acht nehmen, fliehen, Schutz suchen, beben, zittern, bewahren, ekeln, erschrecken, sich fürchten, grauen, sich hüten, sicher sein, sich verbergen, verschließen, verwahren, warnen u. s. w. Z. B. ich fliehe vor dem Feinde; ich schütze mich vor der Kälte; Gott behüte sie vor dieser Krankheit; der Thor fürchtet sich vor Gespenstern; er erstaunt vor der Höhe des Berges; davor ist kein Mensch sicher.

c) wenn ein Vorzug angezeigt werden soll: das Gute geht vor dem Schlechten; sie liebt ihn vor allen; der Fürst läßt Gnade vor Recht ergehen; ich habe vor dir den Vorzug; ich liebe dich vor meinem Bruder.

§. 236. Bei denjenigen Präpositionen, die ein Streben nach einem Ziele ausdrücken, ist noch folgendes zu bemerken:

a) In bezeichnet die Richtung nach dem Innern einer Sache; in die Kirche, Schule, Stadt gehen; in die Hand nehmen; in die Taſche ſtecken; in ein Gefängniß werfen; in den Fluß fallen.

Anm. Wenn in mit andern Partikeln zuſammengeſetzt wird, und eine Richtung anzeigt, ſo verwandelt man es in ein; z. B. herein, hinein, darein. Wo eine ſolche Bewegung nicht ſtatt findet, kann es auch nicht das e annehmen. Es iſt daher eine, freilich im Sprachgebrauch ſehr gangbare Unrichtigkeit, Einwohner, einländiſch, Eingeweide u. ſ. w. zu ſagen, da es der Analogie nach heißen müßte: Inwohner, inländiſch, Ingeweide.

b) An bezeichnet die Richtung nach dem Aeußern einer Sache: an den König berichten; ſich an den Magiſtrat wenden; an die Arbeit gehen; an einen Freund ſchreiben; an die Wand werfen;

c) Auf hat ſehr viele und verſchiedene Bedeutungen. Es wird beſonders gebraucht, wenn man die Bewegung nach einem hoch gelegenen Orte ausdrucken will: auf den Thurm ſteigen; auf das Schloß gehen; auf den Baum klettern; ferner bei Gegenſtänden, welche ſonſt als höher gelegen betrachtet wurden, oder etwas Großes und Wichtiges bezeichnen: auf die Börſe, auf das Rathhaus, auf die Poſt, auf die Univerſität, auf das Land, auf das Dorf gehen, auf die Welt kommen; endlich bei Bezeichnung des Endzwecks: auf die Meſſe reiſen; auf die Straße, auf den Ball, auf die Hochzeit gehen u. ſ. w.

d) Nach bezeichnet eine Richtung nach einer Gegend, und wird beſonders vor den Eigennamen der Länder und Städte gebraucht: nach Holland reiſen; nach Frankreich wandern; nach Leipzig ſchicken; nach Potsdam gehen; ferner in den Redensarten:

nach Hauſe gehen, fahren, reiſen, ſchreiben, ſchicken;

e) Zu bedeutet in den meiſten Fällen eine Bewegung zu einem beſtimmten Ziele, z. B. komm zu mir, zu Markte bringen, zu Boden fallen, ſich zu einem verfügen; ferner in vielen Fällen auch noch ein Daſein, einen Aufenthalt, eine Ruhe, alsdann es öfters für über ſteht, z. B. zu Hauſe ſein, Kurfürſt zu Brandenburg, er ſtudirt zu Halle; endlich auch eine Geſchicklichkeit zu einer Sache, z. B. zum Guten tüchtig, bereit.

§. 237. Zwei Präpoſitionen dürfen der Deutlichkeit und des Wohllauts wegen nicht unmittelbar auf einander folgen, ſondern müſſen durch ein anderes Wort getrennt werden. Alſo: wegen ohne Erlaubniß eingeführter Waaren, ſollte heißen: wegen gewiſſer, ohne Erlaubniß ꝛc. ꝛc.; für von mir erhaltene Bücher ſollte heißen: für die von mir erhaltenen Bücher.

§. 238. IV. Ueber das Adverbium. Die Adverbia, welche eine Verneinung bezeichnen, dürfen in einem Satze nicht doppelt vorkommen, als: ich habe keine Zeit nicht. Auch bleibt das negative Adverbium weg, wenn die Negation ſchon in dem Begriffe des Verbi liegt, alſo nicht: der Arzt verbot ihm nicht zu arbeiten.

§. 239. Die Adverbia, welche aus her und hin zuſammengeſetzt ſind, als: heraus, hinaus, herüber, hinüber, herauf, hinauf, herunter, hinunter werden ſehr oft mit einander verwechſelt, daher merke man ſich folgendes: her bezeichnet die Bewegung von einem Object zum Subject (terminus a quo); hin die Bewegung von einem Subject zum Object (terminus ad quem), alſo: komme herein, herunter, herauf ſage ich zu dem, den ich

(Subject) einlade, und er antwortet mir: ich komme hinein, hinunter, hinauf.

§. 240. V. Ueber die Conjunction. Der Unterſchied zwiſchen wenn und wann, denn und dann beſteht darin: wenn bedeutet eine Bedingung und denn eine Urſach, wann und dann aber wird von der Zeit gebraucht.

§. 241. Ueber den Gebrauch der Conjunctionen, als und wie, da, weil und indem merke man ſich: 1) Als wird geſetzt: a) nach dem Comparativ, z. B. A — iſt größer als B.; b) um etwas einer andern Sache wirklich gleich zu ſtellen, z. B. ich bin ſo gut als du; wie aber, um zu vergleichen, z. B. ſo ſanft wie eine Taube, ſieht aus wie Gold; c) um mit einem Dinge etwas zu vergleichen, z. B. er ſtarb als ein Weiſer (war alſo wirklich weiſe, aber wie ein Weiſer wurde nur ſagen, daß man ſeinen Tod mit dem Tode eines Weiſen vergleiche). Es iſt alſo ein großer Unterſchied, ob ich ſage: der König Ludwig XVI. wurde wie, oder: er wurde als ein Verbrecher hingerichtet; d) um eine Zeitfolge zu beſtimmen, z. B. als ich hin kam, war ſchon alles beendet. 2) Da und weil ſind ſehr nahe verwandt; da deutet außer der Zeitbeſtimmung noch den Grund einer Sache an, z. B. da er viel ausgibt, wird er auch wohl viel einnehmen; weil gibt die Urſach an, woher etwas komme, z. B. der Zimmermann fiel herunter, weil die Latte, auf der er ſtand, zerbrach; 3) indem zeigt an, daß während der Handlung noch etwas geſchehe, als: indem er dies ſprach, ſtarb er.

Zwölftes Kapitel.

Von der Bildung der Sätze und den verschiedenen Arten derselben.

§. 242. Wenn wir ein bejahendes oder verneinendes Urtheil fällen wollen, so brauchen wir

1) einen Gegenstand, dem wir etwas beilegen oder absprechen, als: Haus, Mensch, Stadt;

2) etwas (ein Merkmal, eine Eigenschaft), das wir ihm beilegen oder absprechen, als: groß, alt, schön;

3) ein Wort, welches den Gegenstand mit seinem an ihm befindlichen Merkmale in Verbindung bringt, — ist.

Der Gegenstand heißt Subject, das ihm beigelegte Merkmal Prädicat; beide machen den Stoff oder die Materie des Urtheils aus; das Wort, welches beide verbindet, nämlich die Copula, gibt dem Urtheil die Form, und in dieser Form nennt man es einen Satz, z. B. das Haus ist groß, oder groß ist das Haus, oder ist das Haus groß? Ein Satz ist also ein für sich bestehender Gedanke, der das Verhältniß zweier Hauptbegriffe, oder ein Subject und Prädicat, enthält, welche durch die Copula mit einander verknüpft werden.

§. 243. Das Subject ist gewöhnlich ein Substantiv oder persönliches Fürwort (Cajus denkt), kann aber auch ein Adjectiv (weiß ist nicht schwarz) und ein Infinitiv (regieren ist eine schwere Kunst) sein.

§. 244. Wir betrachten jeden Satz seiner Materie und seiner Form nach. Der Materie nach sind die Sätze entweder einfach oder zusammengesetzt.

§. 245. Einfach nennen wir einen Satz, der bloß

aus dem Subject, Prädicat und der Copula besteht, als: Sempronius ist todt. Werden zwei oder mehrere solcher Sätze zu einem einigen verbunden, so entsteht ein zusammengesetzter Satz, als: Sempronius ist todt, und Cajus lebt; als er kam, ging ich weg.

§. 246. Beide Arten von Sätzen heißen ausgebildet, wenn noch andere Wörter zur nähern Bestimmung, Bezeichnung oder Ausschmückung des Subjects und Prädicats hinzugefügt werden. Sage ich z. B. ich schreibe einen Brief, so habe ich noch das, was geschrieben wird, hinzugefügt, nämlich Brief; dies heißt Object. Füge ich noch die Person hinzu, welche der Grund meines Schreibens ist, und sage also: ich schreibe dir einen Brief, so ist der Satz noch durch ein Zweckwort erweitert werden. Eben so können die Wörter heute, gestern, gut, schon u. s. w. zur Ausbildung der Sätze gebraucht werden, als: der gute Cajus ist schon heute gestorben.

§. 247. Der Form nach sind die Sätze entweder 1) erzählend, als: die ersten Bewohner der Erde haben in Asien gelebt; oder 2) befehlend (bittend), als: erst überlege, dann handle; oder 3) fragend, als: bist du im Schauspiel gewesen? oder 4) wünschend, als: möchte er sich doch bessern! oder endlich 5) ausrufend, als: o, ich fühle sein Unglück ganz! Alle diese Formen können in der Rede mit einander abwechseln.

§. 248. Unter den vielen Arten von zusammengesetzten Sätzen merken wir uns hier besonders

1) den Haupt- und Nebensatz, 2) den Vorder- und Nachsatz.

§. 249. Hauptsatz nennen wir denjenigen Satz, der selbständig oder unabhängig ist; Nebensatz (Beisatz) denjenigen, der dazu dient, einen im Hauptsatze ent-

haltenen Begriff nach Zeit, Ort, Ursach und Bedingung näher zu bestimmen, wozu man sich eines Fürworts (der, welcher, was, wo) oder eines Bindeworts (wenn, denn, weil, daß, damit ꝛc.) bedient, z. B. der König, (der) ein milder Herrscher (ist), sorgt für das Wohl seiner Unterthanen; er war zufrieden, weil er wenig begehrte. Wird ein solcher Satz zwischen Subject und Prädicat eingeschaltet, so nennt man ihn Zwischensatz.

§. 250. Wenn zwei Sätze so mit einander verbunden werden, daß der erste den Grund des letztern enthält, und dieser nur um jenes willen da ist, so entsteht ein Vorder- und ein Nachsatz. Wenn wir also lesen: Nachdem der König die Schlacht gewonnen hatte, rückte er in des Feindes Land ein, so ist der erste Satz (nachdem — hatte) der Grund des andern (rückte — ein), welcher ohne jenen gar nicht da sein könnte. Jener heißt daher Vorder-, dieser Nachsatz. Die Stellung beider aber kann auch umgekehrt werden, also: der König rückte ꝛc., nachdem er — gewonnen hatte. Zwei oder mehrere so mit einander verbundene Sätze nennt man eine Periode, und die einzelnen Sätze in ihr Glieder.

Anm. Lange Perioden erzeugen oft Dunkelheit, daher man sie gern vermeidet. Auch dränge man nicht fremdartige Vorstellungen in eine Periode zusammen, und verbinde nicht solche Sätze mit einander, welche keinen innern Zusammenhang haben. Um gute und wohlklingende Perioden bilden zu lernen, muß man gute Deutsche Schriften mit Aufmerksamkeit lesen.

Dreizehntes Kapitel.

Von der Wortfolge.

§. 251. Wenn wir einen Satz haben, in welchem ein Subject, Prädicat, Object und Zweckwort vorkommt: so machen wir dabei die Bemerkung, daß die Stelle, welche diese Wörter einnehmen, verändert werden kann. Nehmen wir z. B. den Satz:

der König schenkte ihm das Leben,

so können wir die Ordnung und Folge der Wörter mehrere Male verändern, und sagen:

1) der König schenkte ihm das Leben; 2) das Leben schenkte ihm der König; 3) ihm schenkte der König das Leben; 4) schenkte ihm der König das Leben? 5) (wenn) der König das Leben ihm schenkte.

Man sieht hieraus, daß die örtlichen Verhältnisse, in welche Subject, Prädicat, Copula ꝛc. mit einander treten können, sehr verschieden sind.

§. 252. Es ist nun aber keinesweges gleichgültig, welches örtliche Verhältniß bei der Bildung eines Satzes gewählt wird. Die Folge der Wörter hängt theils von der jedesmaligen Folge der Vorstellungen, theils von dem Einflusse ab, welchen die Rection und die Bestimmungswörter auf sie haben.

§. 253. Die gewöhnlichsten Arten der Wortfolge sind: 1) die erzählende oder natürliche, 2) die fragende, 3) die befehlende, 4) die verbindende.

§. 254. Die erzählende Wortfolge läßt die Wörter in der einfachsten und gewöhnlichsten Stellung auf einander folgen, so wie sie sich einander vermöge der Rection erzeugen; daher nennt man sie auch natür-

liche Wortfolge. Den Anfang macht das Subject der Rede, welches immer der Nominativ ist, (Vater) mit seinem Geschlechts-, Eigenschafts- und Zahlworte (der unglückliche): dann folgt der Genitiv, welcher durch das Subject hervorgebracht wird, mit seinen Bestimmungswörtern (dieses jungen Menschen), hierauf die Appositon (ein Jäger), dann das Prädicat (schoß), dann das Zweckwort (ihm), dann der Nebenumstand (unvorsichtiger Weise), dann das Object (eine Kugel), endlich die Präpositon mit ihrem Casus (in den Fuß). Also: der unglückliche Vater dieses jungen Menschen, ein Jäger, schoß ihm unvorsichtiger Weise eine Kugel in den Fuß. — Nicht in jedem Satze sind alle diese Theile; wenn sie aber da sind, so folgen sie in der beschriebenen Ordnung. Bedient man sich aber einer zusammengesetzten Zeit, also des Perfecti oder Futuri, so tritt das Hülfswort hinter das Subject oder die Apposition, und das Verbum macht den Schluß. In diesem Falle würde also in obigem Satze folgende Wortfolge sein: der unglückliche Vater dieses jungen Menschen, ein Jäger, hat ihm unvorsichtiger Weise eine Kugel in den Fuß geschossen. Wird die Zeit bestimmt, oder der Ort, so tritt dieser Nebenumstand ebenfalls zwischen das Zweckwort und Object, also zwischen ihm und Kugel, und der Satz hieße dann so: der unglückliche Vater ꝛc. hat ihm unvorsichtiger Weise einst (vor einem Jahre, hier, dort) eine Kugel in den Fuß geschossen.

§. 255. Man merke besonders, daß die Nebenbestandtheile, als Bestimmungswörter der Grundbestandtheile, ihre Stellung immer bei demjenigen Worte erhalten, welches sie bestimmen. Der Deutsche hat nämlich den Grundsatz, von dem minder Bestimmten zu dem Be-

stimmtern fortzugehen, also das Bestimmende dem Bestimmten vorangehen zu lassen. Dieser Grundsatz entscheidet auch, wenn mehrere Bestimmungswörter zusammen kommen.

Anm. Die richtige Anwendung dieser Regel hat einen großen Einfluß auf die Klarheit und Deutlichkeit der Rede. Da sich nämlich die Bestimmungswörter nicht nur auf das Verbum, sondern auch auf das Substantiv beziehen, so kann ihre unrichtige Stellung in vielen Fällen über den wahren Sinn des Satzes ungewiß lassen. Dahin gehören besonders die Wörter allein, vornehmlich, besonders, wenigstens, selbst, nicht ꝛc. So z. B. ist es nicht gleichgültig, ob wir sagen: ich allein habe ihn gesehen, oder: ich habe ihn allein gesehen; ich wenigstens bin unbesorgt, und ich bin wenigstens unbesorgt; ich selbst habe ihn gefunden, und ich habe ihn selbst gefunden. Auffallend ist die Aenderung des Sinnes durch die Stellung der Negation in den Sätzen: es ist dir verstattet nicht zu schwören, und es ist dir nicht verstattet zu schwören; er ist immer nicht zu Hause, und er ist nicht immer zu Hause.

§. 256. Die fragende Wortfolge kommt mit der erzählenden überein, nur mit dem Unterschiede, daß das Verbum den Anfang macht, und dann das Subject folgt, z. B. geschossen hat sein unglücklicher Vater ꝛc., oder: hat sein unglücklicher Vater ꝛc., alsdann nur das Hülfswort voran steht, und das Verbum den Schluß macht. Jedoch kann die fragende Wortfolge ganz wie die erzählende bleiben, wenn nämlich das Subject als der Haupttheil in der Rede betrachtet und wer? gefragt wird; z. B. sein Vater hat ihm in den Fuß geschossen?

§. 257. Die befehlende Wortfolge unterscheidet sich ebenfalls von der erzählenden nur dadurch, daß

der Imperativ an der Spitze steht, z. B. sei fleißig; bete und arbeite; thue deine Pflicht.

§. 258. Die verbindende Wortfolge weicht am meisten ab; denn bei ihr macht die Conjunction (wenn, da, weil ꝛc.) den Anfang, und das Verbum den Schluß, z. B. wenn er Nachricht hätte ꝛc.; da er mir geschrieben hat, so ꝛc. Aus dem letztern Beispiele sieht man auch zugleich, daß in der verbindenden Wortfolge das Hülfsverbum ganz an das Ende tritt, also nicht: da er mir hat geschrieben, sondern geschrieben hat.

§. 259. Der Deutsche ist nicht gezwungen, in allen Fällen dem Gange des kaltblütigen Verstandes zu folgen, sondern er kann auch da, wo er es seiner Absicht gemäß findet, die Sprache der Einbildungskraft und der Empfindung unterschieben, d. h. er kann einen Begriff, welchen er vor andern bemerkbar machen will, aus seiner gewöhnlichen Stelle herausheben, und ihn dahin setzen, wo er die Aufmerksamkeit am meisten erweckt. Dies geschieht besonders, wenn der herausgehobene Begriff an die Stelle des Subjects gesetzt wird. Dadurch entsteht eine andere, von der natürlichen Wortfolge abweichende, und diese ist es, welche wir Inversion (Wortversetzung) nennen.

Anm. Ich sollte dich loben ist natürliche Wortfolge. Sie kann verändert werden, je nachdem man die Aufmerksamkeit auf diesen oder jenen Begriff hinlenken will, und wir können sagen: dich sollte ich loben; loben sollte ich dich.

§. 260. Daß indessen die Inversion auch ihre Gränzen haben müsse, und daß sie, ohne Grund gebraucht, fehlerhaft und der Verständlichkeit nachtheilig werden könne, ergiebt sich schon aus dem Begriffe, den wir von

ihr festgesetzt haben. Sie soll nur da, wo es zur Verstärkung der Aufmerksamkeit und zur Beförderung der Lebhaftigkeit nöthig ist, angewandt werden.

§. 261. Auf dem bisher Gesagten beruht nun das, was man mit dem Namen der Constructions-Ordnung belegt. Das Wort construiren (von construere, zusammenfügen, bauen) zeigt nämlich an, daß man die Rede mit einem Bau vergleicht, in welchem die verschiedenen Materialien nach gewissen Regeln geordnet und zusammengefügt werden, und heißt also so viel als — jedes Wort in seine natürliche Stelle und Folge bringen. Die Kenntniß der Construction ist besonders darum nöthig, weil wir diejenigen Sätze, in welchen die Wortversetzung (Inversion) statt findet, um so leichter verstehen können, wenn wir im Stande sind, die Worte nach der natürlichen Folge der Ideen und nach der Rection zu ordnen. Auf diese Weise können wir auch in langen verwickelten Perioden und in schwierigen dichterischen Stellen den Zusammenhang der Theile auffinden.

Vierzehntes Kapitel.

Von der Orthographie.

§. 262. Die Orthographie oder Rechtschreibung ist derjenige Theil der Grammatik, welcher die Regeln enthält, nach denen die Wörter durch die gewöhnlichen Zeichen oder Buchstaben dem Auge des Lesers richtig dargestellt werden.

§. 263. Es kommt überall, besonders im Geschäfts-Styl, viel darauf an, daß eine richtige und einförmige Rechtschreibung beobachtet werde, da die fehlerhafte und

willkürliche Schreibart leicht den Sinn entstellen, und besonders bei solchen Schriften, die noch nach vielen Jahren zur Richtschnur dienen sollen, die wichtigsten Folgen nach sich ziehen kann. Daher muß man mit allen orthographischen Neuerungen sehr vorsichtig sein, um so mehr, da die Orthographie ein wichtiges diplomatisches Hülfsmittel zur Beurtheilung der Aechtheit der Urkunden ist.

§. 264. Das Grundgesetz der Orthographie lautet: man schreibe wie man spricht, und zwar 1. der allgemeinen hochdeutschen Aussprache gemäß, also: Messer, schlafen, Hitze, Schwefel ꝛc.; 2. mit Beobachtung der erweislich nächsten Abstammung, also: Bäcker von backen, Aermel von Arm; 3. mit Beobachtung des allgemeinen Schreibgebrauchs, der mehr als die Abstammung gilt, also Henne (nicht Hähne), Vetter (nicht Vätter).

Anm. Dieses Grundgesetz der Orthographie hat aber seine Mängel. So z. B. unterscheidet die Schrift zwischen Ton und Thon, zwischen wider und wieder, aber die Aussprache weiß davon nichts. Man hört fast in ganz Deutschland schtehen und Schpiel, die Orthographie aber kennt nur stehen und Spiel.

§. 265. Mit großen Anfangs-Buchstaben werden geschrieben: 1) alle Wörter zu Anfange einer jeden Rede, so wie alle Wörter nach einem Punkt, Ausrufungs- und Fragezeichen, wenn die beiden letzten den Satz beschließen und die Stelle eines Punkts vertreten; 2) alle Hauptwörter und solche, die als Hauptwörter gebraucht werden; 3) alle Eigennamen und die von ihnen abgeleiteten Eigenschaftswörter; 4) die Personwörter, welche sich in schriftlichen Aufsätzen auf die angeredete Person beziehen, so wie die Adjectiva, welche von Eigennamen der Personen, Völker und Ortschaften abgeleitet sind, auch wohl die,

welche eine hohe Würde bezeichnen (Kaiserlich, Königlich). Dieser Gebrauch ist aber nicht allgemein.

§. 266. In Ansehung der Consonanten merke man sich folgendes:

1) C ist in ursprünglich Deutschen Wörtern gar nicht vorhanden, und kann allemal mit k oder z vertauscht werden. Dies gilt auch von solchen Fremdwörtern, die durch den Gebrauch schon zu Deutschen Wörtern gestempelt worden sind;

2) Dt ist in den meisten Wörtern aus det zusammengezogen, als beredt. Wo man ungewiß ist, hilft man sich durch Verlängerung des Worts und eine richtige Aussprache, z. B. todt (todte), aber der Tod (des Todes);

3) F und V. Das v steht nie vor einem Consonanten, auch nicht vor u und ü, (doch findet man es zuweilen noch in Vließ). Fest und Festung bekommen auch ein f, obwohl der Kanzelleistyl sich in den Wörtern fester und Ehrenfester noch wohl das v erlaubt. Die fremden Wörter: vacant, Sklave, Pulver, massiv ꝛc. behalten ihr v;

4) G und ch. Um die Verwechselung beider Buchstaben am Ende eines Worts zu vermeiden, verlängere man dasselbe und folge dann der richtigen Aussprache, z. B. gütig — gütige, aber künstlich — künstliche;

5) K und ck. Das ck kann nur nach einem kurzen Vocal stehen, z. B. Hacken; die aus dem Lateinischen ins Deutsche übertragenen Wörter haben nur ein einfaches k. In ungewissen Fällen verlängere man das Wort und lasse die Aussprache entscheiden;

6) Ph ist nur in fremden Wörtern und Namen ge-

bräuchlich, als in Philosophie, Prophet, Philanthropin, Nymphe, Joseph ꝛc. Einzelne Schriftsteller haben versucht, das einfache f dafür einzuführen;

7) s, ſ, ß, ſſ werden oft mit einander verwechselt. Das kleine oder Schluß-s steht nur am Ende einer Sylbe, als: das, was, Maus, Leibes, Lebenslauf; das lange ſ am Anfange, als: Seele, ſehen, böſe, Perſon. — Das ß iſt aus ſ und z zuſammengeſetzt, und wird allemal dann gebraucht, wenn ein geſchärfter Vocal vorhergeht, z. B. Haß, Roß, goß, Schloß, wußte, ißt. Es bezeichnet aber auch ein geſchärftes ſ nach einem gedehnten Vocal, als: Muß, Gruß, Spaß. Iſt man ungewiß, ob man ein ſ oder ß ſetzen ſoll: ſo verlängere man das Wort und achte dabei auf die richtige Ausſprache deſſelben, als: Gruſſes, Spaßes, alſo Gruß und Spaß; aber Hauſes, Eiſes, alſo Haus und Eis. — Das ß geht in ſſ über, wenn es zwiſchen zwei Vocalen ſteht, von denen der erſte kurz iſt, als: wiſſen, haſſen, müſſen, Schlöſſer;

8) z und tz. Das tz ſteht in allen Deutſchen Wörtern, wenn ein Vocal vorhergeht, als: Blitz, Schatz, Nutzen, Trotz ꝛc. In fremden Wörtern aber, z. B. in Miliz, Juſtiz fällt das t weg;

9) x, chs, gs und cks. Ueber den Unterſchied dieſer Buchſtaben laſſen ſich keine Regeln geben; hier entſcheiden Gebrauch und Abſtammung. Mit x ſchreibt man Axt, Eidexe, Buxbaum, Taxe, Oxhoft; mit chs: Achſe, Büchſe, Wuchs, Dachs; Deichſel, Flachs, Fuchs, Luchs, Wechſel,

GERMAN SEMINAR LIBRARY TAYLOR INSTITUTION OXFORD

mit gs: flugs, ablugsen; mit cks: Häckſel, ſchluckſen, ſtracks, muckſen.

§. 267. In Anſehung der Vocale iſt zu merken:

1) ai, wird nur noch in wenigen Wörtern gebraucht: Main, Mai, Kaiſer, Laie, Rain, Hain, Saite, Waiſe;

2) i und y. Das y kommt gewöhnlich nur in denjenigen Wörtern vor, die aus dem Griechiſchen herſtammen, als: Sylbe, Styl. Mehrere Schriftſteller gebrauchen es aber auch in dem Verbum ſeyn, wenige in zwei, drei, frei, ſchneien ꝛc.;

3) Die Dehnungsbuchſtaben, welche anzeigen, daß ein Wort lang ausgeſprochen werden ſoll, beſtehen entweder in der Verdoppelung des Vocals, als: Aal, Beere, Seele, Saat, Staat, Moos ꝛc. oder in dem Gebrauch des h, als: Stahl, Gemahl, hohl, Zahl, Ruhm ꝛc., oder endlich darin, daß der Vocal i in ie verwandelt wird: Glied, Krieg, Fieber, hier, nie, dieſer ꝛc. In vielen Wörtern ſind dieſe Dehnungszeichen nicht gebräuchlich, als: Faſan, Altar, Scham, Scheere, ſelig, dir, mir, wider (contra), Fiber (Faſer), Flor, Ton, Blume, Schuſter ꝛc.

§. 268. Zuſammengeſetzte Wörter werden, wenn ſie aus Deutſchen und fremden, oder auch bloß aus fremden beſtehen, ſo wie, wenn ihre Länge dem Auge beſchwerlich fällt, getrennt geſchrieben, aber doch durch das Bindezeichen (-) als zuſammen gehörig dargeſtellt, z. B. Conſiſtorial-Rath, Intelligenz-Comtoir, Juſtiz-Collegium, Proviant-Commiſſarius, General-Feldzeugmeiſter, Ober-Land-Jägermeiſter, Pfarr-Regiſter, Bett-Tuch ꝛc.

§. 269. Was die Theilung der Sylben betrifft, ſo

schreibt der Deutsche 1) die zusammengesetzten Wörter nach ihrer Zusammensetzung, als: ha-mals, nun-mehr, Erb-recht, voll-enden, hier-in. Das ck wird alsdann in zwei k verwandelt; 2) die abgeleiteten Wörter nach der Aussprache, als: Kin-der, Ge-rech-tig-keit, Ver-rich-tun-gen ꝛc.

§. 270. Die vornehmsten Schreibzeichen, die theils zur Erleichterung der Verständlichkeit dienen, theils den Ausdruck und Ton der lebendigen Aussprache bezeichnen sollen, sind: das Komma (,), Semikolon (;), das Kolon (:), der Schlußpunkt (.), das Fragezeichen (?), das Ausrufungszeichen (!), das Anführungszeichen („ “), das Bindezeichen (-), die Parenthese (( )), der Gedankenstrich (—), der Apostroph (’), das Zeichen einer abgebrochenen Rede (= = =), das Paragraphen-Zeichen (§). Von der richtigen Anwendung dieser Zeichen handelt die Lehre von der Interpunktion.

§. 271. Die Abkürzungen (Abbreviaturen) betreffen solche Wörter und Redensarten, die besonders in der Geschäftssprache oft vorkommen. Einige der üblichsten sind: a. a. O. (am angeführten Orte), Abschn. (Abschnitt), Kap. (Kapitel), Dr. (Doctor), M. (Magister), Hr. (Herr), Fr. (Frau), d. h. (das heißt), d. i. (das ist), i. J. (im Jahre), Kaiserl. Königl.; l. (Alles), Ew. (euer), Sr. (seiner), d. V. (der Verfasser), s. (siehe), u. s. w. (und so weiter), v. R. w. (von Rechts wegen), Mscpt. (Manuscript), fol. (folio), l. s. (loco sigilli), P. S. (post scriptum), N. B. (nota bene), a. c. (anni currentis), a. p. (anni praeteriti), a. C. (anno Christi), d. g. (dei gratia), P. M. (pro memoria), mut. mut. (mutatis mutandis), Pr. Pr. (praetermissis praemittendis), p. t. (pro tempore), a. u. s. (actum ut supra).

Drittes Hauptstück.

Rhetorische Vorkenntnisse.

§. 272. Rhetorik, in dem weiten Umfange der Bedeutung, ist die Theorie der prosaischen Wohlredenheit; in der engern Bedeutung verstehen wir darunter die Anweisung, wie wir unsre (schriftlichen und mündlichen) Vorträge zweckmäßig einrichten sollen.

§. 273. Die Zweckmäßigkeit des Vortrags besteht darin, daß man für die Gedanken die passendsten Ausdrücke wählt, oder das, was man logisch-richtig gedacht und grammatisch-richtig bezeichnet hat, auch rednerisch schön und der jedesmaligen Absicht gemäß vorträgt.

§. 274. Dazu gibt es gewisse Vorschriften, welche theils die prosaische Schreibart überhaupt, theils jede einzelne Gattung derselben betreffen. Wir haben es hier erst mit den allgemeinen Vorschriften der Schreibart überhaupt oder mit der Theorie des Styls zu thun.

§. 275. Die allgemeinen Eigenschaften jeder guten Schreibart sind, außer der grammatischen Richtigkeit (wovon im zweiten Hauptstück gehandelt worden ist), 1) Reinigkeit, 2) Deutlichkeit, 3) Kürze, 4) Angemessenheit, 5) Würde, 6) Lebhaftigkeit, 7) Wohllaut.

Erstes Kapitel.

Von der Reinigkeit.

§. 276. Die Reinigkeit der Sprache erfodert, daß man sich des Fremdartigen und Ungewöhnlichen so viel

enthalte, als es die Unvollkommenheit der Sprache selbst verstattet.

§. 277. Das Fremdartige und Ungewöhnliche besteht 1) in veralteten (Archaismen), 2) provinziellen (Provinzialismen), 3) ausländischen (Gräcismen, Latinismen, Gallicismen ꝛc.), 4) neu gebildeten Wörtern (Neologismen).

§. 278. 1. Veraltete Wörter sind solche, die im Gange der Fortbildung aus dem Gebrauch gekommen, und weil sie nur hie und da noch in Schriften, namentlich in Urkunden, gefunden werden, dem größten Theile der Deutschen unverständlich sind, z. B. benahmsen, sothane, anheute, wasmaßen, derowegen, dieweil, Ding (Gericht), Deube, entohnigen, Schnur, Maus (Daum-Muskel), Schoß, Leumund, Schemen (Schatten). Die meisten dieser veralteten Wörter sind dunkel, zweideutig oder mangelhaft in ihrem Bau.

Anm. Dichter haben auch hier größere Freiheit. In Schriften, welche die Sitten des Mittelalters darstellen, sind veraltete Wörter sogar unvermeidlich.

§. 279. 2. Provinzielle Wörter sind solche, die nur in einzelnen Provinzen gebräuchlich und auch nur da verständlich sind, als: Heuer, Mauth (Zoll), Diele (Flur), heisch, hallwege, Firnewein (vorjähriger Wein), verganten (verauctioniren). Jedoch können auch, wenn das Bedürfniß es fodert, Provinzialismen in das Hochdeutsche herüber genommen werden. So gebraucht Lessing in seinem Nathan ꝛc. die Ausdrücke: ausgattern und mäkeln, weil auskundschaften und kritteln in jener Beziehung nicht so passend sind.

§. 280. 3. Ausländische Wörter sind solche, die aus andern Sprachen, besonders der Griechischen, Lateinischen und Französischen entlehnt worden sind. Mehrere von ihnen haben das Fremdartige schon verloren,

z. B. Schule, Prediger, Pulver, Hospital, Bibel, Pallast, Brief, Körper, Siegel ꝛc. und werden als eingebürgert (nationalisirt) betrachtet und beibehalten. Andere haben noch ganz das Fremdartige an sich, als: Contrast, Tradition, Instinkt, Simplicität, Genie, Humanität, Elektrizität, abstrahiren, protestiren, naiv ꝛc. ꝛc.

§. 281. Von diesen ausländischen Wörtern sind alle diejenigen zu vermeiden, die der Deutschen Sprache entbehrlich sind, in so fern sie durch eben so viel sagende, gute und allgemein verständliche, echt-Deutsche Wörter ersetzt werden können, als: defendiren, Visite, Instruction, Confusion, Consistenz, Copie, Gratulation, Moment, Certificat, College (Amtsgehülfe), Observanz, Präsumtion, Possess ꝛc.

§. 282. Dagegen müssen alle diejenigen fremden Wörter beibehalten werden, welche

a) bereits eingebürgert sind: studiren, appelliren, protestiren, Charakter, Fabrik, Manufactur, Termin, Postillon;

b) nicht zu übersetzen und durch einheimische Wörter noch nicht überflüssig gemacht sind: Literatur, Philosophie, Publikum, Tyrann, naiv, Chicane, Summe, Genie, Humanität, Interesse ꝛc. ꝛc.;

c) zur Terminologie des Geschäfts- und wissenschaftlichen Lebens gehören: Protokoll, Codicill, Testament, giriren, indossiren, Protest, Mandat, pragmatische Sanction, Capitulation, Mathematik, physikalisch, Elektrizität ꝛc.;

d) zur Bezeichnung der verschiedenen Aemter und Stände dienen: Professor, Doctor, Secretair, Visitator, Controlleur, Registrator, Copist ꝛc.

§. 283. 4. Neu gebildete Wörter sind annehmlich, wenn dadurch ein Begriff richtig bezeichnet, und ein

ausländisches Wort verdrängt wird. Dies wäre z. B. der Fall bei dem Worte folgerecht f. consequent, volksthümlich f. national. Da indessen die Wortbildung ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten hat, und das Neue erst sorgfältig geprüft und von dem denkenderen Theile der Nation als gut erkannt werden muß, so ist auch bei dem Gebrauch neuer Wörter viel Behutsamkeit nöthig.

Zweites Kapitel.

Von der Deutlichkeit.

§. 284. Unter allen Eigenschaften der guten Schreibart ist die Deutlichkeit die wichtigste. Deutlich nennen wir die Schreibart, wenn die Vorstellungen des Schreibenden aus dem Sprachausdruck mit Gewißheit gedeutet werden können.

§. 285. Um der Schreibart den gehörigen Grad von Deutlichkeit zu geben, muß man zuvörderst die ihr entgegen stehenden Fehler der Dunkelheit, Zweideutigkeit und Unverständlichkeit vermeiden.

§. 286. 1. Dunkelheit entsteht aus mannigfachen Ursachen: theils aus dem Mangelhaften und Unvollständigen des Ausdrucks, theils aus einer ungeschickten Stellung der Wörter, wodurch die eigentliche Verbindung derselben zweifelhaft wird, welches besonders bei dem Gebrauch der relativen Fürwörter der Fall ist, theils aus zu langen Perioden, unerklärten Kunstwörtern und einem zu weit getriebenen Bestreben nach Kürze, so wie endlich aus vernachläßigter oder fehlerhafter Interpunktion.

§. 287. 2. Zwei- oder vieldeutig wird die Rede, wenn sie mehr als einer Auslegung fähig und folglich

einer völligen Mißdeutung unterworfen ist. Dies kann theils bei einzelnen Wörtern und Redensarten, theils bei der ganzen Wortfügung der Fall sein. Letzteres läßt sich oft schwer und nur durch eine völlig veränderte Einkleidung des Gedankens vermeiden.

§. 288. 3. Unverständlichkeit der Rede ist ihr völliger Mangel an Sinn und Bedeutung. Dieser Fehler entspringt entweder aus wirklicher Verworrenheit der Gedanken, die nur halb vollendet und ausgebildet sind, und deren eigentlicher Sinn dem Leser schwer oder auch gar nicht einleuchtet; oder aus einem gesuchten Schmuck der Rede und einem unbehutsamen Gebrauch der Redefiguren; oder endlich aus einer gänzlichen Gedankenleere des Schriftstellers. Letzteres belegt man mit dem Namen Nonsense oder Unsinn.

Anm. Beispiele zu diesen der Deutlichkeit entgegengesetzten Fehlern findet man in ältern und neuern Schriften genug. Zur Erläuterung des Gesagten hier nur folgende:

So verminderte das Glück und die Beharrlichkeit der Tribunen die Gewalt der Patrizier mit jedem Jahre. (Was wird vermindert?)

Seine mir nur bekannten herausgegebenen Schriften.

Die Gesellschaft war so zerstreut, daß mein Vortrag kein Gehör finden konnte.

Zum vollen Beweise wird mehr als ein Zeuge gefodert.

Sein Freund schrieb ihm, er habe das große Loos gewonnen.

Der Sohn meines Freundes, von dem ich Ihnen neulich schrieb.

Dieses Reich, welches Europa fürchtete.

Er hat das Gemälde gezeichnet, und seine Frau in Kupfer gestochen.

Ein heroischer Liebhaber rief in einem Schauspiele Drydens aus: „Meine Wunde ist so groß, weil sie so

klein ist!" Der Herzog von Buckingham, der sich im Schauspiel befand, setzte, da ihm dieser Unsinn so sehr auffiel, aus dem Stegreife hinzu: „Sie würde größer sein, wenn sie nicht überall wäre!"

§. 289. Es kommt bei der Deutlichkeit auch noch darauf an, daß man dem Leser eine leichte Uebersicht des Ganzen verschaffe. Dies geschieht durch eine gewisse natürliche Ordnung der Gedanken nach ihrem innern Zusammenhange, oder — durch ein planmäßiges Verbinden des Einzelnen zum Ganzen.

§. 290. Es ist nämlich der Natur unsers Vorstellungs- und Erinnerungs-Vermögens angemessen, nur solche Gedanken an einander zu reihen, die eine gewisse Verwandtschaft mit einander haben, welche entweder von der Sache selbst und ihrem Gegentheil oder von Zeit und Ort hergenommen ist. Wer darauf keine Rücksicht nimmt, schreibt unzusammenhängend, oder — er macht Sprünge.

§. 291. Um zusammenhängend schreiben zu lernen, muß man zwei Regeln beobachten: 1) man überdenke zuvor das, was man schreiben will, und zeichne sich die Hauptgedanken aufs Papier, so wie sie der Seele sich darbieten; 2) man ordne diese Gedanken nach gewissen Klassen, oder — entwerfe sich einen Plan.

Drittes Kapitel.
Von der Kürze.

§. 292. Die Kürze (Präcision) des Styls besteht darin, daß jeder Begriff so bündig als möglich dargestellt und alles dessen entladen werde, was nach der jedesmaligen Absicht des Schreibenden nicht zur Vollständigkeit oder zum Schmuck gehört. Der entgegenstehende Fehler ist der Ueberfluß.

§. 293. Der Ueberfluß zeigt sich in Sylben, Wörtern und der ganzen Darstellung der Gedanken, oder in Sätzen und Perioden.

§. 294. 1. Ueberfluß in Sylben. In mehrern Wörtern findet man eine unnütze Verlängerung, die weder zur Bestimmung des Hauptbegriffs, noch zum Wohlklang etwas beitragen kann, z. B. jedweder, neuerlich, darinnen, hierinnen, alldieweil, allhier ꝛc.

§. 295. 2. Ueberfluß in Wörtern. Den Ueberfluß an einzelnen Wörtern bezeichnet man mit zwei Namen: Tautologie und Pleonasmus. Der Fehler der Tautologie besteht in der unnöthigen Wiederholung eines und desselben Begriffs *); der Fehler des Pleonasmus in der überflüssigen Bezeichnung eines Gedankens, der schon durch den ganzen Ausdruck hinlänglich erkannt wird **).

Anm. *) Ich habe gehört und erfahren; das hat keiner nicht gesehen; meines Vaters sein Haus; Weidenbaum; Schiffsflotte.

Anm. **) Der Admiral segelte mit seiner unterhabenden Flotte ab; der alte Greis. — Nicht pleonastisch ist es aber, wenn man des Nachdrucks wegen ein sonst überflüssiges Wort gebraucht, als: ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen.

§. 296. Zu den Tautologien gehört besonders die Ueberfüllung mit Synonymen oder sinnverwandten Wörtern, d. h. solchen, die einerlei Hauptbegriff bezeichnen und nur in den Nebenbedeutungen verschieden sind, z. B. etwas melden und kund thun; sich beklagen und beschweren.

§. 297. 3. Ueberfluß in Sätzen und Perioden. Wenn die Tautologie und der Pleonasmus in ganzen Sätzen und Perioden so gehäuft werden, daß die Gedanken mehr Ausdehnung erhalten, als die Natur der

Sache und die jedesmalige Abſicht des Schriftſtellers erfodern, ſo erhält dieſer Fehler den Namen Weitſchweifigkeit, deren Unterarten das Gedehnte, Wäſſerige und Schleppende ſind.

Anm. Pauli erzählt in ſeinem Leben großer Helden von dem damaligen Oberſten Keith, der König von Spanien habe gewünſcht, der Oberſt möchte katholiſch werden, und nun fährt er fort: „der Hof geſtand, er habe Achtung für ihn. Ein Lobſpruch, der ſeine bisherigen Verdienſte und Aufführung in Spanien vollkommen zu verſtehen giebt. Der Hof geſteht, er erkenne, wie würdig er ſei, daß man durch fernere Beförderung ſeinen Verdienſten Gerechtigkeit widerfahren laſſe, daß man dieſe Achtung werkthätig beweiſe. Der Hof bezeigte, wie er auch den Willen habe, ſolches zu thun, er wünſche es ungemein, es thun zu können, aber es ſei dem Hofe nicht möglich. Warum nicht? Er verdiene es zwar; bei dieſem allen, war es dem Regenten nicht möglich.“ Er wollte gern, aber es war ihm nicht möglich u. ſ. w.

§. 298. Die Präciſion iſt eine ſo wichtige Eigenſchaft der guten Schreibart, daß jeder Gedanke nur erſt durch ſie ſein gehöriges Licht erhält, und zugleich den tiefſten Eindruck auf den Leſer macht. Indeſſen muß man ſich wohl hüten, daß man aus Liebe zur Kürze in Dunkelheit verfalle, ſo wie denn überhaupt die Präciſion nicht mit Aufopferung einer andern nothwendigen Eigenſchaft des ſchönen Styls, namentlich der Deutlichkeit, erlangt werden darf.

Viertes Kapitel.

Von der Angemeſſenheit.

§. 299. Die Angemeſſenheit des Styls beſteht in der genauſten Uebereinſtimmung des Ausdrucks mit dem

allgemeinen Absicht der Rede und den jedesmaligen besondern Absichten des Schreibenden. Wir begreifen darunter besonders die Ueblichkeit und Schicklichkeit.

§. 300. Die Ueblichkeit fodert, daß man für jeden Gedanken und dessen einzelne Theile diejenigen Ausdrücke wähle, welche nach der jedesmaligen Absicht des Schriftstellers der allgemeinste und beste Gebrauch eingeführt hat. Denn da jeder Gedanke einer vielfachen Darstellung fähig ist, eine aber immer vor der andern den Vorzug hat, und den Gegenstand bestimmter und deutlicher macht: so muß auch der Schreibende für jede Vorstellung gerade den Ausdruck wählen, der sie am leichtesten und richtigsten erweckt, und das sind immer die üblichsten Wörter.

§. 301. Das Uebliche erstreckt sich: 1) auf einzelne Wörter, deren Gestalt und Bedeutung, wohin wir besonders die Verba solemnia rechnen, d. h. solche Ausdrücke, welche der Gebrauch für gewisse Begriffe gleichsam gestempelt hat, z. B. Verweise bekommen, nicht erhalten; einen in den Stand setzen, nicht stellen; 2) auf die Verbindung der Wörter und die ganze Anordnung der Gedanken.

§. 302. Die Schicklichkeit ist diejenige Eigenschaft der Schreibart, nach welcher die einzelnen Vorstellungen und deren Ausdrücke sowohl zu dem Gegenstande, als auch zu den jedesmaligen Umständen des Schreibenden passen.

§. 303. Die Schicklichkeit in Ansehung des Gegenstandes besteht darin, daß der Hauptgedanke und alle einzelne Theile der Natur der Sache angemessen sind. Dazu wird erfodert: 1) daß man nicht fremdartige Begriffe mit einander verbinde, z. B. dann will ich Milch und Blumen auf dein Grabmahl streuen (Gesner);

2) daß man nicht schmücke, wo die Sache keinen Schmuck verträgt; 3) daß man nicht übertreibe und der Ausdruck nicht mehr sage, als der Sache gemäß ist, z. B. göttlich, unendlich, schrecklich, wunderschön ꝛc., wenn es oft an der Hälfte genug ist.

§. 304. Was die Schicklichkeit in Ansehung der jedesmaligen Umstände des Schreibenden betrifft, so muß man hier auf die nächste Absicht desselben sehen. Er kann nämlich belehren, rühren oder belustigen wollen. Da nun der Ausdruck das Mittel zur Erreichung dieser Absicht ist, so dürfen auch beide nicht einander entgegen wirken. Dies würde aber z. B. geschehen, wenn der Schriftsteller unterrichten wollte und die Sprache allen Schmuck der Poesie hätte.

Fünftes Kapitel.

Von der Würde.

§. 305. Zu den allgemeinen Erfodernissen einer guten Schreibart gehört auch die Würde derselben, die in der Uebereinstimmung des Sprachausdrucks mit der Denk- und Empfindungsart der obern Klassen besteht, wodurch alles Unedle, Unanständige und Niedrige, und der dadurch bewirkte Anstoß und Ekel vermieden wird.

§. 306. Die Würde ist entweder absolut (allgemein), in so fern sie das ausschließt, was unter allen Umständen den Geschmack der obern Klassen beleidigt; oder relativ, in so fern sie von dem Gegenstand und der Gattung der Schreibart, so wie überhaupt von der jedesmaligen Absicht des Schriftstellers abhängig ist.

§. 307. Obgleich diese Vollkommenheit der guten Schreibart mehr dem richtigen Gefühle und dem gebilde-

ten Geschmack des Schreibenden überlassen werden muß, und nicht füglich auf besondere Regeln zurückgeführt werden kann: so wollen wir hier doch einige, für die edlere Schreibart unpassende Ausdrücke und Vorstellungsarten namentlich anführen. Dahin rechnen wir:

1) alle solche Ausdrücke, welche einen Begriff, der das Zeichen des groben Geschmacks und der rohen Sitten an sich trägt, so grell und hart darstellen, als er ist, z. B. grob, betrügen, ungeschliffen;

2) Ausdrücke, welche beleidigende und ekelhafte Nebenbegriffe enthalten, z. B. gaffen, dickhäutig.

3) Ausdrücke, die durch den Gebrauch von niedrigen Personen und durch deren Anwendung auf unedle Gegenstände einen unedlen Nebenbegriff bekommen haben, z. B. Leute (ursprünglich Leibeigene, daher nicht von Personen höhern Standes gebraucht), Pfaff, Dirne.

4) Viele Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten, z. B. ins Gras beißen; gleiche Brüder, gleiche Kappen ꝛc.

Sechstes Kapitel.

Von der Lebhaftigkeit.

§. 308. Die Lebhaftigkeit oder Anschaulichkeit der Schreibart entsteht zum Theil schon aus ihrer Klarheit und Deutlichkeit; sie wird aber befördert durch die sinnliche Darstellung der Begriffe, oder durch die Wahl solcher Wörter, die eine Aehnlichkeit zwischen der Bezeichnung und dem Bezeichneten, zwischen den Worten und Vorstellungen enthalten, wodurch eine höhere Thätigkeit der Einbildungskraft und des Gefühls bewirkt wird.

§. 309. Die Wörter haben nämlich eine eigent-

liche und uneigentliche Bedeutung. Bei der eigentlichen trägt nichts so sehr zur Lebhaftigkeit der Schreibart bei, als ihre Bestimmtheit und Eigenthümlichkeit in Ansehung der Bedeutung und des durch sie zu bezeichnenden Begriffs. Dadurch, daß man nicht allgemeine, sondern so viel möglich besondere, und auf den anzudeutenden Begriff allein eingeschränkte Ausdrücke wählt, wird die ganze Schreibart lebhafter. Zuweilen erhöht auch die Individualisirung der Gegenstände und Gedanken die Lebhaftigkeit sehr.

§. 310. Noch mehr aber ist dies der Fall bei uneigentlichen (tropischen) Ausdrücken und bei den sogenannten Figuren, die beide als Abänderungen des gewöhnlichen Ausdrucks, oder als künstliche Formen der stylistischen Darstellung eine stärkere Einwirkung in dem Hörer oder Leser hervorzubringen bezwecken, und als vorzügliche Beförderungsmittel der Lebhaftigkeit zu betrachten sind.

§. 311. Wir theilen die Figuren nach den Seelenkräften, auf welche sie einwirken, in drei Klassen: 1) in Figuren für den Witz und Scharfsinn, 2) für die Einbildungskraft und 3) für die Gemüthsbewegungen (s. Teut Th. III.).

I. Figuren für den Witz.

§. 312. Witz und Scharfsinn müssen mit einander verbunden sein, weil ersterer ohne letzteren leicht in Abgeschmacktheit und letzterer ohne ersteren in Spitzfindigkeit ausartet. In den redenden Künsten beschäftigt sich der Witz mit Vergleichung und der Scharfsinn mit Unterscheidung sinnlicher Gegenstände.

§. 313. Zu den Figuren des Witzes gehören: 1) Die Vergleichung, welche zwei Gegenstände ihrer Aehnlichkeit wegen zusammenstellt, um einen derselben oder beide zugleich desto anschaulicher zu machen; 2) die Anti-

these stellt entgegengesetzte Dinge und Begriffe neben einander, um sie in einem gewissen gemeinschaftlichen Gesichtspunkte zu vereinigen; 8) das Naive, etwas Unerwartetes, verbunden mit einer unschuldigen Offenherzigkeit.

II. Figuren für die Einbildungskraft.

§. 314. In die zweite Klasse der Figuren, deren Wirkung zunächst auf die Einbildungskraft gerichtet ist, gehören zuerst die sogenannten Tropen oder solche Figuren, durch welche an die Stelle eines minder lebhaften Begriffs ein mit ihm verwandter, lebhafterer gesetzt wird, um jenen desto anschaulicher zu machen. Der Ursprung der Tropen muß in der Natur und dem Stufengang der menschlichen Erkenntniß, Vorstellungsart und Sprache gesucht werden.

§. 315. Einer der vornehmsten und gewöhnlichsten Tropen ist die Metapher, die statt eines minder sinnlichen und anschaulichen Begriffs einen andern sinnlichern setzt, der mit jenem Aehnlichkeit hat und daher ein Bild desselben abgeben kann. Dieser bildliche Begriff aber wird nicht bloß, wie in der Vergleichung, mit dem Begriffe, der durch ihn versinnlicht wird, zusammengestellt, sondern unmittelbar in seine Stelle gesetzt.

Beisp. Das Feuer der Rede; der Lenz des Lebens; die Rosen ihrer Wangen; das sterbende Jahr.

§. 316. Eine gute Metapher, so wie jeder Trope, muß Wahrheit und Anschaulichkeit haben, von bekannten Gegenständen entlehnt, bestimmt, vollständig, neu und schicklich sein. Auch ist die Einheit eine nothwendige Eigenschaft dieser Figur, nach welcher nicht mehrere Bilder unter einander geworfen, noch eigentliche mit uneigentlichen Ausdrücken zusammengesetzt werden dürfen. Jede Sprache hat übrigens in Ansehung der Tropen ih-

ren eigenthümlichen Gebrauch, der treu beobachtet werden muß, daher sie nicht immer aus einer Sprache in die andere wörtlich übertragen werden können.

§. 317. Wenn die Metapher durch mehrere Vorstellungen hindurch fortgeführt wird, so entsteht die Allegorie, zu welcher also eine ausgeführte Aehnlichkeit der beiden Hauptbegriffe in allen oder wenigstens in mehreren Umständen und Nebenzügen erfodert wird.

Beisp. Die Römische Dichtkunst war aus Griechischem Saamen in den Garten eines Kaisers verpflanzt, wo sie als schöne Blume da stand und blühte.

§. 318. Bei andern Tropen liegt nicht sowohl die Aehnlichkeit, als das Verhältniß und der Zusammenhang der beiden Begriffe zum Grunde, deren einer in die Stelle des andern gesetzt wird. Von der Art ist die Metonymie, welche die äußern, nothwendigen oder zufälligen Verhältnisse zweier Begriffe betrifft und eins in die Stelle des andern setzt, z. B. Ursache für Wirkung und umgekehrt, das Vorhergehende fürs Nachfolgende, die Materie für das Produkt, das Werkzeug für die dadurch bewirkte Handlung, den Ort für das darin Befindliche, die Zeit für das darin Geschehene.

Beisp. Die Arbeit der Stiere (Getreide); graue Haare (Alter); ein tödtlicher Knall (Schuß); sich in Seide kleiden (seidene Kleider); Oelzweig (Frieden); das blaue Salz (Meer) ꝛc. ꝛc.

§. 319. Die Verwandtschaft der innern Verhältnisse begründet die Synekdoche, die meistens auf dem größern oder geringern Umfang der Bedeutung des Worts beruht. Sie setzt den Theil für das Ganze, die Gattung für die Art, die Art für das Individuum und umgekehrt.

Beisp. Wellen f. See; Spitze des Schwerts f. Schwert selbst; alle Welt weiß es f. viele; Sterblicher f. Menschen; Künstler f. Maler, Schau-

spieler ꝛc.; Dichter f. Homer; Salomo f. weiser König.

§. 320. Außer den genannten Tropen gehören zu den Figuren der Einbildungskraft noch besonders folgende: 1) die Congruenz, d. i. die Aehnlichkeit des Worts mit dem natürlichen Laute der dadurch bezeichneten Sache [1]); 2) die Harmonie, oder die Aehnlichkeit des ganzen Ganges der Rede mit dem natürlichen Gange der durch sie bezeichneten Sache [2]); 3) verschönernde Beiwörter, die durch ihre sinnlichen Nebenbegriffe den Hauptbegriff anschaulicher und lebhafter machen [3]); 4) die Umschreibung, wodurch man einen prosaischen Begriff verschönern und das Allgemeine individualisiren will [4]).

Beisp. 1) Das Heulen des Sturms, das Geflüster des Windes, das Brüllen und Rollen des Donners. Lispeln, murmeln, rieseln, rasseln ꝛc.
2) Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor.
3) Kühle Schatten; duftende Rosen; bemoostes Dach; silberne Wellen; einsamer Mond.
4) Eherne Schlünde f. Kanonen; das schäumende Blut des Weinstocks f. Wein; Schuhe von Stahl, worin der Mann der freundlichen Venus der Blitze Geschwindigkeit barg f. Schlittschuhe.

§. 321. Eine besondere Aufmerksamkeit verdient das Gleichniß, welches zur Versinnlichung einer allgemeinen Wahrheit durch einen einzelnen Fall dient, oder minder deutliche Vorstellungen durch ähnliche sinnliche erläutert.

Beisp. Der Weise ist ohne die Tugend ein lebloser Zeiger, der die Strahlen der Sonne auffängt, und sie auf seiner Oberfläche, sich selbst unnütz, von fremden Augen bemerken läßt.

§. 322. Ein Gleichniß muß 1) Aehnlichkeit haben, oder es muß ein leicht zu entdeckendes tertium com-

parationis da sein [1]); 2) Neuheit, weil ein schon zu bekanntes und abgenutztes Gleichniß keine Wirkung mehr thut [2]).

Beisp. 1) Wo ist die Aehnlichkeit, wenn d'Alembert von dem Adel, der nur auf Ahnen sieht, sagt: „ein Mensch, der damit prahlt, ist wie Greise, die wieder zu Kindern werden."

2) Helden mit Löwen, schöne Augen mit Sternen, die Leidenschaft mit dem Sturme vergleichen: ist schon zu abgenutzt. Doch können solche Gleichnisse durch neue Züge gehoben werden.

§. 323. Da das Gegenwärtige mehr Anschaulichkeit gewährt als das Vergangene und Abwesende: so bedient man sich 1) des Präsens für das Perfectum und 2) der Apostrophe, oder der an eine abwesende Person als gegenwärtig und an einen leblosen Gegenstand als lebend gerichteten Anrede.

§. 324. Endlich gehört noch zu den Figuren der Einbildungskraft die Prosopopöie oder Personendichtung, wodurch man lebloſe Gegenstände zu Personen macht, ihnen Leben, Vernunft, Handlung und Empfindung beilegt, und sie nun entweder anredet, oder sie selbst handelnd, hörend oder redend einführt. Geschieht dies mit verstorbenen Personen oder überirdischen Wesen, so wird diese Figur Vision genannt.

Anm. Die Personendichtung ist so tief in der menschlichen Natur gegründet, daß wir die Neigung dazu in der ganzen Sprache wahrnehmen. Wir sehen, daß leblosen Gegenständen und selbst abstracten Begriffen ein Geschlecht beigelegt ist, und bedienen uns, selbst in der Sprache des gemeinen Lebens, solcher Prädicate, die den Gegenstand, dem sie beigelegt werden, als Person darstellen; z. B. die Erde durstet nach Regen; die Zeit verweicht, vergeht alles; der Frühling kommt, verläßt uns nur zu schnell; das Glück ist betrüglich, die Ehrsucht maßlos.

III. Figuren für die Gemüthsbewegungen.

§. 325. Zu den Figuren, welche Gemüthsbewegungen und Leidenſchaften erregen ſollen, gehört: 1) die Hyperbel *), die einen Gegenſtand über die Wahrheit vergrößert, oder, ihn unter dieſelbe herabſetzend, verkleinert; 2) die Ironie, eine Figur des Spottes, welche einen Contraſt zwiſchen dem wörtlichen Ausdruck und dem Gedanken hervorbringt, und das Gegentheil von dem verſtanden haben will, was ſie, dem gewöhnlichen Wortverſtande nach, ausdruckt.

Beiſp. *) Die Zunge iſt eine Welt voll Ungerechtigkeit.

§. 326. Unter den Figuren dieſer Art dienen auch einige dazu, durch das Fremde und Ungewöhnliche, welches ihnen eigen iſt, die Aufmerkſamkeit zu beleben. Dahin rechnen wir: 1) die Anapher, oder die öftere, nahe Wiederkehr der nämlichen Begriffe und Ausdrücke, in ſo fern man ſolche vorzüglich bemerklich zu machen wünſcht [1]). 2) Die Inverſion, wodurch die Rede von der gewöhnlichen Wortfolge abweicht, und irgend ein Begriff durch die ungewöhnliche Stelle, die er erhält, herausgehoben wird [2]); 3) die Gradation oder Steigerung, eine Stufenfolge mehrerer Begriffe nach dem zunehmenden Grade ihrer Würde, Stärke und Bedeutſamkeit, wodurch auch das Intereſſe des Leſers oder Zuhörers immer mehr geſteigert wird.

Beiſp. 1) In Don Carlos ſagt dieſer zum Marquis von Poſa:

Ich ſah auf dich und weinte nicht. Der Schmerz
ſchlug meine Zähne knirſchend an einander;
ich weinte nicht. Mein königliches Blut
floß ſchändlich unter unbarmherz'gen Streichen;
ich ſah auf dich und weinte nicht.

2) Stan: Ich ſollte Dich loben? Dich ſollte ich loben? Loben ſollte ich dich?

§. 327. So künſtlich auch das Anſehen der Figu-

ren und Trohen ist, so haben sie doch ihren Ursprung dem natürlichen Hange zur bildlichen und sinnlichen Bezeichnung, und zum Theil auch dem Wortmangel der noch wenig ausgebildeten Sprachen zu danken. Der Gebrauch derselben darf daher auch nicht absichtlich sein, sondern muß mehr aus der Natur der Sache, aus Phantasie und Leidenschaft hervorgehen, so wie denn auch das Gesetz der Sparsamkeit hier besonders zu empfehlen ist.

Siebentes Kapitel.

Von dem Wohllaut.

§. 328. Der Wohllaut der Rede findet sich entweder in einzelnen Tönen, Wörtern und Verbindungsarten, und heißt dann Euphonie; oder in ganzen Sätzen und Perioden, und dann nennen wir ihn oratorischen Numerus.

§. 329. Der Euphonie stehen die Härte, der Gleichklang und die Eintönigkeit entgegen. Die Härte hat ihren Grund in der Häufung der Consonanten und der einsylbigen Wörter, so wie in der ungeschickten und schwerfälligen Verbindung und Zusammensetzung. Der Gleichklang entsteht, wenn ohne Noth und Absicht solche Sylben und Wörter zusammengestellt werden, die einerlei Klang haben; auch der Hiatus, oder das Zusammenstoßen der Vocale in verschiedenen Wörtern bewirkt öfters einen fehlerhaften Gleichklang. Die Eintönigkeit findet sich in der zu großen Gleichheit auf einander folgender Wörter in Ansehung ihrer Kürze und Länge, der einzelnen Sätze oder der Glieder der Perioden.

Beisp. Die barbarischsten Nationen; glaubsts; Religionsvereinigungsprojekt; die in dem ersten vor uns liegen-

z. B. Schule, Prediger, Pulver, Hospital, Bibel, Pallast, Brief, Körper, Siegel ꝛc. und werden als eingebürgert (nationalisirt) betrachtet und beibehalten. Andere haben noch ganz das Fremdartige an sich, als: Contrast, Tradition, Instinkt, Simplicität, Genie, Humanität, Elektrizität, abstrahiren, protestiren, naiv ꝛc. ꝛc.

§. 281. Von diesen ausländischen Wörtern sind alle diejenigen zu vermeiden, die der Deutschen Sprache entbehrlich sind, in so fern sie durch eben so viel sagende, gute und allgemein verständliche, echt-Deutsche Wörter ersetzt werden können, als: defendiren, Visite, Instruction, Confusion, Consistenz, Copie, Gratulation, Moment, Certificat, College (Amtsgehülfe), Observanz, Präsumtion, Possess ꝛc.

§. 282. Dagegen müssen alle diejenigen fremden Wörter beibehalten werden, welche

a) bereits eingebürgert sind: studiren, appelliren, protestiren, Charakter, Fabrik, Manufactur, Termin, Postillon;

b) nicht zu übersetzen und durch einheimische Wörter noch nicht überflüssig gemacht sind: Literatur, Philosophie, Publikum, Tyrann, naiv, Chirane, Summe, Genie, Humanität, Interesse ꝛc. ꝛc.;

c) zur Terminologie des Geschäfts- und wissenschaftlichen Lebens gehören: Protokoll, Codicill, Testament, giriren, indossiren, Protest, Mandat, pragmatische Sanction, Capitulation, Mathematik, physikalisch, Elektrizität ꝛc.;

d) zur Bezeichnung der verschiedenen Aemter und Stände dienen: Professor, Doctor, Secretair, Visitator, Controlleur, Registrator, Copist ꝛc.

§. 283. 4. Neu gebildete Wörter sind annehmlich, wenn dadurch ein Begriff richtig bezeichnet, und ein

ausländisches Wort verdrängt wird. Dies wäre z. B. der Fall bei dem Worte folgerecht f. consequent, volksthümlich f. national. Da indessen die Wortbildung ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten hat, und das Neue erst sorgfältig geprüft und von dem denkenderen Theile der Nation als gut erkannt werden muß, so ist auch bei dem Gebrauch neuer Wörter viel Behutsamkeit nöthig.

Zweites Kapitel.

Von der Deutlichkeit.

§. 284. Unter allen Eigenschaften der guten Schreibart ist die Deutlichkeit die wichtigste. Deutlich nennen wir die Schreibart, wenn die Vorstellungen des Schreibenden aus dem Sprachausdruck mit Gewißheit gedeutet werden können.

§. 285. Um der Schreibart den gehörigen Grad von Deutlichkeit zu geben, muß man zuvörderst die ihr entgegen stehenden Fehler der Dunkelheit, Zweideutigkeit und Unverständlichkeit vermeiden.

§. 286. 1. Dunkelheit entsteht aus mannigfachen Ursachen: theils aus dem Mangelhaften und Unvollständigen des Ausdrucks, theils aus einer ungeschickten Stellung der Wörter, wodurch die eigentliche Verbindung derselben zweifelhaft wird, welches besonders bei dem Gebrauch der relativen Fürwörter der Fall ist, theils aus zu langen Perioden, unerklärten Kunstwörtern und einem zu weit getriebenen Bestreben nach Kürze, so wie endlich aus vernachläßigter oder fehlerhafter Interpunktion.

§. 287. 2. Zwei- oder vieldeutig wird die Rede, wenn sie mehr als einer Auslegung fähig und folglich

einer völligen Mißdeutung unterworfen ist. Dies kann theils bei einzelnen Wörtern und Redensarten, theils bei der ganzen Wortfügung der Fall sein. Letzteres läßt sich oft schwer und nur durch eine völlig veränderte Einkleidung des Gedankens vermeiden.

§. 288. 3. Unverständlichkeit der Rede ist ihr völliger Mangel an Sinn und Bedeutung. Dieser Fehler entspringt entweder aus wirklicher Verworrenheit der Gedanken, die nur halb vollendet und ausgebildet sind, und deren eigentlicher Sinn dem Leser schwer oder auch gar nicht einleuchtet; oder aus einem gesuchten Schmuck der Rede und einem unbehutsamen Gebrauch der Redefiguren; oder endlich aus einer gänzlichen Gedankenleere des Schriftstellers. Letzteres belegt man mit dem Namen Nonsense oder Unsinn.

Anm. Beispiele zu diesen der Deutlichkeit entgegengesetzten Fehlern findet man in ältern und neuern Schriften genug. Zur Erläuterung des Gesagten hier nur folgende:

So verminderte das Glück und die Beharrlichkeit der Tribunen die Gewalt der Patrizier mit jedem Jahre. (Was wird vermindert?)

Seine mir nur bekannten herausgegebenen Schriften.

Die Gesellschaft war so zerstreut, daß mein Vortrag kein Gehör finden konnte.

Zum vollen Beweise wird mehr als ein Zeuge gefodert.

Sein Freund schrieb ihm, er habe das große Loos gewonnen.

Der Sohn meines Freundes, von dem ich Ihnen neulich schrieb.

Dieses Reich, welches Europa fürchtete.

Er hat das Gemälde gezeichnet, und seine Frau in Kupfer gestochen.

Ein heroischer Liebhaber rief in einem Schauspiele Drydens aus: „Meine Wunde ist so groß, weil sie so

klein ist!" Der Herzog von Buckingham, der sich im Schauspiel befand, setzte, da ihm dieser Unsinn so sehr auffiel, aus dem Stegreife hinzu: „Sie würde größer sein, wenn sie nicht überall wäre!"

§. 289. Es kommt bei der Deutlichkeit auch noch darauf an, daß man dem Leser eine leichte Uebersicht des Ganzen verschaffe. Dies geschieht durch eine gewisse natürliche Ordnung der Gedanken nach ihrem innern Zusammenhange, oder — durch ein planmäßiges Verbinden des Einzelnen zum Ganzen.

§. 290. Es ist nämlich der Natur unsers Vorstellungs- und Erinnerungs-Vermögens angemessen, nur solche Gedanken an einander zu reihen, die eine gewisse Verwandtschaft mit einander haben, welche entweder von der Sache selbst und ihrem Gegentheil oder von Zeit und Ort hergenommen ist. Wer darauf keine Rücksicht nimmt, schreibt unzusammenhängend, oder — er macht Sprünge.

§. 291. Um zusammenhängend schreiben zu lernen, muß man zwei Regeln beobachten: 1) man überdenke zuvor das, was man schreiben will, und zeichne sich die Hauptgedanken aufs Papier, so wie sie der Seele sich darbieten; 2) man ordne diese Gedanken nach gewissen Klassen, oder — entwerfe sich einen Plan.

Drittes Kapitel.

Von der Kürze.

§. 292. Die Kürze (Präcision) des Styls besteht darin, daß jeder Begriff so bündig als möglich dargestellt und alles dessen entladen werde, was nach der jedesmaligen Absicht des Schreibenden nicht zur Vollständigkeit oder zum Schmuck gehört. Der entgegenstehende Fehler ist der Ueberfluß.

§. 293. Der Ueberfluß zeigt sich in Sylben, Wörtern und der ganzen Darstellung der Gedanken, oder in Sätzen und Perioden.

§. 294. 1. Ueberfluß in Sylben. In mehrern Wörtern findet man eine unnütze Verlängerung, die weder zur Bestimmung des Hauptbegriffs, noch zum Wohlklang etwas beitragen kann, z. B. jedweder, neuerlich, darinnen, hierinnen, alldieweil, allhier ꝛc.

§. 295. 2. Ueberfluß in Wörtern. Den Ueberfluß an einzelnen Wörtern bezeichnet man mit zwei Namen: Tautologie und Pleonasmus. Der Fehler der Tautologie besteht in der unnöthigen Wiederholung eines und desselben Begriffs *); der Fehler des Pleonasmus in der überflüssigen Bezeichnung eines Gedankens, der schon durch den ganzen Ausdruck hinlänglich erkannt wird **).

Anm. *) Ich habe gehört und erfahren; das hat keiner nicht gesehen; meines Vaters sein Haus; Weidenbaum; Schiffsflotte.

Anm. **) Der Admiral segelte mit seiner unterhabenden Flotte ab; der alte Greis. — Nicht pleonastisch ist es aber, wenn man des Nachdrucks wegen ein sonst überflüssiges Wort gebraucht, als: ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen.

§. 296. Zu den Tautologien gehört besonders die Ueberfüllung mit Synonymen oder sinnverwandten Wörtern, d. h. solchen, die einerlei Hauptbegriff bezeichnen und nur in den Nebenbedeutungen verschieden sind, z. B. etwas melden und kund thun; sich beklagen und beschweren.

§. 297. 3. Ueberfluß in Sätzen und Perioden. Wenn die Tautologie und der Pleonasmus in ganzen Sätzen und Perioden so gehäuft werden, daß die Gedanken mehr Ausdehnung erhalten, als die Natur der

Sache und die jedesmalige Absicht des Schriftstellers erfodern, so erhält dieser Fehler den Namen Weitschweifigkeit, deren Unterarten das Gedehnte, Wässerige und Schleppende sind.

Anm. Paoli erzählt in seinem Leben großer Helden von dem damaligen Obersten Keith, der König von Spanien habe gewünscht, der Oberst möchte katholisch werden, und nun fährt er fort: „der Hof gestand, er habe Achtung für ihn. Ein Lobspruch, der seine bisherigen Verdienste und Aufführung in Spanien vollkommen zu verstehen giebt. Der Hof gesteht, er erkenne, wie würdig er sei, daß man durch fernere Beförderung seinen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren lasse, daß man diese Achtung werkthätig beweise. Der Hof bezeigte, wie er auch den Willen habe, solches zu thun, er wünsche es ungemein, es thun zu können, aber es sei dem Hofe nicht möglich. Warum nicht? Er verdiene es zwar; bei diesem allen war es dem Regenten nicht möglich.“ Er wollte gern, aber es war ihm nicht möglich u. s. w.

§. 298. Die Präcision ist eine so wichtige Eigenschaft der guten Schreibart, daß jeder Gedanke nur erst durch sie sein gehöriges Licht erhält, und zugleich den tiefsten Eindruck auf den Leser macht. Indessen muß man sich wohl hüten, daß man aus Liebe zur Kürze in Dunkelheit verfalle, so wie denn überhaupt die Präcision nicht mit Aufopferung einer andern nothwendigen Eigenschaft des schönen Styls, namentlich der Deutlichkeit, erlangt werden darf.

Viertes Kapitel.

Von der Angemessenheit.

§. 299. Die Angemessenheit des Styls besteht in der genauesten Uebereinstimmung des Ausdrucks mit dem

allgemeinen Absicht der Rede und den jedesmaligen besondern Absichten des Schreibenden. Wir begreifen darunter besonders die Ueblichkeit und Schicklichkeit.

§. 300. Die Ueblichkeit fodert, daß man für jeden Gedanken und dessen einzelne Theile diejenigen Ausdrücke wähle, welche nach der jedesmaligen Absicht des Schriftstellers der allgemeinste und beste Gebrauch eingeführt hat. Denn da jeder Gedanke einer vielfachen Darstellung fähig ist, eine aber immer vor der andern den Vorzug hat, und den Gegenstand bestimmter und deutlicher macht: so muß auch der Schreibende für jede Vorstellung gerade den Ausdruck wählen, der sie am leichtesten und richtigsten erweckt, und das sind immer die üblichsten Wörter.

§. 301. Das Uebliche erstreckt sich: 1) auf einzelne Wörter, deren Gestalt und Bedeutung, wohin wir besonders die Verba solemnia rechnen, d. h. solche Ausdrücke, welche der Gebrauch für gewisse Begriffe gleichsam gestempelt hat, z. B. Verweise bekommen, nicht erhalten; einen in den Stand setzen, nicht stellen; 2) auf die Verbindung der Wörter und die ganze Anordnung der Gedanken.

§. 302. Die Schicklichkeit ist diejenige Eigenschaft der Schreibart, nach welcher die einzelnen Vorstellungen und deren Ausdrücke sowohl zu dem Gegenstande, als auch zu den jedesmaligen Umständen des Schreibenden passen.

§. 303. Die Schicklichkeit in Ansehung des Gegenstandes besteht darin, daß der Hauptgedanke und alle einzelne Theile der Natur der Sache angemessen sind. Dazu wird erfodert: 1) daß man nicht fremdartige Begriffe mit einander verbinde, z. B. dann will ich Milch und Blumen auf dein Grabmahl streuen (Gesner);

2) daß man nicht schmücke, wo die Sache keinen Schmuck verträgt; 3) daß man nicht übertreibe und der Ausdruck nicht mehr sage, als der Sache gemäß ist, z. B. göttlich, unendlich, schrecklich, wunderschön ꝛc., wenn es oft an der Hälfte genug ist.

§. 304. Was die Schicklichkeit in Ansehung der jedesmaligen Umstände des Schreibenden betrifft, so muß man hier auf die nächste Absicht desselben sehen. Er kann nämlich belehren, rühren oder belustigen wollen. Da nun der Ausdruck das Mittel zur Erreichung dieser Absicht ist, so dürfen auch beide nicht einander entgegen wirken. Dies würde aber z. B. geschehen, wenn der Schriftsteller unterrichten wollte und die Sprache allen Schmuck der Poesie hätte.

Fünftes Kapitel.

Von der Würde.

§. 305. Zu den allgemeinen Erfodernissen einer guten Schreibart gehört auch die Würde derselben, die in der Uebereinstimmung des Sprachausdrucks mit der Denk- und Empfindungsart der obern Klassen besteht, wodurch alles Unedle, Unanständige und Niedrige, und der dadurch bewirkte Anstoß und Ekel vermieden wird.

§. 306. Die Würde ist entweder absolut (allgemein), in so fern sie das ausschließt, was unter allen Umständen den Geschmack der obern Klassen beleidigt; oder relativ, in so fern sie von dem Gegenstand und der Gattung der Schreibart, so wie überhaupt von der jedesmaligen Absicht des Schriftstellers abhängig ist.

§. 307. Obgleich diese Vollkommenheit der guten Schreibart mehr dem richtigen Gefühle und dem gebilde-

ten Geschmack des Schreibenden überlassen werden muß, und nicht füglich auf besondere Regeln zurückgeführt werden kann: so wollen wir hier doch einige, für die edlere Schreibart unpassende Ausdrücke und Vorstellungsarten namentlich anführen. Dahin rechnen wir:

1) alle solche Ausdrücke, welche einen Begriff, der das Zeichen des groben Geschmacks und der rohen Sitten an sich trägt, so grell und hart darstellen, als er ist, z. B. grob, betrügen, ungeschliffen;

2) Ausdrücke, welche beleidigende und ekelhafte Nebenbegriffe enthalten, z. B. gaffen, dickhäutig.

3) Ausdrücke, die durch den Gebrauch von niedrigen Personen und durch deren Anwendung auf unedle Gegenstände einen unedlen Nebenbegriff bekommen haben, z. B. Leute (ursprünglich Leibeigene, daher nicht von Personen höhern Standes gebraucht), Pfaff, Dirne.

4) Viele Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten, z. B. ins Gras beißen; gleiche Brüder, gleiche Kappen ꝛc.

Sechstes Kapitel.

Von der Lebhaftigkeit.

§. 308. Die Lebhaftigkeit oder Anschaulichkeit der Schreibart entsteht zum Theil schon aus ihrer Klarheit und Deutlichkeit; sie wird aber befördert durch die sinnliche Darstellung der Begriffe, oder durch die Wahl solcher Wörter, die eine Aehnlichkeit zwischen der Bezeichnung und dem Bezeichneten, zwischen den Worten und Vorstellungen enthalten, wodurch eine höhere Thätigkeit der Einbildungskraft und des Gefühls bewirkt wird.

§. 309. Die Wörter haben nämlich eine eigent-

liche und uneigentliche Bedeutung. Bei der eigentlichen trägt nichts so sehr zur Lebhaftigkeit der Schreibart bei, als ihre Bestimmtheit und Eigenthümlichkeit in Ansehung der Bedeutung und des durch sie zu bezeichnenden Begriffs. Dadurch, daß man nicht allgemeine, sondern so viel möglich besondere, und auf den anzudeutenden Begriff allein eingeschränkte Ausdrücke wählt, wird die ganze Schreibart lebhafter. Zuweilen erhöht auch die Individualisirung der Gegenstände und Gedanken die Lebhaftigkeit sehr.

§. 310. Noch mehr aber ist dies der Fall bei uneigentlichen (tropischen) Ausdrücken und bei den sogenannten Figuren, die beide als Abänderungen des gewöhnlichen Ausdrucks, oder als künstliche Formen der stylistischen Darstellung eine stärkere Einwirkung in dem Hörer oder Leser hervorzubringen bezwecken, und als vorzügliche Beförderungsmittel der Lebhaftigkeit zu betrachten sind.

§. 311. Wir theilen die Figuren nach den Seelenkräften, auf welche sie einwirken, in drei Klassen: 1) in Figuren für den Witz und Scharfsinn, 2) für die Einbildungskraft und 3) für die Gemüthsbewegungen (s. Teut Th. III.).

I. Figuren für den Witz.

§. 312. Witz und Scharfsinn müssen mit einander verbunden sein, weil ersterer ohne letzteren leicht in Abgeschmacktheit und letzterer ohne ersteren in Spitzfindigkeit ausartet. In den redenden Künsten beschäftigt sich der Witz mit Vergleichung und der Scharfsinn mit Unterscheidung sinnlicher Gegenstände.

§. 313. Zu den Figuren des Witzes gehören: 1) Die Vergleichung, welche zwei Gegenstände ihrer Aehnlichkeit wegen zusammenstellt, um einen derselben oder beide zugleich desto anschaulicher zu machen; 2) die Anti-

these stellt entgegengesetzte Dinge und Begriffe neben einander, um sie in einem gewissen gemeinschaftlichen Gesichtspunkte zu vereinigen; 3) das Naive, etwas Unerwartetes, verbunden mit einer unschuldigen Offenherzigkeit.

II. Figuren für die Einbildungskraft.

§. 314. In die zweite Klasse der Figuren, deren Wirkung zunächst auf die Einbildungskraft gerichtet ist, gehören zuerst die sogenannten Tropen oder solche Figuren, durch welche an die Stelle eines minder lebhaften Begriffs ein mit ihm verwandter, lebhafterer gesetzt wird, um jenen desto anschaulicher zu machen. Der Ursprung der Tropen muß in der Natur und dem Stufengang der menschlichen Erkenntniß, Vorstellungsart und Sprache gesucht werden.

§. 315. Einer der vornehmsten und gewöhnlichsten Tropen ist die Metapher, die statt eines minder sinnlichen und anschaulichen Begriffs einen andern sinnlichern setzt, der mit jenem Aehnlichkeit hat und daher ein Bild desselben abgeben kann. Dieser bildliche Begriff aber wird nicht bloß, wie in der Vergleichung, mit dem Begriffe, der durch ihn versinnlicht wird, zusammengestellt, sondern unmittelbar in seine Stelle gesetzt.

Beisp. Das Feuer der Rede; der Lenz des Lebens; die Rosen ihrer Wangen; das sterbende Jahr.

§. 316. Eine gute Metapher, so wie jeder Trope, muß Wahrheit und Anschaulichkeit haben, von bekannten Gegenständen entlehnt, bestimmt, vollständig, neu und schicklich sein. Auch ist die Einheit eine nothwendige Eigenschaft dieser Figur, nach welcher nicht mehrere Bilder unter einander geworfen, noch eigentliche mit uneigentlichen Ausdrücken zusammengesetzt werden dürfen. Jede Sprache hat übrigens in Ansehung der Tropen ih-

ren eigenthümlichen Gebrauch, der treu beobachtet werden muß, daher sie nicht immer aus einer Sprache in die andere wörtlich übertragen werden können.

§. 317. Wenn die Metapher durch mehrere Vorstellungen hindurch fortgeführt wird, so entsteht die Allegorie, zu welcher also eine ausgeführte Aehnlichkeit der beiden Hauptbegriffe in allen oder wenigstens in mehreren Umständen und Nebenzügen erfodert wird.

Beisp. Die Römische Dichtkunst war aus Griechischem Saamen in den Garten eines Kaisers verpflanzt, wo sie als schöne Blume da stand und blühte.

§. 318. Bei andern Tropen liegt nicht sowohl die Aehnlichkeit, als das Verhältniß und der Zusammenhang der beiden Begriffe zum Grunde, deren einer in die Stelle des andern gesetzt wird. Von der Art ist die Metonymie, welche die äußern, nothwendigen oder zufälligen Verhältnisse zweier Begriffe betrifft und eins in die Stelle des andern setzt, z. B. Ursache für Wirkung und umgekehrt, das Vorhergehende fürs Nachfolgende, die Materie für das Produkt, das Werkzeug für die dadurch bewirkte Handlung, den Ort für das darin Befindliche, die Zeit für das darin Geschehene.

Beisp. Die Arbeit der Stiere (Getreide); graue Haare (Alter); ein tödtlicher Knall (Schuß); sich in Seide kleiden (seidene Kleider); Oelzweig (Frieden); das blaue Salz (Meer) ꝛc. ꝛc.

§. 319. Die Verwandtschaft der innern Verhältnisse begründet die Synekdoche, die meistens auf dem größern oder geringern Umfang der Bedeutung des Worts beruht. Sie setzt den Theil für das Ganze, die Gattung für die Art, die Art für das Individuum und umgekehrt.

Beisp. Wellen f. See; Spitze des Schwerts f. Schwert selbst; alle Welt weiß es f. viele; Sterbliche f. Menschen; Künstler f. Maler, Schau-

spieler ꝛc.; Dichter f. Homer; Salomo f. weiser König.

§. 320. Außer den genannten Tropen gehören zu den Figuren der Einbildungskraft noch besonders folgende: 1) die Congruenz, d. i. die Aehnlichkeit des Worts mit dem natürlichen Laute der dadurch bezeichneten Sache [1]); 2) die Harmonie, oder die Aehnlichkeit des ganzen Ganges der Rede mit dem natürlichen Gange der durch sie bezeichneten Sache [2]); 3) verschönernde Beiwörter, die durch ihre sinnlichen Nebenbegriffe den Hauptbegriff anschaulicher und lebhafter machen [3]); 4) die Umschreibung, wodurch man einen prosaischen Begriff verschönern und das Allgemeine individualisiren will [4]).

Beisp. 1) Das Heulen des Sturms, das Geflüster des Windes, das Brüllen und Rollen des Donners. Lispeln, murmeln, rieseln, rasseln ꝛc.
2) Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor.
3) Kühle Schatten; duftende Rosen; bemostes Dach; silberne Wellen; einsamer Mond.
4) Eherne Schlünde f. Kanonen; das schäumende Blut des Weinstocks f. Wein; Schuhe von Stahl, worin der Mann der freundlichen Venus der Blitze Geschwindigkeit barg f. Schlittschuhe.

§. 321. Eine besondere Aufmerksamkeit verdient das Gleichniß, welches zur Versinnlichung einer allgemeinen Wahrheit durch einen einzelnen Fall dient, oder minder deutliche Vorstellungen durch ähnliche sinnliche erläutert.

Beisp. Der Weise ist ohne die Tugend ein lebloser Zeiger, der die Strahlen der Sonne auffängt, und sie auf seiner Oberfläche, sich selbst unnütz, von fremden Augen bemerken läßt.

§. 322. Ein Gleichniß muß 1) Aehnlichkeit haben, oder es muß ein leicht zu entdeckendes tertium com-

parationis da sein [1]); 2) Neuheit, weil ein schon zu bekanntes und abgenutztes Gleichniß keine Wirkung mehr thut [2]).

Beisp. 1) Wo ist die Aehnlichkeit, wenn d'Alembert von dem Adel, der nur auf Ahnen sieht, sagt: „ein Mensch, der damit prahlt, ist wie Greise, die wieder zu Kindern werden."

2) Helden mit Löwen, schöne Augen mit Sternen, die Leidenschaft mit dem Sturme vergleichen: ist schon zu abgenutzt. Doch können solche Gleichnisse durch neue Züge gehoben werden.

§. 323. Da das Gegenwärtige mehr Anschaulichkeit gewährt als das Vergangene und Abwesende: so bedient man sich 1) des Präsens für das Perfectum und 2) der Apostrophe, oder der an eine abwesende Person als gegenwärtig und an einen leblosen Gegenstand als lebend gerichteten Anrede.

§. 324. Endlich gehört noch zu den Figuren der Einbildungskraft die Prosopopöie oder Personendichtung, wodurch man lebloſe Gegenstände zu Personen macht, ihnen Leben, Vernunft, Handlung und Empfindung beilegt, und sie nun entweder anredet, oder sie selbst handelnd, hörend oder redend einführt. Geschieht dies mit verstorbenen Personen oder überirdischen Wesen, so wird diese Figur Vision genannt.

Anm. Die Personendichtung ist so tief in der menschlichen Natur gegründet, daß wir die Neigung dazu in der ganzen Sprache wahrnehmen. Wir sehen, daß leblosen Gegenständen und selbst abstracten Begriffen ein Geschlecht beigelegt ist, und bedienen uns, selbst in der Sprache des gemeinen Lebens, solcher Prädicate, die den Gegenstand, dem sie beigelegt werden, als Person darstellen; z. B. die Erde durstet nach Regen; die Zeit verwischt, vergißt alles; der Frühling kommt, verläßt uns nur zu schnell; das Glück ist betrüglich, die Ehrsucht rastlos.

III. Figuren für die Gemüthsbewegungen.

§. 325. Zu den Figuren, welche Gemüthsbewegungen und Leidenſchaften erregen ſollen, gehört: 1) die Hyperbel *), die einen Gegenſtand über die Wahrheit vergrößert, oder, ihn unter dieſelbe herabſetzend, verkleinert; 2) die Ironie, eine Figur des Spottes, welche einen Contraſt zwiſchen dem wörtlichen Ausdruck und dem Gedanken hervorbringt, und das Gegentheil von dem verſtanden haben will, was ſie, dem gewöhnlichen Wortverſtande nach, ausdruckt.

Beiſp. *) Die Zunge iſt eine Welt voll Ungerechtigkeit.

§. 326. Unter den Figuren dieſer Art dienen auch einige dazu, durch das Fremde und Ungewöhnliche, welches ihnen eigen iſt, die Aufmerkſamkeit zu beleben. Dahin rechnen wir: 1) die Anapher, oder die öftere, nahe Wiederkehr der nämlichen Begriffe und Ausdrücke, in ſo fern man ſolche vorzüglich bemerklich zu machen wünſcht [1]). 2) Die Inverſion, wodurch die Rede von der gewöhnlichen Wortfolge abweicht, und irgend ein Begriff durch die ungewöhnliche Stelle, die er erhält, herausgehoben wird [2]); 3) die Gradation oder Steigerung, eine Stufenfolge mehrerer Begriffe nach dem zunehmenden Grade ihrer Würde, Stärke und Bedeutſamkeit, wodurch auch das Intereſſe des Leſers oder Zuhörers immer mehr geſteigert wird.

Beiſp. 1) In Don Carlos ſagt dieſer zum Marquis von Poſa:

Ich ſah auf dich und weinte nicht. Der Schmerz
ſchlug meine Zähne knirſchend an einander;
ich weinte nicht. Mein königliches Blut
floß ſchändlich unter unbarmherzigen Streichen;
ich ſah auf dich und weinte nicht.

2) Statt: Ich ſollte Dich loben? Dich ſollte ich loben? Loben ſollte ich dich?

§. 327. So künſtlich auch das Anſehen der Figu-

ren und Tropen ist, so haben sie doch ihren Ursprung dem natürlichen Hange zur bildlichen und sinnlichen Bezeichnung, und zum Theil auch dem Wortmangel der noch wenig ausgebildeten Sprachen zu danken. Der Gebrauch derselben darf daher auch nicht absichtlich sein, sondern muß mehr aus der Natur der Sache, aus Phantasie und Leidenschaft hervorgehen, so wie denn auch das Gesetz der Sparsamkeit hier besonders zu empfehlen ist.

Siebentes Kapitel.

Von dem Wohllaut.

§. 328. Der Wohllaut der Rede findet sich entweder in einzelnen Tönen, Wörtern und Verbindungsarten, und heißt dann Euphonie; oder in ganzen Sätzen und Perioden, und dann nennen wir ihn oratorischen Numerus.

§. 329. Der Euphonie stehen die Härte, der Gleichklang und die Eintönigkeit entgegen. Die Härte hat ihren Grund in der Häufung der Consonanten und der einsylbigen Wörter, so wie in der ungeschickten und schwerfälligen Verbindung und Zusammensetzung. Der Gleichklang entsteht, wenn ohne Noth und Absicht solche Sylben und Wörter zusammengestellt werden, die einerlei Klang haben; auch der Hiatus, oder das Zusammenstoßen der Vocale in verschiedenen Wörtern bewirkt öfters einen fehlerhaften Gleichklang. Die Eintönigkeit findet sich in der zu großen Gleichheit auf einander folgender Wörter in Ansehung ihrer Kürze und Länge, der einzelnen Sätze oder der Glieder der Perioden.

Beisp. Die barbarischsten Nationen; glaubsts; Religionsvereinigungsproject; die in dem ersten vor uns liegen-

den Stücke vorkommenden Abhandlungen; wenn sie sie liebt; der, der der Tugend nachstrebt; ehe eine erbetene Anzeige erschien; wer was er will auch darf, will selten was er soll.

§. 330. Wichtiger noch ist der oratorische Numerus, der in dem verhältnißmäßigen Bau der Sätze und Perioden, in der richtigen Vertheilung ihrer Einschnitte und Ruhepunkte, in der geschickten Verbindung aller zusammen gehörigen Theile, in einem ungezwungenen Anfang und in der Fülle des Schlusses besteht. Diese Art des Wohllauts aber ist mehr von einem richtigen Gefühl, als von der Beobachtung theoretischer Regeln abhängig und kann durch sorgsame Lectüre guter Schriftsteller am sichersten erlangt werden.

Achtes Kapitel.

Von den drei Hauptgattungen des Styls.

§. 331. Der Styl ist verschieden, wegen der Verschiedenheit der Personen, der Gegenstände und der Absicht des Schreibenden. Der Schriftsteller kann nämlich den Zweck haben, zu unterrichten, zu belehren, Wohlgefallen zu erregen und zu rühren. Die Betrachtung der Person und des Gegenstandes gibt die Würde des Styls.

§. 332. Die verschiedenen Stylarten, welche daraus entstehen, sind: 1) die vertrauliche Schreibart (auch wohl niedere genannt); 2) die mittlere; 3) die höhere.

§. 333. Die vertrauliche Schreibart dient zur Erklärung, Belehrung und Ueberführung. Da sie eine gewisse Gleichheit des Verhältnisses voraussetzt, so gehört sie besonders für den gesellschaftlichen Umgang und für

solche Schriftwerke, in denen man sich in das Verhältniß eines Freundes vom Leser setzen darf. Sie theilt daher Empfindungen und Vorstellungen, so wie sie entstehen, ohne viele vorbereitende Umstände mit. Von dem rednerischen Schmuck entlehnt sie sehr wenig, weil es ihr nur um ruhige Belehrung des Verstandes zu thun ist; desto mehr aber macht sie auf Deutlichkeit, Kürze und Bestimmtheit Anspruch.

Anm. Die vertrauliche Schreibart zeigt an den Gegenständen nur das, was Gefallen und Vertrauen erregt; daher sie denn auch solche Ausdrücke und Formen wählt, welche eine gewisse kleinliche Beschaffenheit anzeigen, und dem unstudirten gesellschaftlichen Tone nahe kommen, z. B. artig f. gesittet; kriegen f. bekommen; Backe f. Wange; Geige f. Violine; böse werden; unser einer; ein Freier; garstig; kann's nicht glauben; hab's gehört.

§. 334. Die mittlere Schreibart steht zwischen der vertraulichen und höheren in der Mitte. Sie stellt die Gegenstände weder von der angenehmsten und kleinlichsten Seite dar, nach welcher sie Wohlwollen und Vertrauen erregen, noch von derjenigen Seite, welche Bewundrung und Ehrfurcht erweckt. Ihre Absicht geht vielmehr dahin, Geschäfte des bürgerlichen Lebens abzuhandeln, oder über geschehene Begebenheiten zu unterrichten und den Verstand von einer Wahrheit zu überzeugen. Daher zeigt sie denn auch die Gegenstände, wie sie wirklich sind, oder wie sie der ruhigen Betrachtung erscheinen, und fodert solche Ausdrücke und Formen, welche die Sache auf eine edle Art, ihrem Charakter gemäß, darstellen.

Anm. Die vertrauliche Schreibart spricht von einem Gaule, die mittlere von einem Pferde und die höhere von einem Rosse. Die erste läßt uns einen Gegenstand begucken, die andere läßt ihn besehen, und die letzte erfodert, ihn zu beschauen.

§. 335. Die allgemeinen Eigenschaften des Styls dürfen, wie überhaupt, auch bei der mittleren Schreibart nicht verletzt werden. Besonders nöthig aber sind ihr Klarheit, Präcision und edle Einfalt. Sie hat es mit dem Verstande zu thun und muß daher so viel Licht als möglich über ihre Vorstellungen zu verbreiten suchen, um den Mangel des Schmucks, der ihr nur in schwachen Graden erlaubt ist, zu ersetzen.

§. 336. Das Feld des mittlern Styls sind theils Geschäfte aller Art, theils die wahre Geschichte, theils unterrichtende und beweisende Aufsätze, und solche Reden, welche mehr Unterricht und Ueberzeugung als Rührung bezwecken. Daher theilt sich der mittlere Styl in den Geschäfts-, Geschicht- und Lehrstyl.

§. 337. Der höhere Styl erhebt sich über den mittleren, indem er an den Gegenständen nur das Große und Wichtige zeigt, dasjenige, was die Einbildungskraft unterhalten und ernste Empfindungen erregen kann. Seine Absicht geht also auf das Starke, Ernste und Große.

§. 338. So wenig irgend eine allgemeine Eigenschaft des Styls der höhern Schreibart fehlen darf, so macht diese doch auf Wohlklang, schönen Periodenbau und vorzüglich auf Lebhaftigkeit besonders Anspruch, denn sie ist das wahre Feld für die Figuren der Einbildungskraft und der Empfindung. Daher fodert die höhere Schreibart in ihren einzelnen Ausdrücken die höchst mögliche Würde [1]), Neuheit [2]) und Kürze [3]), und sucht auch in ihren Verbindungsarten [4]) von dem Alltäglichen sich zu entfernen.

Anm. 1) Gefilde f. Felder; Gewand f. Kleidung; Haupt f. Kopf; 2) das Roth st. die Röthe; senden f. schicken; Zähre f. Thräne; 3) kund f. bekannt; beblümen, entblättern, entfesseln, ent-

locken, entwölken; 4) der Gebrauch des Dativs f. den Accusativ mit der Präposition; der Gebrauch des Particips f. die Conjunctionen, des Imperfects f. das Perfectum u. s. w.

Neuntes Kapitel.

Einige Hülfsmittel zur Bildung einer guten Schreibart.

§. 339. Die in den vorigen Kapiteln angegebenen Erfoderniße einer guten Schreibart sind zwar zur Bildung eines guten Stylisten nothwendig; aber die richtige Anwendung derselben wird bedingt 1) durch das Lesen klassischer Schriften; 2) durch eigene Uebung im zusammenhangenden mündlichen Vortrage seiner Gedanken; 3) durch Uebung in schriftlichen Ausarbeitungen.

§. 340. 1) Klassische Schriften sind solche, die in Materie und Form den wissenschaftlichen und stylistischen Foderungen entsprechen und für Muster in ihrer Gattung gelten können. Wer solche Schriften mit Aufmerksamkeit liest, wird sich dadurch nicht nur mit einem Vorrath guter Ideen bereichern, die man als Stoff zu schriftlichen Aufsätzen nöthig hat, sondern er wird sich auch mehrere gute Wendungen, welche ihm besonders bei schriftlichen Aufsätzen nutzen können, unvermerkt einprägen. Um aber diesen Gewinn aus Büchern zu ziehen, muß man nicht lesen, um den Hauptinhalt derselben zu erfahren, sondern zugleich über Inhalt und Schreibart nachdenken, und insbesondere auf die Anordnung und Darstellung des Ganzen, wie auf die Verbindung der einzelnen Sätze achten.

§. 341. 2) Die Uebung im zusammenhangenden mündlichen Vortrage bringt mit der Zeit

Fertigkeit im schönen Ausdrucke hervor. Dazu gelangt man durch strenge Aufmerksamkeit auf seine eigenen und auf Anderer Worte, deren Stellung und Verbindung. Erzählungen und Beschreibungen bekannter Gegenstände führen zu dieser Fertigkeit am leichtesten.

§. 342. **Uebung in schriftlichen Ausarbeitungen** ist besonders ein wichtiges Hülfsmittel zur Bildung eines guten Styls, da wir dadurch Gelegenheit erhalten, die Worte für unsre Gedanken selbst zu erfinden. Um aber zweckmäßig dabei zu verfahren, und wahren Nutzen daraus zu ziehen, muß man besonders folgende Regeln beobachten: Man durchdenke zuerst den Gegenstand, über welchen man einen Aufsatz verfertigen will; dabei ordne man zugleich in Gedanken die Sätze so, wie man glaubt, daß sie natürlich auf einander folgen können, und dann erst mache man einen Versuch, das Durchdachte mit sorgfältiger Erwägung der rechten Worte niederzuschreiben. Hat man den Aufsatz fertig, so lese man ihn noch einmal durch und prüfe ihn nach den allgemeinen Erfodernissen einer guten Schreibart. Je sorgfältiger man dies thut, desto mehr findet man in ihm zu verbessern.

Zweite Abtheilung.

Von den verschiedenen Gattungen und Formen des Styls.

§. 343. In der ersten Abtheilung sind die allgemeinen Erfoderniße der Schreibart überhaupt, oder das, was das Innere des Styls betrifft, entwickelt worden. Die Kenntniß dieser Regeln ist die, allen Arten von schriftlichen Aufsätzen gemeinschaftliche Grundlage, von der wir nun zu den verschiedenen Gattungen und Formen des Styls übergehen, hier aber besonders bei denjenigen schriftlichen Aufsätzen verweilen, welche ihren Stoff aus dem Geschäftsleben entlehnen und also solche Angelegenheiten behandeln, die unter einer Art von Pflicht und Nothwendigkeit stehen. Man nennt die Stylart, in welcher dergleichen Aufsätze geschrieben werden, Geschäftsstyl.

Erstes Kapitel.

Historischer Styl.

§. 344. Der historische oder Geschichtstyl beschäftigt sich mit Handlungen und Begebenheiten, die entweder wirklich vorgefallen sind oder doch hätten vorfallen

können. Die Geschichte theilt sich daher in die wahre und erdichtete, und da beider Absichten nicht ganz einerlei sind, so zerfällt auch ihr Styl in den Styl der wahren und erdichteten Geschichte.

I. Styl der wahren Geschichte.

§. 345. Die wahre Geschichte, welche ihren Stoff bald aus dem Reiche der Natur, bald aus den bürgerlichen Verhältnissen, bald aus der kirchlichen Verfassung, und aus dem Gebiete der Wissenschaften hernimmt, erzählt Begebenheiten, welche wirklich vorgefallen sind. Sie muß daher nicht nur treu erzählen, d. h. so wie sich die Begebenheiten ereignet haben, sondern auch genau, d. h. nach der Zeitfolge, mit allen zur jedesmaligen Absicht gehörigen Umständen, womit sie begleitet gewesen sind. Der Hauptcharakter des historischen Styls ist also Wahrheit.

§. 346. Die für jede Stylart nothwendigen, allgemeinen Eigenschaften behaupten auch in der historischen Schreibart ihre Rechte. Besonders aber erfodert der Charakter der Wahrheit:

1) Klarheit und Deutlichkeit, damit der Leser nicht den natürlichen Gang der Begebenheiten aus dem Gesichte verliere, oder gar durch Vieldeutigkeit des Ausdrucks in Ungewißheit gelassen werde;

2) Ernst und Würde. Die Einmischung lustiger Umstände, komischer und niedriger Züge beleidigt nicht nur die Würde des Geschichtstyls, sondern entstellt auch den Zusammenhang ernsthafter Begebenheiten und wird dadurch der Wahrheit nachtheilig. Auch werden Würde und Wahrheit durch die übertriebene Beobachtung der Courtoisie oder der sogenannten Curialien verletzt, indem der Geschichtschreiber sich dadurch als einen kriechenden

Schmeichler zeigt, in dessen Händen die Wahrheit schon schlecht aufgehoben ist.

§. 347. Eben dieser Charakter der Wahrheit verbietet denn auch allen gesuchten Schmuck und alle starke Figuren. Diese setzen nämlich eine lebhafte Einbildungskraft oder starke Gemüthsbewegungen voraus, welche nicht nur den Verdacht erregen, daß der Schriftsteller einen Theil der Wahrheit zu Gunsten seiner lebhaften Schreibart aufgeopfert habe, sondern die auch das ruhige Nachdenken beim Lesen selbst verhindern, indem sie da Leidenschaften erregen, wo bloß Belehrung und Unterricht statt finden sollen. Daher ist der historische Styl eben kein fruchtbares Feld für die Lebhaftigkeit; er fodert eine gewisse kunstlose Simplizität und muß sich mit dem leichtern Schmucke begnügen, also nur die schwächern Figuren für sich auswählen und solche sparsam und an den schicklichsten Orten anbringen. Am besten ist es, wenn die Kraft der Geschichtserzählung und die Wirkung derselben auf unser Vorstellungs- und Empfindungs-Vermögen in dem Gegenstand selbst liegen, und theils aus diesem, theils aus der Auffassungs- und Behandlungsart des Erzählers hervorgehen.

§. 348. Um so mehr aber muß sich der Geschichtstyl, da ihm die stärksten Figuren abgehen, durch die strengste Beobachtung des Wohlklanges und durch einen sorgfältig geründeten Periodenbau auszeichnen. Alle lange und künstlich verflochtene Perioden fallen also hier weg.

§. 349. Zuweilen darf auch der Geschichtschreiber seine Erzählungen durch eingestreute Maximen und Reflexionen unterbrechen. Da aber das Ganze so angelegt und ausgeführt werden muß, daß sich diese Betrachtungen dem Leser von selbst darbieten, so dürfen sie auch

nur da angebracht werden, wo der Leſer ſich ſolche vielleicht nicht ſelbſt würde herleiten können.

§. 350. Dieſe allgemeinen Vorſchriften für den hiſtoriſchen Styl leiden indeſſen einige Abänderungen, beſonders in Anſehung der Lebhaftigkeit, wenn wir auf die Gegenſtände ſehen, welche die Geſchichte behandelt und auf die verſchiedene Art ihrer Darſtellung. Die wahre Geſchichte wird nämlich in Werken von verſchiedener Gattung erzählt. Wir rechnen dahin: 1) Geſchichtbücher, 2) Lebensbeſchreibungen, 3) Charaktere, 4) Reiſebeſchreibungen.

§. 351. 1) Geſchichtbücher ſind ſolche Schriften, in denen wahre Begebenheiten mit einer zuſammenhangenden Vollſtändigkeit chronologiſch erzählt werden. Sie theilen ſich a) in kurzgefaßte, zum Unterricht beſtimmte Schriften oder Lehrbücher (Compendien) und b) in ausführlichere Behandlungen der Geſchichte, theils nach ihrem ganzen Umfange, theils nach einzelnen Theilen und Abſchnitten. Die Lehrbücher verſtatten die wenigſte Lebhaftigkeit; ihr größtes Verdienſt iſt eine gute Auswahl und Stellung der Begebenheiten, ſo wie Reinigkeit und Klarheit des Ausdrucks. Die ausführlichen Geſchichtbücher ſind das eigentliche Feld des hiſtoriſchen Styls, und hier gilt alles das, was in den vorigen §§. geſagt worden iſt.

§. 352. Die Art, wie die Geſchichte ihren Stoff behandelt, iſt verſchieden und zwar: 1) ethnographiſch, wenn die Begebenheiten eines Volks mit ſeinem Charakter und Einfluß auf das Menſchengeſchlecht einfach aufgezählt werden; 2) ſynchroniſtiſch, wenn das Gleichzeitige bei allen Völkern und in allen Reichen nach der Zeitfolge zuſammengeſtellt wird; 3) pragmatiſch, wenn die Begebenheiten nach ihren Urſachen und Folgen un-

terſucht und zu lehrreichen Reſultaten verarbeitet werden; 4) philoſophiſch, wenn einzelne Begebenheiten oder ganze Perioden, Staaten, Völker in allgemeiner Hinſicht betrachtet werden, z. B. über die Urſachen des Steigens und Sinkens einer Nation aus der Natur ihrer Verfaſſung.

§. 353. 2) Lebensbeſchreibungen oder Biographien haben die Geſchichte einzelner Menſchen, ihre Handlungen und Schickſale, oft auch die Schilderung ihres Charakters zum Gegenſtande. Sie haben alſo auch nur ſelten den Grad der feierlichen Würde, welchen ein ganzes Volk hat. Ueberdies enthält eine Lebensbeſchreibung kleinere und unwichtigere Umſtände als eine andere Geſchichte und verſtattet daher auch mehr Schmuck und einen höheren Grad von Lebhaftigkeit. Da aber dieſe Schreibart beſonders das Gepräge der Unparteilichkeit an ſich tragen muß, ſo wird man ſich auch ſorgfältig vor dem lobenden Tone zu hüten haben, in den man leicht verfällt, wenn man für ſeinen Helden erwärmt iſt, der aber unfehlbar den Schriftſteller von der Wahrheit ableitet und den Leſer mit Verdacht gegen ihn erfüllt.

§. 354. 3) Charaktere. Charakter überhaupt nennen wir das Eigenthümliche oder Unterſcheidende einer Sache, wodurch wir ſie von andern Gegenſtänden der nämlichen Art abſondern, woran wir ſie, als an weſentlichen Merkmalen, erkennen und wodurch ſie ſich vor andern auszeichnet. Der Charakter eines Menſchen iſt folglich die ihm eigenthümliche, phyſiſche und moraliſche Beſchaffenheit, beſonders die letztere in Anſehung ſeiner Fähigkeiten und Neigungen, ſeiner ganzen Gemüthsart und der Aeußerung derſelben im Verhalten und Betragen. Die Grundbeſtimmungen des menſchlichen Charakters ſind übrigens ſehr mannichfaltig, vornämlich aber in Klima,

Zeitalter, Stand, Alter, Lebensart, Erziehung, Genie, Temperament und Gewöhnung begründet.

§. 355. Auf diese Grundbestimmungen muß der Schriftsteller, der einen Charakter schildern will, vorzüglich Rücksicht nehmen, um zu beurtheilen, welche und wie viele derselben sowohl überhaupt, als in jedem besondern Falle als Quellen der Gesinnungen und Handlungen eines Menschen anzusehen sind. Dazu aber wird viel Beobachtungsgeist und Menschenkenntniß erfodert, die man sich nur durch Lesen und eigenes Bemerken erwirbt. Uebrigens sind alle die Charaktere, welche wahr und in der Natur wirklich vorhanden sind, einer historischen Schilderung fähig, vorzüglich aber diejenigen, welche sich vor andern durch mehrere Eigenthümlichkeiten auszeichnen.

§. 356. Die Schilderung der Charaktere erfodert zwar Treue und Richtigkeit, jedoch kann man sich dabei eine größere Lebhaftigkeit erlauben. Oft findet man diese Schilderung mit der Geschichtserzählung verwebt; man kann sie aber auch als eine besondere Gattung betrachten, welche moralischen Unterricht ertheilt und lehrreiche Beispiele darstellt.

Anm. Es lassen sich hieher auch die Anekdoten rechnen, welche einzelne Charakterzüge enthalten. Sie erfodern besonders Präcision, edle Simplizität der Darstellung und gestattet nur sparsam vertheilten Schmuck.

§. 357. 4) Reisebeschreibungen haben die Merkwürdigkeiten einer Reise zum Gegenstande und sind entweder gemischten Inhalts, oder schränken sich bloß auf Bemerkungen und Beobachtungen aus einem einzigen Fache, z. B. der Physik, Oekonomie u. s. w. ein. Die der erstern Art erlauben, wegen der Mannichfaltigkeit der Gegenstände, einen abwechselnden Ton und ein ziemliches Maß von Lebhaftigkeit, da der Schriftsteller hier als

Augenzeuge auftritt oder wohl gar bei den beschriebenen Vorfällen selbst interessiet gewesen ist. Auch können in solchen Werken lange politische, moralische, ökonomische, physikalische und andere eingeschaltete Bemerkungen ihren Platz finden.

II. Styl der erdichteten Geschichte.

§. 358. Die erdichtete Geschichte erzählt nicht Handlungen, die wirklich vorgefallen sind, sondern die nur hätten vorfallen können. Wir fodern daher von ihr nicht die strengste Wahrheit, welche den Charakter der wahren Geschichte ausmacht; doch muß sie sich an die Wahrheit, wenn gleich nur an die poetische und idealische, halten, oder die erdichteten Handlungen müssen so erfunden und gestellt sein, daß sie unter den Umständen sich wirklich so hätten zutragen können. Der Charakter der erdichteten Geschichte ist also Wahrscheinlichkeit.

§. 359. Hieraus geht zugleich der Unterschied in der Schreibart für beide hervor. Der Styl der wahren Geschichte hat es zunächst und unmittelbar mit dem Verstande zu thun; er darf also Phantasie und Gefühl nur schwach und in so fern beschäftigen, als der Verstand dadurch nicht gehindert wird, die Wahrheit zu erkennen. Bei der erdichteten Geschichte dagegen gewinnt die Wahrscheinlichkeit sehr oft durch die Mitwirkung der Phantasie und der Gemüthsbewegungen, daher ihr Styl auch weit mehr Schmuck und Malerei verträgt, also so viel Lebhaftigkeit, als nur immer mit der Wahrscheinlichkeit bestehen kann.

§. 360. Die Producte der erdichteten Geschichte sind: 1) kürzere erdichtete Geschichten, die man schlechtweg Erzählungen, oder in Betracht ihres wunderbaren Anstrichs Mährchen nennt. Letztere sind aus der sogen

nannten Ritter- oder Feenwelt hergenommen, und gründen sich auf irgend einen herrschenden Volksglauben früherer Zeit; 2) erdichtete Erzählungen von größerem Umfange, oder Romane.

Anm. Wir haben das Wort Roman zunächst aus dem Französischen entlehnt. In den mittlern Zeiten wurde in dem ganzen westlichen, von den Römern ehedem unterjochten Europa die aus dem gemeinen Latein entstandene Landessprache Romana lingua und im Französ. Romance, Romans, Roman genannt, da sie denn der eigentlichen Lateinischen Sprache entgegen gesetzt wurde. Als nun im eilften Jahrh. die Troubadours (eine Art von Geschichtserzählern und Barden in der Provence) wider alle Gewohnheit der damaligen Schriftsteller, in dieser Sprache ihre wunderbaren Helden- und Liebesgeschichten zu schreiben anfingen: so erhielten ihre Dichtungen den Namen Roman, Romans, Romanze, und diese Benennung blieb auch in der Folge für alle erdichtete Geschichten dieser Art.

§. 361. Es giebt komische und ernsthafte Romane, je nachdem der Zweck mehr Unterhaltung und Belustigung oder mehr Darstellung der Natur und des sittlichen Lebens ist. Zwischen beiden liegt der Ritter-Roman, der sich über die Sphäre des gemeinen Lebens erhebt. Der Stoff, den die Romane bearbeiten, ist zuweilen, seiner Grundlage nach, historisch, meistentheils aber völlig erdichtet.

§. 362. Es kommt bey dem Roman sehr viel auf die gute Wahl des Thema oder auf die Haupthandlung an, und deswegen ist es eine Grundregel, daß man diejenige Handlung wähle, welche schon ihrer Natur nach einer schönen Darstellung fähig, und an einzelnen, interessanten Vorfällen, anziehenden Situationen und mannichfaltigen Charakteren reich ist. Außerdem aber muß auch auf die Ausführung aller Fleiß gewandt werden, d. h.

auf die gehörige und vortheilhafte Anordnung und Stellung der Begebenheiten, auf glückliche Schürzung und Auflöſung des Knotens, und auf eine richtige und treffende Darſtellung, Entwickelung und Charakterſchilderung.

§. 363. Form und Einkleidung des Romans ſind ſehr mannichfaltig; und können oft in einem einzigen Ganzen mit einander abwechſeln. Die Form iſt entweder bloß hiſtoriſch oder erzählend, beſonders da, wo es nur auf Fortführung und Darlegung der Handlung ſelbſt ankommt, und dieſen die Charaktere und der Unterricht untergeordnet ſind; oder ſie iſt dramatiſch und dialogiſch, beſonders da, wo die Hauptabſicht des Schriftſtellers auf Schilderung und Entwickelung der Charaktere und möglichſt gegenwärtige Darſtellung gerichtet iſt. Manchmal wählt man auch die Briefform, die natürlich mehr Beziehung auf Handlung und Thätigkeit, als auf Geſinnung und Empfindung hat.

2. Abſchnitt. Von der Beſchreibung.

§. 364. Die Beſchreibung iſt die Darſtellung der Merkmale eines Gegenſtandes im Raume, d. h. in wie weit etwas nicht nach einander, ſondern zugleich und neben einander da iſt, oder die Darſtellung deſſen, was am Gegenſtande bleibend und beharrlich im Raume iſt. Sie unterſcheidet ſich alſo weſentlich von der Erzählung, die eine Darſtellung der Begebenheiten iſt, oder deſſen, was nach einander und wie es nach einander, d. i. in der Zeit vorkommt.

§. 365. Indeſſen liegt es in der Natur der Sache, daß Beſchreibung und Erzählung bei mehreren Stoffen

sich nähern und gegenseitig unterstützen. So hat es z. B. die Beschreibung einer Schlacht, einer Ueberschwemmung, einer Pest, eines Erdbebens u. s. w. nicht bloß mit den Gegenständen im Raume, sondern auch in der Zeit zu thun, und ist also zugleich historisch.

§. 366. Die Gegenstände, mit denen es eine Beschreibung zu thun hat, sind sämmtlich, als: Thiere, Städte, Dörfer, Gegenden, Naturscenen, Gärten, Kunstwerke ꝛc. ꝛc. Unter der Menge von Gegenständen gibt es viele, die mehrere gemeinschaftliche Merkmale besitzen. Diese dürfen zwar in einer Beschreibung nicht fehlen; allein diejenigen Merkmale müssen als unterscheidend besonders hervorgehoben werden, die sich an dem zu beschreibenden Gegenstande ausschließend befinden.

§. 367. Der Zweck der Beschreibung ist entweder Belehrung und Unterricht des Verstandes oder Unterhaltung und Beschäftigung der Phantasie und des Gefühls. Im erstern Falle ist die Beschreibung zweckmäßig, wenn sie die Merkmale des Gegenstandes nach einander in einfacher, ungeschmückter Sprache deutlich, zusammenhängend, vollständig, kurz und sprachrichtig angibt; im letztern Falle aber ist die Beschreibung eine Schilderung oder malerische Beschreibung, bei der es nicht sowohl auf strenge Wahrheit und genaue Angabe der einzelnen Merkmale, als vielmehr auf eine gefällige Einkleidung und lebhafte Darstellung ankommt, daher sich auch die Schilderung über die Erzählungsweise des Geschichtschreibers merklich erhebt.

§. 368. Die Lebhaftigkeit der Schilderung wird dadurch noch erhöht, daß der Schriftsteller nicht bloß das beschreibt, was er sieht, sondern auch die dadurch in ihm entstandenen Empfindungen mit dem beschriebenen Gegenstande verbindet. Dies ist besonders der Fall bei Na-

tärſonen und Gegenſtänden der moraliſchen Welt. Nur müſſen ſich die Empfindungen, welche man in der Beſchreibung eines Gegenſtandes ſchildert, dem Gemüthe ganz ungeſucht darbieten, alſo zwanglos und natürlich ſeyn.

§. 369. Um einen Gegenſtand richtig zu beſchreiben, beobachte man folgende Punkte. 1) Man betrachte ihn mehrmals nach ſeinen einzelnen Theilen mit Aufmerkſamkeit, damit man alle die Merkmale entdecke, durch welche ſich der Gegenſtand von mehrern andern unterſcheidet. Dieſe beſondern Merkmale können in der Größe, der Lage, in dieſen oder jenen Theilen, in der Verbindung derſelben unter einander ꝛc. ꝛc. liegen. In Anſehung derjenigen Eigenſchaften, welche ein Gegenſtand mit mehrern andern gemein hat, merke man auf die beſondern Kennzeichen, wodurch gewiſſe ähnliche Eigenſchaften dieſes Gegenſtandes von den ähnlichen Eigenſchaften anderer Gegenſtände unterſchieden werden; 2) hat man auf dieſe Art ein treues Bild von dem Gegenſtande ſelbſt erhalten, ſo denke man über die Ordnung nach, in welcher man die Beſchreibung der einzelnen Theile eines Gegenſtandes auf einander folgen laſſen kann. Darüber gibt es keine auf alle einzelne Fälle paſſende Regeln. Die beſondern Merkmale eines Gegenſtandes können entweder nach der größern oder geringern Aehnlichkeit, welche ſie mit einander haben, oder aber nach ihrer nähern Aufeinanderfolge im Raume geordnet werden.

§. 370. Bei Gegenſtänden von einem gewiſſen Umfange oder ſehr verſchiedenartigen Theilen, z. B. Städten, Palläſten, iſt es beſſer, die Ordnung des Ganzen nach der größern oder geringern Aehnlichkeit der Theile, alſo nach dem innern Zuſammenhange, einzurichten. Dazu iſt es nöthig, die Merkmale in der Ordnung, in welcher ſie ſich dem Gedächtniſſe darbieten, ganz kurz nieder zu

schreiben, sie dann mit einander zu vergleichen, und die Theile eines Hauptbegriffs zusammen zu stellen. Dieses Geschäft setzt man so lange fort, bis man alle besondere Merkmale auf einige Hauptklassen zurückgeführt hat, welche man alsdann wieder unter einander in eine der Natur der Sache angemessene Ordnung bringt.

§. 371. Um diese Verfahrungsart genauer kennen zu lernen, müssen wir bei einem Beispiele verweilen. Es soll eine kurze Beschreibung von einer Stadt gegeben werden. Ich denke über die einzelnen Merkmale der Stadt nach, und es fallen mir folgende Gegenstände ein: Schulen, öffentliche Gärten, Reinigung der Straßen, nächtliche Erleuchtung, Berge, Wasser, Conzerte, Universität, Anlagen um die Stadt, Fruchtbarkeit, Kirchen. — Wollte ich aber in meiner Beschreibung die Gegenstände in der genannten Ordnung auf einander folgen lassen, so würde meine Arbeit sehr planlos werden. Ich suche daher zuerst diejenigen Gegenstände auf, welche die meiste Aehnlichkeit mit einander haben. Da finde ich denn, daß Schulen, Universitäten und Kirchen in einem natürlichen Zusammenhange stehen, indem sie gemeinschaftlich die Bildung der Menschen bezwecken. Dies berechtiget mich, die genannten drei Gegenstände unter den Hauptbegriff: Bildungsanstalten zu bringen. Auf gleiche Art finde ich, daß Gärten, Berge, Wasser, Anlagen und Fruchtbarkeit wieder die meiste Aehnlichkeit mit einander haben, und daß ich sie unter dem Namen Naturmerkwürdigkeiten zusammen fassen kann. Die noch übrigen: Reinlichkeit, Erleuchtung der Straßen und Conzerte dienen theils zur Erhaltung der Gesundheit, theils zur Beförderung der Sicherheit, und des Vergnügens, und da dergleichen Angelegenheiten unter der Leitung und Aufsicht der Polizei stehen, so nenne ich sie Polizei-

Anstalten. Wir hätten also drei Hauptbegriffe mit ihren Unterabtheilungen:

1) Bildungsanstalten: a) Schulen. b) Universität. c) Kirchen. 2) Naturmerkwürdigkeiten: a) Gärten. b) Berge. c) Wasser. d) Anlagen um die Stadt. e) Fruchtbarkeit. 3) Polizei-Anstalten: a) Reinigung der Straßen, b) nächtliche Erleuchtung derselben. c) Conzerte.

Diese Disposition hat aber noch zwei Fehler; erstlich ist die Aufeinanderfolge der drei Hauptabtheilungen nicht natürlich genug, denn die Naturmerkwürdigkeiten, welche in der Mitte zwischen den beiden bürgerlichen Anstalten stehen, sollten wohl als die frühern, ihren Platz unter Nr. 1 nehmen, und die Rubrik Polizei-Anstalten sollte Nr. 2 bekommen, weil die dazu gehörigen Gegenstände mehr das Sinnliche als das Geistige betreffen; zweitens stehen auch die Unterabtheilungen jeder Hauptrubrik nicht in der natürlichen Ordnung; denn was die Naturmerkwürdigkeiten betrifft, so dürften doch wohl Gärten und Anlagen um die Stadt, als Naturgegenstände, welche die Kunst verschönert hat, nicht getrennt werden. Berge und Wasser dagegen sind ganz das Werk der Natur und müssen deshalb zusammen bleiben, auch vor den Gärten und Anlagen stehen; die Fruchtbarkeit ist eine Folge von Wasser, Bergen, zweckmäßigen Anlagen ꝛc. und müßte daher in der Rubrik der Naturmerkwürdigkeiten den Anfang oder den Schluß machen. — Die Unterabtheilungen in den beiden folgenden Hauptkapiteln: Bildungs- und Polizei-Anstalten können unverändert bleiben; denn von Schulen geht die Bildung aus, auf der Universität wird sie erweitert, und in den Kirchen wird der größte Theil der Menschen im reiferen Alter fortgebildet. In der Rubrik: Polizei-Anstalten wird

das Vergnügen dem Nützlichen nachgesetzt. Demnach würde der Plan zu einer Topographie so aussehen:

1) Naturmerkwürdigkeiten. Dahin a) Fruchtbarkeit überhaupt, b) Wasser, c) Berge, d) Gärten, e) öffentliche Anlagen.

2) Polizei-Anstalten. Dahin a) Reinigung der Straßen, b) nächtliche Erleuchtung derselben, c) Conzerte.

3) Bildungsanstalten. Dahin a) Schulen, b) Universität, c) Kirchen.

In so fern die Conzerte zugleich als Bildungsanstalten des Kunstsinnes anzusehen sind, könnten sie auch in die dritte Rubrik kommen. Bleiben sie aber unter der Rubrik: Polizei-Anstalten stehen, so läßt sich durch einige Bemerkungen über den Einfluß der Conzerte auf die Bildung, der Uebergang von Nr. 2 zu der folgenden Rubrik machen.

Wenn man nun bei dem nochmaligen Durchlesen dieses Plans oder während der Ausarbeitung selbst etwas vermißt, das in der Beschreibung erwähnt zu werden verdient: so kann man dies leicht an den gehörigen Ort einschalten; z. B. es hätte in dem Plan wohl noch von den Einwohnern, deren Charakter, Beschäftigung, Sitten und Gebräuchen, von den Häusern und deren Bauart gesprochen werden können. Daraus könnte auch noch eine vierte Hauptrubrik gebildet werden. — Ob man übrigens diese Rubriken in der Arbeit selbst mit Zahlen bemerken soll, hängt davon ab, ob man mehr unterrichten und belehren oder bloß unterhalten will. Im letztern Falle muß der Plan, nach welchem man gearbeitet hat, mehr versteckt, d. h. dem Auge des Lesers entzogen sein, wenn gleich die Anordnung selbst nicht wegfallen darf. Versteckt ist er, wenn man die ängstliche Kapitel-

Angabe und specificationsmäßige Aufzählung vermeidet und solche sanften Uebergänge und Wortverbindungen macht, daß der Leser unvermerkt von einem Gegenstande zu dem andern hingeführt wird.

§. 372. Will man eine schöne Gegend beschreiben, so muß man die Lage derselben, die Gegenstände, welche sich darin befinden, als Wasser, Berge, Thäler, Wälder, Flächen u. s. w. genau angeben, die Verbindung, in welcher sie unter einander stehen, gehörig bemerken und den Eindruck schildern, den diese Verbindung in dem Gemüthe desjenigen hervorbringt, der diese Gegend aufmerksam betrachtet.

§. 373. Zur Beschreibung eines schönen Gartens ist es ebenfalls nöthig, seine Lage und Verbindung mit andern Gegenständen, als Wasser, Bergen, Wäldern ꝛc. genau anzugeben, seine Größe entweder nach einem bekannten Maße oder nach einer muthmaßlichen Schätzung zu bestimmen, und die besondern Anlagen, welche sich in dem Garten selbst befinden, zu bemerken.

§. 374. Soll ein Kunstwerk, z. B. eine Maschine beschrieben werden, so muß man die vorzüglichsten Bestandtheile, aus welchen sie zusammengesetzt ist, genau angeben und, wo möglich, eine oder die andere Aehnlichkeit aufsuchen, welche diese Theile mit den Theilen eines oder des andern bekannten Gegenstandes haben, imgleichen die Zwecke dieser Maschine bestimmt aus einander setzen. Zu solcher Beschreibung aber wird meistentheils Kenntniß der Mechanik erfodert; auch ist es oft nöthig, das Gesagte durch beigefügte Zeichnungen zu erläutern. Uebrigens ergibt es sich aus der Natur solcher Gegenstände, daß bei Beschreibung derselben die Ordnung der Materien von der Aufeinanderfolge der einzelnen Theile abhängig ist.

Drittes Kapitel.

Vom Styl der Geschäfte.

§. 375. Geschäfte sind überhaupt Thätigkeits-Aeußerungen in Bezug auf die äußern Angelegenheiten des menschlichen Lebens. Geschäfts-Styl würde also die Bezeichnung dieser menschlichen Angelegenheiten mittelst der Rede sein.

§. 376. Der Sprachgebrauch aber nimmt das Wort Geschäfte in einer engern Bedeutung, und versteht darunter solche Arten von Thätigkeits-Aeußerungen, die unter einer Art von Pflicht und Nothwendigkeit stehen, daher der Geschäfts-Styl vorzüglich die Bezeichnung der bürgerlichen und conventionellen Verhältnisse der Menschen zum Gegenstand hat.

§. 377. Der Geschäfts-Styl ist also das Mittel, durch sprachliche Darstellung bürgerliche und conventionelle Angelegenheiten zu ordnen und einzurichten; sein Zweck kann daher nur dahin gehen, den Verstand zu unterrichten und den Willen zu bestimmen.

§. 378. Da nun der Zweck die Regeln für die Beschaffenheit der Mittel festsetzt, und der allgemeinste Zweck das Verstehen der Angelegenheiten ist: so ist die vollkommenste Verständlichkeit die allgemeinste Foderung an den Geschäfts-Styl, aus welcher seine wichtigsten und meisten Eigenschaften herfließen.

§. 379. Da aber die Anordnung und Einrichtung der Angelegenheiten oft noch von einer Auffoderung zur Pflichttreue begleitet ist, welche von dem Willen Anderer abhängt, der Wille aber nicht ganz allein durch den Verstand, sondern auch durch die Empfindung des Menschen bestimmt wird, so fließen daraus einige Eigenschaf-

ten der zweiten Ordnung für den Geschäfts-Styl, welche den Willen zur Erfüllung der Wünsche geneigt machen.

§. 380. So wie es mancherlei Arten von Geschäften gibt; so gibt es auch mancherlei Gattungen des schriftlichen Vortrages zu deren Verhandlung. Um diese gehörig übersehen zu können, theilen wir sämmtliche Geschäfte

1) in Privat-Geschäfte und
2) in öffentliche Geschäfte.

§. 381. Zu den Privat-Geschäften rechnen wir: 1) Briefe, 2) Schuldscheine, 3) Quittungen, 4) Anzeigen in öffentlichen Blättern, 5) Vorstellungen oder Vorschläge an gesellschaftliche Verbindungen, 6) Rechnungen.

§. 382. Die öffentlichen Geschäfte sind umfassender. Der Styl für dieselben heißt Kanzellei- oder Curial-Styl, und dieser theilt sich wieder nach Verschiedenheit des Geschäfts in den Hof- und Gerichts-Styl.

§. 383. Der Hof-Styl beschäftiget sich sowohl mit den Verhandlungen zwischen den verschiedenen Staaten selbst, als auch zwischen der Regierung und ihren Unterthanen. Dahin rechnen wir Manifeste, Memoiren, Noten, Friedensschlüsse, Handelsverträge, Protestationen, Verordnungen, Bestallungen, Privilegien, Begnadigungen, Reskripte, Kabinets-Befehle, Resolutionen, Bittschriften, Beschwerden, Berichte, Gutachten, Vorstellungen, Vorschläge der Unterthanen ꝛc. ꝛc.

§. 384. Der Gerichts-Styl hat es mit allen Verhandlungen der Collegien unter sich, so wie mit allen Angelegenheiten der Glieder eines Staats, sowohl vor als außer Gericht zu thun. Dahin gehören: Citationen, Protocolle, Decrets, Relationen, Vota, Sentenzen, Steck-

briefe, Klageschriften, Anfragen, Berichte, Gutachten, Pässe, Attestate und Bescheinigungen, Contracte aller Art ꝛc. ꝛc.

§. 385. Der Geschäfts-Styl gehört zur mittleren Schreibart, weil er Ernst und Anstand mit Deutlichkeit und Nachdruck verbinden muß; er erfodert daher ganz vorzüglich Klarheit und Kürze, indem alles, was schwankend und zweideutig ausgedruckt ist, hier die nachtheiligsten Mißverständnisse und die langwierigsten Streitigkeiten verursachen kann. Besonders aber gilt dies vom Kanzellei-Styl, der zugleich feierlichen Ernst und ein hohes Maß von Würde, so wie die Beobachtung der einmal hergebrachten, bekannten Formen und Ausdrucke verlangt. Freier und weniger gebunden ist der Styl der Privatgeschäfte, der sich in einzelnen Fällen ohne Nachtheil der Hauptsache sogar in das Gebiet des vertraulichen und muntern Styls verlieren kann.

Viertes Kapitel.

Privat-Geschäfte.

1) Briefe.

§. 386. Ein Brief ist ein schriftlicher, an eine abwesende Person gerichteter Vortrag, der die Stelle der mündlichen Rede vertreten soll. Hieraus folgt zugleich, daß die Sprache und der Ton des mündlichen Umganges, in den verschiedenen Angelegenheiten und Verhältnissen des Lebens, die allgemeinste und sicherste Richtschnur ist, nach welcher man die Schreibart eines Briefes einzurichten hat.

§. 387. Die wesentlichste Eigenschaft eines guten Briefes ist also ein leichter, einfacher und natürlicher Vortrag unserer Gedanken, daher sich die vertrau-

liche Schreibart für ihn am besten schickt. Da aber der Brief doch nicht der mündliche Ausdruck selbst ist, auch mehr Muße und Vorbereitung voraus setzt: so darf er die Sprache des Umgangs nur mit der Einschränkung nachahmen, daß er die Nachläßigkeiten der mündlichen Rede vermeidet.

§. 388. Der Ton des Briefes wird durch die Sache bestimmt, die er enthält, und durch die Person, an die er gerichtet ist. Er kann scherzhaft oder rührend, vertraulich oder feierlich, erzählend oder belehrend sein; es lassen sich alle Gegenstände, worüber man schreiben, und alle Empfindungen, die man ausdrucken kann, in die Briefform bringen. Unterredet man sich mit einem Freunde über gleichgültige Gegenstände, so herrscht der vertrauliche Ton; ist aber die Person, an welche der Schreibende seinen Brief richtet, durch äußere Würde über ihn erhaben: so erfodert der Styl auch mehr Ernst und Würde. Die beste Regel für den Schreibenden ist: er stelle sich die Person, an die er schreiben will, als gegenwärtig vor, und richte dann die Schreibart des Briefes nach dem Tone ein, in welchem er mündlich zu ihr reden würde.

§. 389. Sehen wir auf die Veranlassung der Briefe, so theilen sie sich in Zuschriften und Antworten. Die letztern werden hinsichtlich ihres Inhalts und ihrer Einkleidung, mit Rücksicht auf die Würde der Person, durch die vorhergehenden bestimmt; daher sich hier bloß die Regel geben läßt, daß man, mit Beobachtung aller Deutlichkeit und Bestimmtheit, keinen Punkt, der sich beantworten läßt, unberührt lasse, und daß man die Punkte so viel als möglich in derjenigen Ordnung beantworte, in welcher sie in der Zuschrift aufgeführt worden sind.

§. 390. In Ansehung ihres Inhalts sind die

Briefe von mannichfaltiger Art. Der Schreibende will von einer Sache Nachricht geben, oder er hat ein Anliegen, oder er wird durch den Wohlstand zum Schreiben aufgefodert; oft sind es die Geschäfte unsers Amts, oft vertraute, freundschaftliche Verbindungen, die uns dazu Veranlassung geben, oft auch wissenschaftliche Gegenstände. Wir können daher sämmtliche Briefe in fünf Klassen bringen:

1) Geschäftsbriefe mit ihren Unterarten, als: Bitt-, Befehls-, Bericht-, Erkundigungs- und Entschuldigungsschreiben;
2) Wohlstandsbriefe; dahin alle Condolenz-, Gratulations- und Dankfagungsschreiben, wie sie der Wohlstand und die gesellschaftliche Sitte erfodern;
3) Briefe der Empfindung; dahin die Trostschreiben und alle der vorigen Klasse, in so fern sie Erzeugnisse theilnehmenden Gefühls sind;
4) Vertrauliche Briefe, dahin besonders die Freundschaftsbriefe;
5) Wissenschaftliche und unterrichtende Briefe.

§. 391. In Rücksicht dieser verschiedenen Arten des Inhalts sind nun auch die besondern Regeln und Erfodernisse der Briefe selbst verschieden. Die Geschäftsbriefe erfodern einen gewissen Ernst und machen vorzüglich auf Deutlichkeit, Bestimmtheit und Kürze Anspruch. Die Briefe des Wohlstandes verlangen einen gewissen verbindlichen Ton. Sie sind aber wegen ihres dürftigen Stoffes die schwierigsten, und können nur von demjenigen gut geschrieben werden, der sich durch gesellschaftlichen Umgang gebildet hat, und die Geschicklichkeit besitzt, sich in die Empfindung und Ideen eines Andern hinein zu denken oder den Mangel des Interesse durch

neue Wendungen in der Einkleidung zu ersetzen. In dem Brief der Empfindungen dagegen darf man nur die Sprache des Herzens reden, und demjenigen, der wirkliche Theilnahme fühlt, wird es auch an dem Ausdrucke der Rührung nicht fehlen. Indessen muß man auch darauf sehen, was diejenige Person, an welche das Trostschreiben gerichtet ist, nach ihrer Lage, ihren Verhältnissen und ihrer Art zu denken, am meisten trösten kann, und in Gratulationsschreiben, welcher Umstand von der Person besonders als glücklich angesehen wird. Die vertraulichen Briefe enthalten entweder Aeußerungen der Freundschaft und des Wohlwollens, oder sie sind bloß dem Vergnügen gewidmet. In beiden Fällen haben Scherz, Witz, Laune und Vertraulichkeit ihr freies Spiel. Wer mit diesen Eigenschaften einen feinen Geschmack verbindet, wird auch für diese Briefgattung geschickt sein. Die wissenschaftlichen und unterrichtenden Briefe dienen besonders dazu, einem an sich trocknen Gegenstande durch die Briefform mehr Lebhaftigkeit zu geben, ihn faßlicher und einleuchtender darzustellen, und ihn von dem steifen und schulgerechten Wesen des didaktischen Vortrages zu entkleiden.

Anm. Die meisten Briefe des gemeinen Lebens sind gemischten Inhalts, so, daß mehrere Gegenstände verschiedener Art darin vorkommen. Nur muß man die verschiedenen Gegenstände so an einander zu reihen suchen, daß sie einen schicklichen Uebergang bilden und ein wohlgefälliges Ganzes ausmachen.

§. 392. Außer dem Inhalt und Vortrag des Briefes kommt bei dem Deutschen noch das Brief-Ceremoniell in Betrachtung, welches andere Nationen, ganz oder zum Theil, als überflüssig angesehen haben. In der That sollte man auch, da der Brief die Stelle der mündlichen Rede vertritt, die steifen und geschmacklosen Höf-

lichkeits-Bezeigungen aus ihm zu entfernen suchen. Obgleich indessen schon ein guter Anfang darin gemacht worden ist, so betrachtet man das Brief-Ceremoniell doch noch als eine, unter höhern Personen, durch Herkommen und Gewohnheit geheiligte Höflichkeitssitte, daher auch der Briefschreiber mit diesen solennen Formeln nicht ganz unbekannt sein darf. Wir rechnen dazu: 1) die Anrede oder Titulatur; 2) die Benennung in dem Briefe selbst; 3) den Beschluß und 4) die Aufschrift.

Anm. Man unterscheidet bei der Titulatur zwischen Adeligen und Bürgerlichen. Jene bekommen, sie mögen in Bedienung stehen oder nicht, den Titel: Hochwohlgeboren, der nach dem höheren oder geringern Ansehen, und nach dem Verhältniß des Schreibenden noch den Zusatz gnädiger Herr erhält. Ist der Adlige ein Graf oder Baron, so wird dies dem Titel beigefügt und der erstere alsdann Hochgeboren angeredet. Steht er in einem Amte, und ist er z. B. Minister oder Rath, so wird sein Charakter dabei mit angeführt. Ein König wird in Briefen mit Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster, Allergnädigster König und Herr angeredet.

Die Bürgerlichen der höhern und mittlern Stände sind entweder weltliche oder geistliche Geschäftsmänner, oder Gelehrte und Künstler. Stehen die Geschäftsmänner wegen ihres Amtes in gleichem Range mit dem Adel, wie dies bei den Geheimräthen der Fall ist, so erhalten sie ebenfalls den Titel Hochwohlgeboren; ist dies nicht, so werden sie in der Regel mit Wohlgeboren angeredet. — Die geistlichen Geschäftsmänner werden, nach den höhern oder geringern Graden ihres Amts verschieden titulirt. Räthe werden Hochwürdige, Superintendenten Hochehrwürdige und Prediger Hochwohlehrwürdige angeredet. — Auch Gelehrte, Privatisirende und Künstler, wenn sie gleich keinen Raths-, Professor- oder andern Titel haben, heißen gewöhnlich Wohlgeboren, obwohl hier auf persönliche Umstände und Verhältnisse

öfters Rücksicht genommen wird. — In der Regel nennt man alle diejenigen Hochedelgeboren, welche in geringern Bedienungen stehen, so wie alle gewerbtreibende Personen und ihnen verwandte Stände. Da diese aber nicht mehr so scharf und streng wie ehedem getheilt sind, so entscheidet bei der Wahl eines höheren oder geringern Titels mehr das subjective Gefühl des Schreibenden als der Stand dessen, an den der Brief gerichtet ist. — Frauenzimmer werden mit dem Titel des Mannes belegt, doch machen die Geistlichen davon eine Ausnahme.

§. 393. 1) Die Anrede oder Titulatur ist zwar in freundschaftlichen und vertraulichen Briefen nicht mehr üblich, und pflegt in den meisten Fällen durch das bekannte Ehrfurchtszeichen ( ), das sich bis zum Anfange des Briefes herunter zieht, ersetzt zu werden; allein in Briefen an Unbekannte und Höhere muß man sich der herrschenden Sitte fügen.

Anm. Manche sonst übliche Formen sind durch den bessern Geschmack abgeschafft oder gekürzt und sprachrichtiger gemacht worden, so daß z. B. der Ausdruck hochgelahrt ganz aus der Anrede entfernt, oder da, wo er noch gebraucht wird, in hochgelehrt, wie hochzuehrend in hochgeehrt umgewandelt worden ist.

§. 394. 2) Was die Benennung in dem Briefe selbst betrifft, so sind die alten Formen Ew., Dieselben, Dero und Ihro zwar noch nicht verdrängt; allein man ist in dem Gebrauch derselben sparsamer geworden, indem man sich meistentheils des Sie und Ihnen bedient, und solche Wendungen zu nehmen sucht, daß die altmodische Höflichkeitssprache eben nicht vermißt wird.

§. 395. 3) Der Beschluß wiederholt die Titulatur der Anrede, auf welche dann noch gewöhnlich ein Ausdruck der Achtung oder der Abhängigkeit folgt, je nachdem das Verhältniß des Schreibenden oder der Stand und die äußere Wichtigkeit des Angeredeten, das Eine

oder das Andere nöthig macht. Man steigt im Deutschen von dem bereitwilligsten Diener bis zum unterthänigsten durch ergebenen, gehorsamen und unterthänigen, nebst allen Superlativen, hinauf. Unter Freunden und Bekannten aber ist es mit dem Ausdrucke der Ihrige oder Ihr ergebener völlig abgemacht. Unter der Höflichkeitsformel steht der Name. Ihm gegenüber oder auch gleich zu Anfang des Briefes finden Ort, Tag und Jahr ihren Platz.

§. 396. 4) Die Aufschrift enthält den Titel und Charakter, welcher der Person zukommt. Auf Briefen an Geschäftsleute findet man auch öfters den Zusatz: Kaiserlich, Königlich, Kurfürstlich ꝛc., je nachdem der Titel des Landesfürsten ist, von dem sie den ihrigen erhalten haben. In neuern Zeiten hat man indessen auch hier Zeit und Raum zu sparen gesucht, und bloß den Charakter und Namen, als nothwendige Bestimmungen, ausgedruckt.

§. 397. Was die äußere Einrichtung der Briefe betrifft, so sind hier in Rücksicht der Beschaffenheit des Papiers, der Schriftzüge, der Stellung der Anfangs- und Schlußworte, des Couvertirens, Besiegelns und Versendens derselben, manche Regeln der Schicklichkeit und Vorsicht zu beobachten, die aber bei einiger Aufmerksamkeit von selbst aus der Erfahrung erlernt werden können.

§. 398. Dem Namen nach gehören zu den Briefen auch die sogenannten Frachtbriefe, obwohl diese nur im Handel und Wandel üblich sind und offen gelassen werden. Die Punkte, welche bei Abfassung derselben beobachtet werden müssen, sind:

1) der Name des Fuhrmanns, der die Fracht unternommen hat, wird genannt;
2) der Tag, an welchem man die Waare absendet und der Ort, von wo aus sie abgesendet wird;

3) die Fracht selbst wird nach der Zahl der einzelnen Stücke, deren Gewicht, der Art der Emballirung und dem Zeichen, das sie führt, genau beschrieben;

4) man zeigt an, wie viel man zur Fracht bedungen, und ob und wie viel man schon darauf bezahlt hat;

5) man bestimmt die Zeit, innerhalb welcher der Fuhrmann die Fracht abzuliefern sich anheischig gemacht hat;

6) auf der Revers-Seite bekommen die Frachtbriefe die gewöhnliche Aufschrift, z. B. an Herrn N. N., Kaufmann zu P... Und unten links in der Ecke die Buchstaben N. F. d. n. nebst Inhalt.

Formular.

Soldin, den 1sten August 1836.

Hiebei senden wir Ihnen durch Fuhrmann Johann Reinhard von Soldin in der Neumark

I. K. # 1. 2. 3. Drei Kisten mit kurzen Waaren, emb. in Leinen. Gewicht von # 1. 5 Ctnr. 50 Pfd.
2. 4 " 80 "
3. 4 " 86 "
in Summa 14 Ctnr. 100 Pfd.
zur Fuhre 15 Ctnr.

Nach richtiger und ohne allen Schaden bis zum zwölften August c. geschehener Ablieferung belieben Sie dem Fuhrmann die Fracht mit 2 Thlr. 12 Sgr. pro Centner zu bezahlen, jedoch Vier Thaler davon abzuziehen, welche der Johann Reinhard schon hier von uns erhalten hat.

Gebrüder Braun.

Fünftes Kapitel.

2) Schuldscheine, Obligationen, Wechsel, Reverse, Cessionen, Anweisungen ꝛc. ꝛc.

§. 399. Schuldscheine sind schriftliche Versicherungen über einen auf gewisse Zeit erhaltenen Vorschuß.

So verschieden auch die Arten einer Schuldverschreibung sind, so muß doch jeder vollständige Schuldschein folgende Stücke enthalten:

1) den Namen des Darleihers, der, nach dem Rechte nur solche Person sein kann, welche entweder wahrer Eigenthümer des Darlehns ist, oder doch durch eine gültige Vollmacht im Namen eines Andern zu diesem Geschäfte bestätiget ist;
2) eine genaue Bestimmung der dargeliehenen Sache oder der Geldsumme, die, der Sicherheit wegen, mit Buchstaben geschrieben wird, nebst Angabe der Münzsorte, in welcher das Geld ausgezahlt worden ist;
3) die festgesetzten Bedingungen, sowohl in Ansehung der Zinsen-Bezahlung als der Wiederbezahlung des Capitals;
4) die Angabe des Orts und Tages, wo und wann der Vertrag geschlossen worden ist;
5) Unterschrift des Gläubigers.

Wird der Zahlungstermin mit Bewilligung beider Theile auf eine bestimmte Zeit verlängert, so nennt man dies eine Prolongation.

Formular. Daß ich Endesgenannter von Herrn N. N. Hundert Thaler Cour. in Preuß. Dritteln (in Kassenscheinen) erhalten habe, bezeuge ich hiemit und verspreche, solche drei Monat a dato in gleicher Münzsorte nebst fünf p. c. Zinsen richtig und baar wieder abzutragen u. s. w.

§. 400. Eine besondere Art von Schuldscheinen sind die Obligationen, welche mit Verpfändung irgend einer Sache, z. B. eines Hauses oder andern Grundstückes verbunden sind. Sie bedürfen der gerichtlichen Bestätigung (Consens), wenn Haus und Hof, oder andere liegende Gründe darin zur Hypothek ausgesetzt sind, d. h. wenn der Pfandgläubiger die verpfändete Sache

zwar nicht wirklich in Besitz bekommt, aber doch ein Recht daran im Fall der Nichtbezahlung hat. Der Creditor kann sich auch nur an das Vermögen des Schuldners halten, so daß, wenn die Zahlung nicht erfolgt, gegen den Schuldner nicht mit persönlicher Haft, sondern bloß durch Auspfändung und Verkauf des Vermögens und der verpfändeten Güter auf so viel, als die Schuld beträgt, verfahren werden kann. Entsteht ein Concurs, so müssen die Inhaber der Hypotheken zuerst befriedigt werden.

Formular. Ich Endesunterschriebener bekenne hiedurch, daß Herr N. N. mir auf mein Ansuchen an dem heutigen Tage Zweihundert Thaler in — als ein Darlehn, gegen landübliche jährliche Verzinsung mit vier Thlr. vom Hundert unter der Bedingung vorgeschossen hat, daß ich diese Summe, sobald sie verlangt wird, jedoch nach vorhergegangener, einvierteljähriger Aufkündigung, welche beiden Theilen frei steht, wieder zu bezahlen verbunden bin. Zu seiner Sicherheit verpfände ich ihm mein in der — Straße zwischen den S—schen Häusern gelegenes Haus, sub No. 39 nebst meinem sämmtlichen Vermögen. Ich verspreche, das Capital der Zweihundert Thaler unter Entsagung aller Ausflüchte an Herrn N. oder dessen Erben baar wieder zu bezahlen, bis dahin aber die darauf fallenden Zinsen, jedesmal Ostern und Michaelis in Cour. zu entrichten. Zu dem Ende habe ich gegenwärtiges Schuld-Bekenntniß ausgestellt, und eigenhändig unterschrieben und besiegelt u. s. w.

§. 401. Von den Obligationen unterscheiden sich wieder die Wechsel. Ein Wechsel oder Wechselbrief (cambio, lettera di cambio, lettre d'échange) ist eine das Wort Wechsel enthaltende Schrift, in welcher sich der Aussteller entweder selbst zur Bezahlung einer gewissen Summe gegen den Gläubiger verbindlich macht, oder einem Andern aufträgt, dem Vorzeiger des Wechsels eine gewisse Summe zur bestimmten Zeit zu be-

zahlen. Die daraus entspringende Verbindlichkeit heißt Wechselverbindlichkeit, zu welcher der Wechselaussteller durch das Wechselrecht gezwungen wird, und das Geschäft selbst, wodurch sie zu Stande kommt, heißt Wechselgeschäft. Die Strenge, mit welcher die Wechselverbindlichkeit urgirt werden kann, besteht darin, daß der Wechselgläubiger seinen Schuldner wegen Nichterfüllung seiner Verbindlichkeit sogleich zum persönlichen Arrest bringen lassen kann.

§. 402. Die Wechsel werden in eigene und trassirte (gezogene) eingetheilt. Die eigenen nennt man auch trockene und Depositen-Wechsel.

§. 403. Eigene Wechsel. In diesen macht der Aussteller sich selbst zur Bezahlung einer gewissen Summe gegen den Gläubiger verbindlich. Zu einem eigenen Wechsel gehört: 1) das Versprechen der zu leistenden Zahlung; 2) der Vor- und Zunahme des Gläubigers; 3) die Bestimmung der Summe; 4) die Unterschrift des Schuldners; 5) der Empfang der Valuta (des Werths), die entweder in baarem Gelde, in Waaren oder in Rechnung besteht.

Formular eines eigenen Wechsels.

Berlin, den 1sten August 1836.

500 Thaler in Louisd'or zu 5 Thalern.

Gegen diesen meinen (Sola-) Wechsel zahle ich Endesunterschriebener an den Kaufmann Herrn Friedrich K... hieselbst, oder dessen Ordre, den ersten November d. J. die Summe von fünfhundert Thalern in Louisd'or, das Stück zu 5 Thalern gerechnet, nebst Zinsen zu 5 P. C. Valuta habe ich baar erhalten und leiste zur Verfallzeit richtige Zahlung.

Carl Fromm,
Seidenfabrikant.

Anm. Der von einigen Wechselausstellern für nöthig er-

achtete Zusatz: auf mich an allen Orten, wo ich anzutreffen bin, ist sehr unwesentlich, denn er kann dem Wechsel keine größere Kraft geben.

§. 404. Trassirte Wechsel. Ein trassirter Wechsel (Tratte) ist solcher, welcher zur Annahme der Zahlung auf einen Andern übertragen ist. Der Aussteller desselben verweiset also einen Andern, der als Schuldner anzusehen ist, an einen Dritten zur Bezahlung einer Summe. Diese Tratten sind die eigentlichen kaufmännischen Wechsel und machen den Gegenstand des Wechselhandels aus, deshalb sie auch negociirte oder verhandelte Wechsel genannt werden.

Bei einem trassirten Wechsel sind wenigstens drei Personen interessirt: 1) der Aussteller des Wechsels oder Trassant, welcher den Wechsel Jemanden gibt, um darauf das Geld an einem andern Orte ausgezahlt zu erhalten; 2) der Wechselzahler, Bezogene, Trassat oder Acceptant, d. i. derjenige, auf welchen der Wechsel, in der Absicht, daß er selbigen acceptiren und bezahlen soll, gezogen wird; 3) der Präsentant oder der Wechselinhaber auch Wechselherr genannt, welcher den Wechsel erhält, um das Geld darauf von dem Bezogenen zu erheben.

Anm. Der Bezogene ist erst dann als wahrer Wechselschuldner anzusehen, wenn er sich wirklich zur Bezahlung der Summe anheischig gemacht hat. Dies thut er aber dadurch, daß er unter den Wechsel schreibt: Angenommen oder acceptirt, daher heißt er Acceptant. Dazu ist nöthig, daß ihm der Wechselbrief persönlich vorgelegt werde, und diese Handlung nennt man den Wechsel präsentiren; wer dies thut, heißt Präsentant. Dies kann der Aussteller und auch der Inhaber, oder auch eine vierte, dazu besonders bevollmächtigte Person sein. In so fern der Inhaber an diese vierte Person den Wechsel zur Präsentation übersendet, oder auch, weil er damit statt baaren Geldes an seine Gläubiger

eine Zahlung (Remesse) macht, wird der Inhaber auch Remittent genannt. Wenn der Trassat den Wechsel nicht annimmt, so hat er protestirt, d. h. er gibt den Wechsel mit Protest (Zahlungsweigerung) zurück.

§. 405. Ein vollständiger trassirter Wechsel enthält: 1) den Namen des Trassaten, also dessen, der das Geld auf Vorzeigung des Wechsels bezahlen soll; 2) die Angabe der Wechselsumme und der Münzsorte; 3) die Bestimmung der Zahlungszeit; 4) den Namen des Präsentanten oder dessen, dem das Geld gezahlt werden soll; 5) das Bekenntniß des erhaltenen Werths (der Valuta); 6) die Versicherung, daß der Trassant das Geld wieder bezahlen wolle; 7) die Angabe des Orts und der Zeit, wo und wann der Wechsel ausgestellt worden ist; 8) Namensunterschrift des Trassanten.

Formular eines trassirten Wechsels.

Leipzig, den 1sten August.

2000 Thlr. in Cour.

Sechs Wochen nach Dato zahlen Sie gegen diesen meinen Prima Wechsel an die Ordre des Herrn N — N — in — die Summe von Zwei Tausend Thaler in Cour. Den Werth dafür habe ich erhalten. Sie stellen solchen a conto laut Bericht.

An Herrn N. N.
in N —

N. N.

Anm. 1) In manchen Wechseln kommen die Ausdrücke nach Sicht und a uso vor. Der Uso, d. h. die Zahlungsfrist, wird nach Verschiedenheit des Wechselplatzes 3, 10 und 14 Tage gestattet, so daß man mit dem Tage des Empfangs zu zählen anfängt. —

2) Wenn man nur einen Wechsel ausstellt, so heißt dieser ein Solowechsel; stellt man aber über eine Geldsumme mehrere gleichlautende aus, welches der Sicherheit wegen öfter zu geschehen pflegt, so heißt der erste: Primawechsel und der zweite Secundawechsel. Natürlich wird nur einer davon bezahlt.

§. 406. Damit ein Wechselbrief in der Zeit zwischen dem Tage der Ausstellung und der Bezahlung nicht müßig liege, und überhaupt nach Bequemlichkeit darüber disponirt werden könne: so stellt man ihn nicht bloß an den Inhaber selbst, sondern auch an die Ordre desselben aus. Dadurch erhält der Inhaber das Recht, einen Andern an seiner Stelle zu ernennen und diesem damit eine Zahlung zu machen. Dies thut er, indem er auf die Rückseite des Wechsels schreibt: für mich an Herrn N — N., und ihm alsdann den Wechselbrief übergibt, um damit, wie mit seinem Eigenthum zu schalten. Diese Handlung heißt: den Wechsel indossiren (aus dem Italienischen dosso der Rücken) und der Wechsel ist ein indossirter Wechsel. Wird der Wechsel nochmals indossirt, so nennt man dies giriren (aus dem Italienischen giro, der Kreis), indem der Wechsel, nachdem er im Kreise herumgegangen, wieder an den Aussteller zurück kommen kann.

Anm. Nach dem Preuß. Landrecht ist nur wechselfähig: 1) der die Rechte eines Kaufmanns hat, also Kaufleute, Fabrikinhaber, Apotheker und wer für eigne Rechnung Schiffahrt treibt; alle Juden ohne Unterschied, imgleichen diejenigen Frauenspersonen, welche für eigene Rechnung Handel treiben; 2) die wirklichen Besitzer adeliger Güter und die Generalpächter landesherrlicher und prinzlicher Aemter. — Stellt ein Nichtwechselfähiger dennoch einen Wechsel aus, so gilt er nur als Schuldschein.

§. 407. Reverse sind schriftliche Erklärungen, durch welche sich der Aussteller desselben verbindet, daß er dasjenige, was der Andere ohne Verbindlichkeit und bloß aus gutem Willen zugelassen hat, nicht als ein ihm zukommendes Recht und als eine Schuldigkeit von Seiten des Andern ansehen und zu keiner Gewohnheit machen wolle *).

Die zu einem Revers gehörigen Stücke sind

1) Name der Person, für welche der Revers ausgestellt wird;
2) Angabe des Gegenstandes, worüber das Sicherheits-Versprechen gegeben wird;
3) Bestimmung der Grenzen der Verpflichtung;
4) Unterschrift und Besiegelung dessen, der den Revers ausstellt.

Anm. *) Ein Nachbar z. B. verstattet dem Andern gutwillig den Abfall des Röhrwassers in seinen Hof, oder: Einer gibt dem Andern die Erlaubniß, einmal im Jahre durch seinen Garten fahren zu dürfen. Dieser stellt dagegen einen Revers aus, daß er diese Erlaubniß nicht für die Folge als Schuldigkeit ansehen und fodern wolle.

Formular eines Reverses.

Es hat mir Herr N — N — auf mein Ansuchen die Anlegung einer Röhre verstattet, vermittelst welcher einiges von dem in seinem Hause vorhandenen Röhrwasser in meinen Hof geleitet werden kann. Damit ich nun aber nicht für die Folge diesen verstatteten Ueberfall des Wassers als eine Schuldigkeit von seiner Seite fodern, sondern als eine, mir, auf mein ausdrückliches Bitten, aus nachbarlicher Freundschaft zugestandene Erlaubniß ansehen möge: so verpflichte ich mich hiedurch für meine Erben und künftigen Besitzer dieses Hauses, daß diese Begünstigung für keine Schuldigkeit erklärt werden, besonders aber, daß es Herrn N — freistehen solle, diese Vergünstigung nach seinem Gefallen ohne Einspruch und Widerrede von mir oder den Meinigen aufzuheben. Zu mehrerer Bestätigung habe ich diesen Revers eigenhändig unterschrieben und besiegelt. Leipzig, den 1sten Juli 1836.

N. N.

§. 408. Cessionen oder Abtretungsscheine sind solche Urkunden, wodurch Einer dem Andern ein Recht an einer gewissen Sache abtritt. Der Name des

sen, dem man etwas abtritt, die Sache, welche abgetreten wird, die Bedingungen, unter welchen, und die Zeit, wie lange: dies sind die Hauptpunkte, welche in einer Cession vorkommen müssen.

Formular zu einer Cession.

An unten stehendem Datum habe ich Endesgenannter dem Herrn G. B. mein Recht auf die von meiner Mutter Johanna Adam, geb. Fromm, zu erwartende Erbschaft der Wiese im Mittelfeld Strelitzer Territoriums zwischen den beiden Nachbarn N. — N. — und M. — M. — gelegen, gegen einige von ihm mir erzeigte Gefälligkeiten abgetreten, so daß er sie alsdann als geschenkt und ganz eigen betrachten soll. Strelitz, den 9ten Juli 1836. N. N.

Ich Endesunterschriebener bekenne, daß ich die Capitalfoderung von vier hundert Gulden, welche mir Hr. Ludwig Hofmann, laut der von ihm ausgestellten Obligation schuldig ist, nebst allen mir in der Schuldverschreibung zugeeigneten Rechten, dem Herrn N. N. gegen die von ihm empfangenen vier hundert Gulden, mit Bewilligung des hier unterschriebenen Schuldners abtrete. Ich verspreche übrigens für die Richtigkeit und Güte der abgetretenen Schuldfoderung jederzeit zu stehen. Bremen, den 8ten Juni 1836.

Ludwig Hofmann. Christian Meier.

§. 409. Schenkungsschriften unterscheiden sich von den Cessionen nur dadurch, daß in ihnen etwas abgetreten wird, das man schon wirklich besitzt, und worauf man also nicht bloß ein Recht hat.

§. 410. Anweisungen oder Assignationen sind solche Scheine, in welchen Jemand denjenigen, dem er etwas schuldig ist, oder an welchen er eine Summe ausgezahlt wissen will, der Zahlung halber an einen dritten weiset, an dem er entweder zu fodern hat, oder mit

dem er in Abrechnung steht. Die Hauptpunkte einer Assignation sind:

1) Nennung aller dabei vorkommenden Personen;
2) Angabe, auf wessen Befehl oder Rechnung die Anweisung berechnet wird;
3) das, was man anweiset, muß genau angegeben werden;
4) Ort der Anweisung, Jahr, Tag ꝛc. ꝛc.

Formular zu einer Anweisung.

Gegen diese meine Assignation haben Herr N. N. die Güte, an Herrn N. oder dessen Ordre Funfzig Thaler Cour. zu bezahlen und mir solche zu notiren.

Berlin, den 30sten Juli 1836. N. N.

50 Rthlr. Cour.

§. 411. Ein Depositen-Schein wird in dem Falle ausgestellt, wenn Jemand die Verwahrung der Sache eines Andern auf eine gewisse Zeit ohne Vergeltung übernimmt. Damit nun in Zukunft über die Frage: was ist deponirt worden? keine Ungewißheit entstehe, so ist es rathsam, daß derjenige, welcher etwas bei einem Andern in Verwahrung gegeben hat (der Deponent) sich von demjenigen, bei dem er es niedergelegt hat (dem Depositar) ein Bekenntniß, und der Letztere bei der Zurücklieferung sich einen Empfangschein gegen Zurückgabe des Depositenscheines ausstellen lasse. Ein Depositen-Schein enthält:

1) die Beschreibung der deponirten Sache;
2) den Namen des Deponenten;
3) das Versprechen der Wiedererstattung, und endlich
4) die Unterschrift des Depositars.

Formulare eines Depositen- und eines Empfang-Scheines.

Daß mir Herr N. — an dem heutigen Tage einen Staatsschuldschein über 500 Thlr. zur Verwahrung übergeben, bescheinige ich hiedurch. Zugleich verspreche ich, dieses mir anvertraute Depositum, wie mein eigenes Vermögen, mit der größten Sorgfalt zu verwahren. Da ich aber öfters abwesend bin, so erkläre ich hiedurch, daß ich in solchem Fall für keine Gefahr stehen kann. Diesen Verwahrschein habe ich eigenhändig unterschrieben und besiegelt.

Leipzig, den 1sten April 1836. N. N.

Daß mir Herr N. — den, vor drei Monat bei ihm deponirten Staatsschuldschein über 500 Thlr. richtig zurück gegeben hat; solches wird, unter Rückgabe des darüber empfangenen Depositenscheins, hierauf dankbar bescheiniget.

Leipzig, den 1sten Jul. 1836. N. N.

§. 412. Eine Quittung ist eine schriftliche Bescheinigung, daß eine Schuldforderung bezahlt, oder sonst eine Sache, die man erhalten hat, wieder gegeben worden sey. Hiebei ist zu bemerken:

1) die Geldsumme wird mit Buchstaben geschrieben;
2) es wird angegeben, wofür man das empfangene Geld erhalten habe, z. B. Arbeitslohn, Besoldung ꝛc.;
3) in den, über gezogene Besoldungen ausgestellten Quittungen muß auch die Zeit, von welcher bis zu welcher die erhaltene Besoldung zu rechnen sey, bemerkt werden; z. B. Einhundert Thaler einvierteljährliche Besoldung von Ostern bis Johannis 1836;
4) Quittungen, welche als Belege in die Rechnungsbücher eingeheftet werden, müssen auf einen halben, zuweilen auch auf einen ganzen Bogen, und — wenn sie den Empfang von Geldern aus Königl. Kassen betreffen, im Preußischen auf einen Stempelbogen geschrieben werden;

5) wenn eine Schuldforderung nicht ganz abgetragen, sondern nur eine gewisse Summe darauf bezahlt worden ist: so wird dies in der Quittung durch die, nach Angabe der Summe hinzugesetzten Worte: auf Abschlag bemerkt;

6) ist eine Quittung durch Versehen desjenigen, dem sie ausgestellt wurde, verloren gegangen: so wird es in manchen Fällen nöthig sein, in der neu auszustellenden Quittung mit einigen Worten zu bemerken, daß eine über den Empfang dieser Summe bereits ausgestellte Quittung abhanden gekommen, und daß, im Fall sie wieder aufgefunden werden sollte, die gegenwärtige für ungültig erklärt werde.

Formular einer Quittung.

Dreißig Thaler auf Abschlag meiner in der an Herrn F. ausgestellten Handwerks-Rechnung verzeichneten Forderung von achtzig Thlr. habe ich von demselben baar und richtig erhalten, welches ich hiedurch dankbar bescheinige. Berlin, den 2ten Aug. 1838.

N. N.

§. 413. Ein Tilgungs- oder Mortifications-Schein ist ebenfalls eine schriftliche Bescheinigung, daß ein Darlehn wieder gegeben worden sei. Er wird gewöhnlich nur dann ausgestellt, wenn der Schuldschein, der bei Bezahlung der Schuld dem Aussteller wieder überliefert werden muß, verloren gegangen ist. Uebrigens kann er der Quittung beigefügt oder auch neben derselben ausgestellt werden.

Formular einer Quittung und Gegenquittung.

Da wir Endesunterschriebene heute unsere Rechnung gegen einander ausgeglichen haben, so quittiren wir uns hiemit und erklären: daß Keiner von uns beiden wegen des Vergangenen an den Andern etwas zu fodern habe, und daß alle zeither zwischen uns bestandene

Rechnungen, Handschriften, Schuldscheine ꝛc. für ungültig und nichtig anzusehen sind. Zu mehrerer Bekräftigung dessen ist diese Quittung und Gegenquittung in zwei gleichlautenden Exemplaren abgefaßt und von uns beiden eigenhändig unterschrieben, besiegelt und gegen einander ausgeliefert worden. Berlin, den 3. Jul. 1836.

N. N.

Sechstes Kapitel.

3) Anzeigen, Vorschläge, Handwerks-Reden, Rechnungen, Bau-Anschläge.

§. 414. **Anzeigen** in öffentlichen Blättern sollen zur schnellen Bekanntmachung und Verbreitung von Familienereignissen oder gemeinnützigen Nachrichten dienen. Diese betreffen mancherlei Gegenstände, z. B. ein frohes Ereigniß, einen Unglücksfall, eine neu errichtete Anstalt, einen abgeschafften Mißbrauch, eine neue Erfindung, eine Ankündigung von Waaren-Artikeln ꝛc. ꝛc. Dergleichen Anzeigen müssen:

1) unter den nöthigen Einschränkungen der Gesetze abgefaßt, und
2) möglichst kurz, bestimmt und deutlich sein.

§. 415. **Vorstellungen** oder **Vorschläge** an eine Corporation bezwecken theils die Abschaffung eines Mißbrauchs, theils die Einführung und Unterstützung einer nützlichen Verbesserung, z. B. die Abschaffung der Trauer, die Errichtung einer Armenanstalt, eines Leichenhauses, die Anschaffung einer Schlauchspritze ꝛc. ꝛc. Da ein solcher Vorschlag, der Natur der Sache nach, schon von einem gewissen Umfange ist: so ist es nöthig, sich zuvor einen Plan oder eine Skizze zu entwerfen, nach welcher man sich bei der Ausarbeitung richtet. In der

Einleitung würde man den Leser für sich und den beabsichtigten Zweck zu gewinnen suchen. Den Stoff dazu könnte man von einer andern, schon in der Corporation bestehenden, nützlichen Einrichtung, von dem gefälligen Sinn für das Gute, von der Bereitwilligkeit anderer kleinen Gesellschaften ꝛc. hernehmen. In der Darstellung der Sache selbst wird der Vorschlag, den man thut, kurz, deutlich und bestimmt angegeben und die Wichtigkeit desselben in das gehörige Licht gesetzt. Die Gründe, womit man den Vorschlag unterstützt, müssen aus dem Gegenstande selbst hergenommen sein. In den meisten Fällen wird man die Gründe von der Wahrheit herleiten können, daß Alles unter den Menschen immer vollkommener und besser werden müsse, oder von den Vortheilen, welche mit Annahme des Vorschlages verknüpft sind. Die Schwierigkeiten, welche etwa der Ausführung entgegenstehen, müssen erwogen und beseitigt, und den möglichen Einwürfen muß sogleich entgegen gearbeitet werden. Am Schlusse werden sämmtliche Gründe noch einmal kurz zusammengestellt, und die Leser zur ruhigen Prüfung der Sache aufgefodert, wobei man ihnen zu erkennen gibt, daß man sich nach ihrer bekannten Denkart schon im Voraus von der willigen Annahme des gethanen Vorschlages überzeugt halte. Der Ausdruck in solchen Aufsätzen wird durchaus bestimmt, edel, oft auch rührend sein; letzteres ist er, wenn dadurch lebhafte Empfindungen und Entschlüsse in dem Gemüthe des Lesers oder Zuhörers hervorgebracht werden sollen.

§. 416. Bei einigen Innungen ist es noch hin und wieder gebräuchlich, die Aufnahme und Lossprechung eines Lehrlings durch eine Rede feierlich zu machen. Der Inhalt solcher Reden ist:

1) eine öffentliche Erklärung der geschehenen Aufnahme eines Lehrlings in sein neues Verhältniß;
2) Erinnerungen an die mit diesem neuen Verhältnisse verbundenen Rechte und Pflichten;
3) Erinnerungen an den Werth des Handwerks selbst;
4) Erklärung der bei der Aufnahme üblichen Gebräuche;
5) Glückwünsche.

§. 417. Eine besondere Gattung dieser Reden sind die, welche die Zimmergesellen bei der Richtung eines Hauses zu halten pflegen. Das Lob der Baukunst ist der darin herrschende Gedanke. Der vorzüglichste Beweis für den Werth derselben würde von der den Menschen dadurch verschafften Bequemlichkeit und Sicherung ihres Eigenthums herzunehmen sein. Man unterstützt diesen Beweis durch die Erinnerung an die Zeiten, da die Menschen sich noch mit Höhlen, Zelten und elenden Hütten behelfen mußten. Von diesen und ähnlichen Gedanken läßt sich leicht der Uebergang zu dem neu errichteten Gebäude machen, um die gewöhnlichen Glückwünsche, welche bei dieser Gelegenheit nach Handwerks-Gebrauch ausgebracht werden müssen, anzuknüpfen. — Indessen ist man an diesen Ideengang nicht gebunden. Man kann auch in der Rede zeigen: wie viel die vereinigte Thätigkeit mehrerer Menschen in kurzer Zeit zu Stande bringen könne, oder wie viel Ueberlegung zur regelmäßigen Erbauung eines Wohnhauses erfodert werde, oder endlich: welchen Einfluß die Baukunst auf die Civilisirung der Menschen habe u. s. w. Zu den Reden, welche bei Richtung öffentlicher Gebäude, als Rathhäuser, Kirchen, Schulen, Krankenhäuser ꝛc. gehalten werden, findet man den Stoff in dem Zweck der Gebäude selbst. Die Schreibart in solchen Reden erfodert vorzüglich Klarheit und edle Einfalt.

§. 418. Was die Rechnungen betrifft, so werden solche gewöhnlich auf ein Quartblatt oder einen halben Bogen geschrieben. Dieses Blatt wird oben mit einer schwarzen oder rothen Querlinie versehen, über welche die Ueberschrift gestellt wird, die gewöhnlich durch Nota über ꝛc., besser aber durch Rechnung über die für Hrn. N. — verfertigte (gelieferte) Arbeit (Waare) ausgedruckt wird. Linker Hand wird eine herunter laufende Linie gezogen, in welcher der Lieferungstag der Arbeit bemerkt wird; zur rechten Hand stehen drei Linien, mit den Ueberschriften: Thaler, Groschen, Pfennige. In dem von den vordern bis zu den hintern Linien leeren Zwischenraum wird jedes einzelne Stück der Arbeit (der gehabten Auslage) angegeben, und innerhalb der drei letzten Linien der Preis desselben bestimmt. Werden mehrere Stücke eines und desselben Gegenstandes in einer Zeile aufgeführt, so wird der Preis jedes Einzelnen bemerkt (z. B. 6 Bretter à 1 Thlr. 5 Sgr., — 7 Thlr.) und die Totalsumme unter Thaler und Groschen aufgeführt. Am Schlusse der Rechnung wird wieder eine halbe Querlinie gezogen, unter welcher die Summe in den gehörigen Stellen angegeben wird. Gleich unter dieser Angabe steht der Name des Ausstellers der Rechnung, und dem Namen gegenüber zur linken Seite, Ort, Tag und Jahr. Ist die Rechnung bezahlt, so wird die Quittung gleich darunter geschrieben; eine solche Rechnung nennt man eine quittirte.

Formular einer Rechnung.

Rechnung über die auf Verlangen des Herrn N. verfertigte Schlosserarbeit.

1836.		Thlr.	Sgr.	Pf.
Jan. 4.	Ein Fenstergatter von altem Eisen verfertigt	2	18	
	Ein Riegelschloß zum Gewölbe verfertigt	1	16	
10.	Ein neuer Schlüssel zur Saalthüre	—	8	
	Summa	4	12	
	B. d. 12. Jan. 1836. C. S. N.			

§. 419. Ein Bauanschlag ist eine ausführliche, deutliche und möglichst genaue Berechnung aller Kosten, welche für Baumaterialien, Fuhrlohn, Arbeitslohn ꝛc. ꝛc. zu einem neuen Bau oder zur Reparatur eines alten Gebäudes erfodert werden. Der Zweck solcher Bauanschläge ist, zu erfahren: 1) wie viel die Kosten des Ganzen betragen; 2) ob auch der Nutzen, den man durch das Werk zu erhalten meint, die aufgewendeten Kosten belohne, und 3) um das Werk selbst anordnen und vollführen zu können.

§. 420. Zwar kann der Kostenanschlag eines neu aufzuführenden Gebäudes nie ganz genau gemacht werden, weil eine Menge von zufälligen Umständen eintreten können, die sich vorher nicht berechnen lassen, z. B. wenn ein altes Gebäude abzureißen ist, so läßt sich nicht genau bestimmen, wie hoch der Ertrag der noch brauchbaren alten Materialien sich belaufen möchte. Auch werden nach Unterschied der Oerter die Anschläge abweichend ausfallen, je nachdem Materialien und Arbeiter mehr oder weniger kosten, oder der Bauherr Fuhren und Tagelöhner umsonst hat, oder solche bezahlen muß. Dennoch kann und muß der

§. 418. Was die Rechnungen betrifft, so werden solche gewöhnlich auf ein Quartblatt oder einen halben Bogen geschrieben. Dieses Blatt wird oben mit einer schwarzen oder rothen Querlinie versehen, über welche die Ueberschrift gestellt wird, die gewöhnlich durch Nota über ꝛc., besser aber durch Rechnung über die für Hrn. N. — verfertigte (gelieferte) Arbeit (Waare) ausgedruckt wird. Linker Hand wird eine herunter laufende Linie gezogen, in welcher der Lieferungstag der Arbeit bemerkt wird; zur rechten Hand stehen drei Linien, mit den Ueberschriften: Thaler, Groschen, Pfennige. In dem von den vordern bis zu den hintern Linien leeren Zwischenraum wird jedes einzelne Stück der Arbeit (der gehabten Auslage) angegeben, und innerhalb der drei letzten Linien der Preis desselben bestimmt. Werden mehrere Stücke eines und desselben Gegenstandes in einer Zeile aufgeführt, so wird der Preis jedes Einzelnen bemerkt (z. B. 6 Bretter à 1 Thlr. 5 Sgr., — 7 Thlr.) und die Totalsumme unter Thaler und Groschen aufgeführt. Am Schlusse der Rechnung wird wieder eine halbe Querlinie gezogen, unter welcher die Summe in den gehörigen Stellen angegeben wird. Gleich unter dieser Angabe steht der Name des Ausstellers der Rechnung, und dem Namen gegenüber zur linken Seite, Ort, Tag und Jahr. Ist die Rechnung bezahlt, so wird die Quittung gleich darunter geschrieben; eine solche Rechnung nennt man eine quittirte.

Formular einer Rechnung.

Rechnung über die auf Verlangen des Herrn N. verfertigte Schlosserarbeit.

1836.		Thlr.	Sgr.	Pf.
Jan. 4.	Ein Fenstergatter von altem Eisen verfertigt	2	18	
	Ein Riegelschloß zum Gewölbe verfertigt	1	16	
10.	Ein neuer Schlüssel zur Saalthüre	—	8	
	Summa	4	12	
	B. d. 12. Jan. 1836. C. S. N.			

§. 419. Ein Bauanschlag ist eine ausführliche, deutliche und möglichst genaue Berechnung aller Kosten, welche für Baumaterialien, Fuhrlohn, Arbeitslohn ꝛc. ꝛc. zu einem neuen Bau oder zur Reparatur eines alten Gebäudes erfodert werden. Der Zweck solcher Bauanschläge ist, zu erfahren: 1) wie viel die Kosten des Ganzen betragen; 2) ob auch der Nutzen, den man durch das Werk zu erhalten meint, die aufgewendeten Kosten belohne, und 3) um das Werk selbst anordnen und vollführen zu können.

§. 420. Zwar kann der Kostenanschlag eines neu aufzuführenden Gebäudes nie ganz genau gemacht werden, weil eine Menge von zufälligen Umständen eintreten können, die sich vorher nicht berechnen lassen, z. B. wenn ein altes Gebäude abzureißen ist, so läßt sich nicht genau bestimmen, wie hoch der Ertrag der noch brauchbaren alten Materialien sich belaufen möchte. Auch werden nach Unterschied der Oerter die Anschläge abweichend ausfallen, je nachdem Materialien und Arbeiter mehr oder weniger kosten, oder der Bauherr Fuhren und Tagelöhner umsonst hat, oder solche bezahlen muß. Dennoch kann und muß der

Anschlag den nachherigen wirklichen Kosten sehr nahe treten. Sehr erleichtert wird der Bauanschlag dadurch, daß die Materialien ein gewisses Maß haben, welches durch landesherrliche Verordnungen bestimmt zu sein pflegt.

§. 421. Wer einen Bauanschlag verfertigt, muß nicht nur auf Ersparung der Kosten, sondern auch auf Wohlstand und Dauer der Gebäude sehen, und alles so genau und deutlich beschreiben, daß man sich daraus einen vollständigen Begriff machen kann. Zu dem Ende muß jedem Anschlage eine kurze aber deutliche Beschreibung von dem vorhabenden Bau vorausgeschickt werden: ob derselbe massiv oder mit Fachwerk, wie breit und tief, wie hoch jedes Stockwerk und was inwendig an Stuben, Kammern, Kellern, Stallung u. dergl. gemacht werden solle. Zuerst werden die Baumaterialien und das Fuhrlohn, dann das Arbeitslohn aller dabei nöthigen Handwerksleute und Tagelöhner, und, wenn ein Conducteur die Aufsicht beim Baue führen soll, die Diäten desselben in Anschlag gebracht. Die Materialien, welche bei öffentlichen Bauten von dem Landesherrn unentgeltlich verwilliget werden, kommen ebenfalls mit in den Anschlag, pflegen aber nicht zu Gelde angeschlagen zu werden. Am Schlusse kommt eine Recapitulation der Materialien und deren Anfuhr so wie des Arbeitslohnes.

Anm. Mehrere unter den hier angegebenen Privatgeschäften sind von der Art, daß sie auch zu den öffentlichen gerechnet werden können, z. B. Anzeigen in öffentlichen Blättern, Bauanschläge ꝛc. Es kommt dabei alles darauf an, ob die einzelnen Angelegenheiten, welche der Geschäfts-Styl behandelt, bloß von und unter Privatpersonen oder mit Zuziehung der Gerichtshöfe und Landesbehörden abgemacht werden.

Siebentes Kapitel.

Oeffentliche Geschäfte.

§. 422. Die öffentlichen Geschäfte erfodern den Kanzellei- oder Curial-Styl. Das Wort Kanzellei (auch Kanzlei) wird hergeleitet von cancelli, Schranken, welche um die Gerichtsstätte gezogen wurden, und bezeichnet: 1) jedes vom Landesherrn angeordnete Collegium, welches die Landes- und Regierungs-Angelegenheiten zu besorgen hat; 2) einen besondern Gerichtshof, z. B. die Justiz-Kanzellei; 3) den Ort, wo die Sitzungen des Collegii gehalten werden; 4) denjenigen Theil eines Collegii, welchem die Ausfertigung der verhandelten Sachen obliegt, z. B. Geheime-Kanzellei, wohin Secretaire, Registratoren, Kanzellisten gehören. — Curial (curialis, die Curie betreffend) kommt von dem Lateinischen curia her. Dieses Wort bezeichnet: 1) eine gewisse Abtheilung des Römischen Volkes, eine Curie, 2) das Gebäude, in welchem sich die Curien, um etwas zu berathschlagen, versammelten, 3) das Gebäude, wo der Senat zusammen kam, und eben daher 4) die Rathsversammlung selbst. Wir verstehen unter Curien solche Collegia, in welchen öffentliche Geschäfte schriftlich verhandelt werden.

§. 423. Das Wort Styl bedeutet nicht bloß die eigenthümliche Darstellung unserer Gedanken, oder die Schreibart (§. 4.), sondern auch die ganze Verfahrungsart, wie sie bei einem Gerichtshofe oder Collegium hergebracht ist, und in dieser Bedeutung wird denn auch gewöhnlich der bekannte Ausdruck Stilus Curiae genommen.

§. 424. Der Kanzellei-, oder Curial-, oder Geschäfts-Styl wäre demnach die Art und Weise, wie schriftliche Aufsätze von den Kanzelleien in Rücksicht

der Schreibart sowohl als der Formalien zweckmäßig ausgefertigt zu werden pflegen. Da aber der Kanzellei-Styl sich nach dem Gegenstand der Geschäfte richtet, so theilt er sich in zwei Hauptzweige, nämlich in den Hof- und den Gerichts-Styl.

§. 425. Da die Deutschen Staatsverfassungen eine bestimmte, schriftliche Verhandlung der Geschäfte, also den Kanzellei-Styl, nothwendig machen, so ist eine genaue Kenntniß desselben für die Regierenden und Regierten unentbehrlich; ganz unerläßlich aber ist sie dem Geschäftsmann zu einer zweckmäßigen, schnellen und glücklichen Betreibung seiner Arbeiten.

§. 426. Zu dieser Kenntniß gelangt man auf zwei Wegen: 1) durch Routine und 2) durch zweckmäßige Vorübung, welche in der Folge durch eigene Erfahrung unterstützt wird.

§. 427. Durch die Routine kann zwar, wie die Erfahrung lehrt, selbst der seichteste Kopf sich eine gewisse Fertigkeit in Kanzellei-Geschäften erwerben; allein es entstehen daraus geschmacklose Nachbeter, blinde Verehrer des Schlendrians, und Menschen nach dem Leisten, die, wenn sie kein Formular bei der Hand haben, ängstlich besorgt sind, ob sie eine Ausfertigung mit nachdem oder demnach, mit was oder welchergestalt, mit erscheint oder erschien anfangen sollen, und auch die Arbeiten der Subalternen danach beurtheilen. Zweckmäßige Vorübungen dagegen und nachherige Routine geben nicht nur eine gründliche Kenntniß des Geschäftsganges, sondern bewahren auch vor dem Maschinenmäßigen und führen den jungen Geschäftsmann auf die richtige Mittelstraße zwischen der alten juristischen Barbarei und einer willkürlichen Neuerungssucht.

§. 428. In den Kanzellei-Geschäften ist besonders

die Wissenschaft des Ceremoniells oder der sogenannten Curialien äußerst verwickelt und daher für den angehenden Geschäftsmann sehr beschwerlich. Das Kanzellei-Ceremoniell besteht nämlich in der wechselseitigen Beobachtung aller der Förmlichkeiten bei Geschäftsaufsätzen, welche durch Gesetze, Verträge, Herkommen, sowohl im Hof- als im Gerichts-Styl nach den jedesmaligen Verhältnissen des Schreibenden und dessen, an den geschrieben wird, bestimmt sind.

§. 429. Diese Förmlichkeiten betreffen nun: 1) die verschiedenen Arten der Expeditionen, welche in bestimmten Fällen erfodert werden; 2) die Titulaturen, Auf- und Unterschriften; 3) verschiedene andere Punkte, als Schreibmaterialien, Besiegelung, Format ꝛc. ꝛc. Die Nichtbeobachtung eines oder des andern dieser Stücke heißt ein Kanzelleifehler.

Achtes Kapitel.

Verschiedene Arten von Expeditionen.

§. 430. Die Beschwerlichkeit des Kanzellei-Ceremoniells hat verschiedene Formen schriftlicher Aufsätze oder Expeditionen veranlaßt, worin der nämliche Gegenstand auf eine mehr oder minder feierliche Art vorgetragen werden kann. Man muß daher sowohl die Beschaffenheit dieser Formen als auch die besondern Fälle kennen lernen, in denen das Ceremoniell diese oder jene Gattung derselben zuläßt oder ausschließt.

§. 431. Jeder Aufsatz in den öffentlichen Geschäften wird zuvor in einem Concept entworfen, welches nach gemachter Ausfertigung bei den Acten aufbewahrt wird, und die Beweiskraft eines Originals hat. Es wird

entweder vom Verfasser des Aufsatzes selbst geschrieben oder einem Andern in die Feder dictirt. Man schreibt es gewöhnlich auf einen in die Länge gebrochenen Bogen von schlechterem Papier, (Concept-Papier) auf die Seite, welche dem Schreibenden zur Rechten ist. Oben zur linken Hand wird Ort, Jahr und Tag angemerkt, welches gewöhnlich am Ende des Concepts wiederholt zu werden pflegt. Dann folgt auf derselben Seite das Rubrum oder die kurze Anzeige des Inhalts, nebst der Bemerkung, von wem, an wen, wie viel mal und in welcher Form die Ausfertigung geschehen soll. Im Concept selbst werden die Curialien, welche durch das Herkommen eingeführt sind, nur ganz kurz mit Abbreviaturen bemerkt, die nachher bei der Ausfertigung vollständig eingerückt werden, z. B. P. P. (praemissis praemittendis) T. T. (totus titulus). Sollen Beilagen zur Ausfertigung kommen, so werden dieselben auf der linken Seite des Concepts gehörig angezeigt, desgleichen ob in Original oder in Abschrift. Derjenige, welcher das Concept aufsetzt, heißt Concipient, Concipist.

§. 432. Dieses Concept wird alsdann ausgefertigt (mundirt, expedirt), d. h. mit genauer Beobachtung aller in den folgenden §. §. zu erörternden Curialien durch Kanzelleihand ins Reine geschrieben, revidirt, unterschrieben, besiegelt ꝛc.; die nöthigen Beilagen werden hinzugefügt, und vom Kanzellisten oder Registrator, Botenmeister ꝛc. der Tag, wo die Expedition geschehen oder die Ausfertigung abgegangen ist, auf dem Concept bemerkt und solches an die Behörde zurückgeliefert. Dies nennt man die Ausfertigung oder das Mundum (Reinschrift).

§. 433. Ein auf solche Weise nach dem Concept ausgefertigter und gehörig vollzogener Aufsatz heißt

ein Original. In vielen Fällen werden mehrere gleich lautende Originale verfertigt, z. B. bei Verträgen.

§. 434. Häufig werden aber auch die Concepte nur einmal im Original an die Behörde ausgefertigt, und denen, die etwa sonst noch Kenntniß davon erhalten sollen, abschriftlich zur Nachricht mitgetheilt. Hier wird bloß der Hauptinhalt mit Weglassung der Formalien eingerückt, oben das Wort Copia und unten der Name dessen, für den diese Copie bestimmt ist, beigefügt. Eine solche Abschrift kann entweder den vollständigen Inhalt des Originals oder nur einen Auszug daraus enthalten; sie kann vidimirt (amtlich durch Unterschrift beglaubigt) oder nicht vidimirt sein.

§. 435. Die Ausfertigungen selbst können bald an bestimmte Personen oder Collegien, bald an das Publikum, bald in Briefform, bald ohne dieselbe abgefaßt sein. Wird an bestimmte Personen oder Collegien geschrieben, so sind diese entweder höhern oder gleichen oder niedern Ranges und Standes als der Schreibende. Nach Maßgabe dieser Fälle richtet sich die Art der Expedition, wobei bald ein strengeres, bald willkürlicheres, bald gar kein Ceremoniell beobachtet wird. Folgende kurze, tabellarische Uebersicht mag dies näher erläutern:

§. 436. 1) Ausfertigungen im Hofstyl. Hier schreibt:

A. Der Regent selbst oder läßt in seinem Namen schreiben:

a) In Briefform.

aa) An andere Regenten.

bb) An seine Staatsdiener, Collegien oder Privatpersonen, in Rescripten, Kabinetsschreiben ꝛc.

b) Ohne Briefform. Dahin Manifeste, Deductionen, Kriegserklärungen, Friedensschlüsse, Bünd-

nisse, Verträge, Ausschreiben, Patente, Verordnungen, Instructionen, Privilegien, Bestallungen, Testamente ꝛc.

B. Staats-Beamte, z. B. Gesandte, Minister, Räthe:

a) An ihre Principalen oder höhere Collegien, als Berichte ꝛc.

b) An andere Regenten, Gesandte, u. s. w., in Briefform und ohne solche, z. B. Noten, Promemoria ꝛc.

C. Collegien:

a) An andere Collegien und zwar

aa) an höhere: Berichte, Protokolle.

bb) An gleiche: Insinuate, Noten.

cc) An niedere: Instructionen, Signaturen ꝛc.

b) An Privatpersonen, dahin Dekrete, Befehle, Bescheide.

c) An das Publikum, dahin Bekanntmachungen, Patente ꝛc.

D. Privatpersonen in ihren Angelegenheiten, an den Regenten oder dessen Collegien und Beamte:

a) In Briefform, Bittschriften.

b) Ohne dieselben, Promemoria (Denkschriften, Eingaben).

§. 437. 2) Ausfertigungen im Gerichtsstyl.

A. In processualischen Angelegenheiten schreiben:

a) Die Richter oder Dikasterien (Gerichtsbehörden):

aa) An den Oberrichter, dahin Berichte, Anfragen ꝛc.

bb) An auswärtige Gerichte, als Requisitions-Schreiben.

cc) An den Unterrichter, als Mandate, Commissorialien, Excitatorien (Erinnerungsschreiben).

dd) An die Partheien und Anwälte, als: gemeine Bescheide, Citationen, Dekrete, Mandate, Urtheile, Protokolle, Untersuchungen, Zeugenverhöre, Relationen und überhaupt alle von Seiten des Richters anzufertigende Prozeßschriften.

ee) An Juristen-Facultäten und Schöppenstühle, als: Urtheilsfragen.

ff) An das Publikum, als: Steckbriefe, Edictal-Citationen, Subhastationen und andere Bekanntmachungen.

b) Die Partheien und Anwälte

aa) an den Richter, dahin alle Arten von Prozeßschriften, Deductionen, Defensionen ꝛc.

bb) Unter sich, als: Vollmachten, Vergleiche.

c) Juristen-Facultäten, Schöppenstühle ꝛc.

aa) An den Richter, Urtheile.

bb) An die Partheien, Gutachten.

B. In Sachen der willkürlichen Gerichtsbarkeit, als: richterliche Verfügungen, obrigkeitliche Zeugnisse, Vormunds-Bestallungen, Güterverzeichnisse, Spezificationen, Kataloge, Inventarien-Verzeichnisse, Lehenbriefe, Consense ꝛc.

C. In Notariats- und andern Geschäften, welche eine gesetzlich bestimmte Form haben, z. B. Notariats-Instrumente, Verträge, Testamente, Contracte aller Art, Vergleiche, Vollmachten ꝛc.

Aus dieser tabellarischen Uebersicht, in welcher noch nicht alle in Deutschland üblichen Ausfertigungen erschöpft sind, werden in der Folge diejenigen herausgehoben werden, deren nähere Kenntniß nach dem Zwecke dieses Lehrbuchs hieher gehört.

Neuntes Kapitel.

Von den Titulaturen und Curialien überhaupt.

§. 438. Die Titulaturen oder Curialien im engern Verstande bestehen in gewissen hergebrachten Ausdrücken und Formeln, wodurch das Verhältniß der Hoheit, Achtung, Gleichheit, Ehrerbietung und Unterwürfigkeit zwischen dem Schreibenden und dem, an den die Schrift gerichtet ist, bezeichnet wird.

§. 439. In keinem Europäischen Staate ist die Wissenschaft der Curialien so weitläufig und die Anwendung derselben so schwer als in Deutschland, wo fast jeder Hof und jedes Collegium sein besonderes Kanzellei-Ceremoniell hat, welches nach allen möglichen Verhältnissen, von der höchsten bis zur niedrigsten Klasse der Staatsbürger auf das genaueste bestimmt ist. Besonders wird hier die Vorliebe des Kanzelleistils für das Alte recht sichtbar, indem noch jetzt in vielen Staaten die schriftlichen Verhandlungen großer Herren und ihrer Collegien sowohl im Hof- als Gerichtsstil meistentheils dieselben Curialien beibehalten haben, welche vor hundert und mehrern Jahren üblich waren.

§. 440. So beschwerlich dieses steife Ceremoniell auch ist, so hat die Aufhebung oder Umformung desselben ebenfalls ihre Schwierigkeiten; denn 1) sind bei allen gesitteten Nationen Unterschiede zwischen den Staatsbürgern eingeführt, welche in feierlichen Aufsätzen durch gewisse Ehrenwörter bezeichnet werden; 2) beruht der größte Theil des Deutschen Kanzellei-Ceremoniells auf dem Europäischen Völkerrechte, auf wechselseitigen Verträgen oder dem Herkommen, und kann daher nicht ohne Einstimmung aller Interessenten abgeändert oder aufgehoben werden;

3) sind Titel und Ehrenworte sehr oft Zeichen hergebrachter Gerechtsame oder Ansprüche, welche den Besitzern nicht entzogen werden können; 4) geben oft die Curialien ein Mittel an die Hand, die Echtheit oder Unechtheit einer Urkunde nach diplomatischen Regeln zu beurtheilen. Dennoch hat Preußen in diesem Kanzellei-Ceremoniell große Beschränkungen gemacht, und die sonst üblichen Titulaturen der Collegia unter einander und der Privatpersonen an dieselben gänzlich aufgehoben.

§. 441. In Folge dieser Vereinfachung wird in den Preuß. Staaten an alle Ministerien, Departements und Collegien von den höchsten bis zu den untersten ohne Anrede geschrieben. Man fügt dem Namen des Collegii nur das Prädicat Königlich hinzu, und von den ehemaligen Ehrerbietungstiteln: Hoch, Hochpreislich, Hochlöblich, Hochwürdig, Wohllöblich, Hochedel denjenigen, der für das Collegium gehört, an welches man schreibt.

§. 442. Die beiden ersten Titel: Hoch und Hochpreislich erhalten nur die höchsten Landes-Collegia, d. h. diejenigen, deren Wirkungskreis sich über das ganze Land erstreckt. Dahin: der Staatsrath, das Staatsministerium, das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, das Ministerium des Innern und der Polizei, das Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten, das Ministerium des Innern für Handels- und Gewerbe-Angelegenheiten, das Ministerium der Finanzen, das Ministerium der Justiz, des Königl. Hauses und des Krieges, das Geh. Ober-Tribunal, das General-Auditoriat, die Ober-Examinations-Commission, das General-Postamt, die Ordens-Commission, die Akademie der Wissenschaften und der Künste zu Berlin.

§. 443. Den Ehrentitel Hochlöblich erhalten die

Provinzialbehörden, deren Wirkungskreis sich nur über eine Provinz erstreckt, und solche Behörden, die keinen Minister, sondern einen Director oder Präsidenten zum Chef haben. — Hochwürdig bekommen die Consistorien, Kirchen-Ministerien und Domkapitel; — Wohllöblich die Unterbehörden, die von den Provinzial-Collegien abhangen, oder keine Präsidenten zu Chefs haben, so wie die Magistrate n großen Städten; dagegen erhalten die Magistrate in den kleinen Städten Hochedel.

§. 444. An die Stelle des Anredetitels setzt man die Worte: unterthänigste (gehorsamste) Vorstellung (Bitte, Promemoria), und auf der linken Hälfte des gebrochenen Bogens nennt man die Behörde, an welche das Schreiben gerichtet ist, z. B. An Ein Königl. Hochwürdiges Consistorium in B...

§. 445. Was den Context der Vorstellung betrift, so pflegt man sich wenigstens einmal der vollständigen Benennung nebst dem Ehrentitel der Behörde zu bedienen, z. B. Ein Königl. Hohes Finanz-Ministerium ꝛc., eine Königl. Hochlöbliche Regierung zu P.. ꝛc. Nachher kürzt man die Benennung ab, indem man das Königl. wegläßt, oder sie gegen die Personwörter Hochdasselbe, Hochdieselbe ꝛc. vertauscht.

§. 446. Auch die Titulatur der Schlußformel fällt weg; man setzt bloß Ort, Datum, Name, Stand und Wohnung; dagegen bekommt die äußere Aufschrift die vollständige Firma der Behörde nebst dem Ehrerbietungs-Prädicat.

§. 447. Die Materialien, worauf die Ausfertigungen geschrieben werden, sind Pergament- und Linnen-Papier. Ersteres ist bei allen Haupturkunden freier Staaten oder Regenten, z. B. bei Friedensschlüssen, Handelsbündnissen ꝛc. gebräuchlich. Vom Kanzellei-Gebrauch

des Papiers ist zu bemerken, daß zu Concepten das sogenannte Concept-Papier, zu den Ausfertigungen selbst aber gewöhnliches Schreibpapier genommen wird. In Briefen an Standespersonen bedient man sich des sogenannten Post-Brief- (Holländischen) Papiers.

§. 448. In Betreff der Buchstaben-Form ist die sogenannte Currentschrift überall gewöhnlich. Die Würde des Kanzellei-Geschäfts aber fodert eine deutliche und reine Handschrift, in der keine radirten oder ausgestrichenen Stellen vorkommen, ingleichen keine Abkürzungen.

§. 449. Auch in dem höheren oder niederen Anfange der Zeilen, im Abstande des Contextes von der Anrede oder der Courtoisie von der Unterschrift, in dem schmalern oder breitern Seiten-Rande u. s. w. wird nach den Verhältnissen des Schreibenden in den Kanzelleien und von Privatpersonen ein Unterschied beobachtet. Je höher der Rang des Schreibenden gegen den Andern ist, desto höher wird der Anfang der Zeilen auf dem Papier gesetzt, und desto geringer ist der Abstand zwischen Anrede und Unterschrift von dem Contexte, welches besonders bei Kanzelleischreiben, Rescripten ꝛc. beobachtet zu werden pflegt.

Das Format der Kanzellei-Ausfertigungen kann sein:

1) Patentsweise, da über die ganze Breite des auseinander gefalteten Bogens geschrieben wird. In dieser Gestalt pflegen Privilegien, Mandate, Edictal-Citationen, sichre Geleite und öffentliche Anschläge, welche von ihrer Form den Namen Patente haben, eingerichtet zu werden;
2) Libellsweise, wenn, wie gewöhnlich, auf einen Foliobogen geschrieben und auf der einen Seite nur ein kleiner Raum gelassen wird;

3) Protokollsweise, wenn der Bogen gebrochen und nur eine Seite (die zur Rechten) beschrieben wird;

4) Das Briefformat.

Besteht eine Schrift aus mehrern Bogen, so werden dieselben zusammen geheftet, und die Enden des Fadens auf der letzten Seite mit einem oder mehrern Siegeln dergestalt verwahrt, daß nichts davon kommen oder dazwischen geschoben werden kann. Daher nimmt man dazu starken Zwirn; bei gewissen feierlichen Kanzellei-Ausfertigungen aber geschieht das Heften auch mit buntfarbigen, seidenen oder goldenen Fäden und Schnüren.

§. 450. Oft wird zur Beglaubigung einer Schrift auch noch das Siegel dem Namen vorgedruckt; dies nennt man besiegeln. Das Siegel besteht entweder in Wachs (von verschiedenen Farben), oder in Oblaten, oder in Siegellack. Es wird entweder: 1) der Urkunde angehängt (Hänge-Siegel) und zwar, um es vor Verletzung zu sichern, in einer Kapsel; oder 2) auf die Schrift selbst gedruckt. Dies geschieht bei dem Wachs und den Oblaten auf die sogenannte Tectur, d. i. auf ein viereckiges oder anders geformtes Stück Papier, welches darüber gebreitet wird. Die Verrichtung des Siegelns mit Wachs oder Oblaten ist gewöhnlich in den Kanzelleien besondern Personen aufgetragen. Bei Abschriften oder Abdrücken der Urkunden werden die an denselben befindlichen Siegel durch L. S. (loco sigilli) bezeichnet.

Zehntes Kapitel.

Vom Allegiren.

§. 451. Allegiren (citiren) heißt hier: die Wahrheit oder Rechtmäßigkeit eines Satzes durch Zeugnisse von Gesetzen oder Schriftstellern begründen, oder auch den Vortrag durch Beziehung auf frühere Urkunden oder Beilagen deutlich machen.

§. 452. Allegationen können oft zur Beförderung der Deutlichkeit, Gewißheit und Kürze sehr dienlich sein und sind daher besonders in juristischen Aufsätzen unentbehrlich. Im Hofstyl pflegt man sich auf vorhergehende Verträge, Friedensschlüsse, Grundgesetze, Berichte u. s. w. zu beziehen; im Gerichtsstyle werden hauptsächlich Gesetze, Schriftsteller, Acten und andere Urkunden allegirt.

§. 453. Zuweilen ist es genug, die Stellen der Gesetze oder Schriften, worauf man sich beruft, bloß zu bezeichnen; oft aber können es auch die Umstände erfodern, zweckmäßige Auszüge zu machen. In beiden Fällen muß hier das Gesetz der Sparsamkeit herrschen. Am besten sind die Allegationen bei rechtlichen Gutachten angewandt, wo nicht nur der vorgelegte Fall gründlich entschieden, sondern auch der Anfragende in den Stand gesetzt werden soll, von den erhaltenen Belehrungen weitern Gebrauch zu machen.

§. 454. Bei Darstellung und Begründung der Geschichtserzählung sind keine Allegationen aus Gesetzbüchern, wohl aber Beilagen und Urkunden nöthig, so wie dagegen streitige Rechtssätze durch bewährte Schriftsteller unterstützt werden können. Zu diesem Zweck wählt man die passendsten Gesetzstellen, die zuverlässigsten Rechtslehrer, und verläßt sich nicht sowohl auf die Menge als auf den innern Gehalt seiner Citationen.

§. 455. Um die Deutlichkeit des Contextes und die Bequemlichkeit im Lesen durch die Allegationen so wenig als möglich zu stören, hat man folgende Mittel: 1) man rückt das Allegat am schicklichen Orte mit in den Text, doch so, daß man die Zeilen einzieht und die fremden Worte mit den sogenannten Anführungszeichen bemerkt oder sie in Parenthesen einschließt; 2) man schreibt es unter den Text oder an den Rand und bemerkt es im Context mit Buchstaben oder Zahlen; 3) Allegationen und Auszüge, welche sehr lang sind, bringt man auch wohl an das Ende der Schrift oder führt sie unter den Beilagen mit auf.

§. 456. Als Beilagen gerichtlicher Schriften können vorkommen: Rechnungen, Handelsbücher, Rechtsbelehrungen, Zeugenverhöre, ganze Acten-Stücke oder Extracte daraus, Vollmachten, Verträge, Briefe, Quittungen ꝛc. ꝛc. in Original oder in vidimirten Abschriften. Die Beilagen werden mit großen Ziffern oder Buchstaben bezeichnet und in der Schrift selbst wird am gehörigen Orte darauf hingewiesen, z. B. Beilage Lit. A. Die Anzahl derselben pflegt auch wohl durch Striche am Rande angegeben zu werden.

Elftes Kapitel.

Ueber die Einrichtung und Abfassung verschiedener Geschäftsaufsätze.

§. 457. Aus den vielen und verschiedenen Geschäftsaufsätzen heben wir hier besonders diejenigen heraus, welche in dem öffentlichen Geschäftsleben zwischen Privatpersonen und Collegien am häufigsten gewechselt zu werden pflegen und deren Kenntniß zwar vorzüglich dem ange-

henden Geschäftsmann, aber auch jedem, der ins bürgerliche Leben eintritt, nothwendig ist.

1. Bittschriften.

§. 458. Supplicken, Memoriale, Noten, Promemoria, Declarationen sind theils Bittschriften an einzelne hohe Personen, und an ganze vorgesetzte Collegia, theils Mittheilungen der Meinung oder des Wunsches und Begehrens zwischen Personen und Collegien, die sich coordinirt sind, z. B. zwischen Gesandten. Wenn die Noten den Zweck haben, ein ungegründetes Gerücht zu widerlegen, ein Verfahren zu rechtfertigen, oder einen gefaßten Beschluß bekannt zu machen, so erhalten sie den Namen der Declarationen.

§. 459. Schreiben dieser Art unterscheiden sich von gewöhnlichen Briefen schon durch ihre Form; denn sie werden auf gewöhnliches Briefformat geschrieben, weil sie gemeiniglich den Akten beigeheftet zu werden pflegen. Der Folio-Bogen wird in der Mitte gebrochen, und nur die rechte Hälfte desselben beschrieben. In den Promemorien setzt man ein P. M. über den Context und fügt auch wohl, je nachdem man der Person, an welche das Promemoria gerichtet wird, mehr oder weniger untergeben ist, das Wort unterthänigst, oder gehorsamst hinzu.

§. 460. Was die innere Einrichtung dieser Schreiben betrifft, so fodern wir von ihnen vorzüglich Kürze und Deutlichkeit. Die gewöhnlichsten Bestandtheile derselben sind der Eingang, die Darstellung der Sache selbst und der Schluß. Der Eingang kann — nach Umständen — bald eine Entschuldigung enthalten, bald eine Versicherung des Zutrauens ꝛc. ꝛc. In der Darstellung schildert man seine Umstände und Verhältnisse treu und lebhaft, trägt die Bitte selbst, welche — damit sie mehr

in die Augen falle — etwa einen halben Zoll eingerückt wird, vor, und unterstützt solche mit Gründen, die theils von der Güte der Person, an welche das Schreiben gerichtet ist, theils von der mißlichen Lage des Bittenden oder von seinen, bisher treu geleisteten Diensten ꝛc. hergenommen ist. Den Schluß macht eine kurze Empfehlung seines Anliegens und des Bittenden selbst, eine vorläufige Danksagung, eine nochmalige Aeußerung des Vertrauens ꝛc., worauf Ort, Jahr, Tag, Namens- und Standes-Unterschrift folgt. Da dergleichen Schreiben an höhere Beamte und Behörden gerichtet sind, so muß die Sprache derselben vorzüglich edel, anständig und ehrfurchtsvoll sein, ohne darum in den Ton der Schmeichelei und des kriechenden Wesens zu verfallen.

Formular. Memorial an das Stadtgericht.

Laut der hier sub Lit. A. beigeschlossenen Handschrift ist der Zahlungs-Termin meines Schuldners, J. K., am 14. Februar d. J. schon verstrichen, und ich bin von demselben, meines öftern Erinnerns ungeachtet, doch noch nicht befriedigt worden. Ich bin deshalb so frei, Ein hochlöbliches Stadtgericht gehorsamst zu bitten:

die Execution gegen diesen meinen Schuldner unverzüglich vollstrecken zu lassen.

B., den 1sten August 1836. N. N.

§. 461. Oft liegen bei einer Bittschrift mehrere verwickelte Umstände zum Grunde. In diesem Falle ist eine treue und ausführliche Erzählung derselben nothwendig. Das Factum, als die Veranlassung der Bitte, macht den Anfang, und die Bitte nebst den sie unterstützenden Gründen folgt nach:

Formular einer Bittschrift an die P— Regierung.

Die Gesellschaft zu W. hat durch beiliegenden Contract die Lieferung der Steine zu der S... Pflasterung übernom-

men. Im Jahre 18.., als dieser Lieferungs-Vertrag geschlossen ward, konnte ein Krieg auch nicht von ferne vermuthet werden; daher war auch an Arbeitern bei dem Steinbruche und an Fuhren, die zugehauenen Steine nach W. zu befördern, kein Mangel. Durch den unvermuthet ausgebrochenen Krieg sind nicht nur die Arbeiter viel seltner und darum auch theurer geworden, sondern es fehlt auch an Fuhren, da die Pferde des Landmanns in der ganzen Gegend nicht zureichen, den Durchzug der Armeen zu befördern. Zu dieser Veränderung der Umstände kommt noch, daß im Mai d. J. der ausgetretene . . . Fluß alles überschwemmt, den Steinbruch größtentheils unter Wasser gesetzt, und eine Strecke von mehr denn zwei Meilen durch den ganzen . . . Wald unfahrbar gemacht hat. Inzwischen ist auch vom Hofe befohlen worden, mit der Pflasterung bis auf neuen Befehl inne zu halten. Gleichwohl wird auf die contractmäßige Lieferung der Steine mit der Bedrohung gedrungen, wenn die Lieferungsfristen nicht beobachtet würden, das auf diesen Fall bestimmte Saumgeld von — — tausend Gulden mit militärischer Hülfe beizutreiben.

Unterzeichneter, als Bevollmächtigter der Gesellschaft, bittet daher, der Pflasternngs-Aufsicht zu befehlen:

daß gegenwärtig auf die Lieferung der Steine oder die Entrichtung des bestimmten Saumgeldes nicht gedrungen werde;

1) weil bei Veränderung der Umstände die Erfüllung des Vertrages unmöglich ist, und zwar nicht durch die Schuld der Gesellschaft, sondern durch eine, nicht vorher zu sehende, öffentliche Ursach, der alle Privat-Verträge nachstehen müssen,
2) weil diese Unmöglichkeit durch die erfolgte Ueberschwemmung noch vergrößert, und daher
3) nicht weniger offenbar ist, daß, wenn auf die buchstäbliche Erfüllung des Lieferungs-Contracts bestanden werden sollte, der Beweggrund dazu nur das bestimmte Saumgeld sein könnte, durch dessen Abführung die Gesellschaft zu Grunde gerichtet werden müßte; so wie denn auch diese Härte nicht einmal durch einen Vorwand entschuldigt werden kann, indem

4) vermöge der ergangenen Hofverordnung, welche die Fortsetzung des Pflasters einstellt, von dem zu liefernden Steinen kein Gebrauch zu machen sein würde.

Die Gesellschaft bittet durch mich um gütige Gewährung dieses gehorsamsten Gesuchs ꝛc. ꝛc.

W... den 9ten Jul. 1804. M. M.

Bevollmächtigter der Gesellschaft zu W...

Zwölftes Kapitel.

2. Berichte, Speciesfacti, Gutachten, Protokolle.

§. 462. Wir nehmen hier diese Aufsätze von der erzählenden Gattung zusammen, weil sie sämmtlich Aufsätze untergeordneter Behörden oder einzelner Beamten sind und den Zweck haben, entweder von der Ausrichtung eines erhaltenen Auftrages Nachricht zu geben, oder von Amts wegen (ex officio) über eine Sache zu berichten.

§. 463. Diese Geschäftsaufsätze erfodern eine einfache und treue Erzählung der Sache, in der Ordnung, wie eins aus dem andern hervorging oder auf einander folgte. Man fängt im Eingange mit der Veranlassung des Berichts an, die entweder von dem erhaltenen Auftrage oder von der Amtspflicht ꝛc. hergenommen ist, und dann folgt die Erzählung der Begebenheit selbst, in der keine erheblichen Umstände fehlen dürfen, in dem Zusammenhange, wie sie auf einander Licht und Wahrheit verbreiten. Wenn der Bericht die Folge eines erhaltenen Befehles ist, der nicht bloß sagt, daß berichtet werden soll, sondern auch ins Einzelne geht und in mehreren vorgelegten Punkten oder Fragen die Art und Weise des abzustattenden Berichts vorschreibt: so muß auch in dem

Berichte auf diese Punkte besondere Rücksicht genommen und in derselben Ordnung Auskunft gegeben werden.

Formular eines Berichts zufolge eines erhaltenen Befehls.

Durch ein Decret vom 1. Jul. erhielten Unterzeichnete den Befehl: 1) das von dem ... zur Errichtung eines Findelhauses in Vorschlag gebrachte F... sche Gebäude in Beziehung auf seine Lage und anderweitige Beschaffenheit zu untersuchen, und, wenn wir dasselbe zu dieser Bestimmung tauglich fänden, 2) einen Kostenüberschlag machen zu lassen, um demselben die zu einem Findelhause nöthige Einrichtung von Außen und Innen zu geben; 3) endlich, auf den Fall, daß das vorgeschlagene Haus dem Endzweck, zu dem es bestimmt werden soll, nicht zusagte, ein anderes, oder wenigstens einen Ort vorzuschlagen, welcher zu einem Findelhause entweder sogleich geeignet wäre, oder doch ohne große Kosten dazu eingerichtet werden könnte.

ad 1) haben wir bei dem zu einem Findelhause zu bestimmenden Gebäude vorzüglich drei Localumstände für unentbehrlich angesehen a) daß es an keinem ungesunden Platze gelegen, b) daß es der Beobachtung der Neugierde so wenig als möglich ausgesetzt und c) daß es von der Stadt nicht zu entfernt sei. An allen diesen Erfoderniſſen aber gebricht es dem vorgeschlagenen Gebäude sehr. Die Nachbarschaft einer Pfütze und die Feuereſſen mehrerer Arbeiter, welche sich der Steinkohlen bedienen, verunreinigen die Luft zu sehr, als daß solche für die zarten Geschöpfe, welche in diesem Hause aufbehalten werden sollen, zuträglich sein könnte. Der Zugang zu dem Gebäude ist von beiden Seiten durch sehr bevölkerte Straßen; wer sich dem Findelhause nähert, kann am Tage beinah aus allen Fenstern gesehen werden, und selbst zur Nachtzeit würde das Auge der Benachbarten gescheuet, die Ueberbringung der Kinder blöden Eltern erschwert und dadurch ein Theil einer so heilsamen Einrichtung vereitelt werden. Hiezu kommt noch die zu große Entfernung von der Stadt, und mehr

noch von einigen Vorstädten, deren Bewohner bis zum B... schen Grunde, wo dies Gebäude steht, einen Weg von anderthalb Stunden zu machen haben. Da also nach unserm Ermessen das quaest. Gebäude zu der Bestimmung eines Findelhauses wegen unabwendbarer Mängel durchaus unpassend ist, so hielten wir es

ad 2) für überflüssig, einen Bauanschlag machen zu lassen;

ad 3) aber glauben wir, an dem ehemaligen, nun verfallenen Klostergebäude Alles gefunden zu haben, was die menschenfreundliche Absicht der öffentlichen Verwaltung bei einem Findelhause verlangen kann. Auf der einen Seite nämlich steht dieses Gebäude frei, und empfängt beständig frische, von den Ausdünstungen der Stadt nicht verdickte Luft. Ohne ganz abgelegen zu sein, ist es doch einsam, und der Eingang zu ihm wieder dadurch weniger verdächtig, daß von dem Hofe des Klosters nach dem F... schen Thore zu ein öffentlicher aber sparsam besuchter Durchgang ist. In der Nachbarschaft desselben findet sich ein schmaler Gang, der zur Ablegung der Findlinge, ohne wahrgenommen zu werden, alle Gelegenheit darbietet. So lange übrigens nur ein Ort zur Aussetzung der Kinder für eine so große Stadt als W..., bestimmt ist, so scheint dieser auch nur in der Stadt selbst gewählt werden zu können, damit er wenigstens im gemeinschaftlichen Mittelpunkte aller Vorstädte gelegen sei.

§. 464. Die Speciesfacti ist ein Bericht, der den Vorgang einer Sache erzählt, z. B. eine Streitigkeit, einen Auflauf ꝛc. Enthält er die Erzählung eines geschehenen und nach der That untersuchten Ereignisses in medicinischer Hinsicht, so heißt er Visum repertum (Besichtigungsfund).

§. 465. Mit den Berichten werden häufig die Gutachten verbunden, d. h. solche Aufsätze, in welchen man auf Erfodern seine mit Gründen unterstützte Meinung über einen zweifelhaften Fall darlegt. Dergleichen Gutachten können von Privatpersonen, von coordinirten und

subordinirten Behörden abgegeben werden. In der Einleitung bezieht man sich auf die geschehene Anfrage; dann läßt man das Urtheil selbst mit den nöthigen Gründen und der für nöthig erachteten Widerlegung der Einwürfe, die etwa gemacht werden könnten, folgen. Am Schlusse kann in manchen Fällen die Versicherung der bei diesem Ausspruche bewiesenen Unparteilichkeit beigefügt werden.

§. 466. Oefters werden den Berichten Protokolle oder Auszüge aus denselben beigefügt. Protokolle sind überhaupt schriftliche Erzählungen und Aufnahmen von dem Zustande oder Vorgang einer Sache, z. B. eine Abhörung der Parteien, eine Untersuchung der Urkunden, Besichtigungen an Ort und Stelle, Schätzung beweglicher und unbeweglicher Sachen, Aufnahmen von Güterverzeichnissen und ähnliche Gegenstände.

§. 467. Bei allen Sitzungen eines Collegii wird über die verhandelten Geschäfte ein Protokoll geführt. Das Protokolliren geschieht auf der zur rechten Hand des Schreibenden befindlichen Seite eines ganzen, der Länge nach gebrochenen Bogens, dergestalt, daß merkwürdige Punkte nach der linken Seite hin ausgerückt, manche eingerückt, und Beilagen, Zahlen und dergl. auf der leer bleibenden Hälfte kürzlich bemerkt werden. Die Kunst des Protokollführers besteht darin, deutlich, bestimmt und kurz zu referiren, und das Wichtige vom Unwichtigen, die Hauptsache von der Nebensache zu unterscheiden.

§. 468. Ein Protokoll enthält:

1) zur Ueberschrift den Ort der Sitzung und die Bestimmung der Zeit, auch öfters die Angabe der Stunde, in der etwas vorgenommen ist;
2) oben zur linken Hand werden die gegenwärtigen Mitglieder namentlich aufgeführt;
3) der Eingang des Protokolls enthält die Veranlas-

sung der Versammlung, wenn solche eine ausserordentliche ist, oder auch das Erscheinen und die Bestimmung derjenigen Personen, welche die Geschäfte veranlaßt haben; oder endlich die Eröffnung der Sitzung durch den Präsidenten, worauf dessen Vorträge, und sodann die der Räthe zu folgen pflegen. Ueberhaupt ist die Ordnung eines Protokolls dieselbe, welche bei der Berathschlagung selbst beobachtet wird. — Die Sachen, welche zum Vortrage gekommen sind, werden nach ihren Rubriken und dem Datum, nebst den Beilagen und der Zahl der Stücke kürzlich aufgeführt. — Von den Berathschlagungen wird gewöhnlich das Resultat oder Conclusum, bei wichtigen Sachen aber auch die Abstimmung der Räthe kürzlich bemerkt;

4) am Ende jeder Sitzung pflegen die Protokolle durch die Formeln: Geschehen wie oben oder a. u. s. (actum ut supra) und zur Beglaubigung (in fidem) geschlossen und vom Protokollführer unterschrieben zu werden;

5) in vielen Fällen müssen die beendigten Protokolle nochmals vorgelesen, und wenn nichts dabei zu erinnern gefunden ist, dieses vor dem Schlusse bemerkt werden;

6) der Regel nach unterschreibt der Protokollführer allein, oft aber ist auch die Unterschrift derjenigen Personen nöthig, die das Protokoll vorzüglich angeht, oder die als betheiligte Personen bei der Aufnahme gegenwärtig waren.

§. 469. Der Styl der Protokolle pflegt der Regel nach durchgängig erzählend, d. i. in der dritten Person zu sein, z. B. N. N. trug vor, es wolle verlauten, daß ꝛc. ꝛc. In einigen Collegien aber ist es in gewissen Fällen, z. B. bei

Zeugenverhören, hergebracht, die eigenen Worte der vernommenen Personen zu protokolliren, als: Beklagter zeigte an, oder erklärte sich dahin: ich habe ꝛc., ich bin ꝛc. ꝛc.

Protokoll über die Uebergabe eines Testaments vor Gericht.

Geschehen zu B. d. 16. August 1836.

Es erschien heute vor dem — — — Gerichte der — — — Unterthan und Bauer zu A.

Dietrich Eichmann,

überreichte eine in Testamentsform zusammengelegte Schrift, welche mit drei Siegeln verschlossen und also überschrieben ist:

„Hierin ist mein letzter Wille. A. d. 22. Jul. 1836."

erklärte, daß diese Schrift wirklich seinen letzten Willen enthalte und bat, das Gericht möchte solchen in Verwahrung nehmen, nach seinem Tode eröffnen, und alle seine Verordnungen auf das genaueste zur Vollziehung bringen.

Weil aber der Dietrich Eichmann dem Gerichte ganz unbekannt war, so wurde von ihm gefodert, ein glaubwürdiges Zeugniß beizubringen, daß er wirklich derjenige sei, für welchen er sich ausgebe.

Darauf versicherte er, sowohl der hiesige Schullehrer N. — als auch der hiesige Wirth und Bäckermeister A. — kenne ihn sehr genau.

Es wurden daher beide von ihm genannte Personen vor Gericht gerufen, und beide bezeugten, daß er derjenige sei, für welchen er sich ausgegeben habe.

Da man nun ohne Bedenken seine Bitte erfüllen konnte, so wurde das überreichte Testament angenommen und zu den Gerichtsacten gelegt. Uebrigens wurde der gewöhnliche Recognitions-Schein ausgefertiget und dem Dietrich Eichmann eingehändiget.

Geschehen wie oben.

Zur Beglaubigung
N. N.

Dreizehntes Kapitel.

3. Von den Contracten überhaupt.

§. 470. Ein Contract ist eine schriftliche Verabredung und Bestimmung gegenseitiger Verbindlichkeiten, welche Personen gegen einander übernehmen. Wenn nämlich zwischen zwei oder mehreren Personen die Eine etwas zu geben, zu thun oder zu unterlassen verspricht, und die Andere dieses Versprechen annimmt; und wenn diese gegenseitige Verbindlichkeit auf eine gewisse feierliche Art festgesetzt wird: so entsteht hieraus ein Contract oder ein Vertrag.

§. 471. Ein Contract ist rechtsgültig:

1) wenn er über einen erlaubten Gegenstand geschlossen wird;
2) wenn die contrahirenden Theile für ihre Personen fähig sind, einen solchen Contract zu schließen;
3) wenn ihre gegenseitige Einwilligung frei und gewiß ist;
4) wenn der Contract diejenige äußere Gestalt und Form hat, welche die Gesetze zur Rechtsgültigkeit desselben fodern.

§. 472. Was den ersten Punkt betrifft, so kann Niemand zu Handlungen verpflichtet werden, welche in den Gesetzen verboten sind. So z. B. sind alle Contracte, wodurch Jemand in seiner Religions- und Gewissensfreiheit eingeschränkt werden soll, ungültig; desgleichen die, welche zur Beförderung, Verheimlichung oder Aufmunterung einer unerlaubten Handlung oder eines Verbrechens abzielen.

§. 473. Zur persönlichen Fähigkeit der Contrahenten, als dem zweiten Haupterfoderniſſe eines gül-

tigen Vertrages, gehört: daß den Contrahenten keine gesetzliche Vorschriften, welche sie in der Befugniß, Contracte zu schließen, einschränken, entgegen stehen. Es kann daher nicht contrahirt werden mit Kindern, Blödsinnigen, Verschwendern, die gerichtlich unter Vormundschaft gesetzt worden, mit Frauen ohne Einwilligung des Mannes und mit Soldaten ohne Einwilligung ihrer Vorgesetzten.

§. 474. Das dritte Haupterfoderniß zur Rechtsgültigkeit besteht darin: daß die gegenseitige Einwilligung der contrahirenden Theile frei und gewiß sei. Es kann daher kein Vertrag bindend sein, zu dem jemand durch gewaltsame Mittel gezwungen worden, so wie bloßes Stillschweigen für keine Einwilligung gelten kann.

§. 475. Damit aber bei Schließung der Verträge alle Uebereilungen und Mißverständnisse desto gewisser verhütet und zu Streitigkeiten über die eigentliche Meinung und Verabredung der contrahirenden Theile desto weniger Anlaß gegeben werde: so haben die Gesetze die Gültigkeit der Contracte an eine gewisse äußere Form gebunden. Es müssen nämlich nach Preußischen Gesetzen die Verträge in folgenden Fällen schriftlich sein: 1) wenn der Gegenstand derselben mehr als 50 Thaler im Silbergelde, oder, wenn auf Goldmünzen geschlossen worden, mehr als 16 Dukaten oder mehr als 9 fünf Thaler Stücke beträgt; 2) wenn zwar der Gegenstand des Contracts oder der Erklärung sich nach Gelde nicht berechnen läßt, die Verabredung aber dahin geht, daß ein Grundstück mit einer fortwährenden Last belegt, oder von einem Menschen eine fortwährende Pflicht übernommen werden soll. Dergleichen schriftliche Contracte müssen auch auf Stempelpapier geschrieben werden.

§. 476. In einem schriftlichen Contract muß Alles, was von beiden Theilen gefodert und versprochen wird,

bestimmt auseinandergesetzt werden, also: der Zahlungs-Termin, die Münzsorten, in welchen das Geld ausgezahlt werden soll, die Nebenbedingungen, welche zuweilen dabei festgesetzt werden, als: Vorbehalt des Eigenthums, Ausbedingung des Wiederkaufs u. s. w., denn auf eine unbestimmte Erklärung kann kein bestimmtes Recht gegründet werden. Daher müssen denn auch alle unbestimmte und zweideutige Ausdrücke bei der schriftlichen Abfassung sorgfältig vermieden werden. Ist aber ein Contract nach den festgesetzten Erfodernissen abgefaßt und von beiden Theilen unterschrieben worden, so hat er rechtliche Kraft, und im Fall er nicht gehalten werden sollte, zwingt die Obrigkeit dazu.

Vierzehntes Kapitel.

4. Von den verschiedenen Arten der Contracte.

§. 477. Der Contracte können so viele sein, als es Fälle gibt, in denen der Eine dem Andern etwas verspricht, es seien nun gegenseitige Dienste oder Verwendungen oder Bezahlungen ꝛc. ꝛc. Wir beschränken uns hier auf diejenigen, welche im Laufe des gemeinen und bürgerlichen Lebens am häufigsten vorkommen.

A. Kaufcontract.

§. 478. Ein Kaufcontract ist ein solcher Vertrag, wodurch das Eigenthum einer Sache dem Andern für einen gewissen, bestimmten Preis zu überlassen versprochen wird. Alle Gegenstände und Rechte, welche im Commerz sind, oder welche veräußert werden können, sie mögen schon vorhanden oder noch künftig zu hoffen, beweglich oder unbeweglich sein, können Gegenstände eines Kaufcontracts

werden. Zum Verkaufe unbeweglicher Güter aber ist gerichtliche Bestätigung nothwendig.

§. 479. Was die Person des Verkäufers betrifft, so wird dem Käufer vor allen Dingen daran gelegen sein müssen, zu erforschen: ob sein Verkäufer auch das Recht habe, das Eigenthum der Sache, die verkauft werden soll, auf ihn zu übertragen. Er muß also zu erfahren suchen, 1) ob der Verkäufer auch wirklich der wahre Eigenthümer der Sache sei, 2) ob er die Freiheit habe, darüber zu disponiren, oder ob die Einwilligung eines Dritten dazu erfoderlich sei. Im Fall dies nicht zu erfahren ist, muß sich der Käufer durch Bürgen oder durch Innebehaltung des Kaufgeldes bis auf eine gewisse Zeit sicher zu stellen suchen.

§. 480. Ein schriftlicher Kaufcontract muß folgende Stücke enthalten:

1) die Benennung der Personen, zwischen welchen ein Vertrag abgeschlossen wird, so wie auch derjenigen, deren Einwilligung zur Abschließung eines Kaufes erfoderlich ist;

2) die genaue Angabe der verkauften Sache nach ihrer Beschaffenheit, z. B. nach Stoff, Farbe, Zahl, Maß, Gewicht, nach Lage der Gegend, Gasse, Nachbarschaft u. s. w. und dem Zubehör;

3) der verabredete Preis (Kaufschilling) nach seinem Betrage, seiner Währung und Zahlungszeit, welcher, der Sicherheit wegen, mit Buchstaben geschrieben wird;

4) Bestimmung der Zeit und Art der Uebergabe. Hierauf folgen

5) die Nebenverträge,

6) die allgemeinen und besondern Verzichtleistungen, und

7) die Unterschrift der Contrahenten, welche (wie in

allen Aufsätzen) zur Verhütung alles Mißbrauchs, in keine zu große Entfernung von der letzten Zeile des Aufsatzes gesetzt werden muß.

Formular eines Kaufcontracts.

Daß an dem heutigen Tage zwischen Herrn Johann Friedrich A..., Bürger und Zimmermeister zu N..., als dem Verkäufer, und Herrn August Wilhelm B..., Bürger und Schlossermeister zu N..., als dem Käufer, nachstehender Kaufvertrag geschlossen worden, bestätigt diese darüber verfaßte, und von beiden Theilen in allen Punkten genehmigte, und eigenhändig unterschriebene Kaufurkunde:

1.

Es verkauft nämlich Herr A... an Herrn B... sein, vor dem ..... Thore, neben dem L...schen Garten gelegenes Haus mit allem Zubehör, nebst dem daran befindlichen Obst- und Küchen-Garten mit allem Zubehör, auch allen darauf haftenden Gerechtigkeiten, Nutzungen und Abgaben, wie er solches bisher besessen und genutzt hat, erb- und eigenthümlich für Viertausend Thaler Preuß. Courant.

Für diesen bedungenen Kaufpreis der 4000 Thaler übernimmt Käufer das erwähnte Haus nebst dem Garten, und verspricht, die Kaufgelder in folgenden Terminen zu zahlen, als:

2000 Thlr. in Cour. zahlet Käufer sogleich baar aus. Verkäufer bekennet zugleich den richtigen Empfang dieser 2000 Thlr. und begibt sich der Ausflucht des Nichtempfanges. 1000 Thaler zahlet Käufer Michaelis 1836, und 1000 Thlr. Michaelis 1837 in Cour. baar aus. Bis dahin verzinset er das Kapital landüblich mit 4 Thlr. von jedem Hundert, vom Tage des Kaufs an gerechnet, und verschreibt das verkaufte Haus zu einem sichern Unterpfande.

2.

Hiebei sind noch
in Ansehung des bedungenen Wiederkaufs folgende Punkte festgesetzt worden:

Es verpflichtet sich nämlich der Käufer gegen den

Verkäufer hiemit ausdrücklich, letzterem auf sein Verlangen während eines Zeitraums von sechs Jahren das verkaufte Haus gegen die Wiederverkaufs-Summe von viertausend Thaler Cour. zu überlassen.

Beide Theile wollen von diesem Contracte auf keine Weise abweichen, entsagen vielmehr allen Ausreden und Ausflüchten, sie mögen Namen haben, welche sie wollen, und versprechen hiemit das, was sie zu Papier gebracht und eigenhändig unterschrieben haben, auch fest und unwiderruflich zu halten. Ort. Tag. Jahr.

(L. S.) Johann Friedrich A.
(L. S.) August Wilhelm B.

B. Leih-, Pacht- und Miethscontract.

§. 481. Wenn ein Eigenthümer einem Andern eine Sache zum Gebrauch unter der Bedingung der Wiedergabe unentgeltlich einräumt, so ist ein Leihvertrag vorhanden. Wenn für den Gebrauch der verliehenen Sache ein Preis bedungen ist, so ist es ein Miethsvertrag; ist aber die Sache nicht nur zum Gebrauch, sondern auch zur Nutzung eingeräumt worden, — ein Pachtcontract, der, wenn das Pachtgeld zweihundert Thaler oder darüber beträgt, gerichtlich abgeschlossen werden muß.

§. 482. Die Punkte eines Pacht- und Miethscontractes sind:

1) die Sache selbst, welche vermiethet werden soll, und der Umfang des überlassenen Gebrauchs;
2) der Name des Vermiethers und Abmiethers;
3) der in Cour. oder Gold bestimmte Preis der Miethe oder der Pacht, wobei bemerkt wird, ob die angegebene Summe der für die ganze Miethszeit, oder nur für einen Theil derselben gefällige Miethzins sei;
4) die Angabe der Zeit, von welcher und wie lange die Vermiethung dauern soll;

5) die Angabe des Orts, wo, und der Zeit, wenn der Contract abgeschlossen worden;

6) die eigenhändige Unterschrift des Vermiethers und Abmiethers.

Formular eines Miethscontracts.

Es ist heute zwischen dem Herrn Jakob N. . . als Vermiether und dem Herrn Friedrich B. . . als Miether nachstehender Miethscontract geschlossen worden:

1.

Herr Jakob N. . ., als Vermiether, überläßt an Herrn Friedrich B. . ., als Miether, das zweite Stockwerk seines in der F. . . schen Straße belegenen Hauses, bestehend in vier Stuben, drei Kammern, einer Küche, einem Boden, einem Keller ꝛc. von Michaeli d. J. bis Michaeli 1841, also auf fünf Jahre zu seiner Nutzung, und überliefert ihm solches in dem besten Zustande.

2.

Dagegen verspricht Herr Friedrich B. . ., als Miether, dem Herrn Jakob N. . . einen jährlichen Miethzins von zweihundert Thlr. Cour. in halbjährigen Terminen, zu Ostern und Michaeli, jedesmal mit hundert Thaler Cour., gegen Quittung baar zu entrichten, und die gemiethete Wohnung im guten Zustande zu erhalten, auch das Fegen der Schornsteine, so wie die kleineren Reparaturen an Oefen, Fenstern, Schlössern, in so fern sie nicht über fünf Thaler hinausgehen, im Laufe der Miethszeit auf eigene Kosten zu übernehmen.

3.

Contrahenten wollen sich gegenseitig diesen Vertrag sechs Monate vor Ablauf desselben kündigen, oder im entgegengesetzten Falle zur Fortsetzung desselben auf fünf Jahre sich verpflichtet halten.

Zur Sicherheit ist dieser Contract doppelt ausgefertiget, mit beiderseitiger Handschrift und Siegel bekräftigt und jedem Contrahenten ein Exemplar eingehändigt worden.

N. . . den 1. Juli 1836.

Jakob N. . . (L. S.) Friedrich B. . . (L. S.)

C. Dienst- und Arbeits-Vertrag.

§. 483. Wenn Jemand einem Andern gegen die Entrichtung einer bestimmten Geldsumme ein Werk zu liefern, oder ihm gewisse Dienste zu leisten verspricht, so entsteht ein sogenannter Dienst- oder Arbeitsvertrag. Zu dieser Gattung von Contracten gehört a. der Bau-, b. der Lehrcontract.

a. Baucontract.

§. 484. Ein Baucontract ist ein Vertrag zwischen dem, der ein Gebäude aufführen läßt (dem Bauherrn) und dem, der den Bau aufzuführen übernimmt (dem Baumeister). Hiebei wird es nöthig sein, die gegenseitigen Rechte und Verbindlichkeiten des Bauherrn und Baumeisters überhaupt, wie sie das Allgem. Landrecht für die Preuß. Staaten festsetzt, näher anzugeben:

§. 485. Wenn Jemand die Ausführung eines ganzen Werks, z. B. die Führung eines Baues, die Anlegung eines Grabens, die Verfertigung einer Statue oder eines Gemäldes, als Werkmeister, Künstler, oder sonst als Sachverständiger übernommen hat: so muß er die Ausführung genau nach der getroffenen Abrede, übrigens aber nach den Regeln seiner Kunst besorgen. Er muß dabei für jedes, auch das geringste Versehen, haften, und ist, wenn er dabei Gehülfen braucht, auch für diese verantwortlich.

§. 486. Eben so muß er das Werk zur bestimmten Zeit abliefern, und wenn dieses durch seine Schuld nicht geschehen kann, dem Besteller für allen Schaden haften. Auch steht in einem solchen Falle dem Besteller frei, den ganzen Contract aufzuheben.

§. 487. Jeder Theil kann verlangen, daß das fertige Werk vor der Uebernahme durch Sachverständige besichtiget werde. Durch das Urtheil derselben über die

Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit des Werks wird vorläufig bestimmt: ob der Besteller das Werk annehmen, und den bedungenen Lohn dafür entrichten müsse; oder, ob er die Annahme verweigern und die Aufhebung des Contracts verlangen könne. Es steht aber auch jedem Theile frei, seine Einwendungen im ordentlichen Wege Rechtens geltend zu machen.

§. 488. Bei übernommenen Bauten kann der Werkmeister wegen eines in der Bauart gegen die Regeln der Kunst begangenen Fehlers, der nicht sogleich in die Augen fiel, noch innerhalb dreier Jahre nach der Uebergabe in Anspruch genommen werden. Für einen Schaden aber, welcher aus der schlechten Beschaffenheit der von dem Baumeister gewählten Materialien entsteht, haftet er dreißig Jahre lang. Er muß also, wenn er sich gegen künftige Vertretungen sichern will, in der Auswahl der Materialien vorzüglich behutsam sein, auch selbst solche, die der Besteller ihm liefert, wenn er sie untauglich findet, ohne den Besteller deshalb zu warnen, nicht annehmen.

§. 489. Wenn nicht ein ganzes Werk in Pausch und Bogen accordirt, sondern Künstler, Handwerker, oder auch gemeine Arbeiter, gegen ein Tage-, Wochen- oder anderes bestimmtes Lohn zu einer gewissen Arbeit gedungen worden: so müssen dieselben, die ihnen gegebenen Anweisungen genau befolgen, und haften dabei für jedes mäßige Versehen. Ist aber dem Handwerker oder Künstler keine besondere Anweisung, wie er arbeiten soll, vorgeschrieben: so muß er nach den Regeln seiner Kunst verfahren, und ist dabei für jedes Versehen verantwortlich.

§. 490. Wenn der Arbeiter ausdrücklich auf eine gewisse Zeit, oder bis zur Vollendung einer gewissen bestimmten Arbeit gedungen worden: so müssen beide Theile diese contractmäßige Zeit aushalten, und der Arbeiter kann

vor Ablauf derselben nur alsdann entlassen werden, wenn er untüchtig befunden wird, oder sonst seiner Pflicht kein Genüge leistet.

§. 491. Wird die Arbeit vor der Zeit durch die Schuld des Dingenden abgebrochen: so muß derselbe nicht nur das schon geleistete contractmäßig bezahlen, sondern auch dem Arbeiter so lange, bis er anderwo unterkommen kann, Wartegeld geben. Ist der Arbeiter die Ursache, daß die Arbeit nicht fortgesetzt werden kann, so haftet derselbe dem Dingenden für allen Schaden, und kann für das Geleistete nur so weit, als jener wirklich Vortheil hat, Vergütigung fodern. Wird die Arbeit durch einen bloßen Zufall abgebrochen, so muß das Geleistete contractmäßig bezahlt werden; übrigens aber kann kein Theil von dem Andern Schadenersatz verlangen.

§. 492. Nach diesen gesetzlichen Bestimmungen kommen wir auf die Abfassung eines Baucontracts zurück. Ein jeder Bau kann auf verschiedene Art ausgeführt werden:

1) man kann nämlich den ganzen Bau einem General-Entrepreneur (der aber ein Bauverständiger sein, und hinlängliche Caution bestellen muß) nach dem Grundriß und Bauanschlag für eine gewisse Summe überhaupt verdingen. Dieser muß alsdann alle Bau-Materialien anschaffen und alle Arbeit besorgen, den Bau aber in der gesetzten Zeit gut und tüchtig herstellen. In dem mit ihm zu errichtenden Contract muß

a) deutlich und ausführlich beschrieben werden, wie alles und jedes bei dem Baue angefertigt werden soll, indem dies in den Rissen und Anschlägen nicht ausführlich genug dargestellt werden kann. Daher ist es denn auch nicht genug, mit ihm zu contrahiren, daß er den Bau nach dem Riß und Anschlage zu Stande bringen soll.

GERMAN SEMINAR LIBRARY TAYLOR INSTITUTION OXFORD

sondern es muß in solchem Contract ganz genau bestimmt werden, wie alle Materialien, desgleichen die Zimmer-, Maurer-, Tischler- und Schlosser-Arbeit ꝛc. ꝛc. beschaffen sein sollen;

b) die ihm für den übernommenen Bau veraccordirte Summe wird ihm in Terminal-Zahlungen versprochen, z. B. daß er nach bestellter Caution das erste Drittheil zur Anschaffung der Materialien, das zweite Drittheil, wenn der Bau über die Hälfte zu Stande gekommen, und das letzte Drittheil, wenn der Bau ausgeführt, revidirt, und nach dem Contract richtig befunden worden, bezahlt erhalten solle; ferner wird

c) im Contract ausgemacht, wer in dem Falle, wenn der Entrepreneur vor Vollendung des Baues mit Tode abginge, sein übernommenes Werk contractmäßig ausführen solle;

d) setzt man nicht nur die Zeit fest, in welcher der Bau völlig beendet sein soll, sondern man bestimmt auch gewisse Zeitabschnitte, da die verschiedenen Theile des Baues nach ihrer Einrichtung und Güte untersucht werden;

§. 493. 2) Kann man keinen General-Entrepreneur zur Uebernahme eines Baues bekommen, und will die Regierung die Materialien anschaffen und liefern, so kann einem Special-Entrepreneur die ganze Einrichtung, Führung und Besorgung aller Arbeit auf gleiche Weise, wie bei der ersten Art, verhandelt werden: nur muß derselbe ebenfalls ein Bauverständiger sein, und Caution leisten.

§. 494. 3) Auch kann man mit jedem Bauhandwerker die Arbeit desselben besonders behandeln. In den Contracten, welche man alsdann abschließt, wird Alles, was Jeder schaffen soll, Stück für Stück nach seiner Güte, Länge, Breite, Tiefe und Höhe deutlich angegeben; we-

gen der Bezahlung aber wird dahin accordirt, daß den Handwerkern das Bedungene nach und nach, wie die Materialien geliefert, oder wie sie mit der Arbeit fertig werden, von dem bestellten Baurendanten und Rechnungsführer bezahlt werden solle.

§. 495. 4) Wenn aber der Bau an sich so beschaffen ist, daß er nicht wohl verdungen werden kann, wie sich dies gemeinhin bei Schleusen, Mühlen, Gerinnen, Grundwerken und besonders bei Reparaturen alter Gebäude ereignet, indem sich hier im Lauf der Arbeit immer mehr Mängel zeigen: so muß der Bau auf Tagelohn ausgeführt werden. Da aber die Verdingung der Baue fast bei allen Regierungen wegen des großen Nutzens, den man dabei wahrgenommen hat, eingeführt ist: so wird keinem Bau-Inspector verstattet, den Bau auf Tagelohn zu richten, sondern er muß, wenn er solches nöthig findet, an die Regierung berichten und deren Genehmigung dazu einholen. Die Frage also: ob es besser sei, bei dem Bauen nach Tagelohn arbeiten zu lassen oder die Arbeit zu verdingen, ist bei der Regierung für das Letztere entschieden, obwohl ein Privat-Bauherr, der in Bausachen Erfahrung, Zeit und Willen hat, auf die Arbeiter selbst zu sehen, und dem es glückt, fleißige und ehrliche Arbeiter zu bekommen, bei dem Tagelohn einigen Vortheil haben könnte.

§. 496. Die Baucontracte werden am füglichsten von dem Bauinspector mit den Entrepreneurs, Lieferanten und Handwerkern abgeschlossen; denn da diese vorher die Risse und Anschläge von dem vorgesetzten Bau angefertigt und also Alles, was dazu gehört, vorher überlegt haben: so sind sie auch am ersten geschickt, die Contracte darüber recht umständlich und ausführlich einzurichten.

§. 497. Wer einen Baucontract anfertigt, muß mit

dem Maße der Baumaterialien, mit dem Gewicht, nach welchem sie verkauft werden und mit den Bautaxen genau bekannt sein. Ueber diese Dinge ist in allen Ländern, wo sich das Polizei- und Regierungswesen in guter Verfassung befindet, etwas festgesetzt.

§. 498. Auch darf ein Contract nie über mehr als ein Gebäude oder eine Reparatur abgeschlossen werden, weil sonst bei Führung einer Rechnung Unordnung entstehen würde. Eben so muß man darauf sehen, daß an dem in den Anschlägen ausgesetzten Gelde etwas erspart werde, wenigstens sind solche Anschläge nicht zu übersteigen. Die Contracte werden sowohl von den Entrepreneurs und Handwerkern, als auch von den Baumeistern selbst unterschrieben und besiegelt, und wenn sie alle zusammen von einem Gebäude nach einem Anschlage fertig geworden, beisammen, und nicht stückweise, an die Regierung zur Genehmigung eingeschickt.

§. 499. Wenn solche Contracte bei der Regierung eingekommen sind, muß der Bau-Rath dieselben mit dem Risse und Bauanschlage zusammen halten und gründlich untersuchen, ob bei den Entrepreneurs hinlängliche Sicherheit vorhanden sei, damit diesen die bewilligten Baugelder ausgezahlt werden können; ferner, ob das, in dem Contract versprochene Baugeld oder Arbeitslohn etwa den Anschlag übersteige, und warum nicht etwas davon zur Bestreitung unvermutheter Ausgaben erspart worden; ob das, was gebaut werden soll, nach der Ordnung des Anschlages deutlich beschrieben, und sonst Alles, was dem Bauinspector nach dem Bau-Reglement obliegt, gebührend beobachtet worden sei.

§. 500. Nach diesen Untersuchungen wird der Regierung vom Bau-Rath referirt, und, wenn dabei nichts zu erinnern ist, der Contract approbirt, das Original bei

den Akten behalten, die Abschrift aber mit der Approbation an den Special-Baurendanten oder Inspector des Orts zurückgeschickt, und demselben aufgegeben, solchen dem Entrepreneur oder Handwerker einzuhändigen, ihn zur Erfüllung desselben anzuhalten, und die Baugelder oder den Arbeitslohn nach dem Contract auszuzahlen; zugleich aber wird dem Special-Baurendanten mitgetheilt, was in dieser Art an den Bauinspector verordnet worden.

§. 501. Wenn sich aber findet, daß der Contract nicht nach der Vorschrift eingerichtet ist: so wird solcher mit den nöthigen Monitis begleitet, an den Bauinspector sogleich zurückgesandt, welcher die Monita entweder gründlich ablehnen, oder den Contract mit dem Entrepreneur noch einmal durchgehen, nach den gemachten Ausstellungen abändern und ihn sodann an die Regierung wieder einschicken muß.

Formular eines Baucontracts zwischen Privatpersonen.

An dem heutigen Tage ist zwischen — nachstehender Baucontract verabredet worden: Es übernimmt nämlich

1) der Zimmermeister Hr. C. . . die Reparaturen des — Hauses, so wie sie in dem besonders ausgefertigten und diesem Contract beigefügten Anschlag ausführlich beschrieben worden sind;
2) das nöthige Arbeits- und Wochenlohn der, bei diesem Baue angestellten Arbeiter bezahlt der Zimmermeister Hr. C. . ., welcher sich auch
3) verbindet, den Bau in allen Theilen meisterhaft und tüchtig und längstens zu — des laufenden Jahres fertig zu liefern.

Dagegen verspricht

4) der Bauherr F. . . an den Zimmermeister C. . . die Summe von — Thlr. und zwar in folgenden Terminen zu zahlen u. s. w.

Contrahenten erklären hiemit, daß sie an diesen Contract

allen Aufsätzen) zur Verhütung alles Mißbrauchs, in keine zu große Entfernung von der letzten Zeile des Aufsatzes gesetzt werden muß.

Formular eines Kaufcontracts.

Daß an dem heutigen Tage zwischen Herrn Johann Friedrich A..., Bürger und Zimmermeister zu N..., als dem Verkäufer, und Herrn August Wilhelm B..., Bürger und Schlossermeister zu N..., als dem Käufer, nachstehender Kaufvertrag geschlossen worden, bestätigt diese darüber verfaßte, und von beiden Theilen in allen Punkten genehmigte, und eigenhändig unterschriebene Kaufurkunde:

1.

Es verkauft nämlich Herr A... an Herrn B... sein, vor dem ..... Thore, neben dem L...schen Garten gelegenes Haus mit allem Zubehör, nebst dem daran befindlichen Obst- und Küchen-Garten mit allem Zubehör, auch allen darauf haftenden Gerechtigkeiten, Nutzungen und Abgaben, wie er solches bisher besessen und genutzt hat, erb- und eigenthümlich für Viertausend Thaler Preuß. Courant.

Für diesen bedungenen Kaufpreis der 4000 Thaler übernimmt Käufer das erwähnte Haus nebst dem Garten, und verspricht, die Kaufgelder in folgenden Terminen zu zahlen, als:

2000 Thlr. in Cour. zahlet Käufer sogleich baar aus. Verkäufer bekennet zugleich den richtigen Empfang dieser 2000 Thlr. und begibt sich der Ausflucht des Nichtempfanges. 1000 Thaler zahlet Käufer Michaelis 1836, und 1000 Thlr. Michaelis 1837 in Cour. baar aus. Bis dahin verzinset er das Kapital landüblich mit 4 Thlr. von jedem Hundert, vom Tage des Kaufs an gerechnet, und verschreibt das verkaufte Haus zu einem sichern Unterpfande.

2.

Hiebei sind noch

in Ansehung des bedungenen Wiederkaufs folgende Punkte festgesetzt worden:

Es verpflichtet sich nämlich der Käufer gegen den

Verkäufer hiemit ausdrücklich, letzterem auf sein Verlangen während eines Zeitraums von sechs Jahren das verkaufte Haus gegen die Wiederverkaufs-Summe von viertausend Thaler Cour. zu überlassen.

Beide Theile wollen von diesem Contracte auf keine Weise abweichen, entsagen vielmehr allen Ausreden und Ausflüchten, sie mögen Namen haben, welche sie wollen, und versprechen hiemit das, was sie zu Papier gebracht und eigenhändig unterschrieben haben, auch fest und unwiderruflich zu halten. Ort. Tag. Jahr.

(L. S.) Johann Friedrich A.
(L. S.) August Wilhelm B.

B. Leih-, Pacht- und Miethscontract.

§. 481. Wenn ein Eigenthümer einem Andern eine Sache zum Gebrauch unter der Bedingung der Wiedergabe unentgeltlich einräumt, so ist ein Leihvertrag vorhanden. Wenn für den Gebrauch der verliehenen Sache ein Preis bedungen ist, so ist es ein Miethsvertrag; ist aber die Sache nicht nur zum Gebrauch, sondern auch zur Nutzung eingeräumt worden, — ein Pachtcontract, der, wenn das Pachtgeld zweihundert Thaler oder darüber beträgt, gerichtlich abgeschlossen werden muß.

§. 482. Die Punkte eines Pacht- und Miethscontractes sind:

1) die Sache selbst, welche vermiethet werden soll, und der Umfang des überlassenen Gebrauchs;
2) der Name des Vermiethers und Abmiethers;
3) der in Cour. oder Gold bestimmte Preis der Miethe oder der Pacht, wobei bemerkt wird, ob die angegebene Summe der für die ganze Miethszeit, oder nur für einen Theil derselben gefällige Miethzins sei;
4) die Angabe der Zeit, von welcher und wie lange die Vermiethung dauern soll;

5) die Angabe des Orts, wo, und der Zeit, wenn der Contract abgeschlossen worden;

6) die eigenhändige Unterschrift des Vermiethers und Abmiethers.

Formular eines Miethscontracts.

Es ist heute zwischen dem Herrn Jakob N. . . als Vermiether und dem Herrn Friedrich B. . . als Miether nachstehender Miethscontract geschlossen worden:

1.

Herr Jakob N. . ., als Vermiether, überläßt an Herrn Friedrich B. . ., als Miether, das zweite Stockwerk seines in der F. . . schen Straße belegenen Hauses, bestehend in vier Stuben, drei Kammern, einer Küche, einem Boden, einem Keller ꝛc. von Michaeli d. J. bis Michaeli 1841, also auf fünf Jahre zu seiner Nutzung, und überliefert ihm solches in dem besten Zustande.

2.

Dagegen verspricht Herr Friedrich B. . ., als Miether, dem Herrn Jakob N. . . einen jährlichen Miethzins von zweihundert Thlr. Cour. in halbjährigen Terminen, zu Ostern und Michaeli, jedesmal mit hundert Thaler Cour., gegen Quittung baar zu entrichten, und die gemiethete Wohnung im guten Zustande zu erhalten, auch das Fegen der Schornsteine, so wie die kleineren Reparaturen an Oefen, Fenstern, Schlössern, in so fern sie nicht über fünf Thaler hinausgehen, im Laufe der Miethszeit auf eigene Kosten zu übernehmen.

3.

Contrahenten wollen sich gegenseitig diesen Vertrag sechs Monate vor Ablauf desselben kündigen, oder im entgegengesetzten Falle zur Fortsetzung desselben auf fünf Jahre sich verpflichtet halten.

Zur Sicherheit ist dieser Contract doppelt ausgefertiget, mit beiderseitiger Handschrift und Siegel bekräftigt und jedem Contrahenten ein Exemplar eingehändigt worden.

N. . . den 1. Juli 1836.

Jakob N. . . (L. S.)

Friedrich B. . . (L. S.)

C. Dienst- und Arbeits-Vertrag.

§. 483. Wenn Jemand einem Andern gegen die Entrichtung einer bestimmten Geldsumme ein Werk zu liefern, oder ihm gewisse Dienste zu leisten verspricht, so entsteht ein sogenannter Dienst- oder Arbeitsvertrag. Zu dieser Gattung von Contracten gehört a. der Bau-, b. der Lehrcontract.

a. Baucontract.

§. 484. Ein Baucontract ist ein Vertrag zwischen dem, der ein Gebäude aufführen läßt (dem Bauherrn) und dem, der den Bau aufzuführen übernimmt (dem Baumeister). Hiebei wird es nöthig sein, die gegenseitigen Rechte und Verbindlichkeiten des Bauherrn und Baumeisters überhaupt, wie sie das Allgem. Landrecht für die Preuß. Staaten festsetzt, näher anzugeben:

§. 485. Wenn Jemand die Ausführung eines ganzen Werks, z. B. die Führung eines Baues, die Anlegung eines Grabens, die Verfertigung einer Statue oder eines Gemäldes, als Werkmeister, Künstler, oder sonst als Sachverständiger übernommen hat: so muß er die Ausführung genau nach der getroffenen Abrede, übrigens aber nach den Regeln seiner Kunst besorgen. Er muß dabei für jedes, auch das geringste Versehen, haften, und ist, wenn er dabei Gehülfen braucht, auch für diese verantwortlich.

§. 486. Eben so muß er das Werk zur bestimmten Zeit abliefern, und wenn dieses durch seine Schuld nicht geschehen kann, dem Besteller für allen Schaden haften. Auch steht in einem solchen Falle dem Besteller frei, den ganzen Contract aufzuheben.

§. 487. Jeder Theil kann verlangen, daß das fertige Werk vor der Uebernahme durch Sachverständige besichtiget werde. Durch das Urtheil derselben über die

Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit des Werks wird vorläufig bestimmt: ob der Besteller das Werk annehmen, und den bedungenen Lohn dafür entrichten müsse; oder, ob er die Annahme verweigern und die Aufhebung des Contracts verlangen könne. Es steht aber auch jedem Theile frei, seine Einwendungen im ordentlichen Wege Rechtens geltend zu machen.

§. 488. Bei übernommenen Bauten kann der Werkmeister wegen eines in der Bauart gegen die Regeln der Kunst begangenen Fehlers, der nicht sogleich in die Augen fiel, noch innerhalb dreier Jahre nach der Uebergabe in Anspruch genommen werden. Für einen Schaden aber, welcher aus der schlechten Beschaffenheit der von dem Baumeister gewählten Materialien entsteht, haftet er dreißig Jahre lang. Er muß also, wenn er sich gegen künftige Vertretungen sichern will, in der Auswahl der Materialien vorzüglich behutsam sein, auch selbst solche, die der Besteller ihm liefert, wenn er sie untauglich findet, ohne den Besteller deshalb zu warnen, nicht annehmen.

§. 489. Wenn nicht ein ganzes Werk in Pausch und Bogen accordirt, sondern Künstler, Handwerker, oder auch gemeine Arbeiter, gegen ein Tage-, Wochen- oder anderes bestimmtes Lohn zu einer gewissen Arbeit gedungen worden: so müssen dieselben, die ihnen gegebenen Anweisungen genau befolgen, und haften dabei für jedes mäßige Versehen. Ist aber dem Handwerker oder Künstler keine besondere Anweisung, wie er arbeiten soll, vorgeschrieben: so muß er nach den Regeln seiner Kunst verfahren, und ist dabei für jedes Versehen verantwortlich.

§. 490. Wenn der Arbeiter ausdrücklich auf eine gewisse Zeit, oder bis zur Vollendung einer gewissen bestimmten Arbeit gedungen worden: so müssen beide Theile diese contractmäßige Zeit aushalten, und der Arbeiter kann

vor Ablauf derselben nur alsdann entlassen werden, wenn er untüchtig befunden wird, oder sonst seiner Pflicht kein Genüge leistet.

§. 491. Wird die Arbeit vor der Zeit durch die Schuld des Dingenden abgebrochen: so muß derselbe nicht nur das schon geleistete contractmäßig bezahlen, sondern auch dem Arbeiter so lange, bis er anderwo unterkommen kann, Wartegeld geben. Ist der Arbeiter die Ursache, daß die Arbeit nicht fortgesetzt werden kann, so haftet derselbe dem Dingenden für allen Schaden, und kann für das Geleistete nur so weit, als jener wirklich Vortheil hat, Vergütigung fodern. Wird die Arbeit durch einen bloßen Zufall abgebrochen, so muß das Geleistete contractmäßig bezahlt werden; übrigens aber kann kein Theil von dem Andern Schadenersatz verlangen.

§. 492. Nach diesen gesetzlichen Bestimmungen kommen wir auf die Abfassung eines Baucontracts zurück. Ein jeder Bau kann auf verschiedene Art ausgeführt werden:

1) man kann nämlich den ganzen Bau einem General-Entrepreneur (der aber ein Bauverständiger sein, und hinlängliche Caution bestellen muß) nach dem Grundriß und Bauanschlag für eine gewisse Summe überhaupt verdingen. Dieser muß alsdann alle Bau-Materialien anschaffen und alle Arbeit besorgen, den Bau aber in der gesetzten Zeit gut und tüchtig herstellen. In dem mit ihm zu errichtenden Contract muß

a) deutlich und ausführlich beschrieben werden, wie alles und jedes bei dem Baue angefertigt werden soll, indem dies in den Rissen und Anschlägen nicht ausführlich genug dargestellt werden kann. Daher ist es denn auch nicht genug, mit ihm zu contrahiren, daß er den Bau nach dem Riß und Anschlage zu Stande bringen soll,

GERMAN SEMINAR LIBRARY TAYLOR INSTITUTION OXFORD

sondern es muß in solchem Contract ganz genau bestimmt werden, wie alle Materialien, desgleichen die Zimmer-, Maurer-, Tischler- und Schlosser-Arbeit ꝛc. ꝛc. beschaffen sein sollen;

b) die ihm für den übernommenen Bau veraccordirte Summe wird ihm in Terminal-Zahlungen versprochen, z. B. daß er nach bestellter Caution das erste Drittheil zur Anschaffung der Materialien, das zweite Drittheil, wenn der Bau über die Hälfte zu Stande gekommen, und das letzte Drittheil, wenn der Bau ausgeführt, revidirt und nach dem Contract richtig befunden worden, bezahlt erhalten solle; ferner wird

c) im Contract ausgemacht, wer in dem Falle, wenn der Entrepreneur vor Vollendung des Baues mit Tode abginge, sein übernommenes Werk contractmäßig ausführen solle;

d) setzt man nicht nur die Zeit fest, in welcher der Bau völlig beendet sein soll, sondern man bestimmt auch gewisse Zeitabschnitte, da die verschiedenen Theile des Baues nach ihrer Einrichtung und Güte untersucht werden;

§. 493. 2) Kann man keinen General-Entrepreneur zur Uebernahme eines Baues bekommen, und will die Regierung die Materialien anschaffen und liefern, so kann einem Special-Entrepreneur die ganze Einrichtung, Führung und Besorgung aller Arbeit auf gleiche Weise, wie bei der ersten Art, verhandelt werden: nur muß derselbe ebenfalls ein Bauverständiger sein, und Caution leisten.

§. 494. 3) Auch kann man mit jedem Bauhandwerker die Arbeit desselben besonders behandeln. In den Contracten, welche man alsdann abschließt, wird Alles, was Jeder schaffen soll, Stück für Stück nach seiner Güte, Länge, Breite, Tiefe und Höhe deutlich angegeben; we-

gen der Bezahlung aber wird dahin accordirt, daß den Handwerkern das Bedungene nach und nach, wie die Materialien geliefert, oder wie sie mit der Arbeit fertig werden, von dem bestellten Baurendanten und Rechnungsführer bezahlt werden solle.

§. 495. 4) Wenn aber der Bau an sich so beschaffen ist, daß er nicht wohl verdungen werden kann, wie sich dies gemeinhin bei Schleusen, Mühlen, Gerinnen, Grundwerken und besonders bei Reparaturen alter Gebäude ereignet, indem sich hier im Lauf der Arbeit immer mehr Mängel zeigen: so muß der Bau auf Tagelohn ausgeführt werden. Da aber die Verdingung der Baue fast bei allen Regierungen wegen des großen Nutzens, den man dabei wahrgenommen hat, eingeführt ist: so wird keinem Bau-Inspector verstattet, den Bau auf Tagelohn zu richten, sondern er muß, wenn er solches nöthig findet, an die Regierung berichten und deren Genehmigung dazu einholen. Die Frage also: ob es besser sei, bei dem Bauen nach Tagelohn arbeiten zu lassen oder die Arbeit zu verdingen, ist bei der Regierung für das Letztere entschieden, obwohl ein Privat-Bauherr, der in Bausachen Erfahrung, Zeit und Willen hat, auf die Arbeiter selbst zu sehen, und dem es glückt, fleißige und ehrliche Arbeiter zu bekommen, bei dem Tagelohn einigen Vortheil haben könnte.

§. 496. Die Baucontracte werden am füglichsten von dem Bauinspector mit den Entrepreneurs, Lieferanten und Handwerkern abgeschlossen; denn da diese vorher die Risse und Anschläge von dem vorgesetzten Bau angefertigt und also Alles, was dazu gehört, vorher überlegt haben: so sind sie auch am ersten geschickt, die Contracte darüber recht umständlich und ausführlich einzurichten.

§. 497. Wer einen Baucontract anfertigt, muß mit

dem Maße der Baumaterialien, mit dem Gewicht, nach welchem sie verkauft werden und mit den Bautaxen genau bekannt sein. Ueber diese Dinge ist in allen Ländern, wo sich das Polizei- und Regierungswesen in guter Verfassung befindet, etwas festgesetzt.

§. 498. Auch darf ein Contract nie über mehr als ein Gebäude oder eine Reparatur abgeschlossen werden, weil sonst bei Führung einer Rechnung Unordnung entstehen würde. Eben so muß man darauf sehen, daß an dem in den Anschlägen ausgesetzten Gelde etwas erspart werde, wenigstens sind solche Anschläge nicht zu übersteigen. Die Contracte werden sowohl von den Entrepreneurs und Handwerkern, als auch von den Baumeistern selbst unterschrieben und besiegelt, und wenn sie alle zusammen von einem Gebäude nach einem Anschlage fertig geworden, beisammen, und nicht stückweise, an die Regierung zur Genehmigung eingeschickt.

§. 499. Wenn solche Contracte bei der Regierung eingekommen sind, muß der Bau-Rath dieselben mit dem Risse und Bauanschlage zusammen halten, und gründlich untersuchen, ob bei den Entrepreneurs hinlängliche Sicherheit vorhanden sei, damit diesen die bewilligten Baugelder ausgezahlt werden können; ferner, ob das, in dem Contract versprochene Baugeld oder Arbeitslohn etwa den Anschlag übersteige, und warum nicht etwas davon zur Bestreitung unvermutheter Ausgaben erspart worden; ob das, was gebaut werden soll, nach der Ordnung des Anschlages deutlich beschrieben, und sonst Alles, was dem Baulnspector nach dem Bau-Reglement obliegt, gebührend beobachtet worden sei.

§. 500. Nach diesen Untersuchungen wird der Regierung vom Bau-Rath referirt, und, wenn dabei nichts zu erinnern ist, der Contract approbirt, das Original bei

den Akten behalten, die Abschrift aber mit der Approbation an den Special-Baurendanten oder Inspector des Orts zurückgeschickt, und demselben aufgegeben, solchen dem Entrepreneur oder Handwerker einzuhändigen, ihn zur Erfüllung desselben anzuhalten, und die Baugelder oder den Arbeitslohn nach dem Contract auszuzahlen; zugleich aber wird dem Special-Baurendanten mitgetheilt, was in dieser Art an den Bauinspector verordnet worden.

§. 501. Wenn sich aber findet, daß der Contract nicht nach der Vorschrift eingerichtet ist: so wird solcher mit den nöthigen Monitis begleitet, an den Bauinspector sogleich zurückgesandt, welcher die Monita entweder gründlich ablehnen, oder den Contract mit dem Entrepreneur noch einmal durchgehen, nach den gemachten Ausstellungen abändern und ihn sodann an die Regierung wieder einschicken muß.

Formular eines Baucontracts zwischen Privatpersonen.

An dem heutigen Tage ist zwischen — nachstehender Baucontract verabredet worden: Es übernimmt nämlich

1) der Zimmermeister Hr. C. . . die Reparaturen des — Hauses, so wie sie in dem besonders ausgefertigten und diesem Contract beigefügten Anschlag ausführlich beschrieben worden sind;
2) das nöthige Arbeits- und Wochenlohn der, bei diesem Baue angestellten Arbeiter bezahlt der Zimmermeister Hr. C. . ., welcher sich auch
3) verbindet, den Bau in allen Theilen meisterhaft und tüchtig und längstens zu — des laufenden Jahres fertig zu liefern.

Dagegen verspricht

4) der Bauherr F. . . an den Zimmermeister C. . . die Summe von — Thlr. und zwar in folgenden Terminen zu zahlen u. s. w.

Contrahenten erklären hiemit, daß sie an diesen Contract

nach allen seinen Theilen unwiderruflich gebunden sein wollen, durch eigenhändige Unterschrift und Siegel.

Berlin, den 20. März 1836.

N. N.
N. N.

b. Lehrcontract.

§. 502. Ein Lehrcontract ist ein Vertrag zwischen dem Principal eines Handelsgeschäfts, dem Meister einer Kunst oder eines Handwerks und einem Andern (Vater, Vormund) über die Annahme eines Lehrlings und über die dabei gegenseitig verabredeten Bedingungen. Die Punkte eines solchen Vertrages sind: 1) Namen und Charakter beider Theile; 2) Anzeige der Kunst, des Geschäfts oder Handwerks, welches dem jungen Menschen gelehrt werden soll; 3) gegenseitige Bedingungen.

Formular eines Lehrcontracts.

Da Franz G. . . gesonnen ist, seinen Sohn August G. . . bei dem Tischlermeister Herrn J. G. H. . . in die Lehre zu geben, so sind darüber zwischen beiden Theilen nachstehende Punkte verabredet worden:

— 1) Es verpflichtet sich der Tischlermeister H. . . den jungen G. . . drei Jahre nach Pflicht und Gewissen in der Tischler-Profession zu unterrichten, auch demselben die, zu diesem Handwerk nöthige Anleitung in Rissen zu geben, nach Verlauf der drei Lehrjahre ihn frei sprechen zu lassen ꝛc. ꝛc.

2) Dafür bezahlt Franz G. . . die Summe von — Thl. Lehrgeld und zwar die Hälfte davon sogleich, die andere Hälfte aber ꝛc. ꝛc.

Dieser Contract hat seine Verbindlichkeit bis auf den letzten Tag des dritten Lehrjahres. Zu mehrerer Sicherheit ist derselbe doppelt ausgefertigt und von beiden Theilen eigenhändig unterschrieben und besiegelt worden.

B. — den ꝛc. ꝛc.

N. N.
N. N.

Funfzehntes Kapitel.

5) Von Vollmachten, Cirkular-Schreiben und Zeugnissen.

§. 503. Eine Vollmacht ist eine schriftliche Willenserklärung, durch welche Einer dem Andern das Recht ertheilt, ein gewisses Geschäft für ihn und an seiner Statt zu betreiben. Derjenige, welcher dem Andern einen Auftrag ertheilt, heißt der Machtgeber, und der, welcher ihn zu erfüllen verspricht, der Bevollmächtigte oder Geschäftsträger.

§. 504. Der Machtgeber erklärt durch die Vollmacht Jedem, der bei dem Geschäfts interessirt ist, daß er dem Geschäftsträger volle Macht gebe, an seine Stelle das Geschäft abzuschließen, und daß er Alles, was dieser in einer bestimmten Angelegenheit unternimmt, billigen und eben so ansehen wolle, als wenn er selbst das Geschäft ausgeführt hätte.

§. 505. Zu einer schriftlichen Vollmacht gehört:

1) der Name des Machtgebers und des Bevollmächtigten;

2) der Name dessen, mit welchem oder gegen welchen das Geschäft abgemacht werden soll;

3) das Geschäft, dessen Ausrichtung der Bevollmächtigte übernimmt, nebst Angabe des Orts und Gerichts, wo es abzuthun ist;

4) besondere Vorschriften in Ansehung der Verrichtung des Geschäfts, wenn man dergleichen beizufügen für nöthig erachtet.

§. 506. Eine Vollmacht ist eine General-Vollmacht, wenn sie allgemein auf die Besorgung eines gewissen Geschäfts lautet, z. B. ein Haus zu kaufen, Waaren in Empfang zu nehmen, und weiter zu versenden ꝛc.

Sie ist eine Special-Vollmacht, wenn sie nur auf gewisse besondere Fälle ausgestellt ist, z. B. sich im Namen des Machtgebers zu vergleichen, auf ein Recht desselben Verzicht zu leisten, Schenkungen in seinem Namen zu machen, Geld für ihn in Empfang zu nehmen und darüber zu quittiren, Grundstücke zu veräußern und anzukaufen ꝛc.

§. 507. In allen den Fällen, in welchen ein Zweifel über die Echtheit der Vollmacht entstehen kann, welches z. B. der Fall ist, wenn der Machtgeber von dem Ort, wo das Geschäft geführt werden soll, weit entfernt ist, oder wenn Gelder und andere Dinge von Wichtigkeit zu erheben sind, ist eine gerichtliche Beglaubigung der Unterschrift des Machtgebers nothwendig. Dieser nämlich meldet sich bei einer Gerichtsstätte und unterschreibt daselbst die ausgestellte Vollmacht. Seiner Unterschrift wird hierauf das gerichtliche Zeugniß der Echtheit beigefügt.

§. 508. Formulare zu Vollmachten, durch welche man einen Rechtsgelehrten zu seinem Bevollmächtigten erklärt, sind hier unnöthig, da sie der Rechtsverständige in diesem Falle selbst machen wird. Wenn man aber einen Nichtrechtsgelehrten in irgend einer Angelegenheit zum Bevollmächtigten bestellt, so wird man die Vollmacht nach folgendem Schema einzurichten haben:

Formular.

Da ich Endes Unterschriebener wegen einer Krankheit (wegen weiter Entfernung ꝛc.) nicht im Stande bin, bei der Regulirung der Erbschafts-Angelegenheiten meines verstorbenen Bruders Friedrich N... in B. gegenwärtig zu sein: so habe ich den Herrn August F... Apotheker in B., zu meinem Bevollmächtigten hiedurch erklärt und bestätigt, solchergestalt, daß derselbe in meinem Namen in allen zur Regulirung dieser Erbschafts-Angelegenheit anzusetzenden Terminen erscheinen, die

mir zufallenden Gelder erheben und überall meine Rechtsame dabei wahrnehmen soll. Was er in dieser Sache thun und verhandeln wird, das verpflichte ich mich zu genehmigen und unverbrüchlich zu halten, und bezeuge solches durch Unterschrift meines Namens und Beidrückung meines Petschafts (Ort, Tag, Jahr).

(Siegel) Name.

§. 509. Bei minder wichtigen Angelegenheiten ist keine ausführliche Vollmacht, in welcher das Verhalten des Bevollmächtigten bei Verrichtung des Geschäfts ganz ausdrücklich bestimmt wird, nöthig; sondern der Machtgeber übergibt seinem Geschäftsträger nur einen Stempelbogen, auf welchem der Gegenstand des Geschäfts angedeutet, und seines Namens Unterschrift befindlich ist. Dies wird ein Blanquet zur Vollmacht genannt. Bei einem solchen Blanquet werden gewöhnlich zu Ende der ersten oder letzten Seite eines Bogens, je nachdem das, was darauf geschrieben werden soll, mehr oder weniger Platz erfodert, folgende Worte geschrieben:

Blanquet zur Vollmacht in Sachen meines wider N. N. Friedrich August N.

Den, vor dieser Unterschrift leer gelassenen Platz füllt dann der Bevollmächtigte selbst aus, und beschreibt das Geschäft, welches er im Namen des Andern betreiben soll, ausführlich.

§. 510. Circular-Schreiben sind Umlaufs-Schreiben (Senden), in welchen mehreren Personen von (in) einer sie betreffenden Angelegenheit Nachricht (Befehl) ertheilt wird, und welche nach der Reihe herumgegeben werden müssen. Jeder Lesende setzt den Namen und den Tag des Empfanges darunter, wodurch die allgemeine Bekanntmachung bestätigt und zugleich der Ausflucht der Unwissenheit vorgebeugt wird. Weil zur Beschleunigung öfters mehrere Abschriften nöthig sind, so wird in dem

Concept zur Seite bemerkt, wie viel Abschriften zu machen sind.

§. 511. Ein Zeugniß besteht in einer schriftlichen Versicherung, daß eine Sache so und nicht anders sei. In den meisten Fällen kann diese Versicherung in wenigen Zeilen ausgedruckt werden, als: auf Verlangen bezeuge ich hiedurch, daß Vorzeiger dieses, N. . . N. . . sechs Jahre bei mir als — — in Arbeit gestanden und sich jederzeit treu und ehrlich aufgeführt hat. Ort, Tag, Jahr und Name des Ausstellers.

Anm. Der ehedem übliche Ausdruck: zur Steuer der Wahrheit kann füglich wegbleiben.

§. 512. Der gewöhnlichste Gegenstand der schriftlichen Zeugnisse, welche im gemeinen Leben am häufigsten vorkommen, betrifft die Geschicklichkeit und gute Aufführung eines Andern. Die Zeugnisse, welche in dieser Rücksicht den Lehrburschen von den Handwerkszünftigen nach zurückgelegten Lehrjahren ausgestellt werden, heißen Lehrbriefe, und die Zeugnisse, welche die Gesellen erhalten, Kundschaften.

Sechszehntes Kapitel.

6) Von Specificationen, Catalogen, Inventarien-Verzeichnissen.

§. 513. Die in der Ueberschrift angegebenen Aufsätze bestehen aus einem Namensverzeichnisse oder der richtigen Angabe einer Reihe von Gegenständen.

§. 514. Was die Einrichtung derselben betrifft, so wird

1) jede Specification mit einer Ueberschrift versehen, welche die Stelle der Inhaltsanzeige vertritt. Soll

ten in der Specification mehrere ungleichartige Gegenstände verzeichnet werden, so kann auch die Inhaltsanzeige nur in sehr allgemeinen Ausdrücken abgefaßt sein, z. B. Specification des Mobiliar-Vermögens ꝛc., der Verlassenschaft ꝛc., des Wetterschadens ꝛc., worauf alsdann der Name der Person und des Orts folgt;

2) um die Uebersicht des Ganzen und die etwa nöthige Verfertigung eines Auszuges zu erleichtern, ist es nöthig, in der Aufeinanderfolge der zu verzeichnenden Gegenstände eine gewisse Ordnung zu beobachten. Zu dem Ende muß man die einzelnen Gegenstände unter gewisse Hauptrubriken zu bringen suchen, z. B. baarer Bestand; ausstehende Schulden; Getreidevorräthe; Kleidungsstücke; Hausgeräthe; Betten; Bücher ꝛc. und unter jede Rubrik alles dahin gehörige setzen. Bücher werden nach den Wissenschaften, aber auch nach dem Formate geordnet;

3) wenn die in dem Verzeichnisse vorkommenden Sachen taxirt worden sind und nun verkauft werden sollen: so bezeichnet man jede Seite des Bogens, auf welchen das Inventarium geschrieben wird, zur linken Hand mit drei herunterlaufenden Linien und mit eben so vielen auf der rechten Seite. Die vordere Linien-Columne wird mit dem Worte geschätzt (taxatum) und die hintere mit verkauft (venditum) überschrieben, und in jede Linienreihe der Preis jedes Stücks nach Thl. Gr. Pf. angegeben, als:

taxirt				verkauft		
Thlr.	Sgr.	Pf.		Thlr.	Sgr.	Pf.
5	—	—	Ein Schrank ꝛc. —	5	18	—
3	4	—	Ein Klapptisch ꝛc.	3	15	—

Siebzehntes Kapitel.

Vom Lehrstyl.

§. 515. Der Lehrstyl (didaktische, dogmatische) hat es mit dem Vortrag, der Erklärung, dem Beweise und der Anwendung allgemeiner, theoretischer oder praktischer Wahrheiten zu thun. Er findet also entweder in Lehrbüchern Statt, worin allgemeine Wahrheiten zusammenhängend und in wissenschaftlicher Form vorgetragen werden, oder in Abhandlungen und didaktischen Reden, welche einzelne allgemeine Wahrheiten zum Gegenstande haben. Seine nächste Absicht ist daher Belehrung und Ueberzeugung des Verstandes, entweder allein, oder nebst diesen zugleich Lenkung des Willens.

§. 516. Daraus folgt, daß sich der Lehrstyl der möglichsten Faßlichkeit und Deutlichkeit befleißigen muß, weil der Verstand nicht anders als durch deutliche Begriffe belehrt und überzeugt werden kann. Der Grad dieser Deutlichkeit hängt zwar von den Fähigkeiten derer ab, für welche der Unterricht zunächst bestimmt ist; allein er erfodert doch in allen Fällen lichtvolle Ordnung, Zusammenhang und Bestimmtheit der Begriffe, so wie eine mit dem Ganzen und der Hauptabsicht in Verhältniß stehende Erweiterung und Ausführung jedes einzelnen Theiles, welches die Mittelstraße zwischen ermüdender Weitschweifigkeit und trockner, unverständlicher Kürze zu halten sucht.

§. 517. Der Lehrstyl gehört also zur mittleren Schreibart, die einen Gegenstand so darstellt wie er ist, daher entbehrt er auch des redneriſchen Schmucks, der ſich mit der ruhigen Belehrung und Ueberführung des Verſtandes nicht wohl verträgt. Jedoch gibt es in Aufſätzen von einiger Ausführlichkeit der Abſchnitte genug, wo man dem Verſtande einige Ruhepunkte gönnen und den trocknen Gang der Abhandlung durch Mitregung der Phantaſie und des Gefühls beleben kann. Benutzt der Redner oder Schriftſteller die Gelegenheit, wo der Zuhörer oder Leſer ſchon hinlänglich belehrt und von der vorgetragenen Wahrheit überzeugt iſt: ſo kann er auch auf die unteren Seelenkräfte einwirken, um dadurch dem Verſtande die vorgetragene Wahrheit noch anſchaulicher und eindringender zu machen.

§. 518. Man ſieht indeſſen leicht, daß dies weder auf jeden Gegenſtand, welchen der Lehrſtyl behandelt, paſſen, noch unter allen Umſtänden gleiche Anwendung finden kann. Eine andere Art des Schmucks und der Lebhaftigkeit fodert der Vortrag theoretiſcher, eine andere der Vortrag praktiſcher Wahrheiten. Der Volkslehrer, der ſeinen Zuhörern eine moraliſche Wahrheit an das Herz legt, ſpricht anders als der Lehrer, der auf dem Katheder einen philoſophiſchen Satz beweiſen will. Der Schriftſteller und Redner muß ſich hier durch Stoff, Umſtände und Bedürfniß beſtimmen laſſen.

Dritte Abtheilung.

Von der Geschäfts-Praxis.

§. 519. Wir begreifen hier unter dieser Benennung alles dasjenige zusammen, was die verschiedenen Arten der Geschäfte eines Staats, die Collegia desselben, deren Personale und Verhältnisse unter einander, so wie den Geschäftsgang selbst betrifft.

Erstes Kapitel.

Verschiedene Arten der öffentlichen Geschäfte.

§. 520. Die verschiedenen Arten der innern Staatsthätigkeit betreffen theils Justiz- Regierungs- und Finanz- theils Militair- oder Kriegsgeschäfte.

A. Justizgeschäfte.

§. 521. Die Justizgeschäfte bestehen hauptsächlich in Ausübung der richterlichen Gewalt, welche besonders dafür sorgt, daß die Rechte einzelner Personen oder Genossenschaften gegen Verletzungen geschützt, Verbindlichkeiten in Ansehung des Mein und Dein zur

Vollziehung gebracht, und Uebertretungen der Gesetze untersucht und nach Verhältniß bestraft werden.

§. 522. Die Hauptgeschäfte des Richters sind hiebei

1) Untersuchung des Falles (factum) nach den Regeln des Prozesses, wohin auch die Leitung der Untersuchung durch Decrete gehört;
2) Anwendung der Gesetze auf diesen besondern Fall und Entscheidung desselben nach den Gesetzen;
3) Vollstreckung des Urtheils; oder gesetzmäßige Anwendung der nöthigen Gewalt, um die Widerspenstigen zur Folgsamkeit gegen die richterliche Entscheidung zu zwingen.

In jedem wohlgeordneten Staate sind verschiedene Gerichts-Instanzen angeordnet, durch welche die Partheien stufenweise ihr Recht verfolgen können.

B. Regierungs- und Finanzgeschäfte.

§. 523. Die Regierungsgeschäfte haben hauptsächlich die Verwaltung der, dem Regenten sowohl zu seinem eigenen Unterhalte, als zur Bestreitung gewisser, meist bestimmter Ausgaben, angewiesenen Domainen (Krongüter) und der nutzbaren Regalien, auch zuweilen die Erhebung anderer Staatseinnahmen zum Gegenstande. Sie dienen zur Auflösung der Fragen:

1) Was hat der Staat aus diesen Quellen jährlich im Durchschnitt einzunehmen?
2) Läßt sich davon eine höhere Ergiebigkeit bewirken?
3) Wozu sind die Einkünfte in einem gegebenen Zeitraume verwendet worden?
4) Auf wie viel dauer Vorräthe kann man zu diesem oder jenem Bedürfnisse Rechnung machen?

§. 524. Die Finanzgeschäfte beziehen sich dagegen auf die Ausmittelung folgender Fragen:

1) Wie viel braucht der Staat?
2) Woher, oder aus welchen Kassen, können diese Bedürfnisse am räthlichsten und gewissesten bestritten werden?
3) Bei welchen Zweigen der Ausgaben lassen sich Ersparungen anbringen?
4) Wie lassen sich die Quellen der Einnahmen mit Klugheit und Gerechtigkeit zuverläßiger, dauerhafter, ergiebiger machen, oder vervielfältigen?

Diese letzte Frage aber kann, ohne genaue zuverläßige Kenntniß von der Bevölkerung, von dem Zustande der Landwirthschaft, der Manufacturen und des Handels, von der Beschaffenheit des Bodens und der rohen Producte, von den Handelsverhältnissen der nähern und entfernten Staaten, nicht beantwortet werden. Die Natur dieses Geschäfts macht, in einem nur etwas beträchtlichen Staate, eine große Menge von Berichten, Tabellen und Rechnungen nöthig, erfodert eine vorzügliche Treue und Sicherheit der Kassen und eine außerordentliche Aufmerksamkeit und Pünktlichkeit in der ganzen Behandlung.

C. Militair-Geschäfte.

§. 525. Bei dem in allen Europäischen Staaten bisher für nöthig erachteten Bedürfnisse, auch im tiefsten Frieden gerüstet zu sein, theilen sich die Militairgeschäfte in zwei Hauptklassen, in Friedens- und Kriegs-Geschäfte.

§. 526. Die Friedens-Geschäfte gehen besonders auf Unterrichts- und Bildungswesen der Armee, Uebung und Verpflegung der verschiedenen Theile der

Kriegsmacht, als: Rekrutirung, Montirung, Rüstung, Proviant und Fourage, Einquartirung, Geschütz, Magazine, Zeughäuser, Stückgießereien, ferner auf Anlegung und Unterhaltung der nöthigen Festungen, auf Unterstützung der Polizei und Erhaltung innerer Ordnung, auf das Medizinalwesen so wie auf Versorgung der unbrauchbar gewordenen Militairpersonen.

§. 527. Die Kriegs-Geschäfte bestehen vorzüglich in Mobilmachung des Heeres, in Anordnung des Marsches, Sorge für das Train- und Fuhrwesen, für Fourage und Proviant-Magazine, für die Feldbäckerei, für Kriegsbedürfnisse und deren Zufuhr, für Lazarethe, Versorgung des Heeres in den Winter-Quartieren, im Lager, auf Märschen; in geschickter Anlegung und Leitung der Kriegsplane, künstlicher und muthvoller Ausführung derselben, Vertheidigung und Belagerung der Festungen ꝛc.

Zweites Kapitel.

Von den Collegien überhaupt.

§. 528. Ein Collegium ist eine durch die Autorität des Staats eingesetzte oder genehmigte Gesellschaft mehrerer Personen, welche nach einer durch Gesetze oder Herkommen bestimmten Ordnung, einen ihrer Besorgung besonders anvertrauten Theil der Staatsgeschäfte, mit vereinten Kräften, in dazu angesetzten Versammlungen, verhandeln, darüber nach der Stimmenmehrheit der Mitglieder gemeinschaftliche Beschlüsse fassen, die Vollziehung derselben bewirken, und deshalb vom Staate mit den nöthigen Hülfsmitteln und Rechten versehen sind.

§. 529. Von einem Collegium iſt alſo eine Deputation und Commiſſion zu unterſcheiden.

§. 530. Deputation heißt,

1) wenn ein Collegium einige ſeiner Mitglieder bevollmächtigt, Namens des Collegii ein beſonderes Geſchäft zu verhandeln, welches auf dieſe Weiſe ſchneller, leichter und mit mehr Zeitersparung geſchehen kann. In dieſem Sinne iſt Deputation gleichbedeutend mit Geſchäfts-Ausſchuß, Comité (Mehr davon §. 542);

2) Abgeordnete von Unterthanen an den Regenten, von kleinen Republiken an auswärtige Mächte.

§. 531. Commiſſion bedeutet:

1) das Geſchäft ſelbſt, welches einem Commiſſarius aufgetragen iſt;

2) einen oder mehrere Abgeordnete des Regenten zu landſtändiſchen Verhandlungen;

3) einen oder mehrere Bevollmächtigte der höhern Landesbehörden, zu vorſchriftsmäßiger Beſorgung eines beſondern Geſchäfts, von deſſen Ausfall ſie an das Collegium berichten müſſen;

4) eine, meiſt aus Mitgliedern verſchiedener Collegien, zu fortwährender Beſorgung eines beſtimmten Geſchäftszweiges niedergeſetzte Ausſchußbehörde, welche auch wohl Deputation genannt wird.

§. 532. Die Perſonen, welche bei einem Collegium ſtehen, ſind entweder dirigirende, votirende oder executirende. Die dirigirenden ſind die Chefs oder das Directorium, welches aus einer oder mehrern Perſonen beſtehen kann, und deſſen Rechte und Pflichten, in Beziehung auf die Verhandlung der Geſchäfte und übrigen Glieder durch Herkommen, Geſetze und Inſtructionen beſtimmt ſind. Zu den votirenden

den gehört eine gewisse Anzahl von Räthen, die, nach Beschaffenheit der Collegien, verschiedene Titel führen. Die expedirenden bestehen in einer verhältnißmäßigen Anzahl von Subalternen, welche, der Regel nach, keine Stimme bei den collegialischen Beschlüssen haben, sondern theils zur Vorbereitung der Geschäfte, theils zur Führung des Protokolls, theils zur Besorgung der Ausfertigungen gebraucht werden, als Secretaire, Registratoren, Kanzellisten, Copisten ꝛc. Außerdem gibt es noch eine gewisse Zahl von Unterbedienten, welchen die Besorgung kleinerer Geschäfte des Locals und der Oekonomie obliegt, als Aufwärter, Boten ꝛc.

§. 533. Außer diesen gewöhnlichen Bestandtheilen eines Collegii gibt es noch zufällige, die nur bei dieser oder jener Art der Collegien, in diesem oder jenem Staate angetroffen werden. Dahin gehört die Absonderung der Mitglieder in Departements, und Senate. (S. §. 542). Auch gibt es bei mehreren Behörden außerordentliche Beisitzer (Assessoren) mit und ohne Stimme, Auditoren, Auscultatoren, Referendarien, endlich auch besondere Taxatoren, Calculaturen, Kassen-Bediente, Executoren ꝛc. ꝛc.

§. 534. In Ansehung des Ranges sind die Collegia höhere, sub- und coordinirte. Sie unterscheiden sich von einander theils durch ihr Personale, theils und besonders durch ihre Bestimmung und den Hauptgegenstand ihres Geschäfts.

Drittes Kapitel.

Von den einzelnen Personen, welche bei den Collegien angestellt sind, und deren Geschäften insbesondere.

Dirigirende.

§. 535. Vom Präsidenten und Director. Mit diesen Titeln belegt man das Haupt oder den Chef eines Collegii, weil er darin den Vorsitz führt, und die Geschäfte leitet. Ist ein solcher Chef einer ganzen Provinz vorgesetzt, so heißt er Ober-Präsident, und sein Stellvertreter Vice-Präsident. Die Kanzelleisitte unterscheidet übrigens noch zwischen Präsident und Präses. Letzteres ist weniger und wird hauptsächlich von einem Rath gebraucht, der den Vorsitz und das Directorium bei einer Deputation erhält.

§. 536. In den Sitzungen des Collegii hat der Präsident die erste Stelle, und es ist für ihn gewöhnlich ein ausgezeichneter Sessel bestimmt, der während seiner Abwesenheit von keinem andern Mitgliede besetzt wird.

§. 537. Die Verrichtungen desselben sind entweder allgemeine oder besondere. — Allgemeine sind solche, welche auf das ganze Collegium und die Aufrechthaltung desselben Bezug haben; besondere, welche die vorschriftsmäßige Verhandlung der einzelnen Geschäfte des Collegiums betreffen.

§. 538. Zu den allgemeinen Verrichtungen des Chefs gehören:

1) die Aufsicht über die Räthe und Subalternen und die mit dem Collegium verbundenen Anstalten. Niemand darf daher ohne seine Erlaubniß oder sein Vorwissen die Sitzung versäumen oder verreisen. Auch visitirt er die dem Collegium untergeordneten Kassen;

2) er kann, wo er es nöthig findet, außerordentliche Sitzungen ansagen lassen;

3) er macht die Generalien und andere, das ganze Collegium betreffende Verordnungen bekannt, und hat überhaupt den Vortrag in Gegenständen, die auf das Ganze Beziehung haben;

4) er schlichtet die etwa unter den Mitgliedern über Dienstsachen entstehenden Streitigkeiten, und sucht möglichst Einigkeit unter ihnen zu erhalten;

5) er ist Sprecher des Collegiums bei öffentlichen Feierlichkeiten, und Vertheidiger der Rechte desselben;

6) ihm gebührt die Oberaufsicht und Verfügung über die Schreibmaterialien und andere ökonomische Gegenstände des Collegiums;

7) bei Erledigung einer Stelle thut er mit oder ohne Zuziehung der Räthe, Vorschläge zu deren Wiederbesetzung, wählt die Subalternen, besorgt die Einführung und Beeidigung neuer Mitglieder u. s. w.;

8) er verfertigt die Conduiten-Listen und berichtet deshalb an die höhere Behörde zur Belohnung oder Bestrafung.

§. 539. Die besondern Pflichten des Chefs sind:

1) die Vertheilung der einkommenden Sachen unter die Räthe, wobei er so viel als möglich dahin zu sehen hat, daß keiner unverhältnißmäßig mit Arbeiten belästiget werde, daß jeder diejenigen Sachen zugetheilt erhalte, welche zu seinem Fache (Departement) gehören, oder seinen Kräften am angemessensten sind. Es werden daher der Regel nach alle einlaufenden Schriften an den Chef gerichtet, von ihm erbrochen und mit dem Präsentato des Eingangs versehen, d. h. mit der kurzen Anzeige des Tages, Monats und Jahres, auch zuweilen

des Orts und zwar gewöhnlich oben auf der ersten Seite der Schrift;

2) er dirigirt die in den Sitzungen zu haltenden Vorträge, sammelt die Stimmen der Räthe (hält Umfrage), hat, wenn Paria vorhanden sind, eine entscheidende Stimme (votum decisivum), und verfügt die Ausfertigung des Beschlusses;

3) ihm kommt die Unterschrift der in der Kanzellei besorgten Ausfertigungen (mandum) zu;

4) er hat, der Regel nach, die Siegel des Collegiums in Verwahrung, welche nur unter seiner Aufsicht zur Vollziehung der Ausfertigungen gebraucht werden dürfen;

5) ferner sorgt er für die Beschleunigung des Geschäftsganges überhaupt und leitet die nöthige Correspondenz mit andern Collegien oder Privatpersonen;

6) die zu den Präsidial-Geschäften gehörigen Papiere werden in der Privat-Registratur des Chefs aufbewahrt und gehörig in Ordnung gehalten.

Votirende.

§. 540. Von den Räthen. Die Räthe führen nach Beschaffenheit des Collegiums, bei dem sie angestellt sind, verschiedene Titel, z. B. Geheimräthe, Hof- Kriegs- Kammer- Justiz- Bau- Kirchen- Consistorial- Finanz- Schul- Commissions- Polizeiräthe u. s. w. Alle diese sind wieder entweder wirkliche oder bloße Titularräthe. Hat ein Collegium mehrere Unter-Collegien unter seiner Aufsicht, so wird dem Titel noch die Bestimmung Ober beigesetzt z. B. Oberbaurath; ja es können in demselben Collegium einige Räthe noch besondere Auszeichnungen vor den übrigen dadurch genießen,

daß ihnen das Prädicat geheim gegeben wird, als: Geheim-Ober-Bauräthe.

§. 541. Die Räthe eines Collegiums haben, der Regel nach, gleichen Rang, sind sich nicht untergeordnet und folgen auf einander nach dem Dienstalter (ancienneté). Räthe verschiedener Collegien haben gegen einander den Rang des Collegiums; ist dieser gleich, so geht es gleichfalls nach dem Dienstalter. Der jüngste wirkliche Rath eines Staats geht allen Titular-Räthen, die gleichen oder einen ähnlichen Titel führen, vor.

§. 542. Da nicht alle Geschäfte vor dem gesammten Collegium und durch dasselbe verhandelt werden können, so sind sowohl unter den Räthen als bei den Arbeiten der Subalternen gewisse Unterabtheilungen und Fächer üblich, welche einem oder mehreren Räthen und Secretarien besonders zur Bearbeitung angewiesen sind. Dahin gehören:

1) die Departements, und zwar a) die Local-Departements, wenn einem oder mehreren Räthen der Vortrag der zum Ressort des Collegiums gehörigen Geschäfte eines gewissen Landes-Distrikts, z. B. eines Amtes oder Domainen-Gutes besonders aufgetragen ist; und b) die Real-Departements, da ganze Klassen von Geschäften einer gewissen Art, einem oder mehreren Räthen zur Besorgung übergeben sind, z. B. Schul-, Forst-, Jagd-, Criminal-, Concurs-Sachen ꝛc. ꝛc. Dies ist besonders bei Regierungs-, Finanz- und Kriegs-Collegien üblich;

2) die Eintheilung in Senate und beständige Deputationen, (welches vorzüglich bei Justiz-Collegien der Fall ist) zur Instruction der Prozesse,

zur Bildung einer besondern Instanz, zur Absonderung der Civil- und Criminalsachen;

3) die Commissionen, a) zu Zeugen-Verhören, Versuchen der Güte ꝛc., b) zu Besichtigungen, Untersuchungen an Ort und Stelle.

§. 543. Die Collegial-Arbeiten der Räthe sind: das Referiren, Votiren, das Conclusum, das Decretiren, Revidiren, Signiren, Unterschreiben.

§. 544. 1) Vom Referiren. Viele, sowohl processualische als andere Geschäfte erfodern zu ihrer Vorbereitung mehrere schriftliche Aufsätze, Actenstücke (exhibita) genannt. Dahin gehören z. B. die darüber eingeholten Berichte, Gutachten der Untercollegien und Beamten, die Correspondenz mit auswärtigen oder coordinirten Collegien, Instructionen und Rescripte der höhern Behörden, über ähnliche Gegenstände schon zuvor verhandelte Acten (ante acta), nebst mancherlei Beilagen, Urkunden u. dergl.; in Prozeßsachen besonders die Gerichtsprotokolle, nebst dem schriftlichen Verfahren der Partheien, den Decreten u. s. w., welche oft zu großen Actenbunden (Fascikeln, volumina) anwachsen. Da nun viele Zeit verloren gehen würde, wenn alle Mitglieder des Collegii diese Acten ganz durchlesen sollten, um darüber einen gemeinschaftlichen Beschluß zu fassen: so wird ein Rath zum Referenten bestellt, welchem in wichtigen Sachen, oder nach der Verfassung mancher Collegien in bestimmten Fällen, noch ein Rath zugegeben wird, um die Controlle zu führen. Ein solcher heißt Correferent. Beide durchlesen nun, doch Jeder für sich, zu Hause die Acten und fertigen daraus zweckmäßige Auszüge (Extracte) an, nebst einer möglichst deutlichen, gedrungenen Geschichtserzählung oder Darstellung des Falles, und der Hauptpunkts, worauf es dabei ankommt, und welche col-

legialisch beschlossen und entschieden werden sollen. Hierauf wenden sie die dahin gehörigen Gesetze und Verordnungen an, oder setzen die dabei eintretenden Umstände auseinander, ziehen daraus einen Schluß, was sie für Recht oder rathsam bei der Sache halten (Gutachten), und begleiten solchen mit gegen einander abgewogenen Gründen dawider und dafür (rationes dubitandi et decidendi.) Dies zusammen genommen heißt Relation.

§. 545. Die auf solche Art abgefaßte Relation trägt zuerst der Referent in den Sitzungen des Collegii vor, und zwar liest er die ganze Relation ab, oder er gibt die Sache in einem freien Vortrage kurz und getreu, liest die nöthigen Beweisstellen und Urkunden aus den Acten selbst, citirt die darauf Anwendung findenden Gesetze und fügt seine Meinung, mit den nöthigen Gründen unterstützt, bei.

§. 546. Hierauf folgt der etwa zugegebene Correferent. Dieser wiederholt das Factum nicht, sondern ergänzt nur die Lücken, wenn etwa der Referent einen factischen Umstand von Wichtigkeit weggelassen, oder auf Kosten der Deutlichkeit nicht hinlänglich auseinander gesetzt hätte. Dann bemerkt er auch die Gründe, warum er der Meinung des Referenten entweder beitreten, oder von ihr ganz oder zum Theil abweichen müsse. Im Beitretungs-Falle faßt er sich kürzer, im Abweichungs-Falle hingegen muß er sich umständlicher über die Gründe verbreiten, welche ihn bewegen, von dem Votum des Referenten abzugehen.

§. 547. In einer und derselben Sitzung werden gewöhnlich mehrere Relationen, entweder von einem und demselben Rath oder von mehreren vorgetragen; dabei ist nun in den Dicasterien eine gewisse Ordnung eingeführt, die mit dem Namen Turnus belegt wird. Die-

ser Turnus ist entweder ein persönlicher oder Sachen-Turnus.

§. 548. Der persönliche Turnus ist die Ordnung, da die Räthe ohne Rücksicht auf die Sache, welche sie vorgetragen haben, nach dem Dienstalter, oder nach der Reihe, wie sie sitzen, zum Referiren kommen. Hier kann nun ein Rath, der mehrere Relationen hat, dieselben alle vortragen, oder nur eine, und muß dann mit den übrigen so lange warten, bis der Turnus in einer folgenden Sitzung wieder an ihn kommt. Dies ist bei den vielen Collegien in Deutschland sehr verschieden.

§. 549. Bei dem Sachen-Turnus wird nicht auf die Ordnung der Referenten, sondern auf die Gegenstände der Vorträge Rücksicht genommen, indem nicht nur gewisse Sachen wegen besonderer Umstände eine schleunigere Entscheidung und Abfertigung nothwendig machen, sondern auch ganze Klassen von Gegenständen, z. B. in peinlichen Fällen, in Armen- und den Fiscus betreffenden Sachen, den Vorzug behaupten.

§. 550. 2) Vom Votiren. Nach Beendigung der Re- oder Correlation werden die Räthe von dem Präsidenten zur Stimmenablegung aufgefodert. Die Ordnung, in der dies geschieht, ist entweder durch Gesetze und Herkommen bestimmt, oder hängt von der Willkür des Chefs ab, welcher zum Stimmen auffrüft. In einigen Collegien wird von oben herunter, in anderen von unten herauf, also vom jüngsten Rath an, votirt. Der Präsident selbst pflegt seine Stimme zuletzt, und nur da abzugeben, wo sie entscheidend sein soll (votum decisivum).

Anm. In Sachen, welche einen von den stimmenden Räthen selbst oder dessen nahe Verwandten betreffen, darf derselbe nicht mit stimmen, sondern muß nach Befinden so lange, als darüber gerathschlagt wird, abtreten.

§. 551. 3) Vom Conclusum (Beschluß). Gemeiniglich wird in den Sitzungen eines Collegiums von einem Secretair oder Rath ein sogenanntes Sitzungs-Protokoll geführt, worin alles, was vorgeht, bemerkt wird. Sachen, worüber es gar nicht zur Umfrage kommt, z. B. Bekanntmachung von Verordnungen, werden bloß ihrer Rubrik nach, nebst der darauf gefaßten Resolution, z. B. ad acta, oder: solle unterthänigst befolgt werden, darin aufgeführt. Sind bei Relationen die Räthe ohne Umfrage mit dem Referenten einstimmig, so wird auch dieses kurz bemerkt; sollen aber die Meinungen über die Sache verschieden aus, und muß also Umfrage gehalten werden, so wird protocollirt, wie viel Stimmen für und wider gewesen sind. Nach dem Ausfalle der Stimmen entwirft der Präsident das Conclusum oder den Schluß des Collegii, welcher entweder von ihm oder dem Referenten zu Protokolle gegeben wird. Dieses Conclusum ist der Regel nach für alle Mitglieder des Collegii, auch für die dissentirenden, verbindlich; aber bloß die Einstimmenden sind, im Fall dem Collegium gerechte Vorwürfe wegen des Conclusi gemacht werden sollten, verantwortlich, daher auch ein Rath, der in einer wichtigen Sache überstimmt wird, verlangen kann, daß sein abweichendes Votum schriftlich zu den Acten genommen werde.

§. 552. 4) Vom Decretiren. Das Referiren tritt nur bei wichtigen Sachen ein, worin schon mehrere Acten verhandelt sind, und ein entscheidender Beschluß abgefaßt werden soll. Einzelne Schriften aber, als Supplicken, Berichte ꝛc. werden ganz kurz von dem dazu bestellten Rath, der den Namen eines Decernenten führt, vorgetragen, und das darauf abzufassende Decret (der Bescheid) in Vorschlag gebracht. Sind die mehrsten Mitglieder damit einig, so wird entweder noch wäh-

rend der Sitzung oder nach derselben, vom Decernenten das Decret ganz kurz, bald auf die Rückseite der eingereichten Schriften, bald auf ein besonderes Blatt geschrieben. Dies geschieht meistentheils in gewissen einmal hergebrachten Lateinischen Kunstausdrücken und Formeln z. B. communicetur ad excipiendum, oder rescribatur, oder stat citatio, oder abgeschlagen u. s. w. mit Hinzufügung des Datums. Auch werden wohl die Gründe möglichst kurz beigefügt. Alsdann wird das Decret von den Räthen unterschrieben, und entweder dem Supplicanten ꝛc. sofort zugestellt, oder, nach Beschaffenheit der Sache, zur weitern Bearbeitung und Ausfertigung an den dazu bestimmten Secretair abgegeben.

§. 553. b) Vom Revidiren, Signiren, Unterschreiben. a) Die Revision der Concepte besteht darin, daß der Präsident und die Räthe nachsehen, ob das vom Secretair ausgefertigte Concept wirklich dem Beschlusse gemäß, und in Ansehung der innern und äußern Form nichts zu erinnern sei; b) das Signiren besteht in der Unterzeichnung der Anfangsbuchstaben oder des Namenszuges, und geschieht zur Beglaubigung des Conceptes und der Bezeugung der Zufriedenheit des Collegii mit dem Inhalte desselben, daher die Kanzellisten solches auch nicht eher ins Reine schreiben dürfen, als bis es signirt ist; c) endlich werden die ins Reine geschriebenen Aufsätze vom Chef allein oder von einigen Räthen, unterschrieben, zuweilen auch bloß mit dem Collegial-Siegel bedruckt.

Anm. Bei manchen Collegien gibt es auch noch Assessoren, (Beisitzer), welche mit den Räthen zum Theil gleiche Geschäfte aber nicht gleiche Rechte haben.

Subalternen.

§. 554. Alle übrige Personen, die nicht zu den

Chefs und Räthen gehören, werden im Kanzelleistyle Subalternen genannt. Sie haben es vorzüglich mit der gesetzlichen Form und dem Mechanischen der Geschäfte zu thun; ihr Dienst erfodert daher hauptsächlich gutes Gedächtniß, Ordnungsliebe, Pünktlichkeit und Routine. Dabei müssen sie sich genau nach den Vorschriften der Kanzellei-Ordnungen, und nach den Aufträgen des Präsidenten und der Räthe richten. Sie erhalten gewöhnlich besondere Reglements, werden meist vom Chef des Collegiums, mit oder ohne Zuziehung der Räthe gewählt, vor ihrer Aufnahme zweckmäßig geprüft und vom Präsidenten in Pflicht genommen.

§. 555. Bei den größern und höhern Collegien theilen sich die Subalternen in drei Klassen, von denen jede ihren eigenen Vorsteher zu haben pflegt, nämlich 1) in die Expedition oder Kanzellei, 2) in die Registratur, und 3) in das Taxamt oder die Sportelkasse. Jede dieser Klassen hat auch ihre eigenen Arbeitszimmer im Collegienhause, welche wieder in besondere Verschläge oder Cabinette abgetheilt sind. In kleinern und niedern Collegien pflegen alle drei Klassen unter dem Ausdrucke Kanzellei begriffen zu sein und von den Kanzelleipersonen zugleich mit besorgt zu werden.

§. 556. I. Von der Expedition. Zur Expedition gehören theils die Secretaire, theils die Kanzellisten. Gewöhnlich führt der älteste Secretair unter dem Titel eines Directors, Expeditions-Rathes ꝛc. die Unteraufsicht über das Kanzellei-Personale und dessen Geschäfte.

§. 557. Die Secretaire, die auch den Namen der Expedienten führen, weil sie die Beschlüsse des Collegii in die nöthige Geschäftsform bringen, unterscheiden sich durch den Namen der Collegien, bei denen sie stehen, z. B. Consistorial- Kammer- Kreis- Kanzellei-

Stadt-Secretaire ꝛc., worunter wieder einige durch den Beisatz Geheimer ausgezeichnet sind.

§. 558. Die gewöhnlichen Verrichtungen der Secretaire sind:

1) die Protokolle in den Sitzungen des Collegiums zu führen, wobei sie die Rubrik der Sache, die von dem Referenten in Vortrag gebracht ist, und das Resultat der Deliberation oder das Concluſum in gedrängter Kürze dem Wesentlichen nach verzeichnen;
2) die Beschlüsse (Decrete) zu expediren, und die Concepte durch die Kanzellisten ins Reine schreiben zu lassen;
3) bei wichtigen und geheimen Sachen auch wohl selbst Kanzellistenstelle zu vertreten;
4) zuweilen die Correspondenz des Collegiums (wozu bei mehreren Collegien Kenntniß der Latein. und Französischen Sprache nöthig ist) zu führen.

Anm. Oft ist ein Secretair besonders zur Führung des Protokolls bei den Sitzungen, oder zum Beistande der auf Commission gesandten Räthe, oder zum Revidiren der Rechnungen angestellt; daher die Benennungen: Protokollist, Commissions-Secretair, Revisor, Calculator.

§. 559. Die Kanzellisten sind bestimmt, dasjenige, was ihnen vom Chef oder von den Räthen und Secretairen aufgetragen, oder vom Kanzellei-Vorsteher unter sie vertheilt wird, dem Kanzellei-Gebrauch gemäß ins Reine zu schreiben, und dabei sowohl die äußern nothwendigen Eigenschaften des Kanzelleistyls als auch die zufällige Form desselben, welche in den Concepten mit den üblichen Abkürzungen bemerkt zu werden pflegt, zu beobachten. Auch haben sie oft eine oder die andere Kasse für das Collegium zu verwalten, und darüber Rechnung zu führen. Man fodert von ihnen vorzüglich

eine schöne, und in den Schriftzügen der Kanzellisten eines Collegiums gleichförmige Deutsche und Lateinische Kanzleihand, einstimmige Rechtschreibung und Kenntniß des Titulaturbuchs.

Anm. 1. Bei mehrern Collegien ist ein sogenanntes Titulaturbuch, aus denen die Kanzellisten bei den Concepten die Titulaturen und Courtoisien ergänzen, und in welches sie alle neuere Vorfälle und Veränderungen eintragen, wofern dieses Geschäft nicht den Secretairen besonders überlassen ist.

Anm. 2. Bei mehrern Collegien sind den Kanzellisten noch Copisten zu Hülfe gegeben.

§. 560. Um die Geschäfte der Kanzleipersonen nach ihrem ganzen Umfange genau kennen zu lernen, ist es nöthig, bei jedem einzelnen zu verweilen:

1) Das Protokolliren. Bei allen Sitzungen eines Collegiums werden die in denselben verhandelten Geschäfte von einer besonders dazu bestellten und beeidigten Person, der Wahrheit und den gesetzlichen Verordnungen gemäß, zur künftigen Wissenschaft verzeichnet d. h. protokollirt. Protokoll ist die solchergestalt verfaßte Erzählung der collegialischen Verhandlungen. Das Protokolliren geschieht gewöhnlich auf der zur rechten Hand des Schreibenden befindlichen Seite eines ganzen, der Länge nach gebrochenen Bogens, so, daß merkwürdige Punkte nach der linken Seite hin ausgerückt, andere eingerückt, und Beilagen, Zahlen u. dergl. auf der leer bleibenden Hälfte kürzlich bemerkt werden. (Die innere Einrichtung der Protokolle ist bereits §. 466. u. flg. abgehandelt worden.)

§. 561. Es werden entweder alle in einer Sitzung vorkommende Sachen ohne Unterschied, in denselben Protokolle verzeichnet, oder, nach Verschiedenheit der Gegenstände mehrere besondere Protokolle verfaßt. Im ersten

des Orts und zwar gewöhnlich oben auf der ersten Seite der Schrift;

2) er dirigirt die in den Sitzungen zu haltenden Vorträge, sammelt die Stimmen der Räthe (hält Umfrage), hat, wenn Paria vorhanden sind, eine entscheidende Stimme (votum decisivum), und verfügt die Ausfertigung des Beschlusses;

3) ihm kommt die Unterschrift der in der Kanzellei besorgten Ausfertigungen (mandum) zu;

4) er hat, der Regel nach, die Siegel des Collegiums in Verwahrung, welche nur unter seiner Aufsicht zur Vollziehung der Ausfertigungen gebraucht werden dürfen;

5) ferner sorgt er für die Beschleunigung des Geschäftsganges überhaupt und leitet die nöthige Correspondenz mit andern Collegien oder Privatpersonen;

6) die zu den Präsidial-Geschäften gehörigen Papiere werden in der Privat-Registratur des Chefs aufbewahrt und gehörig in Ordnung gehalten.

Votirende.

§. 549. Von den Räthen. Die Räthe führen nach Beschaffenheit des Collegiums, bei dem sie angestellt sind, verschiedene Titel, z. B. Geheimräthe, Hof-, Kriegs-, Kammer-, Justiz-, Bau-, Kirchen-, Consistorial-, Finanz-, Schul-, Commissions-, Polizeiräthe u. s. w. Alle diese sind wieder entweder wirkliche oder bloße Titular-Räthe. Hat ein Collegium mehrere Unter-Collegien unter seiner Aufsicht, so wird dem Titel noch die Bestimmung Ober beigesetzt z. B. Oberbaurath; ja es können in demselben Collegium einige Räthe noch besondere Auszeichnungen vor den übrigen dadurch genießen,

daß ihnen das Prädicat geheim gegeben wird, als: Geheim-Ober-Bauräthe.

§. 541. Die Räthe eines Collegiums haben, der Regel nach, gleichen Rang, sind sich nicht untergeordnet und folgen auf einander nach dem Dienstalter (ancienneté). Räthe verschiedener Collegien haben gegen einander den Rang des Collegiums; ist dieser gleich, so geht es gleichfalls nach dem Dienstalter. Der jüngste wirkliche Rath eines Staats geht allen Titular-Räthen, die gleichen oder einen ähnlichen Titel führen, vor.

§. 542. Da nicht alle Geschäfte vor dem gesammten Collegium und durch dasselbe verhandelt werden können, so sind sowohl unter den Räthen als bei den Arbeiten der Subalternen gewisse Unterabtheilungen und Fächer üblich, welche einem oder mehreren Räthen und Secretarien besonders zur Bearbeitung angewiesen sind. Dahin gehören:

1) die Departements, und zwar a) die Local-Departements, wenn einem oder mehreren Räthen der Vortrag der zum Ressort des Collegiums gehörigen Geschäfte eines gewissen Landes-Distrikts, z. B. eines Amtes oder Domainen-Gutes besonders aufgetragen ist; und b) die Real-Departements, da ganze Klassen von Geschäften einer gewissen Art, einem oder mehreren Räthen zur Besorgung übergeben sind, z. B. Schul-, Forst-, Jagd-, Criminal-, Concurs-Sachen ꝛc. ꝛc. Dies ist besonders bei Regierungs-, Finanz- und Kriegs-Collegien üblich;

2) die Eintheilung in Senate und beständige Deputationen, (welches vorzüglich bei Justiz-Collegien der Fall ist) zur Instruction der Prozesse,

zur Bildung einer besondern Instanz, zur Absonderung der Civil- und Criminalsachen;

3) die Commissionen, a) zu Zeugen-Verhören, Versuchen der Güte ꝛc., b) zu Besichtigungen, Untersuchungen an Ort und Stelle.

§. 543. Die Collegial-Arbeiten der Räthe sind: das Referiren, Votiren, das Conclusum, das Decretiren, Revidiren, Signiren, Unterschreiben.

§. 544. 1) Vom Referiren. Viele, sowohl processualische als andere Geschäfte erfodern zu ihrer Vorbereitung mehrere schriftliche Aufsätze, Actenstücke (exhibita) genannt. Dahin gehören z. B. die darüber eingeholten Berichte, Gutachten der Untercollegien und Beamten, die Correspondenz mit auswärtigen oder coordinirten Collegien, Instructionen und Rescripte der höhern Behörden, über ähnliche Gegenstände schon zuvor verhandelte Acten (ante acta), nebst mancherlei Beilagen, Urkunden u. dergl.; in Prozeßsachen besonders die Gerichtsprotokolle, nebst dem schriftlichen Verfahren der Partheien, den Decreten u. s. w., welche oft zu großen Actenbunden (Fascikeln, volumina) anwachsen. Da nun viele Zeit verloren gehen würde, wenn alle Mitglieder des Collegii diese Acten ganz durchlesen sollten, um darüber einen gemeinschaftlichen Beschluß zu fassen: so wird ein Rath zum Referenten bestellt, welchem in wichtigen Sachen, oder nach der Verfassung mancher Collegien in bestimmten Fällen, noch ein Rath zugegeben wird, um die Controlle zu führen. Ein solcher heißt Correferent. Beide durchlesen nun, doch Jeder für sich, zu Hause die Acten und fertigen daraus zweckmäßige Auszüge (Extracte) an, nebst einer möglichst deutlichen, gedrungenen Geschichtserzählung oder Darstellung des Falles, und der Hauptpunkte, worauf es dabei ankommt, und welche col-

legialisch beschlossen und entschieden werden sollen. Hierauf wenden sie die dahin gehörigen Gesetze und Verordnungen an, oder setzen die dabei eintretenden Umstände auseinander, ziehen daraus einen Schluß, was sie für Recht oder rathsam bei der Sache halten (Gutachten), und begleiten solchen mit gegen einander abgewogenen Gründen dawider und dafür (rationes dubitandi et decidendi.) Dies zusammen genommen heißt Relation.

§. 545. Die auf solche Art abgefaßte Relation trägt zuerst der Referent in den Sitzungen des Collegii vor, und zwar liest er die ganze Relation ab, oder er gibt die Sache in einem freien Vortrage kurz und getreu, liest die nöthigen Beweisstellen und Urkunden aus den Acten selbst, citirt die darauf Anwendung findenden Gesetze und fügt seine Meinung, mit den nöthigen Gründen unterstützt, bei.

§. 546. Hierauf folgt der etwa zugegebene Correferent. Dieser wiederholt das Factum nicht, sondern ergänzt nur die Lücken, wenn etwa der Referent einen factischen Umstand von Wichtigkeit weggelassen, oder auf Kosten der Deutlichkeit nicht hinlänglich auseinander gesetzt hätte. Dann bemerkt er auch die Gründe, warum er der Meinung des Referenten entweder beitreten, oder von ihr ganz oder zum Theil abweichen müsse. Im Beitretungs-Falle faßt er sich kürzer, im Abweichungs-Falle hingegen muß er sich umständlicher über die Gründe verbreiten, welche ihn bewegen, von dem Votum des Referenten abzugehen.

§. 547. In einer und derselben Sitzung werden gewöhnlich mehrere Relationen, entweder von einem und demselben Rath oder von mehreren vorgetragen; dabei ist nun in den Dicasterien eine gewisse Ordnung eingeführt, die mit dem Namen Turnus belegt wird. Die-

ser Turnus ist entweder ein persönlicher oder Sachen-Turnus.

§. 548. Der persönliche Turnus ist die Ordnung, da die Räthe ohne Rücksicht auf die Sache, welche sie vorgetragen haben, nach dem Dienstalter, oder nach der Reihe, wie sie sitzen, zum Referiren kommen. Hier kann nun ein Rath, der mehrere Relationen hat, dieselben alle vortragen, oder nur eine, und muß dann mit den übrigen so lange warten, bis der Turnus in einer folgenden Sitzung wieder an ihn kommt. Dies ist bei den vielen Collegien in Deutschland sehr verschieden.

§. 549. Bei dem Sachen-Turnus wird nicht auf die Ordnung der Referenten, sondern auf die Gegenstände der Vorträge Rücksicht genommen, indem nicht nur gewisse Sachen wegen besonderer Umstände eine schleunigere Entscheidung und Abfertigung nothwendig machen, sondern auch ganze Klassen von Gegenständen, z. B. in peinlichen Fällen, in Armen- und den Fiscus betreffenden Sachen, den Vorzug behaupten.

§. 550. 2) Vom Votiren. Nach Beendigung der Re- oder Correlation werden die Räthe von dem Präsidenten zur Stimmenablegung aufgefodert. Die Ordnung, in der dies geschieht, ist entweder durch Gesetze und Herkommen bestimmt, oder hängt von der Willkür des Chefs ab, welcher zum Stimmen auffrükt. In einigen Collegien wird von oben herunter, in anderen von unten herauf, also vom jüngsten Rath an, votirt. Der Präsident selbst pflegt seine Stimme zuletzt, und nur da abzugeben, wo sie entscheidend sein soll (votum decisivum).

Anm. In Sachen, welche einen von den stimmenden Räthen selbst oder dessen nahe Verwandten betreffen, darf derselbe nicht mit stimmen, sondern muß nach Befinden so lange, als darüber gerathschlagt wird, abtreten.

§. 551. 3) Vom Conclusum (Beschluß). Gemeiniglich wird in den Sitzungen eines Collegiums von einem Secretair oder Rath ein sogenanntes Sitzungs-Protokoll geführt, worin alles, was vorgeht, bemerkt wird. Sachen, worüber es gar nicht zur Umfrage kommt, z. B. Bekanntmachung von Verordnungen, werden bloß ihrer Rubrik nach, nebst der darauf gefaßten Resolution, z. B. ad acta, oder: solle unterthänigst befolgt werden, darin aufgeführt. Sind bei Relationen die Räthe ohne Umfrage mit dem Referenten einstimmig, so wird auch dieses kurz bemerkt; fallen aber die Meinungen über die Sache verschieden aus, und muß also Umfrage gehalten werden, so wird protocolliert, wie viel Stimmen für und wider gewesen sind. Nach dem Ausfalle der Stimmen entwirft der Präsident das Conclusum oder den Schluß des Collegii, welches entweder von ihm oder dem Referenten zu Protokolle gegeben wird. Dieses Conclusum ist der Regel nach für alle Mitglieder des Collegii, auch für die dissentirenden, verbindlich; aber bloß die Einstimmenden sind, im Fall dem Collegium gerechte Vorwürfe wegen des Conclusi gemacht werden sollten, verantwortlich, daher auch ein Rath, der in einer wichtigen Sache überstimmt wird, verlangen kann, daß sein abweichendes Votum schriftlich zu den Acten genommen werde.

§. 552. 4) Vom Decretiren. Das Referiren tritt nur bei wichtigen Sachen ein, worin schon mehrere Acten verhandelt sind, und ein entscheidender Beschluß abgefaßt werden soll. Einzelne Schriften aber, als Supplicken, Berichte ꝛc. werden ganz kurz von dem dazu bestellten Rath, der den Namen eines Decernenten führt, vorgetragen, und das darauf abzufassende Decret (der Bescheid) in Vorschlag gebracht. Sind die mehrsten Mitglieder damit einig, so wird entweder noch wäh-

acta auf, und schickt solche nebst dem neuen Actenstücke dem Referenten zu; enthält aber die Schrift einen neuen Gegenstand, so wird sie dem Präsidenten zur Ernennung eines Decernenten zugestellt. Um nun zu wissen, was für Acten und an wen solche jeden Tag abgeschickt sind, fertiget der Registrator Repertorien und Tagezettel (auch Vortrags-Journal genannt), an, worauf der Tag des Eingangs bemerkt ist, und die dann in jeder Sitzung dem Chef vorgelegt werden.

§. 580. Jede neue Sache fodert ein neues Actenstück, welches der Registratur, sobald auf die erste Eingabe (Exhibitum) verfügt ist, und solche aus der Kanzellai in die Registratur zurückkommt, anzulegen hat. Um solches von andern gleichnamigen Sachen zu unterscheiden, wird auf dem Umschlagbogen (Actendeckel, Actenfaszikel) der Inhalt genau angegeben; dies heißt rubriciren. In allen Civilprocess-Sachen ist der Name der klagenden Partei der Hauptname, nach dessen Anfangsbuchstaben auch die Acten gezeichnet und in's Repertorium eingetragen werden, z. B. in Sachen N. contra N.; in Untergerichts-Sachen aber, welche zum Spruch in Appellatorio beim Obergericht eingehen, stellt man den Namen des Appellanten, mag er Kläger oder Verklagter sein, vorne.

§. 581. Zu jeder vollständigen Actenrubrik gehört:

1) Charakter, Vor- und Zuname und Wohnort der bei der Sache interessirten Theile;
2) Gegenstand der Sache;
3) Tag, wenn die Sache bei dem Gericht eingegangen;
4) Name des Decernenten, Deputirten und der Mandatarien (Anwalte);
5) Kassenzeichen für die Kosten;
6) Actenzeichen (Signatur).

Unten wird ein aus zusammen gelegtem Papier bestehender zwei Zoll breiter Zettel auf die Rückseite des Actendeckels beigefügt, welcher das Etiket (Actenzettel) heißt, und worauf das Actenrubrum nebst dem Actenzeichen wiederholt wird.

§. 582. Jedes Actenstück wird geheftet und zur Festhaltung der einzelnen Piecen mit einem Actenrücken, (Actensattel) versehen; foliirt (numerirt) d. h. auf jeder ersten Blattseite oben rechts wird eine Nummer nach der Folgeordnung angebracht, damit beim Allegiren die Seite bezeichnet werden kann; inrotulirt, d. h. mit einem Inhaltsverzeichniß (Rotulus) versehen, welches dem Actenstück vorgeheftet wird.

§. 583. III. Vom Taxamte und den Sportelkassen. — Es ist natürlich, daß diejenigen Personen, deren Geschäfte von den Collegien besorgt werden, auch die Ausgaben und Unkosten tragen. Dies geschieht dadurch, daß sie gewisse Gebühren entrichten, die entweder einen Theil der Besoldung für die Staatsbeamten, oder auch, wie das Stempelgeld, eine Art öffentlicher Auflage ausmachen, und mit dem Namen Sporteln und Taxen belegt werden.

§. 584. Das Wort Taxe bedeutet im weitern Sinne den, nach vorher gegangener Schätzung, gesetzlich oder obrigkeitlich bestimmten Werth oder Preis einer Sache. Hier verstehen wir darunter die gesetzlich bestimmten Gebühren, welche ein Collegium oder ein Staatsbeamter für seine Bemühung, oder auch in gewissen Fällen als Staatsauflage von denen, für welche ein Geschäft besorgt worden, zu fodern angewiesen und berechtigt ist. — Sporteln kommt aus dem Lateinischen sportula, ein Körbchen, worin Geschenke für die Klienten lagen, daher überhaupt ein Geschenk. — Beide Wörter wer-

den häufig gleichbedeutend gebraucht; gewöhnlich aber versteht man unter Sporteln die eigentlichen Amts- und Gerichts-Gebühren, und unter Taxe die Steuern, die in die öffentlichen Staatskassen fließen.

§. 585. Ein Taxator ist derjenige Subaltern, welchem die Bestimmung der für die Ausfertigungen eines Collegiums zu erlegenden Sporteln und Taxen, imgleichen die Erhebung derselben, aufgetragen ist. Bei zahlreichen Collegien sind besondere Taxämter dazu eingesetzt, welche auch die Sportelkassen besorgen und davon Rechnung ablegen.

Anm. Die bei manchen Collegien beeidigten Taxatoren der Grundstücke oder Mobilien müssen damit nicht verwechselt werden.

§. 586. Die Sporteln sind a) eigentliche Gerichtsgebühren, welche in die gemeinschaftliche Sportelkasse eines Collegii fließen, theils, um den nöthigen Aufwand für Schreibmaterialien, Feurung und Licht zu bestreiten, theils nach Verhältniß unter die Mitglieder des Collegii, denen sie als Theil ihrer Besoldung angewiesen sind, vertheilt zu werden; b) Gebühren, die dem einen oder dem andern Mitgliede ausschließlich für seine Bemühung zukommen, z. B. Copialien für die Kanzellisten, Dieten für die Commissarien ꝛc.; c) Erstattung baarer Auslagen des Collegii für Stempelpapier, Porto, Insertionen ꝛc.

Anm. Die der Geistlichkeit zu entrichtenden Sporteln sind unter dem Namen der Stolgebühren (Jura stolae) bekannt.

§. 587. Um eine schädliche Willkür zu verhüten, hat man in jedem wohleingerichteten Staate Sportel-taxen, Taxordnungen, worin die für jede einzelne Ausfertigung oder Verrichtung der Collegien zu entrichtenden

Gebühren oder Sporteln genau bestimmt, auch diejenigen Fälle und Personen angegeben sind, welche die Sportelfreiheit genießen, in deren Angelegenheiten die Collegien von Amtswegen (ex officio) verfahren sollen. Glaubt dennoch ein Interessent übersetzt zu sein, so kann er um Mäßigung oder auch um Niederschlagung der Gebühren nachsuchen.

Anm. In den Preußischen Staaten ist, vorzüglich bei Justiz-Collegien, die Einrichtung getroffen, daß der Kläger, gleich zu Anfange des Prozesses, eine, nach den Umständen eingerichtete, gewisse Geldsumme in die Vorschußkasse zahlen muß, woraus alsdann die vorfallenden baaren Geldauslagen bestritten und berechnet werden, und der am Ende etwa bleibende Ueberschuß zurückgezahlt wird.

§. 588. Die Bestimmung der Sporteln mit genauer Angabe der Posten, wofür und von wem sie bezahlt werden sollen, geschieht entweder vom Concipienten auf dem Concepte, oder das Mundum der Ausfertigung wird dem Taxator abgeliefert, um die Sporteln nach Maßgabe der Taxordnung darauf zu verzeichnen, und solche zugleich in seine Rechnungen und Bücher einzutragen.

Niedere Kanzelleiofficianten.

§. 589. Jedes größere Collegium hat zu allerlei Diensten und Verschickungen mehrere Kanzelleidiener, Pedelle, Thürhüter und Boten (Nuntien), welche letztere gewöhnlich durch eine bestimmte Kleidung sich unterscheiden.

§. 590. Die Kanzelleidiener sorgen für die Sicherheit, äußere Ordnung, Reinlichkeit der Arbeitsstuben, für Erwärmung der Zimmer, Schreibmaterialien ꝛc., halten während der Sitzung die nöthige Ruhe vor den Zimmern, melden die Parteien an, befördern die Acten

in das Expeditions-Zimmer, in die Registratur oder nach der Wohnung des Chefs und der Consipienten ꝛc. ꝛc.

§. 591. Ueber die Kanzelleidiener ist ein Botenmeister gesetzt, der ein tabellarisches Diarium über seine Amtsverrichtungen hält, und alle zu verschickende Ausfertigungen unter die Boten zur richtigen und schleunigen Abgabe vertheilt. — Ein Landes-Justiz-Collegium hat auch noch Executoren und Landreiter zur Vollstreckung seiner Aussprüche.

SEMINARY LIBRARY TAYLOR INSTITUTION OXFORD

Bock, J. H. D., Versuch einer gründlichen Anleitung zum italienischen Buchhalten, oder der kaufmännischen doppelten Rechnungsführung. Mit einer Handlungscorrespondenz versehen, u. s. w. 2 Theile in 3 Bänden. 4. 5 Thlr.

Unter den mancherlei Anleitungen zum Buchhalten dürfte keine sein, die so zweckmäßig abgefaßt wäre als diese, um dem Lehrer dieser Kunst sein Geschäft zu erleichtern, und um jungen Leuten, die sich ohne Lehrer darin üben wollen, als sicherer Wegweiser zu dienen. Lehrsätze und Beispiele sind sehr glücklich bei der Methode vereinigt, die der Verfasser gewählt hat, und deren Eigenthümliches ist, in dem Geschäftsgange einer fingirten Handlung alle Vorfälle herbeizuführen, die Veranlassung geben, Posten in den Büchern zu formiren. Dadurch entstehen von selbst die Muster von allen Büchern, die in einer ordentlich geführten Handlung gebraucht werden, und die als erläuterndes Beispiel dienen, mit welchem die Anleitung Schritt hält. Daß die erzählten Geschäfte auch Gelegenheit geben, alle kaufmännische Rechnungen zu üben, versteht sich von selbst. Das Correspondenz-Buch giebt zugleich eine große Anzahl von Briefen und von Beispielen kaufmännischer Aufsätze aller Art, Contracten u. s. w.; alle Handlungsvorfälle kommen darin vor und werden erläutert, so daß das Buch jedem jungen Kaufmann, der sich bilden will, Gelegenheit giebt, indem er die Buchhaltung erlernt, einen vollständigen Cursus der vorzüglichsten Handlungskenntnisse zu machen.

Gerhardt, J. H., Tafeln zur genauen Kenntniß aller wirklich geprägten Gold- und Silbermünzen, älterer und neuerer Zeit, mit Angabe ihres Gewichts, Gehalts und ihres Werths; für Kaufleute und Münzliebhaber. gr. 8. 1818. 1½ Thlr.

Heussi, Jac., Lehrbuch der Arithmetik für Schulen, Gymnasien und den Selbstunterricht. Enthaltend: eine gründliche und leicht faßliche, den Erfordernissen der neuern Pädagogik angemessene Darstellung des Kopf- und Zifferrechnens, und deren Anwendung auf das bürgerliche Leben und auf besondere Geschäftszweige. 4 Theile. gr. 8. 1832. 1½ Thlr.

Einzeln:

Erster Theil: Die vier Operationen in ganzen, gebrochenen, unbenannten und benannten Zahlen enthaltend ½ Thlr.

Zweiter Theil: Die Anwendungen der vier Operationen enthaltend. $\frac{5}{12}$ Thlr.

Dritter Theil: eine Sammlung arithmetischer Aufgaben enthaltend. $\frac{5}{12}$ Thlr.

Vierter Theil: Die Resultate aller arithmetischen Aufgaben des dritten Theils enthaltend. ½ Thlr.

Vollbeding, J. C., Wörterbuch zur Vermeidung einer unrichtigen Verbindung der Vor- und Zeitwörter mit den verschiedenen Wortformen, insonderheit mit dem Dativ und Accusativ oder mit mir und mich, dir und dich, ihm und ihn, ihr und sie, Ihnen und Sie ꝛc. Fünfte, verbesserte und vermehrte Auflage. 12. 1822. ⅔ Thlr.

Wöhner's, P. G., Handbuch über das Münzen- und Rechnungs-Wesen. Zweite revidirte und ergänzte Auflage. Bearbeitet von J. D. Symanzky. gr. 8. 1824. 2⅔ Thlr.

Heinsius, Th., Encyklopädisches Handwörterbuch für Wissenschaft und Leben, zum Schul- und Hausgebrauch für junge Studirende und Wissenschaftsfreunde. gr. 8. 1828. 1¼ Thlr.

Es giebt eine Menge Wörter, die Begriffe aus dem Gebiete der politischen und Religionsgeschichte, der Mythologie und Alterthumskunde, der Moralphilosophie, der mechanischen und schönen Künste u. s. w. bezeichnen, und in Büchern, Zeitungen, so wie im täglichen Leben häufig vorkommen. Die meisten dieser Ausdrücke sind jedoch allen denen unbekannt, die sich nicht mit den Wissenschaften, aus welchen solche entlehnt sind, haben beschäftigen können. Für diese ist daher lange ein Hand-Wörterbuch ein Bedürfniß gewesen, in dem jene Bezeichnungen kurz und genau erläutert werden, und ein solches hat Herr Professor Dr. Heinsius, bereits durch mehrere Werke rühmlichst bekannt, in obigem Lexicon geliefert. Es umfaßt nahe an zehntausend Artikel, in denen deutlich und frei von jeder unnützen Weitläuftigkeit alle die Ausdrücke erklärt werden, welche, wie der Herr Verf. aus langjährigen Erfahrungen gefunden hat, am häufigsten vorkommen. Ein Urtheil in der Jen. Litteratur-Zeitung 1828 Nr. 233. erklärt es wegen dieser Eigenschaften für eines der besseren neueren Hand-Wörterbücher, das eine Menge in Kürze trefflich gerathener Artikel enthalte; und das Königl. Schul-Collegium in Berlin, welches dieses Werk seiner Aufmerksamkeit würdigte, hat es nicht nur zum Ankauf für die Bibliotheken der Gymnasien und die Lesebibliotheken der Scholaren empfohlen, sondern auch die eigene Anschaffung für erwachsene Schüler nützlich erachtet. Eltern werden daher ihren Söhnen jederzeit ein angenehmes Geschenk damit machen können, wozu auch die sorgfältige äußere Ausstattung, gutes Papier, scharfer nicht zu kleiner Druck, und der wohlfeile Preis (1¼ Thlr. für 354 Seiten größtes Lexikonformat) es eignen.

Anzeige.

In demselben Verlage ist erschienen:

Encyklopädisches Wörterbuch der Landbaukunst für Cameralisten, Architekten, Bauhandwerker und das bautreibende Publikum. Von J. J. Helfft, Landbaumeister. Gr. 4. 1836. Subscriptions-Preis 3⅓ Thl.

Von allen Künsten ist die Baukunst diejenige, welche am meisten in das Leben eingreift, weshalb es für Viele Nothwendigkeit wird, sich mit derselben bekannt zu machen. Dies ist aber durch die große Zahl technischer Ausdrücke der verschiedenen Baugewerke sehr erschwert. Ein Werk, welches bezweckt, diese zu erklären, und damit das Verständniß und den Verkehr des Architekten und des Bauunternehmers mit den verschiedenen Bauhandwerkern, und der Bauhandwerker unter sich, zu erleichtern, muß daher eine erwünschte Erscheinung sein, und ein solches wird in dem obigen Wörterbuche dargeboten.

Allein dasselbe beschränkt sich nicht auf die Erklärung der Kunstausdrücke, sondern es giebt auch alles Dasjenige an, was bei Constructionen, bei Prüfung von Materialien, bei Angaben von Dimensionen u. s. w. zu beobachten, welchen Zweck und welche Verwendung, welche Vorzüge und welche Mängel ganze Bauten und einzelne Theile derselben haben.

Auf solche Weise erstreckt es sich, mit Einschluß des Prachtbau's, über alle beim Landbau vorkommende Arbeiten und Verrichtungen, über Construction, Bautheile, Maschinen, Geräthe und Werkzeuge, über Maaße und Gewichte, über Naturkräfte, welche beim Bauen und bei vollendeten Gebäuden einwirken, und mit Berücksichtigung dieser Punkte über alle Gewerke, welche in einen Bau eingreifen.

Auch dem geübten Architekten dürfte es daher als ein bequemes Hülfsbuch erscheinen, um über Zahl, Maaß und dergl. im Augenblicke des Gebrauchs sicher zu sein; Bauunternehmer und Bauhandwerker aber werden darin schnell eine gedrängte und genügende Belehrung finden, die sie außerdem sich nur durch theure Erfahrung und mühsames Studium kostspieliger Werke verschaffen könnten.

Trieſt, F., Bau-Director, Handbuch zur Berechnung der Baukoſten für ſämmtliche Gegenſtände der Stadt- und Landbaukunſt. Zum Gebrauch der einzelnen Gewerke und der techniſchen Beamten geordnet, in 18 Abtheilungen gr. Quart. Nebſt einem Hefte Abbildungen in Fol. 1826—1834. 20½ Thlr.

Inhalt.

Abth. 1. Die Maurerarbeiten. Mit 1 Kpf. 2te Ausg. 2¼ Thlr.
" 2. Die Arbeiten des Zimmermanns. 2te Ausg., herausgegeben von J. J. Helfft. 2 Thlr.
" 3. Die Arbeiten des Steinmetz. Mit 1 Kupf. 1 Thlr.
" 4. Die Arbeiten des Tiſchlers. ⅛ Thlr.
" 5. Schloſſer, Schmied, Gelbgießer, Drahtflechter. 1¼ Thlr.
" 6. Klempner, Kupferſchmied, Schiefer- und Bleidecker. ⅜ Thlr.
" 7. Glaſer, Töpfer. ⅛ Thlr.
" 8. Dammſetzer, Brunnenmacher, Drechsler, Seiler. 1 Thlr.
" 9. Lehmer und Staker, Strohdecker, Rohr- und Schindel-, Spließ- und Spohndecker. ¼ Thlr.
" 10. Bildhauer, Stuccateur, Staffirer und Lackirer, Vergolder, Tapezierer. 1⅛ Thlr.
" 11. Spritzenmacher, Feuergeräthſchaften, Böttcher. ⅛ Thlr.
" 12. Die Arbeiten des Glockengießers und die Eiſengußwaaren. ⅛ Thlr.
" 13. Die Einrichtungen in öffentlichen Anſtalten, als Kaſernen, Bureaux u. ſ. w. nebſt den dazu gehörigen Utenſilien. 1⅞ Thlr.
" 14. Grundſätze über die Ausmittelung des Raumes zu den Gebäuden; Anweiſung zu Bau-Taxen; Bauverordnungen. 1⅛ Thlr.
" 15. Geſammtkoſten einzelner Baugegenſtände. 1⅛ Thlr.
" 16. Oekonomie beim Bauweſen; Erforderniſſe der Bau-Anſchläge, der Entrepriſe- und Bau-Contracte, der Berichte und Gutachten; Abnahme vollendeter Bauten und Form der Protocolle. 1 Thlr.
" 17. Die Führung und Leitung der Bauten. 1⅞ Thlr.
" 18. Beſchreibung eines vom Verfaſſer entworfenen Schauſpielhauſes, nebſt ausführlichem Anſchlage der Koſten zu dieſem Gebäude. Mit 9 lithogr. Abbildungen in Fol. 3½ Thlr.

Jede dieſer achtzehn Abtheilungen iſt zu dem bemerkten Preiſe einzeln zu haben.

GERMAN SEMINAR LIBRARY
TAYLOR
INSTITUTION
OXFORD